

School of Theology at Claremont



1001 1411792

KIRCHLICHES JAHRBUCH

1964



Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

KIRCHLICHES JAHRBUCH 1964

KIRCHLICHES JAHRBUCH

FÜR DIE EVANGELISCHE KIRCHE IN DEUTSCHLAND

BX

8020

A2

K5

V. 91

1964

BEGRÜNDET VON JOHANNES SCHNEIDER

HERAUSGEGEBEN VON JOACHIM BECKMANN

91. JAHRGANG

GÜTERSLOHER VERLAGSHAUS GERD MOHN

KIRCHLICHES JAHRBUCH

FÜR DIE EVANGELISCHE KIRCHE IN DEUTSCHLAND

1964

HERAUSGEGEBEN VON DER KIRCHENVEREINIGUNG

IN VERBAND MIT DER KIRCHENVEREINIGUNG

IN DEUTSCHLAND

© Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn · Gütersloh 1966

Gesamtherstellung F. L. Wagener · Lemgo

Printed in Germany · Verlagsnummer 4417

INHALT

KIRCHLICHE ZEITGESCHICHTE 1964

I. Die Evangelische Kirche in Deutschland

Von Gottfried Niemeier	1
Einleitung: Kirchliche Existenz als dialogische Existenz	1
1. Das der Kirche zugewandte Gespräch	3
a) Verkündigung und Lehre	3
A. Gottesdienst und Predigt	3
Fragen von Präses D. Wilm	3
Aus dem Vorbereitungsheft „Der junge Mensch und die Gemeinde“ (Rheinland)	4
Kritische Stellungnahme kirchlicher Mitarbeiter	5
B. Universitätstheologie und Gemeindefrömmigkeit	6
Aus dem Kirchenleitungsbericht Berlin-Brandenburg Ost	6
Aus dem Bericht von Landesbischof D. Eichele	7
Thesen der theologischen Diskussion in Sittensen über die Auf- erstehung Jesu (Prof. D. Fuchs u. Prof. D. Dr. Künneth)	9
Erklärung des Präsidiums der Europäischen Evangelischen Allianz	10
Referat Präses Prof. D. Dr. Beckmann	12
und Verhandlungsniederschrift eines Gesprächs des Rates der EKD mit Hochschullehrern der Theologie	15
C. Fortgang des Abendmahlsgesprächs	22
Entschließung der Rheinischen Landessynode	22
Erklärung der Provinzialsynode der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen	23
Stellungnahme des Theologischen Ausschusses der Synode der Kirchenprovinz Sachsen	23
Beschluß der Synode des Bundes ev.-reformierter Kirchen	26
Aus dem Bericht von Landesbischof D. Eichele	27
D. Fortgang des Gesprächs über die Taufe	27
Erklärung einer Mülheimer Akademietagung zum Taufaufschub	28
Beschluß der Regionalsynoden der Evangelischen Kirche Berlin- Brandenburg	28
Taufordnung der Evangelischen Landeskirche in Württemberg	30

b) Gestalt und Ordnung der Kirche	35
A. Die Einheit der deutschen evangelischen Christenheit in der EKD	35
1. Bekenntnisse zur Einheit der EKD in der Trennung	36
Erklärung von Landesbischof D. Beste	36
Erklärung von Bischof D. Krummacher	36
Aus dem Bericht von Landesbischof D. Eichele	37
Aus dem Bericht von Präses D. Wilm	37
Erklärung von Bischof Fränkel	37
2. Einheit in der Vielfalt	37
„Christ und Welt“ – Artikel von Präses D. Scharf (Auszug)	38
Kommuniqué der Bischofskonferenz der VELKD	39
Übereinstimmungserklärung von Präses D. Scharf mit Rats- beschluß vom 18. 1. 1950	39
B. Amt und Gemeinde	40
1. Maßnahmen zur Ordnung des Amtes der Verkündigung ...	41
Pastorinnengesetz der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers ..	41
Pastorinnengesetz der Ev. Kirche von Westfalen (einschl. Gesetz der EKU)	43
Pastorinnengesetz der Ev.-Luth. Kirche in Thüringen	45
Pastorinnengesetz der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens (In- haltswiedergabe)	48
2. Aufbau der Gemeinde	49
Neun Fragen von Präses D. Wilm	49
Erklärung des Laienausschusses der Westfälischen Landes- synode	50
Die Gemeinde als missionarische Gemeinde	
Thesen der Kirchenleitung der VELKD zum missiona- rischen Gemeindeaufbau	51
Die Gemeinde als diakonische Gemeinde	
Wort der Diakonischen Konferenz an die Kirchen- leitungen	57
C. Mission und Diakonie in ökumenischer Verantwortung	58
Richtlinien der Württembergischen Evang. Arbeitsgemeinschaft für Weltmission	59
Arbeitsrichtlinien der Südwestdeutschen Ev. Arbeitsgemeinschaft für Weltmission	61
Arbeitsgemeinschaft ev. Missionen in der DDR	61
D. Neuordnung der Konfirmation	63
Beschlüsse der Landessynode Kurhessen-Waldeck zur Konfirma- tionspraxis	64

c) Das Gespräch mit den anderen Kirchen	65
A. Die EKD in der Gemeinschaft der Ökumene	65
B. Das Gespräch mit der katholischen Kirche	66
Telegrammwechsel zwischen Papst Paul VI. und Präses D. Scharf	66
Wort der Rheinischen Landessynode zur konfessionellen Frage	67
Aus dem Rechenschaftsbericht von Bischof D. Vellmer	67
Beschluß der Landessynode Kurhessen-Waldeck	68
Wort des Rates der EKD zum derzeitigen Gespräch zwischen den Konfessionen	69
Zur 3. Session des II. Vaticanum Bericht von Professor D. Dr. Schlink vor Rat und Kirchenkonfe- renz der EKD (epd-Meldung)	71
2. Das der Welt zugewandte Gespräch	72
a) Der kirchliche Beitrag zu dem Gespräch über politische Fragen (Politische Diakonie)	73
A. Das Verhältnis von Kirche und Staat in der BRD und der DDR	73
Aus dem Rechenschaftsbericht von Bischof Fränkel	74
B. Gespräche und Bemühungen um den Frieden	75
Aus dem Rechenschaftsbericht von Bischof D. Krummacher	75
Rundfunckerklärung von Präses D. Scharf	75
Verhandlungen mit der Prager Friedenskonferenz	76
Friedewalder Tagung über Atomfragen	76
Offener Brief der Studentenpfarrerkonferenz West an Bundes- minister Dr. Seehoß	76
Kirchliche Initiativen zur Aufnahme der diplomatischen Bezie- hungen zu Israel	76
C. Kirchliche Erklärungen zu den Berliner Passierscheinverhand- lungen	77
Telegramm von acht Mitgliedern des Gründungsausschusses der Aktion Sühnezeichen	77
Gespräch des Ratsvorsitzenden mit dem Bundeskanzler	77
Verlautbarung der Regionalkirchenleitung Berlin-West	78
Bekanntmachung des Rates der EKD	78
Kommuniqué über die Oktobersitzung des Rates der EKD	78
Aus dem Bericht der Regionalkirchenleitung Berlin-Brandenburg Ost	78
D. Kirchliche Erklärungen zum Gedenken des Ausbruchs der bei- den Weltkriege	79
Aus dem Kommuniqué über die August-Sitzung des Rates der EKD	79

Aus dem „Wort des Bischofs“ von Bischof D. Jänicke	79
Kanzelabkündigung von Bischof D. Beste	80
Aus einem Rundbrief von Bischof D. Krummacher	80
Wort von Landesbischof D. Mitzenheim	80
b) Kirchliche Beiträge zur politischen Erziehung	80
Aus dem Rechenschaftsbericht von Bischof D. Krummacher	80
Sieben Thesen der Regionalsynode West Berlin-Brandenburg	81
c) Der kirchliche Beitrag zu dem Gespräch über Gesellschaftsfragen (Gesellschaftliche Diakonie)	81
A. Die Aktion „Brot für die Welt“ und die Zentralstelle für Ent- wicklungshilfe	82
Wort des Landesbischofs D. Dietzfelbinger	82
Durchführungsrichtlinien der bayerischen Kirche	83
Dank des Verteilungsausschusses	83
Ev. Zentralstelle für Entwicklungshilfe	84
Richtlinien vom 31. 5. 1961	85
B. Eigentumspolitik in sozialer Verantwortung	85
Empfehlungen zur Eigentumspolitik	86
C. Wort der Kirche zur Bergbaukrise	92
Schreiben von Präses D. Wilm	92
D. Wort der Kirche zu den Fragen und Sorgen der Landwirtschaft	93
Kanzelabkündigung des Rates der EKD zum Erntedankfest ...	93
E. Wort der Kirche zur Strafrechtsform	94
Stellungnahme des Eugenischen Arbeitskreises des Diakonischen Werkes zur Notzuchtindikation	94
Stellungnahme der Strafrechtskommission der Ev. Studien- gemeinschaft zur Notzuchtindikation	95
F. Beitrag der Kirche zu dem kultur- und bildungspolitischen Ge- spräch und Geschehen	97
Kommuniqué der Bayer. Landessynode zur Schulfrage	98
Wort der Rheinischen Kirchenleitung zur Schulart	99
Wort der Pfälzischen Landessynode zur Schulfrage	100
Erklärung über die Ordnung des Religionsunterrichts in Ham- burg	100
Thesen von Prof. D. Frör: Weltlicher oder kirchlicher Religions- unterricht?	102
Thesen zum Religionsunterricht von Prof. Dr. Otto	103
Kanzelabkündigung in der Ev.-luth. Kirche Sachsens	105
G. Der kirchliche Beitrag zu Fragen der öffentlichen Moral	106

Aus einem Deutschlandreisebericht von Prof. Dr. W. Röpke, Genf	106
Schreiben des Evangelischen Oberkirchenrats in Stuttgart betr. Film „Das Schweigen“	107
Eingabe der Tübinger Frauenverbände und Berufsgruppen	107
Urteil des Evangelischen Filmbeobachters über „Das Schweigen“	108
Handreichung des Filmbeauftragten der EKD für Theologen ..	108
Erklärung der Bischofskonferenz der VELKD zum Film „491“	112
Flugblatt von Superintendent Dr. Rieger, Berlin, zum Film „491“	112
Wort des Rates der EKD zum Buß- und Bettag	113
H. Der Dienst der Kirche an den Kriegsdienstverweigerern aus Gewissensgründen	114
Verhandlungen von Präses Prof. D. Dr. Beckmann und Anregungen einer Arbeitstagung	114
Dienst und Gelöbnis der Angehörigen der Baueinheiten in der DDR	115
Aus dem Bericht von Bischof Fränkel	115
Beschluß der Regionalsynode Ost Berlin-Brandenburg und Entschlieung der Anhaltischen Landessynode	116
I. Vom Dienst der Kirche an der Familie	116
Gründung des Evangelischen Zentralinstituts für Familienberatung	116
Schluß	116

II. Die Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik

Von Erwin Wilkens	117
1. Im politischen Spannungsfeld zwischen Ost und West	117
2. Das Verhältnis von Staat und Kirche	120
a) Allgemein	120
Aus dem Vorwort für die Dokumentensammlung „Christentum und Sozialismus heute“	121
Aus dem Tätigkeitsbericht von Landesbischof D. Noth	122
Aus dem Synodalbericht von Generalsuperintendent D. Jacob	122
Aus dem Bericht von Bischof D. Krummacher vor der Synode der Pommerschen Ev. Kirche	123
Bericht über das Gespräch zwischen Walter Ulbricht und Landesbischof Mitzenheim in „Neue Zeit“ (Wartburg-Gespräch)	124

b)	Erinnerung an den Beginn der beiden Weltkriege	137
	Wort des Landesbischofs Mitzenheim	138
	Begleitschreiben zu dem Wort an die Bischöfe in der DDR	138
	und an die Bischöfe in der Bundesrepublik	139
	Wort des Bischofs D. Jänicke	139
	Brief von Landesbischof D. Beste an die Kirchengemeinden	140
	Wort der Kirchenleitung der Ev. Kirche von Schlesien	141
	Rundschreiben von Bischof D. Krummacher an die Gemeinden	141
c)	Öffentliche Verantwortung der Kirchen	142
	Aus dem Tätigkeitsbericht von Landesbischof Noth	143
	Aus dem Bericht von Bischof Jänicke	144
d)	Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen	145
	Anordnung des Nationalen Verteidigungsrates der DDR	146
	Entschließung der Regionalsynode Ost der Berlin-Brandenburgi- schen Kirche	148
	Aus dem Tätigkeitsbericht von Landesbischof Noth	149
	Aus dem Tätigkeitsbericht von Bischof Jänicke	149
3.	Allgemeine kirchliche Situation	150
	Aus dem Kirchenleitungsbericht von Bischof Krummacher	150
	Aus dem Kirchenleitungsbericht von Generalsuperintendent Jacob	151
	„Brief aus Mitteldeutschland“ (epd): Die evangelische Kirche und die Einheit Deutschlands	153
	Mitteldeutsche Kirche im Umbruch – Statistik aus der Landeskirche von Anhalt	155
	Mitteilungen aus der Arbeit der Inneren Mission: Mitteldeutsche Dia- konie vor schweren Aufgaben (epd)	156
	Bericht eines westdeutschen Beobachters: „Frage sechs – Die Lage der Kirche in der DDR“	157
4.	Bildungs-, Erziehungs- und Jugendfragen	161
a)	Staatliche Jugendpolitik	161
	Aus dem Bericht des stellv. Vorsitzenden des Ministerrates der DDR, Alexander Abusch, über das Ergebnis der Diskussion über den Entwurf des neuen Jugendgesetzes der DDR	161
	Aus dem Bericht des Generalsekretärs der CDU	162
	Aus dem Bericht des stellv. Generalsekretärs der CDU	162
	Das neue Jugendgesetz der DDR (Inhaltsangabe und Auszüge sowie Erläuterungen zu einzelnen Paragraphen)	162
b)	Grundsätze für die Gestaltung des einheitlichen sozialistischen Bil- dungssystems	168

Aus der Vorgeschichte der „Bildungsgrundsätze“: Bericht von Walter Ulbricht auf dem VI. Parteitag der SED 1963	168
Aus dem Bericht von Alexander Abusch vor dem Ministerrat der DDR	169
Auszug aus der Präambel des Entwurfs	169
Erläuterung von Alexander Abusch über den Hauptsinn des Dokumentes	169
Darstellung über das Zustandekommen	170
Handreichung des Konsistoriums der Kirchenprovinz Sachsen zu dem Entwurf	170
Schreiben der Konferenz Ev. Kirchenleitungen in der DDR an Ministerpräsident Stoph	174
Schreiben von Landesbischof Mitzenheim an den Ministerpräsidenten	176
Stellungnahme der Landessynode der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens	178
Kanzelabkündigung der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens	180
Äußerung von Alexander Abusch zur Inanspruchnahme der Jugend durch die Weltanschauung des Marxismus-Leninismus	182
Äußerung von Gerald Götting zur Weltanschauungsfrage	182
Stellungnahme von Frau H. R. Lohde zu Einwendungen von christlicher Seite	182
c) Kirchliche Jugendarbeit	183
Bericht über den Stand der „Christenlehre“ und über die Arbeit der „Jungen Gemeinde“ von Gen.-Sup. Jacob	183
Aus dem Tätigkeitsbericht von Landesbischof Noth zu Bibelrüstzeiten und zum Verhältnis von Konfirmation und Jugendarbeit ...	185
Bericht über den Thüringer Landesjugendtag	186
5. Theologische Besinnung	187
Aus dem Bericht von Gen.-Sup. Jacob vor der Regionalsynode Ost der Berlin-Brandenburgischen Kirche	187
Aus dem Tätigkeitsbericht von Bischof Jänicke	188
Aus einem Aufsatz von Prof. Dr. Klohr (Inhaber des Lehrstuhls für Wissenschaftlichen Atheismus in Jena)	190
„Atheismus für Christen“ – Stellungnahme zu einem von Prof. Klohr herausgegebenen Sammelband in der Mecklenburgischen Kirchenzeitung	192
„Zehn Artikel und sieben Sätze“ – Referat von Gen.-Sup. Jacob.....	195
„Kirche für die Welt – ein Abänderungsvorschlag zu den Zehn Artikeln“ – Aufsatz von Johannes Hamel	200
„Kirche in der Welt – Kirche für die Welt“, Antwort an Johannes Hamel von Albrecht Schönherr	205

Aus einem Aufsatz von Dr. Joachim Berger „Zur Politik und Kirchenpolitik der ‚Sieben Artikel‘“	212
--	-----

6. Vom Leben in den Gemeinden

Aus dem Bericht von Gen.-Sup. Jacob vor der Regional-Synode Ost der Berlin-Brandenburgischen Kirche über die innere Situation der Gemeinden	213
Aus dem Jahresbericht des Oberkirchenrates der Ev.-Luth. Landeskirche Mecklenburgs	215
„Wenn die Taufe nicht mehr ‚üblich‘ ist“ (epd-Bericht)	217
Auszüge aus einem Bericht über die Arbeit der Volksmission in der DDR	218

III. Die Evangelische Kirche der Union

Von Ferdinand Schlingensiepen	220
-------------------------------------	-----

A. Aus der Arbeit der Evangelischen Kirche der Union

1. Die theologische Arbeit	220
a) Der theologische Ausschuß	220
b) Das Studium der katholischen Kirche	221
c) Das Forum für Literatur und bildende Kunst der Gegenwart ..	221
Aus der Eröffnungsrede von Prof. D. Dr. Söhngen	222
2. Die ökumenische Arbeit und die Auslandsarbeit	223
a) Das Verhältnis zum Ökumenischen Rat der Kirchen	223
Stellungnahme über die Frage „Was bedeutet den Gliedkirchen der EKU die Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat der Kirchen?“	223
b) Die IV. Ökumenische Studentagung	228
c) Der Austausch mit anderen Kirchen	228
d) Aus der Auslandsarbeit	229
3. Die Evangelische Kirche der Union und die Weltmission	230
a) Der Missionsausschuß	230
b) Verbindung zu den jungen Kirchen in Afrika	230

B. Aus den Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Ausführungsbestimmungen zur Lehrbeurteilungsordnung der Evangelischen Kirche der Union (von Hartmut Johnsen)	231
--	-----

ÖKUMENISCHE BEWEGUNG 1963/64

Von Hanfried Krüger	237
I. Die innere und äußere Entwicklung des Ökumenischen Rates	237
1. Glauben und Kirchenverfassung	237
a) Die 4. Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung vom 12. bis 16. Juli 1963 in Montreal	237
Wort an die Kirchen	239
Dokument über „Abendmahlsgottesdienste bei ökumenischen Veranstaltungen“	240
„Die Kirche und der Ökumenische Rat der Kirchen“	244
b) Sitzung der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung vom 15. bis 27. August 1964 in Aarhus	245
Überlegungen über die künftige Weiterarbeit der Kommission	246
2. Weltmission und Evangelisation	249
Botschaft der Kommission für Weltmission und Evangelisation	250
3. Bilanz der ökumenischen Situation	251
Tätigkeitsbericht von Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft	252
Erklärung des Exekutivausschusses des ÖRK zur Einheitsfrage: „Die Bedeutung der Mitgliedschaft im ÖRK“	261
Stellungnahmen zu der vorstehenden Erklärung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland	267
der Kirchenleitung der Vereinigten Ev.-Luth. Kirche Deutschlands	269
des Ökumenischen Ausschusses der Ev. Kirche der Union	270
4. Die äußere Entwicklung des ÖRK	278
Leserbrief aus „Christian Century“ betr. Nominierung eines Nachfolgers für den Generalsekretär Visser 't Hooft	279
Rundfunkkommentar von Hauptpastor D. Harms zur Frage der Nachfolge	280
II. Römisch-katholische Kirche und II. Vatikanisches Konzil	281
Aus einem Vortrag von Dr. Lukas Vischer über das Konzil	282
Telegramm des Ratsvorsitzenden der EKD zum Tode des Papstes Johannes XXIII.	283
Aus der Krönungsansprache des Papstes Paul VI.	283
Erklärung des Zentralausschusses über die „Beziehungen zur römisch- katholischen Kirche“	284
Aus der Ansprache des Papstes anlässlich der Eröffnung der zweiten Session des Konzils	285
Das „Schuldbekenntnis“ des Papstes	286
Wort des Rates der EKD zum derzeitigen Gespräch zwischen den Konfessionen	287

Ansprache des Vertreters des Luth. Weltbundes bei einem Empfang nichtrömischer Beobachter durch den Papst	288
Liste des Sekretariats für die Förderung der Einheit der Christen mit den Namen der nichtkatholischen Beobachter bei der zweiten Sitzungsperiode	290
Bericht des Beobachters der EKD „Zum Abschluß der 2. Sitzungsperiode des II. Vatikanischen Konzils“	293
Verlautbarung des Erzbischofs von Canterbury zu der Begegnung zwischen dem ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel und dem Papst	298
Kommentar des Vertreters des Patriarchats von Konstantinopel beim ÖRK zu dem Treffen	299
Stellungnahme von Dr. Visser 't Hooft zu der Enzyklika von Papst Paul VI. „Ecclesiam suam“	299
Aus der Ansprache des Papstes zur Eröffnung der 3. Konzilsperiode	300
Aus der Rede des Papstes auf einem Empfang der Konzilsbeobachter	302
Offizielle Beobachter – und Gästeliste für die dritte Session	302
Bericht von Dr. Lukas Vischer auf der Tagung des Zentralausschusses des ÖRK „Nach der dritten Session des zweiten Vatikanischen Konzils“	306
Untersuchung von Dr. Vischer „Die römisch-kath. Kirche und der Ökumenische Rat der Kirchen“	319
Erklärung des Zentralausschusses „Beziehungen zwischen dem Ökumenischen Rat und der römisch-katholischen Kirche“	340
III. Orthodoxe Kirchen	342
Botschaft der Panorthodoxen Konferenz vom 29. 9. 1963	343
Grußbotschaft des Ökumenischen Rates der Kirchen zur Eröffnung der Panorthodoxen Konferenz auf Rhodos am 1. 11. 1964.....	345
Kommuniqué über die Verhandlungen der Panorthodoxen Konferenz	347
Kommuniqué über inoffizielle theologische Gespräche von Vertretern aus den orthodoxen und den monophysitischen Kirchen	349
IV. Internationale Angelegenheiten	349
Erklärung des Zentralausschusses „Der Vertrag zum Kernwaffenversuchsverbot und die nächsten Schritte“	350
Schreiben des Zentralausschusses an die leitenden Staatsmänner Großbritannien, der UdSSR und der Vereinigten Staaten	351
Erklärung des Zentralausschusses über rassische und ethnische Spannungen	352
Erklärung des Exekutivausschusses „Abrüstung heute – Probleme und Gelegenheiten“	355
Bericht von Dr. Nolde über die Berlinfrage	357
Sechs-Punkte-Plan von Dr. Nolde	357

Stellung der KKIA in der Zypernkrise	359
Erklärung des Exekutivausschusses des ÖRK zur Zypernfrage	360
Schreiben von Generalsekretär Visser 't Hooft an den Protestantischen Kirchenbund der Schweiz „Zypern und die Ökumene“ (öpd: Inhaltsangabe)	360
Stellungnahme des Exekutivausschusses des ÖRK zum Rassenkonflikt	361
 V. Konfessionelle Weltbünde und christliche Weltorganisationen	363
Dokument 75 der IV. Vollversammlung des Luth. Weltbundes „Rechtfertigung heute“	363
Dr. Vilmos Vajta: „Ekklesiologie und Lutherischer Weltbund“	371
Erklärung der Generalversammlung des Reformierten Weltbundes über das Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche	373
Ökumenische Richtlinien der Generalversammlung des Ref. Weltbundes	376
Kritische Gesamtwertung der Konferenz von Pfarrer Karl Halaski „Komm, Schöpfer Geist“	378
Bericht der Ostasiatischen Christlichen Konferenz zur Frage des Weltkonfessionalismus	383
„Friede und Ökumene“ – Bericht des Ökumene-Ausschusses der II. Allchristlichen Friedensversammlung in Prag (ACFV)	385
Kommissionsbericht der ACFV über die Deutschlandfrage	386
Botschaft der ACFV an die Kirchen und Christen	388
Aufruf der ACFV an die Regierungen, Parlamente und maßgebenden Persönlichkeiten der Welt	391
 VI. Regionale Entwicklungen	393
Vortrag von Generalsekretär Visser 't Hooft vor der Konferenz Europäischer Kirchen über die Aufgaben der europäischen Kirchen	395
Aufsatz von Gerhard Brennecke über Verlauf und Probleme der Konferenz	401
 VII. Kirchenunionen	407
Fünf Resolutionen an die Mitgliedskirchen des Britischen Rates der Kirchen	409
 VIII. Ökumene zu Hause	410
Liste der Ökumenischen Institute und Seminare in Deutschland ...	412
Liste der deutschen Mitglieder in Kommissionen des ÖRK	413
 IX. Von Personen	417

KIRCHLICHE STATISTIK

I. Gliederung, Pfarrstellen und geistliche Kräfte in den evangelischen Landeskirchen im Bereich der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin (West) – (Stand 31. 12. 1964)

Von Paul Zieger	421
Tabelle 1: Gliederung der Landeskirchen	423
Tabelle 2: Die Stellen für das geistliche Amt	424
Tabelle 3: Die Träger des geistlichen Amtes	426
Tabelle 4: Emeritierte Pfarrer und Pfarrverwalter, beurlaubte Pfarrer und Pfarrer im Wartestand	428
Tabelle 5: Lebensalter der im Jahre 1964 emeritierten Pfarrer und Pfarrverwalter und der im aktiven kirchlichen Dienst verstorbenen Pfarrer	429

II. Äußerungen des kirchlichen Lebens 1963 in den westlichen Gliedkirchen der EKD

Von Paul Zieger	430
Tabelle 1: Taufen im Jahre 1963	431
Tabelle 2: Kindertaufen in % der Geburten des Jahres 1963	432
Tabelle 3: Kindertaufen nach dem Ort der Taufe im Jahre 1963	433
Tabelle 4: Konfirmationen im Jahre 1963	434
Tabelle 5: Trauungen im Jahre 1963	435
Tabelle 6: Trauungen in % der Eheschließungen des Jahres 1963	436
Tabelle 7: Trauungen von geschiedenen Eheleuten im Jahre 1963	437
Tabelle 8: Kirchliche Bestattungen im Jahre 1963	438
Tabelle 9: Kirchliche Bestattungen von Selbstmördern im Jahre 1963 ...	439
Tabelle 10: Heiliges Abendmahl im Jahre 1963	440
Tabelle 11: Abendmahlsgäste des Jahres 1963	442
Tabelle 12: Kindergottesdienste sowie kirchliche Unterweisung der Jugend im Jahre 1963	444
Tabelle 13: Übertritte (Eintritte) zu den Landeskirchen im Jahre 1963 ...	446
Tabelle 14: Kirchenaustritte im Jahre 1963	447

III. Studierende der evangelischen Theologie im Wintersemester 1963/64

Von Paul Zieger	448
Tabelle 1: Die deutschen Studierenden der ev. Theologie an den einzelnen Universitäten und Kirchlichen Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin (West) in den Wintersemestern 1962/63 und 1963/64	449
Tabelle 2: Die Studierenden der evangelischen Theologie nach Fachsemestern in %	450
Tabelle 3: Theologiestudierende im 1. und 2. Fachsemester (Studienanfänger)	450
Tabelle 4: Die Theologiestudierenden nach dem Beruf des Vaters	451

Kirchliche Zeitgeschichte 1964

I. Die Evangelische Kirche in Deutschland

Von Gottfried Niemeier

EINLEITUNG: KIRCHLICHE EXISTENZ ALS DIALOGISCHE EXISTENZ

Wer den Weg der evangelischen Christenheit und Kirche in Deutschland durch das Jahr 1964 verfolgt und nachzuzeichnen versucht, wird nicht von spektakulären Veranstaltungen, sensationellen Entwicklungen, die Welt erregenden und bewegenden Worten und Taten Kenntnis zu nehmen und Kunde zu geben haben; über ein kirchliches Normaljahr ist zu berichten, in dem weder bahnbrechend Neues noch sonderlich Zukunftsträchtiges geschah, wohl aber in der Unauffälligkeit und Unscheinbarkeit des Gehorsams gegenüber dem Herrn der Kirche und seinem Auftrag ein Stück Weges durch Welt und Zeit mit kleinen Schritten zurückgelegt wurde. Es änderte sich nichts daran, daß die EKD ihre Existenz in der Zertrennung, im Schatten der weltpolitischen Spannungen, an der Grenze und auf der Nahtstelle des Aufeinanderpralls von politisch, gesellschaftlich, wirtschaftlich und weltanschaulich gegensätzlich ausgerichteten Machtblöcken zu verwirklichen hatte; es änderte sich nichts daran, daß ihr von dieser Situation her die Diakonie des Brückenschlags über Grenzen und Gräben, Mauern und Minengürtel und das Bemühen um das Bewahren und Bewähren der kirchlichen Einheit aufgetragen waren. Es änderte sich nichts daran, daß ihre östlichen Gliedkirchen mit einer zum staatlichen Programm erhobenen Gottlosigkeit, ihre Landeskirchen im Westen sich mit der schleichenden Gottlosigkeit einer ihre innere Leere mit den Surrogaten einer äußerlichen Reizkultur auffüllenden Wohlstandsgesellschaft auseinanderzusetzen hatten. Auch daran änderte sich nichts, daß der seit Jahren im Gang befindlichen Erosion der volkskirchlichen Verhältnisse kein Einhalt geboten werden konnte, vielmehr der Prozeß des Abbröckelns und der Aushöhlung seinen Fortgang nahm. Die trotz aller an Liturgie und Predigt, an Seelsorge und Gemeindeaufbau, an neue Gottesdienstformen und neue Weisen und Wege der Verkündigung, an Evangelisation und Volksmission gewandten Mühe nicht anwachsende Zahl der Gottesdienstbesucher, die Rückläufigkeit von Taufen und Trauungen, der Mangel an theologischem und diakonischem Nachwuchs, der Rückgang des Katechismusgebrauchs im kirchlichen Unterricht, das abnehmende Interesse der Lehramtsbewerber aller Schularten am Erwerb der Religionsfakultas und andere Erscheinungen sprechen eine unüberhörbare Sprache. Aber auch daran hat sich nichts geändert, daß es im Jahre 1964 der Auftrag der Kirche blieb, mit Wort und Tat die frohe Botschaft von Jesus Christus auszurichten. Gottesdienste und Amtshandlungen, Unterweisung und Seelsorge, volksmissionarische Veranstaltungen, Tagungen der Evangelischen Akademien und Erklärungen zu Fragen des Lebens und Zusammenlebens, mahnende oder mutmachende, warnende oder wegweisende Worte an die Öffentlichkeit, beratende Gespräche

mit den Verantwortlichen in Staat und Gesellschaft, Mitarbeit an allen gemeinsamen Aufgaben und diakonische Hilfe, wo immer sie nötig wurde, machten das Jahr 1964 zu einem kirchlichen Normaljahr, kaum mehr, aber wohl auch nicht weniger. Daß auch im Jahre 1964 das Evangelium von Christus, dem Herrn und Heiland der Welt, in unserem geteilten Land und unserer zertrennten Kirche bezeugt und gepredigt und je und dann im Glauben gehört und angenommen wurde, ist das entscheidende Faktum, das im Rückblick auf dieses Jahr festzustellen und festzuhalten ist, und es macht deutlich, daß die Evangelische Kirche in Deutschland mit allen ihren Gliedkirchen 1964 wesentlich und eigentlich dadurch geprägt wurde, daß sie genötigt war, ihre Existenz als spezifisch kirchliche Existenz zu verwirklichen. Kirchliche Existenz aber ist Existenz in einem doppelten, einem unablässig nach zwei Seiten hin zu führenden Dialog, der sich im Hören, Fragen, Sich-fragen-Lassen und Antworten vollzieht. Beide Gesprächsrichtungen hängen eng miteinander zusammen und sind dicht aufeinander bezogen; der Dialog nach und mit der einen Seite kann nicht ohne den nach und mit der anderen geführt werden, geht es doch um die beiden Seiten der einen und gleichen Aufgabe: um den charakteristischen und spezifischen Auftrag der Kirche, die rettende und befreiende Christusbotschaft unverkürzt und unverfälscht wiederzugeben und vollmächtig weiterzugeben. Es ist die Frage nach dem rechten Verständnis und der rechten Verkündigung des Evangeliums, um deren Beantwortung die Kirche sich ständig zu bemühen hat. Das grundlegende Stück des Doppeldialogs ist darum das in der immer wieder neuen Begegnung des Fragens und Hörens sich vollziehende Gespräch der Kirche mit dem Evangelium. Dieses Gespräch der Kirche *mit* dem Evangelium wird zum Gespräch *unter* dem Evangelium über die Kirche selbst in allen ihren Lebensäußerungen, über ihren Gottesdienst, ihre Predigt, ihre Verwaltung der Sakramente, ihre Lehre, ihre Theologie, ihre Verfassung, Verwaltung, Gestalt und Ordnung, ihr Verhältnis zu den anderen Kirchen. Davon wird der erste Hauptteil des Berichts über das Jahr 1964 handeln.

Der andere Gesprächsgang hat die Welt mit ihren zwiesegichtigen Fortschritten, ihren Fragen, Sorgen, Ängsten und Nöten zum Gegenüber und Partner. Daß dem so ist, hat seinen Anlaß und Grund einmal darin, daß Kirche und Welt unauflöslich ineinander verschränkt sind, daß jede mit ihren Gaben und Gefahren in der anderen gegenwärtig, die Kirche vom Unglauben in ihrer eigenen Mitte bedroht, der Welt und ihrer Geschichte geheime Mitte aber das Evangelium ist; entscheidend jedoch ist, daß das Evangelium eine weltzugewandte Botschaft ist, die sie ausrichtende Kirche in der Welt und für die Welt dasein soll und der aus dem Hören des Evangeliums erwachsende Glaube im Dienst an der Welt tätig und bewährt werden will. In dem zweiten Hauptteil wird darum über das diakonische Gespräch der Kirche mit der Welt und über den kirchlichen Beitrag zur Lösung von Zeitfragen berichtet, den sie allein aus dem unerschöpflichen Schatz des ihr zur Weitergabe anvertrauten Evangeliums mit ursprünglicher Kraft und Vollmacht zu leisten vermag.

Beide Teile berichten vom Leben einer Kirche, die sich als *ecclesia semper reformanda* verstehen und verstanden wissen will, einer Kirche, die sich selbst günstigstenfalls auf dem mit Stolpern und Rückschritten begangenen Wege zum rechten Hören, Verstehen und Erfüllen ihres Auftrags, keineswegs aber am Ziel sieht, einer Kirche, die nicht selbstsicher, sondern selbstkritisch über sich denkt und

urteilt, einer Kirche, die weiß, daß sie mit allem, was sie sagt und tut, weit hinter dem zurückbleibt, was zu sagen und zu tun ihr aufgetragen ist.

I. DAS DER KIRCHE ZUGEWANDTE GESPRÄCH

a) Verkündigung und Lehre

A. Gottesdienst und Predigt

Die Kirche lebt in und von ihrem Gottesdienst. In ihm geschieht die Sammlung der Gemeinde und die Zurüstung für ihre Sendung. Ursprung und Grundlage ihres Seins, Brunnenstube ihrer Erneuerung und Instrumentarium ihres Dienstes hat und findet die Kirche im Gottesdienst. Dort empfängt sie, was sie hat und ist und im Zeugnis des Wortes und der Tat weitergibt. Darum muß sie unermüdlich im Nachdenken über diese tragende Mitte ihres Lebens sein und darf die daran geäußerte Kritik nicht außer acht lassen. Wenn das schon von der polemischen Kritik zu gelten hat, so hat es für die konstruktive Kritik besondere Gültigkeit.

Es ist auch im Jahre 1964 von innen wie von außen mancherlei Kritik am kirchlichen Gottesdienst, nicht zuletzt an der Predigt laut geworden; mancherlei Vorschläge für eine zeitgemäße Gottesdienstform wurden vorgelegt und hier und da vor allem für die Jugend und mit ihr erprobt. Gottesdienste mit Jazzmusik und Spirituals wurden gehalten; um die Predigt aus dem Schein, Verdacht und Urteil herauszunehmen, sie sei weithin nichts als Monolog und nicht mehr als „eine institutionell gesicherte Belanglosigkeit“ (G. Ebeling), wurde sie bei solchen, aber auch bei anderen Gelegenheiten in Dialogform gehalten. Hinter diesem Suchen nach neuen Formen des Gottesdienstes und der Predigt steht das Bemühen, aus der ungunstigen und falschen Trennung von geistlich und weltlich, von sakral und profan herauszukommen, das normale Leben mit dem Leben der Kirche und in der Kirche zu verbinden, der Zweigleisigkeit des üblichen Christseins zu wehren und deutlich werden zu lassen, daß der Glaube an Christus nichts außerhalb der Fülle des Lebens Stehendes ist.

Der westfälische Präses D. Wilm hatte zur Vorbereitung seines der Landesynode auf ihrer Tagung vom 18. bis 23. Oktober 1964 unter dem Thema „Ordnung und Gestalt der Kirche“ erstatteten Berichts den Superintendenten der Landeskirche eine Reihe absichtlich herausfordernder Fragen gestellt, die den Akzent der Kritik an der Kirche, wie sie in Rundfunk, Fernsehen, Tagespresse, Illustrierten und auf kirchlichen Veranstaltungen wie dem Kirchentag und in kirchlichen Publikationen laut wird, aufnehmen.

Die im Blick auf den Gottesdienst der Gemeinde gestellten Fragen lauten:

1. Fördert oder hindert die Ordnung und Gestalt unserer Gottesdienste ... die Verkündigung des Evangeliums und die Darreichung des Sakraments an alle Menschen? Was ist unter Umständen zu ändern?

2. Fördert oder hindert die Ordnung und Gestalt unserer Gottesdienste Lobpreis und Gebet der Gemeinde? Was ist unter Umständen zu ändern?

3. Fördert oder hindert die Ordnung und Gestalt unserer Gottesdienste die Samm-

lung der Gemeinde, daß sie einerseits wirklich zu einer Gemeinschaft untereinander kommt und andererseits für alle offen ist und alle in ihre Gemeinschaft hineinzunehmen sucht? Was ist unter Umständen zu ändern?

4. Fördert oder hindert die Ordnung und Gestalt unserer Gottesdienste die wirkliche Mitwirkung und Beteiligung der ganzen Gemeinde am gottesdienstlichen Geschehen, so daß nicht am Ende doch immer nur ein unevangelisches Gegenüber von Pastor und Gemeinde – oder nicht einmal das – bleibt (vgl. auch in dieser Hinsicht den Ordinationsvorbehalt!)? Was ist unter Umständen zu ändern?

Die Synode der Evangelischen Kirche im Rheinland stellte sich für ihre nächste Tagung das Thema „Jugendarbeit“. Als Arbeitsmaterial wurde im Berichtsjahr ein Vorbereitungsheft mit dem Titel „Der junge Mensch in der Gemeinde“ veröffentlicht; es wurde auf Delegiertentagen Evangelischer Jugend erarbeitet und von der Jugendkammer der Evangelischen Kirche herausgegeben. Ein eigener Abschnitt handelt über „Gottesdienst und Predigt“. Es heißt darin:

Wir stellen fest, daß es keine allgemein gültige und festgelegte Form des Gottesdienstes gibt. Wir halten Gebet, Verkündigung, Abendmahl und Dankgabe für die wesentlichen Bestandteile des Gottesdienstes. Jedes Instrument muß zum Lob Gottes recht sein. Die Vielfalt der möglichen und nötigen Gottesdienstformen erfordert eine entsprechende Bauweise und Ausgestaltung unserer Gottesdiensträume: einen Zentralbau mit beweglichem Mobiliar. Wir erwarten von der veränderten Bauweise, daß sie einen engeren Kontakt zwischen den Gottesdienstbesuchern schafft.

Die Predigten sollen nicht nur theologische Vorträge, sondern gegenwartsbezogen sein. Sie sollen mehr ethisches Gewicht haben und den Hörer mit seinen Alltagsfragen nicht allein lassen. Möglichkeiten einer abwechslungsreichen und lebensnahen Predigt könnten sein:

1. Predigvorbereitung in Gruppen. Fragen, die der Kreis zum Text stellt, werden vom Pfarrer aufgenommen und in der Predigt beantwortet, oder es werden während der Predigt gemeinsam vorbereitete Fragen geäußert.

2. Dialogpredigten (Predigten mit zwei Gesprächspartnern).

3. Katechetische Predigten, also Diskussionspredigten.

4. Podiumsgespräch, ähnlich der Dialogpredigt, doch mit mehreren Partnern.

Als Einstiegsmöglichkeiten regen wir Anspiele und Hörspiele an. Auch technische Hilfsmittel wie Filme, Tonband, Lichtbilder und Schallplatten sollten im verstärkten Maß im Gottesdienst eingesetzt werden.

Der Pfarrer sollte die Möglichkeit haben, den Bibeltext während des Gottesdienstes aus einer modernen Übersetzung nach seiner Wahl zu lesen. Die altertümlichen Formulierungen in Bibel und Gesangbuch müssen abgeschafft werden. Luther sagte: „Man soll den Leuten aufs Maul schauen!“ Heute schaut man Luther aufs Maul – und achtet nicht auf die Sprache des Volkes. Wir brauchen eine Bibel, die von den Menschen unserer Zeit auch wirklich verstanden werden kann. Die Übersetzung muß wissenschaftlich einwandfrei sein. Wir empfehlen zum Beispiel die Zürcher Bibelübersetzung, das Buch der Bücher in Wort und Bild für Menschen unserer Zeit von Kuhn und Riethmüller und die Bibelteile unter dem Titel „Womit wir leben können“ von Jörg Zink.

Ein besonderes Problem sind auch die Lieder, die im Gottesdienst gesungen werden. Warum hängen wir mit unserem Liedgut noch im 16. Jahrhundert? Das Beiheft zum Gesangbuch enthält 100 Lieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert, aber nur 10 Lieder aus der neueren Zeit. Wer soll Lieder mit Fußnoten singen? Wir bitten, das Evangelische Kirchengesangbuch auch in unserer Landeskirche einzuführen und in den zweiten Teil viel modernes Liedgut aufzunehmen.

Wegen einer geordneten Gestaltung des Gottesdienstes halten wir eine für jeden Sonntag im Aufbau gleiche Liturgie in der ganzen Landeskirche für notwendig. Sie darf in Form und Inhalt kein überaltertes Sprachgut enthalten, auch wenn sich die Stammgemeinde daran gewöhnt hat.

Alte und junge Gemeindeglieder könnten beim Sprechen der Liturgie beteiligt werden. Außerdem empfehlen wir eine häufige Mitwirkung von Kirchenchor und Jugendkreisen durch Darbietung von neuem Liedgut. Beim Formulieren und Sprechen der Gebete müssen Gemeindeglieder mitwirken. Unsere gesprochenen Gebete sollen in der Sprache unserer Zeit abgefaßt werden und auf die Ereignisse der Gegenwart Bezug nehmen. Unsere Gebete in der Gesangsform sollen kurze, verständliche Texte mit Aussagekraft haben. Die Melodien müssen einfach singbar und rhythmisch sein. Sie müssen den Text unterstützen und dürfen ihn nicht überwuchern. Pausen für stille Gebete sind einzusetzen.

Wir schlagen vor, das nichtssagende Wort „Kollekte“ durch das aussagekräftige Wort „Dankgabe“ zu ersetzen. Die Dankgabe soll mitten im Gottesdienst eingesammelt werden. Wir fragen, ob die Kollekte in ihrer bisher üblichen Form heute noch angebracht ist. Sollte man nicht die Opferbereitschaft durch Übernahme einer Patenschaft neu wecken?

Die technischen Abkündigungen sollen vor das Eingangslied gestellt werden. Wenn die Bekanntmachungen erst nach der Predigt verlesen werden, besteht die Gefahr, daß der Eindruck der Predigt verwischt wird.

Wir fragen, ob das Glaubensbekenntnis noch allgemein verständlich ist. Die Formulierung des Nizäischen Glaubensbekenntnisses finden wir bedeutend klarer. Allerdings wäre es wohl am besten, für das Glaubensbekenntnis würde eine neue, zeitgemäße Formulierung gefunden.

Wir möchten im besonderen Jugendgottesdienst, der mehr zu erstreben ist, nicht nur Sprechmotetten, Gesang, Gebete und Schriftlesung gestalten, sondern auch die Predigt selber ausarbeiten und vortragen. Der Gemeindepfarrer sollte im Jugendgottesdienst möglichst nur beratende, nicht aber aktive Funktionen ausüben. Auch hier sind die Lieder ein besonderes Problem. Es fehlt ein wirklich gutes Liederbuch für junge Menschen. Es ist nötig, daß ein solches unter Mitarbeit junger Menschen geschaffen wird. Ebenso wie die alten Gesangbuchmelodien aus der Welt in die Kirche kamen, ist es auch möglich und gut, moderne weltliche Ausdrucksformen wie etwa den Jazz in der Kirche zu verwenden. Auch die Gebete im Jugendgottesdienst müssen jugendgemäß, also klar und schlicht formuliert sein, daß man sie wirklich mitbeten kann.

Schulgottesdienste sollte man dem Alter entsprechend teilen. Wir regen an, sie nur 14täglich umschichtig stattfinden zu lassen. An der Gestaltung sollten nach Möglichkeit Lehrer und Schüler beteiligt sein. Gegebenenfalls könnten Werktags- oder Bittgottesdienste eingeschoben werden. Diejenigen, die nicht am Gottesdienst teilnehmen können, müssen auf andere Weise am Gottesdienst der Gemeinde beteiligt werden.

Zu diesen Vorschlägen nahm ein Freundeskreis jüngerer Mitarbeiter des Männerwerks, des CVJM und der Evangelischen Arbeitnehmer-Bewegung kritisch Stellung:

Nach genauer Betrachtung stellen wir, die wir auch zur evangelischen Kirche zählen und in derselben zum Teil aktiv sind, folgendes fest:

Diese Reformen sind eine Gefahr für unsere Gemeinde und damit für unsere Kirche.

Viele Vorschläge zur Abschaffung oder Änderung angeblich veralteter Formen in unserer Kirche können doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß ein Herumbasteln und Experimentieren an den gottesdienstlichen Ordnungen in dieser Weise den Schaden nicht zu beheben vermag, den solche Thesen in unserer Kirche anrichten.

Ist es eine Flucht vor Gott oder die Flucht vor dem Amt der wirklichen Seelsorge? Glauben die „Reformer“ allen Ernstes, daß die Verfolgten und Märtyrer während der Hitlerzeit ihren Glauben aus modern gestalteten Gottesdiensten mit Jazz, Filmen, zeitgemäßen Gebeten usw. bezogen hätten? – Niemals! Der Glaube wird uns allen ausschließlich aus Gnade durch Jesus Christus und sein unverfälschtes Wort geschenkt. Das, was man hier praktizieren möchte, ist ganz schlicht gesagt moderne Werbung, bei der die „Reformer“ sich aller Publikationsmittel bedienen, um Menschen für unsere Kirche zu gewinnen. Wird hierdurch noch die echte Gemeinde Jesu Christi angesprochen, zu der jung und alt zählt?

Wer sich dieser Mittel bedient, tritt in Konkurrenz mit Jazz- und Filmveranstaltungen, die außerhalb der Kirche in Überfluß dargeboten werden.

So gesehen ist unsere Kirche lediglich Kultstätte, bei der die Pfarrer nur noch Zuschauer sind und, wie zum Ausdruck gebracht, beratende Funktionen ausüben.

Berater gibt es im kirchlichen und außerkirchlichen Raum zur Genüge. Echte Seelsorger hingegen sind heutzutage sehr gefragt.

Wie erwähnt, schaut man heute Luther aufs Maul und achtet nicht auf die Sprache des Volkes. Wir sind der Meinung, daß die Protestanten im Lande der Reformation Luther mehr aufs Maul schauen sollten. Dann wäre es sicherlich mit unserer Kirche besser bestellt, denn die Sprache des Volkes hat den Kreuzgang unseres Herrn bewirkt.

Bei Verwirklichung oben angeführter Thesen – auch im Jugendgottesdienst – würde die evangelische Kirche ihr Urteil über sich selbst sprechen. Beten wir dafür, daß es hierzu nicht kommen möge.

Im übrigen verweisen wir im Zusammenhang unserer Stellungnahme auf die Heilige Schrift nach der alten Übersetzung D. Martin Luthers, 2. Timotheus 3, 13–17.

B. Universitätstheologie und Gemeindefrömmigkeit¹

Aus der Sorge um die Verkündigung der Kirche, ihre Mitte und ihren unverfälschten, unverkürzten Gehalt, ihren Charakter als der rettenden Friedens-, Freuden- und Freiheitsbotschaft Gottes und ihr vollmächtiges Ergehen erwuchs die Beunruhigung weiter Kreise in Pfarrerschaft und Gemeinde angesichts mancher Aussagen der die Bibel historisch-kritisch erforschenden, kerygmatisch verstehenden und existential interpretierenden Theologie und die kritische Zurückhaltung gegenüber gewissen Hochschullehrern, die diese Art des Theologisierens vertreten.

Auf einer Reihe von Landessynoden – unter anderen der Kirchen von Berlin-Brandenburg, Kirchenprovinz Sachsen, Kurhessen-Waldeck, Württemberg – kamen die damit aufbrechenden Fragen zur Sprache.

Bischofsverwalter Generalsuperintendent D. Jacob sagte in dem der östlichen Regionalsynode auf ihrer Tagung vom 8. bis 13. November 1964 erstatteten Bericht der Kirchenleitung Berlin-Brandenburg (Ost):

Seit mehr als einem Jahrzehnt üben die existentielle Interpretation und die Schule der Hermeneutik in ihren verschiedenen Richtungen einen sehr starken Einfluß auf die junge Theologengeneration aus. Die im Kirchenkampf zurückgestellten Fragen und kritischen Einwände gegen die weltbildhaften und zeitgebundenen Elemente des biblischen Zeugnisses, die von uns Zeitgenossen des säkularisierten, wissenschaftlichen und tech-

1. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1961, S. 49 ff.; 1962, S. 29 ff.; 1963, S. 32 ff.

nischen, ja religionslosen Zeitalters so nicht mehr übernommen werden können, geben der exegetischen Arbeit ein anderes Gefälle. Die damit gegebenen Probleme reißen einen tiefen Gegensatz zwischen den von solcher Theologie und Exegese bestimmten Predigern und unseren Gemeinden auf, die, während sie sich doch in allen heutigen Anfechtungen eine handfeste Sicherheit in der Gestalt einer schrift- und bekenntnisgebundenen Predigt wünschen, durch die auf sie einstürzenden Erkenntnisse einer kritischen Bibelwissenschaft tief beunruhigt werden in dem Gefühl, daß hier alle Fundamente unterminiert werden.

Zu lebhafter Diskussion kam es auf dem Landeskirchentag (Synode) der Evangelischen Landeskirche in Württemberg am 13. April 1964 in der Aussprache zu dem von Landesbischof D. Eichele erstatteten Jahresbericht. D. Eicheles Darlegungen lauten im Auszug:

Die Frage, wie die Kirche in ihrer Verkündigung das Zeugnis ihres Glaubens an die Welt von heute auszurichten hat, hat auch in unserer Landeskirche zu schwerwiegenden Auseinandersetzungen geführt, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Um so notwendiger ist es, die Anliegen, um die es geht, klar zu sehen, damit nicht aneinander vorbeigeredet wird.

Wenn die Verkündigung der Kirche dem Menschen von heute zur Begegnung mit Gott helfen will, wie er uns in der Bibel bezeugt ist, dann zeigt die Art des Zeugnisses der Bibel, daß ihre Menschen nicht nur in ihren äußeren Lebensformen, sondern auch in ihrem geistigen Weltbild und in ihrer ganzen Denk- und Ausdrucksweise in einer anderen Situation lebten als der Mensch des 20. Jahrhunderts. Das mag diejenigen Glieder unserer Kirche nicht stören, die durch Erziehung und Tradition und sonstige Führung Gottes in der Bibel so zu Hause sind, daß sie, wenn sie von Gott und göttlichen Dingen reden, auch in der Denk- und Ausdrucksweise der Bibel zu denken und zu reden vermögen. Wer aber nur mit der Welt von heute vertraut ist und darum die Botschaft der Bibel nur mit den Ohren des säkularisierten Menschen von heute zu hören vermag, der bringt ihre Botschaft mit der Lebenssituation, in der er sich selber heute vorfindet, nicht mehr zusammen ... Er versteht den Christen nicht mehr, der mit solcher Selbstverständlichkeit von Gott redet, und fühlt sich ausgeschlossen von dem Lebensbereich, der den Christen im Glauben mit Gott verbunden sein läßt und ihm das Leben erst zum Leben macht. Ihm erscheint die Bibel fremd. Sie kommt ihm vor wie ein Geschichtsbuch mit Sagen des klassischen Altertums, die wohl interessant zu lesen sein mögen, aber ihm nichts mehr zu sagen haben.

Die Bibel hat jedoch auch ihm das Entscheidende zu sagen. Wie kann ihm aber das Auge und das Ohr und das Herz dafür geöffnet werden? Soll ihm nur deshalb, weil ihm Gott nicht mehr in der Weise der Väter vorstellbar ist, der Glaube an Gott überhaupt verschlossen sein? Oder muß man sich nicht darum mühen, „daß der Glaube mit Hinsicht auf das veränderte Wissen und Vermögen des neuzeitlichen Menschen angemessener definiert und begründet wird“? Sollte es wirklich nicht möglich sein, dem heutigen Menschen Gott so zu zeigen, daß er wie die Menschen der Bibel ein persönliches Glaubensverhältnis zu ihm gewinnen kann? Darum geht es bei allen heutigen Bemühungen, die Aussagen der Bibel aus dem Weltbild ihrer Zeit in das Weltbild unserer Zeit zu übertragen.

Wir wissen alle um die Schwierigkeiten eines solchen Bemühens und um die in dem „Offenen Brief“ vom Neujahr 1961 und vielen anderen Veröffentlichungen sichtbar gewordenen tiefgreifenden Auseinandersetzungen, zu denen jenes Bemühen geführt hat.

Es handelt sich dabei keineswegs nur um eine Auseinandersetzung zwischen Schultheologie und Pietismus. Mögen unsere Gemeinschaftsleute auch zu den ersten Rufen im Streit gehört haben, so hat die Auseinandersetzung selber inzwischen längst die ganze

Breite unseres kirchlichen Lebens erfaßt und bewegt, Pietisten wie Nichtpietisten, Theologen wie Nichttheologen in gleicher Weise.

Ich sehe in dieser großen Auseinandersetzung eine uns von Gott für unsere Zeit auf-erlegte große Aufgabe, die wir uns nicht in unsachlicher Weise vereinfachen oder verkürzen oder gar ungeduldig von uns abschütteln dürfen. Wissen wir doch aus dem Neuen Testament selbst, daß die Verkündigung der Kirche darum bemüht sein muß, ihre Botschaft denen, die sie erreichen soll, so vernehmbar wie möglich zu machen. Wenn Paulus sich bemüht, den Juden ein Jude und denen ohne Gesetz wie einer ohne Gesetz zu sein, damit er, wie er sagt, „auf alle Weise etliche rette“ (1. Kor. 9, 22), dann dürfen wir das in der heutigen Theologie sichtbar gewordene Bemühen, dem Menschen des 20. Jahrhunderts ein Mensch des 20. Jahrhunderts zu sein, auf jeden Fall nicht von vornherein verdammen. Weil es bei diesem Ringen der Geister aber bei jedem Beteiligten um das gleiche Anliegen geht, die unvergängliche Wahrheit des Evangeliums dem Menschen von heute hörbar zu machen, darum hat jeder den anderen zu fragen und sich ebenso auch vom anderen fragen zu lassen, ob er auf dem von ihm begangenen Weg wirklich den Schatz des Evangeliums selbst oder nur eines seiner irdenen Gefäße zu zeigen vermag. Und ebenso wird man sich gegenseitig ehrliche Rechenschaft darüber abzulegen haben, welche Menschen man auf dem jeweils eingeschlagenen Weg nun tatsächlich auch zum Aufhören auf die Wahrheit des Evangeliums selber bringen kann und welche nicht. Wenn solchen Fragen ehrlich standgehalten wird, wird dies zu einer demütigen Sachlichkeit führen, die es verwehrt, voreilig Verdächtigungen und Vorwürfe auszuteilen. Statt dessen wird man bereit sein, sich selber zu prüfen, ob nicht in dem Bemühen der anderen Seite unbestreitbare echte Anliegen enthalten sind, deren Beachtung auch dem eigenen missionarischen Bemühen um die Seele des heutigen Menschen hilfreich sein würde. Bedenkt man dabei, wie das Neue Testament verschiedene Verkündigungsweisen des Glaubens kannte, dann wird auch dies davor behüten, anderen Bemühungen um das Vernehmlichmachen des uns in Jesus Christus erreichenden Wortes Gottes vorschnell das Heimatrecht in der Kirche abzuspochen.

...

Ich kann ... nur den Standpunkt vertreten, daß jede theologische Auseinandersetzung im Bewußtsein der gemeinsamen Verantwortung vor unserm Herrn Jesus Christus zu führen ist, damit in solchem gemeinsamen Mühen die beste Weise der Verkündigung auch für unsere heutige verworrene Zeit gefunden werden kann ...

... Das theologische Ringen wird weitergehen, und wir werden darum auch weiterhin unseren gegenseitigen Dienst und unsere gegenseitige Kritik nötig haben. Diese Kritik wird, wenn sie auf die Mitte der Heiligen Schrift bezogen bleibt, auch immer ihre Frucht bringen und Fehldeutungen als solche erkennbar machen, auch wenn diese eine Zeitlang die Menschen begeistern mochten. Nur eines sollten wir bei solchem Ringen nie tun: Wir sollten denen, die sich redlich um die Ausrichtung der Botschaft des Evangeliums an den Menschen von heute mühen, nicht den Glauben absprechen, nicht die Liebe zu Christus bestreiten und sie nicht zu Verächtern der Gemeinde des Herrn stempeln, wenn sie auf einem anderen Weg als wir selber Menschen zu einer echten persönlichen Begegnung mit dem lebendigen Herrn der Schrift führen wollen. Solches Richten des Bruders kommt uns nicht zu. Wohl werden wir für die Wahrheit, wie sie sich uns erschlossen hat, klares Zeugnis abzulegen haben; aber denen gegenüber, die ihre Begegnung mit Christus in anderen Worten beschreiben, sollte man die Liebe nicht verletzen.

...

Daß damit keine Verharmlosung der Gegensätze unter den Brüdern gemeint ist, brauche ich nicht noch einmal zu wiederholen. Aber daß die Austragung dieser Gegensätze in einer Weise erfolgt, die unserer in ihren Gegensätzen aufgespaltenen Welt zeigt, wie Christen mit verschiedenen Auffassungen deswegen nicht unsäglich übereinander

herfallen oder sich feindselig die Bruderschaft verweigern oder sich überhaupt ganz voneinander trennen, sondern ihre Verschiedenheit dazu benützen, um der Wahrheit der Schrift zu einem neuen Durchbruch in unsere heutige Zeit hinein zu verhelfen, dafür werde ich mich zu jeder Zeit einsetzen ...

Ein interessanter und nachahmenswerter Versuch wurde in der Kirche zu Sitten- sen – Ev.-Lutherische Landeskirche Hannovers – unternommen: Vor annähernd 1500 Teilnehmern aus Pfarrerschaft und Gemeinde disputierten die Theologie- professoren D. Fuchs, Marburg, und D. Dr. Künneth, Erlangen, über „Die Auf- erstehung Jesu Christi von den Toten“. Der Disputation lagen folgende Thesen zugrunde:

DREI THESEN VON PROFESSOR D. DR. W. KÜNNETH, ERLANGEN

I.

Die apostolische Botschaft bezeugt die „Auferstehung Jesu Christi von den Toten“ (1. Kor. 15, 3–7) als die Erscheinung der neuen pneumatisch-leibhaften Wirklichkeit des gekreuzigten und begrabenen Jesus von Nazareth (1. Kor. 15, 8; 1. Kor. 9, 1; Gal. 1, 16; 1. Kor. 15, 42–53), in welcher eine neue Schöpfungswelt ihren Anfang genommen hat (2. Kor. 5, 17; Röm. 8, 1; Gal. 6, 15; 1. Petr. 1, 3).

II.

Die Auferstehung Jesu Christi stellt das grundlegende Heilsereignis dar (1. Kor. 3, 11; 1. Petr. 2, 4.7–8; Röm. 9, 33), so daß sowohl die christliche Verkündigung zentral durch dieses vorausgegebene Geschehen bestimmt wird (1. Kor. 15, 2.14) als auch christlicher Glaube sich wesensmäßig als „Osterglaube“ versteht (1. Kor. 15, 17; Röm. 10, 9).

III.

Die Auferstehung Jesu Christi ist Ermöglichungsgrund und Realgrund der christlichen Gemeinde und damit der einzelnen christlichen Existenz als einer Gemeinschaft mit dem erhöhten lebendigen Herrn (Gal. 2, 22; Phil. 1, 21; 3, 20; Kol. 3, 1–3), die konsekutiv sich in „Glaube, Liebe, Hoffnung“ (1. Kor. 13, 13) manifestiert.

DREI THESEN VON PROFESSOR D. FUCHS, MARBURG

I.

Die paulinischen Aussagen in 1. Kor. 15 sind die im Neuen Testament ältesten authentischen Aussagen über das Thema „Die Auferstehung Jesu Christi von den Toten“ und von Paulus selbst durch 1. Kor. 13 ausgelegt: Wer von Auferstehung spricht, der muß sich an die Einheit von Leben und Tod in der Liebe halten.

II.

Die Einheit von Leben und Tod in der Liebe ist der Welt in der Liebe Jesu erschienen und wird vom Glauben an Jesus als Gottes Herrschaft erfahren und erwartet (Röm. 4, 25).

III.

Gottes Herrschaft bedient sich des Todes, der Leiden und der Schwachheit als ihrer Mittel und des Glaubens als Arznei und Teilgabe an einem Dasein vor Gott, in Gott und aus Gott (Röm. 8).

Nach der scharfen, sachlich geführten Disputation der beiden Theologieprofessoren, in deren Verlauf es zu spontanen Beifalls- und Mißfallenskundgebungen der Zuhörer kam, fand eine allgemeine Diskussion statt, die die zum Teil erheblichen Spannungen sichtbar machte, die heute vielfach zwischen Theologie und Gemeinde bestehen.

In seinem Schlußwort wies Landesbischof D. Lilje darauf hin, daß Theologie und Gemeinde aneinander gewiesen sind, daß die Gemeinde der stellvertretend für sie geleisteten Arbeit der theologischen Wissenschaft bedarf, wenn sie auch von den wechselnden theologischen Arbeitsergebnissen nicht abhängig ist, und daß christliche Theologie im rechten Sinne verstanden und betrieben eine Funktion der Kirche darstellt, auch wenn ein Professor vielleicht zeitweise lehren können müsse, ohne von der Gemeinde verstanden zu werden. Es kommt darauf an, aufeinander zu hören und miteinander Geduld zu haben.

Daß es bei der Diskussion zwischen wissenschaftlicher Theologie und Gemeindefrömmigkeit um Grund- und Grundsatzfragen der Verkündigung geht, macht eine Erklärung des Präsidiums der Europäischen Evangelischen Allianz, dem auch ein Deutscher angehört, deutlich, zugleich aber auch, als wie tief die Gegensätze beurteilt werden. Die Erklärung lautet:

UNSER BEKENNTNIS ZUR HEILIGEN SCHRIFT

Wir gedenken dankbar der theologischen Lehrer an Universitäten, Hochschulen und Seminaren, die als gläubige Christen uns den Reichtum der Heiligen Schrift erschlossen haben und das auch heute noch tun. Die segensreichen Wirkungen, die von ihnen ausgehen, sind groß und haben entscheidende Bedeutung für den Dienst in Verkündigung und Seelsorge.

Wir stellen aber mit tiefer Besorgnis fest, daß mehr und mehr bestimmte Richtungen der modernen Theologie Raum gewinnen, die unaufgebbare Wahrheiten der Heiligen Schrift in Frage stellen, das Zeugnis des Evangeliums durch unsachgemäße Bibelkritik verfälschen, unter dem Einfluß fremder Ideen die Geister verwirren und die volle Kraft der Heilsbotschaft gefährden. Darum können wir nicht länger schweigen und fühlen uns verpflichtet, in aller Öffentlichkeit vor einer Theologie zu warnen, welche die Substanz unseres Glaubens bedroht.

1. Wir bekennen uns zu der ganzen Heiligen Schrift als der göttlichen, durch den Heiligen Geist gewirkten Offenbarung, die absolute Autorität besitzt und als Wort Gottes Lehre und Leben der Gläubigen bestimmt.

Darum müssen wir es ablehnen, die Bibel wie irgendein anderes religionsgeschichtliches Dokument zu betrachten und in ihr nur die Zeugnisse gottbegnadeter Menschen zu sehen, die für uns keine bindende und verpflichtende Bedeutung haben.

2. Wir bekennen uns zu der Aufgabe, in Auslegung und Verkündigung des Wortes Gottes den ganzen Inhalt der Heiligen Schrift darzulegen und ihr Kernstück, das Heil in Christus, in den Mittelpunkt zu stellen.

Wir halten darum eine Verkündigung, die sich auf die durch die „Entmythologisierung“ bedingte „existentiale Interpretation“ der Schrift stützt, nicht nur für unzureichend, sondern auch für irreführend, weil sie das unser Heil begründende Handeln Gottes in Jesus Christus nicht voll zur Geltung bringt und so die Predigt ihrer durchschlagenden Kraft und Fülle beraubt. Eine nur anthropozentrisch ausgerichtete, das neue Selbstverständnis des Menschen zum entscheidenden Prinzip machende Verkündigung lehnen wir ab, da sie den inneren Zusammenhang von Heilsgeschehen und Heilsbezeugung verdunkelt.

3. Wir bekennen uns zu der Wirklichkeit des lebendigen Gottes, der in Heiligkeit und Majestät über der Welt thronet, der sich den Menschen in Gericht und Gnade zuwendet, um sie zu sich zu rufen und ihnen die Freiheit von Sünde und Schuld zu schenken.

Darum müssen wir es ablehnen, von Gott nur als dem höchsten Prinzip, der Tiefe des Seins, dem nicht näher zu bestimmenden Beziehungspunkt unserer Existenz zu reden oder ihn gar als eine bestimmte Art der Mitmenschlichkeit zu verstehen. Ein solcher Gott ist nicht der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus. Zu ihm können wir kein Vertrauen haben, zu ihm können wir auch nicht beten.

4. Wir bekennen uns zu Jesus Christus als unserem Herrn und Erlöser, der als der Sohn Gottes vom Vater in die Welt gesandt wurde, um ihr das Heil zu bringen, der am Kreuz als das Sühneopfer für unsere Sünden gestorben ist, um seine ewige Herrschaft aufzurichten, bis er wiederkommen und die Vollendung aller Dinge herbeiführen wird.

Darum müssen wir es ablehnen, in dem geschichtlichen Jesus nur den Rabbi von Nazareth zu sehen, dessen wahre Gestalt für uns nicht mehr erkennbar ist. Wir halten es auch für falsch, zu sagen, daß erst die Jünger auf Grund der Ostererlebnisse ihn zu dem gemacht haben, den wir im Glauben bekennen. Dadurch wird ihm die messianische Hoheit und die göttliche Größe genommen. Wenn ihm in seiner irdischen Erscheinung nur die Stellung eines Propheten eingeräumt wird, dann ist er nicht mehr das fleischgewordene Wort, in dem die Fülle der Gottheit wohnt, und auch nicht mehr der Sohn Gottes, der in Vollmacht Sünden vergibt.

5. Wir bekennen uns zu den von Gott gewirkten Heilsereignissen, die den Grund unseres Heils und unseres Glaubens bilden.

Darum lehnen wir es ab, den Heilstatsachen ihre entscheidende Bedeutung zu nehmen und in dem hier und jetzt verkündigten Wort das für uns allein gültige Heilsereignis zu erkennen. Das nicht im heilsgeschichtlichen Handeln Gottes verankerte Wort der Verkündigung wird zu einem „frei schwebenden“ Wort, das nicht mehr die volle Wahrheit bezeugt.

6. Wir bekennen uns zu dem machtvollen Handeln Gottes in der Auferweckung Jesu Christi aus den Toten.

Wo die Auferstehung Christi und damit auch die ewige, göttliche Seinsweise Christi geleugnet wird, wie es weithin in der modernen Theologie geschieht, da gibt es keinen persönlichen Zugang zu ihm und keine Gemeinschaft mit ihm; dann wird auch die Tatsache, daß die Gemeinde der Leib Christi ist, unglaubwürdig.

7. Wir bekennen uns zu der Wirklichkeit des Heiligen Geistes und den machtvollen Wirkungen, die von ihm ausgehen. Darum bezeugen wir mit der Heiligen Schrift, daß der Heilige Geist bis auf den heutigen Tag den Gläubigen seine Gaben schenkt, sie im rechten Glauben und der rechten Lehre erhält und in ihnen die Früchte des Geistes hervorbringt.

Wo dem erhöhten, lebendigen, in seiner Gemeinde gegenwärtigen Christus keine reale Wirklichkeit zugestanden wird, da ist es auch schwer, an den Heiligen Geist zu glauben.

8. Wir bekennen uns zu der schriftgemäßen Lehre von den letzten Dingen, dem Welt- und Heilsplan Gottes, der am Ende der Tage, beginnend mit der Wiederkunft Christi, sein Ziel erreichen wird.

Darum lehnen wir es ab, die biblische Eschatologie auf die dem Glauben geschenkte Neuschöpfung zu beschränken und alle darüber hinausgehenden Aussagen der Heiligen Schrift als mythologische und darum den Menschen unserer Zeit nicht mehr zumutbare Vorstellung zu verwerfen.

Die von uns in kurzen Zügen gekennzeichnete Theologie steht im Zeichen der Reduzierung, der Umdeutung und häufig sogar der Verfälschung grundlegender biblischer Wahrheiten. Darum sind auch die geistlichen Wirkungen, die von ihr ausgehen, außerordentlich gering.

Gott aber schenke uns den Geist, der uns in alle Wahrheit leitet und uns zu dem Dienst befähigt, der uns verordnet ist und den wir nur dann recht ausrichten können, wenn wir uns im vollen Gehorsam des Glaubens unter die Autorität der Heiligen Schrift stellen.

Europäische Evangelische Allianz

Das Präsidium

George Dolman, England – Peder Olsen, Norwegen

Paul Schmidt, Deutschland – Georg Traar, Österreich

Werner Wagen, Schweiz

Sowohl um der Bedeutsamkeit der entstehenden Fragen willen als auch in der Absicht, zum Bau von Brücken gegenseitigen Verstehens über die tiefen Gräben unterschiedlicher Auffassungen und Überzeugungen hinweg nach Kräften und Möglichkeit beizutragen, hatte der Rat der EKD im Zusammenhang der von ihm schon vor Jahren geplanten Gespräche, von denen bisher zwei mit Vertretern der Gemeindetheologie und -frömmigkeit gehalten wurden, am 29. Oktober 1964 eine Begegnung mit Hochschullehrern der Theologie. An dem Gespräch, das unter der Leitung von Landesbischof D. Lilje stand und in großer Offenheit und gegenseitiger Hörbereitschaft geführt wurde, nahmen die westdeutschen theologischen Mitglieder des Rates und die Professoren D. G. Bornkamm, D. Braun, D. Goppelt, D. Käsemann und D. Kreck teil. Das einleitende Referat, das über die Problemlage, den derzeitigen Stand der theologischen Diskussion und die strittigen Fragen unterrichtete, hielt Präses Professor D. Dr. Beckmann. Der Referent führte aus:

1. Gottes Offenbarung ist als Wort Gottes Ereignis in der Geschichte. Der Inhalt der Offenbarung Gottes ist Gott selbst, Gottes Wahrheit oder Selbsterschließung, und nicht eine Lehre über Gott, nicht eine Summe von dogmatischen Sätzen. Offenbarung ist geschichtliches Ereignis, und der Inhalt der Offenbarung ist nicht etwas, sondern er selbst, nämlich der dreieinige Gott.

2. Die Heilige Schrift ist der kerygmatische Niederschlag menschlichen Glaubenszeugnisses von Gottes Offenbarung. Sie ist gepredigtes Wort in Dokumenten. Insofern ist in diesen Dokumenten das Wort Gottes befaßt. Aber damit ist nicht gesagt, daß die Schrift so etwas darstellt wie eine protokollarische Aufzeichnung von Gottesworten, wie die Verbalinspiration es angesehen hat, aber auch nicht, wie andere Orthodoxe es angesehen haben, ein dogmatisches Lehrbuch, in dem die kirchlich notwendigen Wahrheiten klassisch formuliert sind.

3. Die Verkündigung der Kirche ist Bezeugung des sich selbst erschließenden Wortes Gottes in verantwortlicher Übernahme des prophetischen und apostolischen Zeugnisses der Schrift.

4. Da die Verkündigung des Wortes Gottes an das apostolische Zeugnis der Schrift gewiesen ist, also als Auslegung der Schrift zu geschehen hat, kommt es zu der Aufgabe der Erforschung der Schrift, die Gottes Wort durch Menschenmund bezeugt. Das Ereignis der Offenbarung liegt in historischen Dokumenten vor, die wissenschaftlich zu erforschen sind.

Die Texte sind historisch bestimmte und greifbare Dokumente einer mehr als tausendjährigen Geschichte, von denen die Kirche glaubt: durch sie hat Gott geredet und durch sie wird Gott weiter reden. Das ist ein Axiom, von dem die Kirche lebt, ein Glaubenssatz, der durch keine Wissenschaft bewiesen oder widerlegt werden kann. Es muß ganz deutlich gesehen werden, daß Glaube an das Wort Gottes und wissenschaftliche Erforschung der Bibel zwei Dimensionen sind, die zwar zueinandergehören, die aber zwei

ganz verschiedene Formen und Bereiche der Existenz betreffen. Aber gerade weil wir glauben, daß Gott durch Ereignisse und Personen zu seinem Volke geredet hat und daß dies in den biblischen Texten niedergeschrieben ist, darum liegt uns entscheidend daran, dieses so genau wie nur möglich zu verstehen, und zwar so zu verstehen, wie die Menschen, die es geschrieben und weitergegeben haben, es selbst verstanden haben wollten. Es gibt ja nichts Bedenklicheres, als daß wir ohne Rücksicht auf den Ursinn dem Urtext irgendein theologisches Schema, welches auch immer, überstülpen und damit gar nicht mehr den Urtext, den originalen Sinn dieses Textes hören können, sondern im Grunde nur den Widerhall dessen, was wir hineingelegt haben. Dies ist eine Gefahr, die gesehen werden muß, und gerade deswegen ist eine genaue wissenschaftliche Erforschung der Texte von Grund auf notwendig. Diese kann nicht durch Glauben ersetzt, sondern sie muß in wissenschaftlicher Exaktheit durchgeführt werden. Wir müssen uns darum bemühen, zu erfahren, was denn in den Worten des Paulus gemeint gewesen ist, was denn Matthäus oder Markus in seinem Evangelium hat auslegen wollen. Dazu gehört eine gründliche wissenschaftliche Erforschung der Heiligen Schrift.

5. Der Offenbarungscharakter der Heiligen Schrift als solcher ist dem Menschen von Natur, von Hause aus nicht zugänglich. Er ist nur im Glauben zu vernehmen und zu bezeugen. Darum muß zwischen der Verkündigung aus Glauben in Glauben und der wissenschaftlichen Erforschung der Heiligen Schrift unterschieden werden. Darum kann man nicht erwarten, daß eine wissenschaftliche Durchforschung der Heiligen Schrift Glauben schafft. Man kann also auch nicht erwarten, wie manche meinen, daß die theologische Arbeit als solche darauf angelegt ist, Glauben zu wecken. Der Glaube kommt aus der Verkündigung, aus der Predigt, sagt die Schrift, aber die Theologie ist eine wichtige menschliche Bemühung in der Kirche, die auf Grund von Glauben geschieht und die in ihrem Bereich Erkenntnisse und Verstehen mit wissenschaftlich exakten Methoden zu gewinnen versucht.

6. Die uns durch das Faktum der Heiligen Schrift gestellte theologisch-wissenschaftliche Aufgabe ist für das Verständnis und für die Verkündigung des Wortes Gottes unentbehrlich. Diese Arbeit ist nicht, wie die Verkündigung des Wortes Gottes, selbst auf Glauben aus, sondern sie ist auf Verstehen aus, sie ist darauf aus, die Texte der Bibel zu verstehen in historisch-kritischer Erforschung der historischen Dokumente mit wissenschaftlichen Methoden, die als solche der menschlichen Vernunft entstammen und die überall ebenso auf andere Texte anwendbar sind, die in der Welt vorkommen. Es gibt also, von hier aus gesehen, keine geistliche Hermeneutik, keine besondere biblische Hermeneutik sakralen Charakters, die sich von der Auslegung überhaupt als von einem wissenschaftlich allgemeingültigen Auslegungsprinzip unterscheidet. Das ist eine Entdeckung, die in der neueren Theologie in mühsamer Arbeit gemacht worden ist, während man noch im 18. Jahrhundert Werke geschrieben hat über die besondere Hermeneutik der Bibel als eine heilige besondere Form der Auslegung, weil man meinte, man müsse für die Auslegung dieser Texte eine sakrale Hermeneutik haben. Die Frage ist natürlich, ob das richtig war und ist. Hierüber geht ja auch in der Theologie der Streit. Nach der Überzeugung des Referenten kann es keine besondere Weise der biblischen Hermeneutik geben, sondern Hermeneutik ist die menschlich-wissenschaftliche Weise, die darauf aus ist, Texte sachgemäß zu verstehen. Es ist der Vernunft des Menschen möglich, Texte, die bestimmte Dinge aussagen, daraufhin zu befragen, was sie haben sagen wollen, und zu erkennen, in welchem Zusammenhang sie ihre Bedeutung haben. Dazu bedarf es keiner anderen Voraussetzung.

7. Die Heilige Schrift selbst fordert zu ihrem Verständnis die historisch-kritische Forschung heraus. Die Wurzel dieser Forschung ist in der Bibel selbst begründet. Sie kommt nicht von irgendwelchen bössartigen Verneinungen der Heiligen Schrift her, sie kommt nicht aus irgendeinem schlimmen Unglauben, sondern sie kommt aus einer intensiven Beschäftigung mit der Bibel selbst. Je mehr sich die evangelische Theologie

als Bibel-Theologie entwickeln konnte, je mehr sie in die Bibel eindrang, um so mehr kam sie auch an ihre Probleme heran, und gerade ihre Probleme zwangen dann zu Fragestellungen, die immer weiter führten bis in die Gegenwart hinein, um die ungelösten Aufgaben zu klären. Der offen daliegende historische Charakter, ihr historischer Inhalt, zwingt dazu, die kritischen Fragen, die an alle historischen Dokumente zu stellen sind, auch hier zu erheben. Die historische Forschung ist in der Bibel, wie sie vorliegt, wie sie Gott der Kirche überliefert und gegeben hat, selbst begründet.

8. Die historisch-kritische Schriftforschung als wissenschaftliche Arbeit forschender Menschen an den Texten der Heiligen Schrift ist und bleibt als solche im besten Sinne fragwürdig und vorläufig. Sie ist dauernder Erneuerung bedürftig, und es gibt hier keine endgültigen Ergebnisse, sondern in Generationen werden die Ergebnisse sich wandeln. Man wird zu neuen, tieferen, manchmal auch zu schlechteren Erkenntnissen kommen, und wir müssen daran festhalten, daß wir hier in einem Raum uns bewegen müssen, bei dem es keine endgültigen Thesen, keine letzten Überzeugungen gibt. Wir bleiben im Raum der Vorläufigkeit und Fragwürdigkeit, denn hier kann es nur Aussagen von einer höchstmöglichen Wahrscheinlichkeit geben, die sich auf bestimmte Voraussetzungen, auf bestimmte Thesen, auf Axiome – oder wie man es nennen will – berufen, die aber deswegen niemals den Grad einer letzten Gewißheit haben können.

9. Der Mißbrauch und der rechte Gebrauch der historisch-kritischen Forschung der Schrift ist das besondere Problem der protestantischen Theologie.

Damit sind wir an dem wichtigsten Punkt, um den es nun ganz besonders geht. Die theologische Grundkonzeption der hermeneutischen Theologie von heute ist das eigentliche Problem, mit dem wir uns in der protestantischen Theologie gegenwärtig beschäftigen. Hier liegen auch im großen und ganzen die eigentlichen Anfechtungen, über die es in den Gemeinden Unruhe gegeben hat. Die sogenannte Bultmann-Schule ist durch eine ganz bestimmte Konzeption miteinander verbunden. Es ist nicht die historisch-kritische Forschung als solche, was sie verbindet, sondern für diese Konzeption hat die sogenannte Existenzphilosophie eine ausschlaggebende Rolle gespielt.

Daraus ist die Begrifflichkeit der sogenannten existentialen Interpretation geworden. Um sie geht vor allen Dingen der Streit bis zu dieser Stunde: was sie für eine Bedeutung hat, ob sie überhaupt brauchbar oder notwendig ist zu einem echten Verständnis der Texte. Die eben genannte theologische Schule ist der Überzeugung, daß eine solche existentielle Interpretation für die wissenschaftliche Erforschung der Texte der Bibel unerläßlich ist, und zwar deswegen, weil man die Bibel nur dann verstehen kann, wenn man diese Texte auf das in ihnen sich aussprechende Selbstverständnis der Verfasser bzw. auf das in ihnen sich aussprechende Seinsverständnis der Schriftsteller befragt.

Hierbei ist allerdings einiges herausgekommen, was uns zunächst äußerst beunruhigt hat.

Die Kernfrage der heutigen Auseinandersetzung ist die prinzipielle Frage an die neuere hermeneutische Theologie, ob dieser Weg der existentialen Interpretation ein Weg ist zu einem echten Verstehen des biblischen Textes. Es steht dahinter nichts Geringeres als das eigentliche Thema, die Frage nach dem, was es heißt: Gott offenbart sich durch das Wort in der Geschichte. Wie kann es in der naturwissenschaftlich greifbaren Wirklichkeit so etwas geben wie Offenbarung oder Gottes Einbruch in die Geschichte? Dies ist die große Frage, die die Theologie zu bewältigen hat, was sie im Blick auf die moderne Geschichtsinterpretation und die moderne Naturwissenschaft sagen will. Die Theologie ist nämlich in Frage gestellt durch das Selbstverständnis des modernen Menschen, wie es sich in Naturwissenschaft und Technik, in der Geschichtswissenschaft und der modernen Philosophie ausspricht. Ist es möglich, heißt die eigentliche Frage im Blick auf diese menschliche Existenz von heute, verantwortliche Offenbarungstheologie zu betreiben, ist es möglich, das Kerygma des Neuen Testaments, die Botschaft von

Jesus Christus, diesen Menschen so zu sagen, daß es von ihnen als Wort Gottes gehört werden kann? Darum geht eigentlich die Auseinandersetzung, die sich an der Diskussion um die Heilstatsachen, Jungfrauengeburt, Auferstehung, Himmelfahrt, Wunder und ähnliche Dinge entzündet hat.

Nun gibt es in der Theologie einen ganzen Kreis, der entschlossen war, auf die Existenz des modernen Menschen in keiner Weise Rücksicht zu nehmen, denn das sei uns grundsätzlich verboten, wir hätten im Sinne der überlieferten Tradition der Kirche weiter das Unsere zu sagen. Dagegen sagen die anderen: Wir können nur dann das Wort Gottes verkündigen, wenn wir den Menschen, an den das Wort Gottes ergeht, im Auge haben, denn sonst reden wir über ihn hinweg, an ihm vorbei, und er vermag es überhaupt nicht zu hören. Nur im radikalen Ernstnehmen des menschlichen Selbstverständnisses von heute kann das Wort als *viva vox evangelii* diesen Menschen gesagt werden, nur dann kann es wieder zu Wort kommen, denn es muß ja aufs neue zu Wort kommen oder zur Sprache gebracht werden, wie man in der Theologie zu sagen pflegt. Dieser Streit muß in grundsätzlicher Durcharbeitung der Probleme in unserer Theologie ausgehalten werden.

Wir müssen versuchen, mit diesem schweren Problem, das in seiner Gewichtigkeit nicht unterstützt werden darf, fertig zu werden. Wir dürfen es nicht von uns aus beiseite schieben. Die Aufgabe ist nicht leicht zu bewältigen. Darum ist nach allen Seiten hin vor falschen Verketterungen, Exkommunikationsvorschlägen und ähnlichen Dingen, die hier und da aufgetaucht sind, zu warnen.

Aus der Verhandlungsniederschrift sei der Gesprächsinhalt zu den wesentlichen Sach- und Streitfragen auszugsweise wiedergegeben:

ZUR ORIENTATION DES GESPRÄCHS

Obwohl die durch die „moderne Theologie“ in Pfarrerschaft und Gemeinde entstandene Unruhe den Anlaß zu den vom Rat der EKD mit verschiedenen Partnern geführten Gesprächen bildet, wurde es nicht für zweckmäßig und sachentsprechend gehalten, bei diesem Gespräch von den Lebensnotwendigkeiten der Kirche auszugehen. Die Orientierung der theologischen Arbeit an Begriff und Wirklichkeit der Kirche war und ist die ständige Versuchung der reformatorischen Kirchen, und nicht selten wurden und werden dabei die Lebensnotwendigkeiten mit Tagesbedürfnissen der verfaßten Kirche oder gar der sich selbst behauptenden Kirche gleichgesetzt. Die eigentliche Lebensnotwendigkeit der Kirche ist die Verkündigung, ist das *recte docere*, für das Bischöfe und Professoren gemeinsame Verantwortung tragen. Ausgangs- und Orientationspunkt des Gesprächs hat deshalb die Frage nach der Schriftauslegung zu sein. Es dürfte sich dabei herausstellen, daß das *recte docere* geradezu in dem Herausruf aus der vorhandenen Kirche und den bestehenden Kirchen und in der Aufhebung des frommen Menschen bestehen kann, denn das *recte docere* geschieht in der *doctrina* und *theologia crucis*. Die eigentliche und entscheidende Lebensnotwendigkeit der Kirche ist ihr tägliches Sterben und Neugeborenwerden an, mit und durch ihren gekreuzigten und auferstandenen Herrn.

Die Beunruhigung von Pfarrerschaft und Gemeinde, die Sorge um die rechte Zurechtfindung der Studenten und Kandidaten werden bei solcher Orientierung des Gesprächs nicht aus dem Auge verloren, vielmehr in ihrem eigentlichen Grund ans Licht gehoben. Die Schwierigkeiten und Verlegenheiten in Kirche und Theologie gründen darin, daß weder Gewißheit noch Übereinstimmung darüber besteht, was *recte docere* heute besagt und bedeutet. Im Grunde unserer kirchlichen und theologischen Sorgen brennt die Frage nach dem rechten Verstehen und Auslegen der Schrift.

1. Zur Frage nach dem Wort Gottes, der Autorität, dem Verständnis
und der Auslegung der Schrift

Die *Leitfrage* zu diesem Thema und Stück des Gesprächs lautet: Was ist in der Sicht der die Bibel historisch-kritisch erforschenden, kerygmatisch verstehenden und existential interpretierenden Theologie „Wort Gottes“ mit verbindlicher Autorität für Lehre und Verkündigung der Kirche, und was ist dazu zu sagen?

Um der größeren Klarheit und besseren Übersichtlichkeit willen ist der den größten Teil der Erörterungen ausmachende Gesprächsinhalt zu diesem Fragenkreis in seiner Zuordnung zu bestimmten Fragestellungen, die sich sowohl aus dem Sachproblem wie aus dem Gesprächsverlauf nahelegten und ergaben, wiedergegeben.

a) *Wissenschaftliche Schriftforschung, Glaube und Verkündigung*

Während die Anfänge der reformatorischen Kirchen weitgehend durch Gleichmaß und Gleichschritt von theologischer Wissenschaft, hörender Gemeinde und verfaßter Kirche bestimmt sind, machte sich in der Folgezeit eine zunehmende Auseinanderentwicklung bemerkbar, die nicht zuletzt das Verhältnis zwischen theologischer Wissenschaft und gepredigter Verkündigung betrifft. Dabei ist das, was die theologische Forschung erarbeitet, höchst belangreich für die Predigt. Eine Trennung zwischen historisch-kritischer Schriftforschung und gepredigter Verkündigung ist undurchführbar. Zwar muß zwischen der wissenschaftlich-theologischen Arbeit und der Predigt unterschieden, aber sie dürfen nicht voneinander getrennt, und es darf nicht so getan werden, als sei hier eine Doppelgleisigkeit möglich. Es begegnen aber in der Praxis solche schizophrenen Verhaltensweisen, die durch folgende Extreme gekennzeichnet sind: entweder läßt der Pfarrer die wissenschaftliche Theologie, die er auf der Hochschule kennengelernt hat, hinter sich und paßt sich der „Gemeindetheologie“ und den traditionellen Schablonen der von den Hörern an die Predigt gestellten Erwartungen an, oder er bietet als Predigt theologisch-wissenschaftliche Exkurse dar und gibt der Gemeinde statt des Brotes des evangelischen Zuspruchs und Anspruchs die rohen, unbereiteten Fermente wissenschaftlicher Erkenntnisse, Theorien und Hypothesen. Das ist eine ungute und im Grunde unmögliche theologische Existenz. Theologisch-wissenschaftliche Arbeit, gepredigte Verkündigung und durch die Verkündigung geweckter Glaube sind nicht voneinander unabhängig, sondern haben miteinander zu tun. Theologie und Kirche stehen miteinander in der Verantwortung für das recte docere. Wenn die Verkündigung nicht mehr in Übereinstimmung mit dem ist, was die theologische Forschung als Kerygma der Schrift erarbeitet, oder wenn die Theologie sich ihrer Verantwortung für die auf die Erweckung des in der Liebe tätigen Christus-Glaubens zielende recta doctrina et recta administratio sacramentorum secundum evangelio nicht mehr bewußt ist, ist Gefahr im Verzuge. Was dann als Theologie getrieben wird, mag die Qualität wissenschaftlicher Arbeit besitzen, aber es ist eben keine Theologie mehr, und was dann als Predigt ergeht, mag fromm und erbaulich sein, aber es hat aufgehört, Ausrichtung des nur in der Übereinstimmung mit der uns in ihrer geschichtlichen Gewordenheit gegebenen Schrift als der Dokumentation des im gepredigten Wort ergehenden Christuszeugnisses zu sein.

Wenn die wissenschaftlich-theologische Arbeit auch nicht auf den Glauben, sondern auf das Verstehen zielt und ihre Funktion gegenüber der Verkündigung und damit dem Glauben auch kritischer Art ist und „destruktive Spitzen“ enthalten kann und muß, darf sie doch ihre Verantwortung für die Predigt nicht aus dem Auge verlieren.

Im Vollzuge dieses Gesprächsganges wurde die Frage erörtert, ohne jedoch ausdiskutiert und zu einem Ergebnis verdichtet werden zu können, ob es eine besondere biblische Hermeneutik gebe oder ob die hermeneutische und interpretatorische Arbeit an bi-

blischen Texten sich der gleichen Mittel wie die entsprechenden Bemühungen um irgend-einen anderen Text bedienen könne und solle. Der Meinung, daß das Kerygma der Bibel mit den gleichen Mitteln und Methoden zu erforschen und zu erfahren ist, mit denen der Interpret sich um die Plato-Exegese bemüht, und daß der so arbeitende Exeget, indem er sich dem Text stellt und auf seinen Anspruch und Zuspruch einläßt, zu der Erkenntnis und dem Ergebnis kommt, daß das NT ein gutes Buch ist, das den Menschen in einer größeren Tiefe erfaßt als etwa Platons Apologie, stand die andere gegenüber, daß nur der das NT zu erfassen imstande ist, der selbst von ihm erfaßt ist, weil es dem NT nicht um ein bloßes Kerygma, sondern um Christus selbst geht, daß das Gegenüber nicht eine Botschaft, sondern der Herr persönlich ist, daß die historisch-kritische Forschung nicht von sich aus und mit ihren Möglichkeiten das zu predigende Wort herausarbeiten kann, weil der common sense das in der Schrift gemeinte Zeugnis nicht zu verstehen und erheben vermag, und schließlich, daß Theologie als menschliches Bemühen auf Grund von Glauben geschieht und es sie nur gibt, weil es Kirche gibt ...

b) Zur historisch-kritischen Methode und Forschung

Mit Ausnahme einer fundamentalistisch eingestellten Gruppe erhebt sich im deutschen Protestantismus keine ernst zu nehmende Stimme dagegen, daß die theologische Forschung und Wissenschaft sich bei ihrer Arbeit der historisch-kritischen Methode bedient. Möglichkeit und Recht dazu werden ihr auch durch vom Pietismus beeinflusste Theologen nicht abgesprochen, wenn sie auch ihrer Anwendung gewisse Grenzen gesetzt sehen möchten. Was aber in der Pfarrerschaft und den Gemeinden Besorgnis und Beunruhigung auslöst, ist die Tatsache, daß die historisch-kritisch arbeitende Theologie theologische Ansprüche stellt; man befürchtet einen „Papat der Gelehrten“ (Kähler) und eine Bevormundung der Predigt wie der Gemeinde durch die Wissenschaft.

Im Gespräch wurde unterstrichen, daß die historisch-kritisch arbeitende Theologie von heute ihren theologischen Anspruch nicht allein und ausschließlich von der Wissenschaft her und als Wissenschaft stellt, so sicher er auch von daher legitim zu begründen ist, sondern zugleich a) von ihrer Herkunft von der dialektischen Theologie, b) von ihrer Herkunft von der Lutherrenaissance, c) von ihrer Herkunft von der Bekennenden Kirche her. In diesem Ansatz und von ihm her wird deutlich, daß der theologische Professor die historisch-kritische Methode zugleich als theologischer Wissenschaftler und als Lehrer der Kirche handhabt, zumal in diesem dreifachen Ansatz die Erfahrung gemacht und die Erkenntnis gewonnen wurde, daß die Theologie zu ihrer Arbeit der historisch-kritischen Methode bedarf. Ihre Bejahung und rechte Anwendung wehrt aller Wissenschaftshörigkeit und Wissenschaftsgläubigkeit ebenso nachdrücklich wie einer Überbewertung von Methodologie und Methode. Die mit Hilfe der historisch-kritischen Methode gewonnenen Forschungs- und Arbeitsergebnisse im einzelnen besitzen keine unbedingte Gültigkeit, sondern sind wie alle wissenschaftliche Erkenntnis überholbar und können jederzeit in Frage gestellt werden, aber das bricht von der Brauchbarkeit der Methode für die theologische Arbeit nichts ab, zumal die Theologie nicht Positivisten erziehen will, sondern nicht in letzter Linie auch eine kritische Funktion wahrzunehmen hat. Auch damit gewinnt sie eine Funktion für die Predigt.

...

c) Zur existentialen Interpretation

Es ist nicht die wissenschaftliche Erforschung der Bibel unter Anwendung der historisch-kritischen Methode, die in weiten Kreisen der Pfarrerschaft und Gemeinden Bedenken und Besorgnisse gegenüber bestimmten Arbeitsweisen und -ergebnissen und bestimmten Vertretern der heutigen Theologie auslöst, sondern die Verbindung der historisch-

kritischen Forschung mit der existentialen Interpretation. Die Vertreter der Gemeinschaften und des Pietismus, die nicht bestreiten, daß die Bibel wissenschaftlich erforscht werden dürfe und solle und – allerdings mit gewissen Einschränkungen und Vorbehalten – die historisch-kritische Arbeitsweise bejahen, richten ihren Angriff vornehmlich gegen die existentielle Interpretation der biblischen Texte, von der sie meinen, daß dadurch die Theologie philosophisch überwuchert und überfremdet, die Verkündigung in ihrer Substanz verkürzt, verändert und verfälscht, die Theologie in Anthropologie aufgelöst und die Gemeinde um den Trost des Evangeliums als der Verkündigung der in Jesus von Nazareth offenbarten vergehenden und gebenden Liebe Gottes gebracht werde.

Im Verlauf der Aussprache, die in verschiedenen Zusammenhängen auf die existentielle Interpretation und die Brauchbarkeit bzw. Nichtanwendbarkeit ihrer Begrifflichkeit zum Verständnis der Bibel einging, wurden folgende Gesichtspunkte und Argumente geltend gemacht:

Von den die Brauchbarkeit und Anwendbarkeit der existentialen Interpretation bejahenden Gesprächsteilnehmern wurde hervorgehoben, daß die Theologie zu allen Zeiten unbefangen von den Begriffen und der Begrifflichkeit der Philosophie ihrer Zeit Gebrauch gemacht habe und es deshalb weder ungewöhnlich noch illegitim sei noch einen Bruch mit der geistes- und theologiegeschichtlichen Tradition darstelle, wenn die Theologie der Gegenwart sich der Denk- und Aussageformen, des Begriffsapparates und der Nomenklatur der zeitgenössischen Philosophie der Existenz bediene. In dieser Meinung werde sie durch die Tatsache bestärkt, daß Bultmann den entscheidenden Anstoß zur existentialen Interpretation nicht zunächst von Heidegger, sondern von Luthers Römerbriefvorlesung bekommen habe und daß Heidegger wesentliche Anregungen nicht nur Kierkegaard, sondern auch Schlatter verdanke. Von der Sache her spreche für die existentielle Interpretation, daß sie besser als andere Begrifflichkeiten in der Lage sei, die Weltbezogenheit und -zugewandtheit des Evangeliums, das reformatorische *pro nobis* und *pro me* in einer dem heutigen Menschen verständlichen und ihn unmittelbar ansprechenden Weise zum Ausdruck zu bringen. An die Gegner der existentialen Interpretation aber sei die Frage zu richten, ob nicht ihre Voraussetzungen und das Vorverständnis, mit denen sie an die Interpretation biblischer Texte herangingen, ihrerseits durch – mehr oder minder unreflektiert und unkritisch übernommene – Philosopheme bedingt und geprägt seien, die zwar einer gründlich durchgeführten Bibelkritik das Wasser abgrüben, aber die Bibel zu einem für den heutigen Menschen unverständlichen und unzugänglichen Buch machten.

Von den Kritikern der existentialen Interpretation wurde dazu die kritische Frage gestellt, ohne jedoch weiter erörtert zu werden, ob in der Verwendung der Begrifflichkeit der Existenzphilosophie zur Interpretation biblischer Texte nicht doch ein Bruch mit der Tradition erfolge und sie nicht doch etwas anderes darstelle als die Fortsetzung einer bisher verfolgten Linie, weil die existentielle Interpretation mehr als eine Aussageweise und Form sei, vielmehr als Interpretament in die Substanz des zu Interpretierenden eingreife.

Ergänzt, verschärft und vertieft wurde diese Frage durch die weitere, ob überhaupt philosophische Begrifflichkeit, welcher Art und Herkunft sie immer sei, zum Verstehen biblischer Texte ausreiche. Schriftauslegung ist weder historisches Konstatieren noch philosophisches Konstruieren, sondern hängt aufs engste mit der Anerkennung des Anspruchs dieser Texte zusammen, zu der die Mittel und Möglichkeiten der Philosophie jeglicher Art und Prägung nicht ausreichen.

Damit war die Frage nach der Adäquatheit der Denk- und Verstehenskategorien der existentialen Interpretation gegenüber den biblischen Aussagen und dem exegetischen Befund explizit gestellt. Von den Bestreitern ihrer Brauchbarkeit und Anwendbarkeit für die Biblexegese wurde geltend gemacht, daß die existentielle Interpretation

a) zwar einen fruchtbaren Vorstoß und Durchbruch zu einem neuen Existenzverständ-

nis darstelle, aber nicht in der Lage sei, deutlich zu machen, daß der Anspruch und Anspruch des Evangeliums auf Existenzverwandlung, auf eine neue Existenz ziele und eine solche wirke. Die Realität des neuen Menschen und einer neuen Welt aber ist ein unentbehrliches Stück des Evangeliums. Indem die existentielle Interpretation hier die Antwort schuldig bleibe, bleibe sie die Antwort auf die entscheidende Frage des modernen Menschen schuldig, der danach frage, ob Gott mit der Welt und dem Menschen sein Ziel erreiche oder aber steckenbleibe;

b) das personale Gegenüber, das sich in der Begegnung zwischen der Christusbotschaft und dem Menschen ereigne, nicht hinreichend deutlich mache, sondern Christus als den für uns Gekreuzigten und Auferstandenen ebenso im Nebel lasse wie das polare Verhältnis des personalen Gegenüber zwischen ihm und dem Menschen;

c) von ihrem Ansatz her, der auf Existenzverständnis angelegt sei und deshalb von einem personalen Gegenüber nur undeutliche und unzureichende Aussagen machen könne, von der Gefahr bedroht und ihr schon erlegen sei, die Theologie in Anthropologie aufzulösen und die theologische Aussage in eine solche anthropologischer Art zu verflüchtigen. Die biblisch begründete Feststellung, daß man von Gott nicht reden könne, ohne zugleich vom Menschen zu reden, sei nicht gleichbedeutend mit der Forderung und dem Programm der existentialen Interpretation biblischer Texte.

Auf diese Einwände wurde geantwortet: Das, was uns eint und bindet, ist Jesus Christus, ist die Heilsgeschichte, ist das Geschehen. Nicht das existential interpretierte Kerygma ist das Gegenüber, sondern der im Kerygma sich vergegenwärtigende Herr, der uns im Wort und eben nur im Wort begegnet. Einen anderen Weg zu Jesus Christus als das ihn verkündigende Wort, in, mit und unter dem er sich selbst verkündigt und vergegenwärtigt, gibt es nicht. Von direkter Realität können nur Schwärmer reden. Mit gutem Grund ist darum die reformatorische Theologie eine Theologie des Wortes, ohne eine Trennung der *acta* und der *verba* Jesu zu vollziehen, vielmehr *acta* und *verba* Jesu in die Theologie des Wortes einbeziehend.

d) Zur Frage des kerygmatischen Verständnisses

Heilsgeschehen und Wortgeschehen. Nach der Überzeugung ihrer Gegner hat die historisch-kritisch forschende, kerygmatisch verstehende und existential interpretierende Theologie den Verlust der Heilstatsachen und des Heilsgeschehens zur Folge; das Heilsgeschehen wird in ein bloßes Wortgeschehen aufgelöst.

In der Diskussion wurde deutlich, daß die Dinge nicht so einfach liegen, wie sie sich ihren Bestreitern darstellen, und daß die Meinungen auch bei den Vertretern der kerygmatischen Theologie sehr unterschiedlich sind.

Übereinstimmung besteht darüber, daß der Glaube es mit dem Wort zu tun hat und das Wort das Entscheidende ist. Darum ist die reformatorische Theologie eine Theologie des Wortes, die Kirche für Luther *creatura verbi*. Das bedeutet aber keineswegs weder die Vergleichgültigung des Heilsgeschehens noch das Desinteressement an Jesus von Nazareth. Wort und Geschehen, Heilswort und Heilsgeschichte sind zwar zu unterscheiden, aber nicht zu trennen; sie gehören wie die *verba* und *acta* Jesu zusammen. Dabei wird die Brücke vom Wortgeschehen zum Heilsgeschehen auf unterschiedliche Weise geschlagen, und eben an dieser Stelle brechen die Verschiedenheiten zwischen Bultmann und seinen Schülern und zwischen diesen untereinander auf.

Das Gespräch erbrachte dazu folgende Darlegungen:

Weil und wie das Geschehen in einer bestimmten Zuwendung ausgesprochen werden muß, die *bruta facta* aber nichts ausrichten, so ist das Kerygma, in dem der Herr sich selbst vergegenwärtigt, der einzige Weg zu Christus. Christus begegnet uns nicht anders denn „*evangelio suo vestitus*“ (Calvin), und das Kerygma wäre leer, wenn es nicht den Jesusnamen interpretierte und das Ephapax des Heilsgeschehens integrierte.

Hinsichtlich der Möglichkeit, der Wirklichkeit des im Wort sich vergegenwärtigenden Herrn und des verkündigten Heilsgeschehens inne und gewiß zu werden, gehen die Meinungen auch innerhalb der historisch-kritisch forschenden, kerygmatisch verstehenden und existential interpretierenden Theologie auseinander.

2. Zur Frage des Kanons

Die Leitfrage lautet: Was ist in der Sicht der die Bibel historisch-kritisch erforschenden, kerygmatisch verstehenden und existential interpretierenden Theologie das Neue Testament und der neutestamentliche Kanon, und was ist dazu zu sagen?

Die Frage nach dem Kanon wurde im Laufe des Gesprächs in verschiedenen Zusammenhängen angerührt. Die Mosaiksteine der Gesprächsbeiträge ergeben etwa folgendes Bild der vertretenen Positionen in ihren Übereinstimmungen und ihren Verschiedenheiten:

Übereinstimmung bestand darüber, daß ein bloß formaler und formalisierender Kanonbegriff ebenso abzulehnen ist wie die Anwendung eines exzerpierenden Verfahrens. Während der erste falschen Harmonisierungen Vorschub leistet, kann das andere zu einer einseitigen Auswahl verführen (Marcion); während der erste die Unterschiede einebnert, unterliegt das zweite der Gefahr, aus theologischer Voreingenommenheit Wertungen und Abwertungen vorzunehmen und solcherart die Fülle des Reichtums und des Lebens der Schrift zu verkürzen.

Ein unvoreingenommener Blick in das Neue Testament kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß eine Vielfalt theologischer Aussagen und Lehrmeinungen zu den Fragen der Christologie, Ekklesiologie, Eschatologie, zum Verständnis der Rechtfertigung und Versöhnung, des Verhältnisses von Glaube und Werken usw. in ihm ihren Niederschlag gefunden hat. Schon im neutestamentlichen und frühkirchlichen Zeitalter gab es Kirche in der Vielzahl der „Konfessionen“ und Theologie in der Vielfalt von Meinungen und Schulen.

Auf dem Hintergrund dieser Übereinstimmung aber vollziehen sich die Differenzierungen, die auch in dem Gespräch zum Ausdruck kamen:

Die eine Seite vertrat die Meinung, daß gerade die verschiedenen Linien, Meinungen und Theologien die Fülle des Lebens und des Reichtums der Schrift ausmachen und deshalb getrost ertragen werden können und sollten, zumal der Exeget, auch und gerade wenn er sein Augenmerk auf die Unterschiede richtet, immer wieder auf eine Einheit in der Mannigfaltigkeit geführt wird und die Unterschiede keine Ausschließlichkeit und Ausschließung, sondern nur eine Verschiedenheit der Akzentsetzung bedeuten. Die Fülle der neutestamentlichen Botschaft besteht eben darin, daß der Kanon Paulus und Lukas und Jakobus enthält, die Rechtfertigung aus Glauben allein und die Wiederkunft Christi zum Gericht verkündet, die Fülle der Heiden zum Heile Gottes ruft und um die besondere heilsgeschichtliche Stellung des Volkes Israel weiß.

Dieser Sicht der Dinge stand die andere Meinung gegenüber und entgegen, daß eben die Vielfalt der nicht in Übereinstimmung zu bringenden neutestamentlichen Aussagen und Lehrmeinungen uns nötige, nach einem Schlüssel des Evangeliums und nach einem Maßstab zu fragen, an dem alles zu messen sei. Wenn wir nicht dem Reformkatholizismus verfallen und dem in Kirche und Theologie in Gang befindlichen Prozeß der Rejudaisierung verfallen wollten, bedürfe es eines solchen Schlüssels und Maßstabes, der es erlaube, nicht nur die Mannigfaltigkeit, sondern auch die unterschiedliche Wertigkeit der einzelnen Stücke des Kanons zu erkennen und zur Geltung zu bringen. Für reformatorische Theologie und Tradition sei die Botschaft von der *iustificatio impii* der Schlüssel des Evangeliums und der an alles anzulegende Maßstab. Der Akzent sei daher bei dem Crucifixus zu setzen. Wenn er anders gesetzt wird, treten Verschiebungen und Veränderungen mit schwerwiegenden Folgen ein; dem Spezifischen der reformatorischen Kirche und Lehre geschieht Eintrag; notwendige Abgrenzungen ihrer Eigenart und ihres

Eigenrechts gegenüber anderen Lehren und Kirchen werden erheblich erschwert. Es macht einen entscheidenden Unterschied, ob der Akzent bei dem Crucifixus oder bei der Inkarnation gesetzt, die Inkarnation von der Kreuzigung oder die Kreuzigung von der Inkarnation her verstanden wird.

Von dieser Position her wurden die lukanische Theologie kritisch abgewertet, der 2. Petrus- und der 2. Thessalonicherbrief als den kanonischen Anforderungen nicht genügend und als deshalb eigentlich auszusondern beurteilt und die eschatologischen Aussagen und Texte des Neuen Testaments in ihrem Gehalt bestritten.

Die an diese Auffassung und die daraus resultierenden Forderungen zu richtenden kritischen Anfragen, die im Gesprächsverlauf geltend gemacht wurden, gingen dahin: Einmal, ob damit nicht eine exklusive Alternative gefordert werde und eine entscheidende Funktion gewinne, die die neutestamentliche Verkündigung in unsachgemäßer Weise verkürze und ihrem Reichtum und ihrer Fülle aus systematisch-theologischer Voreingenommenheit Eintrag, Abbruch und Unrecht tue; zum anderen, ob dadurch nicht die Wahrheitsgehalte in der Tradition und Theologie anderer Kirchen disqualifiziert würden, was das Ende des ökumenischen Gesprächs bedeuten würde, in dem bisher der Beitrag der deutschen Theologie sich als wertvoll und fruchtbar erwiesen habe. Wenn die deutsche Theologie eine exklusive Alternative geltend mache und damit der Tradition der Gesamtkirche jeglichen Wahrheitsgehalt abspreche, würden Lehre und Theologie der anderen Kirchen als Irrtum, Unwahrheit und Lüge hingestellt.

Darauf wurde erwidert, daß zwar zwischen Wahrheit und Irrtum, Wahrheit und Unwahrheit, Glaube und Aberglaube unterschieden werden müsse, daß aber die Wahrheit, die *eine* sei, unter verschiedenen Aspekten anvisiert und unter verschiedenen Perspektiven gesehen werden könne und es deshalb Nuancen und Nuancierungen gebe. Zwar gibt es Wahrheit nicht anders als im Widerspruch zur Lüge, Glaube nicht anders als im Widerspruch zum Un- und Aberglauben. Die recht verstandene *doctrina de iustificatione impii* gibt die Möglichkeit, sowohl die Wahrheit von Irrtum und Unwahrheit und den Glauben von Aberglauben zu unterscheiden als auch Nuancierungen in der Sicht und Erkenntnis der Wahrheit anzuerkennen.

Aus Zeitgründen war es nicht möglich, die Kanonfrage ausdiskutieren; ihre Erörterung bedarf eines weiteren besonderen Gesprächs.

3. Zur Frage nach der Kirche und der Kirchenlehre

Die Leitfrage lautet: Wie ist es in der Sicht der die Bibel historisch-kritisch erforschenden, kerygmatisch verstehenden und existential interpretierenden Theologie um die kirchliche Lehre und die Kirche überhaupt bestellt, zu deren Funktionen und Lebensäußerungen auch die wissenschaftliche Theologie gehört, die aber nicht nur Theologie ist, sondern darüber hinaus und entscheidend ihre Existenz in Zeugnis und Gebet, Lobgesang und Meditation, Hingabe und Dienst verwirklicht, und was ist dazu zu sagen?

Das Gespräch erbrachte folgende Feststellungen:

Die Frage nach der Lehre der Kirche und ihrem Verhältnis zur Schriftauslegung wird von der Sache her relevant. Die Kirche würde sich selbst aufgeben, wenn sie nur das aktuelle und punktuelle Ergehen der Verkündigung im Blick hätte und nicht die Frage nach der Tradition als einem Kontinuum stellte.

Die Kirche bedarf der Lehre, die mehr ist als die fortgesetzte Aneinanderreihung aktuell und punktuell ergehender Verkündigung; der Pfarrer und die Gemeinde bedürfen ihrer. Daß der Pfarrer nicht als einzelner zu predigen hat, daß die Gemeinde nicht vor der Predigt des einzelnen Pfarrers steht, sondern beide vor die Lehrtradition der Kirche gestellt sind, daß Pfarrer und Gemeinde nicht auf ihren subjektiven Glauben gestellt sind, sondern in der *communio patrum et fratrum* stehen, macht die Bedeutung der Kirchenlehre aus und gibt ihr ihre notwendige Funktion.

Die Lehre der Kirche will nicht nur bedacht und gepredigt werden, vielmehr wird sie im Handeln, Leben und Dienen der Kirche entschieden. Verkündigung und Lehre sind keine Theoreme, sondern geschehen nur dann recht, wenn sie als Verkündigung und Lehre zum Leben ergehen. Das Leben der Kirche wie des einzelnen Christenmenschen aber lebt davon und darin, daß es täglich mit Christus stirbt und aufersteht.

Lebendige und gelebte Lehre ist heute noch aus einem anderen Grunde notwendig und unerläßlich: Die stärkste Macht kerygmatischer Art in der heutigen Welt ist der Marxismus-Leninismus. Ihm kann nur eine doctrina, die als Lehre zum Leben ergeht und sich im Leben verwirklicht, entgegengesetzt werden. Deshalb ist die im Gang befindliche Besinnung über die Lehre der Kirche, ihr Verhältnis zur Schriftauslegung und über das Verhältnis des Wortes der Schrift zum Worte Gottes von entscheidender Wichtigkeit.

Die für März 1965 einberufene Synode der EKD, die sich schon einmal – 1963 – der Frage nach dem Verhältnis von wissenschaftlicher Theologie und Gemeindeglauben zu stellen hatte, wird ihr im Zusammenhang ihres Generalthemas „Bibelübersetzung und Bibelmission“ erneut mit Ernst standzuhalten haben.

C. Fortgang des Abendmahlsgesprächs²

Obwohl die Arnoldshainer Abendmahlsthesen wegen ihrer Interpretationsbreite unterschiedlich beurteilt und gewertet werden – den einen gelten sie als Ausdruck eines Konsenses in den für das Verständnis von Wesen, Gabe und Empfang des Abendmahls entscheidenden und unerläßlichen Lehraussagen, andere sehen in ihnen nicht mehr als ein hilfreiches Studiendokument zur Lehre vom Heiligen Abendmahl –, kommt ihnen doch das Verdienst zu, ein innerkirchliches Gespräch von erfreulicher Breite und Lebendigkeit angeregt und in Gang gebracht zu haben. Die Beschäftigung mit den Thesen nahm auch im Jahre 1964 ihren Fortgang und fand in einigen Synodalentschlüssen ihren Niederschlag.

Als erste nahm die im Januar tagende Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland Stellung und beschloß folgende Erklärung zu den Abendmahlsthesen von Arnoldshain:

1. In den Arnoldshainer Thesen haben lutherische, reformierte und unierte Theologen ein gemeinsames Wort über den entscheidenden Inhalt des biblischen Zeugnisses vom Abendmahl gefunden. Dieses Ereignis ist für uns Grund zu Freude und Dankbarkeit.

2. In den acht Thesen erkennen wir rechtes biblisches Zeugnis zum Verständnis des Abendmahls. Wir sind überzeugt, daß sich aus dem erneuten Hören auf die Heilige Schrift eine neue Gemeinsamkeit in Lehre und Feier des Heiligen Abendmahls ergibt.

3. Die Abendmahlsthesen geben uns auf, sowohl unsere Bekenntnisschriften als auch unsere herkömmliche Abendmahlsgestaltung an der Schrift zu überprüfen. Darum empfehlen wir den Gemeinden und Presbyterien, zunächst diese Thesen in Vorträgen, Gemeindegemeinschaften und Gruppenarbeit zu behandeln. Den Pfarrern und Lehrern legen wir nahe, das Abendmahl mehr als bisher zum Gegenstand von Predigt und Unterweisung zu machen. Die Presbyterien bitten wir, sich gemäß der Schrift um eine Abendmahlspraxis zu bemühen, die den Menschen unserer Zeit zur Freude, zur Gemeinschaft und zum Gehorsam hilft.

2. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1958, S. 130 ff.; 1959, S. 13 ff.; 1960, S. 13 ff.; 1962, S. 9 ff.; 1963, S. 47 ff.

Ein Ausschuß der Landessynode führt die mit den Arnoldshainer Abendmahlsthesen begonnene Arbeit weiter.

4. Wir bitten die Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland, die Glieder aller evangelischen Kirchen bei sich am Tisch des Herrn willkommen zu heißen.

5. Wir hoffen, daß die Thesen auch eine Hilfe für das Wachsen der Abendmahlsgemeinschaft unter den zum Ökumenischen Rat gehörenden Kirchen sein werden.

Bad Godesberg, den 16. Januar 1964.

Die Provinzialsynode der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen verabschiedete nachstehende

ERKLÄRUNG ZU DEN ARNOLDSHAINER ABENDMAHLSTHESEN

1. Die Synode der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen nimmt mit Freude und Dankbarkeit das Ergebnis jahrelanger Bemühungen lutherischer, reformierter und unitärer Theologen um ein neues Verständnis des Heiligen Abendmahles entgegen, wie es in den Arnoldshainer Thesen vorgelegt ist.

Sie erkennt in diesen Thesen ein rechtes biblisches Zeugnis zum Verständnis des Abendmahls und für die Auferbauung der Gemeinde.

2. Die Synode bittet alle Gemeinden, sich diese Thesen in Verkündigung und Unterweisung und bei der Gestaltung der Abendmahlsfeier dienen zu lassen.

3. Sie hofft, daß die in der EKD zusammengeschlossene Christenheit, ungeachtet der noch gebliebenen theologischen Unterschiede, die nicht nivelliert werden sollen, gemeinsam zum Tisch des Herrn gehen wird.

4. Die Synode bittet die Kirchenleitung, die ihr vom Theologischen Ausschuß vorgelegte Stellungnahme zu den Arnoldshainer Abendmahlsthesen allen Pfarrern und Katecheten als Arbeitsmaterial zuzusenden.

Das von dem Theologischen Ausschuß der Synode vorgelegte Ergebnis seiner Arbeit lautet:

STELLUNGNAHME

des Theologischen Ausschusses der Synode der Kirchenprovinz Sachsen zu den Arnoldshainer Abendmahlsthesen

Die Evangelische Kirche der Kirchenprovinz Sachsen hat das Ergebnis der ersten Abendmahlskommission der EKD, die die Aufgabe hatte, „ein verbindliches theologisches Gespräch über die Lehre vom Heiligen Abendmahl im Hinblick auf die kirchliche Gemeinschaft“ zu führen, in mehrjähriger Arbeit durch ihre Pfarrkonvente, durch Propsteiarbeitskreise, durch einen besonderen Studienkreis und durch den theologischen Ausschuß ihrer Synode eingehend geprüft. Außer den Thesen, in denen die EKD-Kommission ihr Ergebnis formuliert hat, sowie deren Erläuterungen durch Mitglieder der Kommission, den Referaten, die aus den vorausgegangenen Sitzungen der Kommission veröffentlicht wurden, und der anschließenden literarischen Diskussion der Thesen haben die genannten provinzialkirchlichen Gremien auch den Abschlußbericht berücksichtigt, in dem die EKD-Kommission zu einigen Thesen noch nähere Auskunft gegeben hat. Die Arbeit erfolgte auf der Grundlage einer gewissenhaften Beschäftigung mit den Texten des Neuen Testaments selbst.

Im Ergebnis dieser Untersuchungen nimmt der Theologische Ausschuß der Synode der Kirchenprovinz Sachsen zu den Thesen wie folgt Stellung:

A. Die als Überschrift über den Thesen stehende Leitfrage bezeichnet einen bestimmten Ausgangspunkt in der Bemühung um die gestellte Aufgabe. Gemäß dem reformatorischen Ansatz bindet sie uns an das „Hören auf das *biblische Zeugnis*“.

Zugleich spricht sie uns in unserer *konfessionellen Unterschiedlichkeit* auf unsre gemeinsame Gliedschaft in der „*einen apostolischen Kirche*“ an. Mit der Frage nach dem „entscheidenden Inhalt“ des biblischen Zeugnisses gibt sie uns ein Kriterium an die Hand, das uns angesichts der Vielfalt der neutestamentlichen Abendmahlszeugnisse wie auch der Verschiedenheit der konfessionellen Aussagen und der Mannigfaltigkeit der heutigen exegetischen Ergebnisse zum Kern der Aussagen hinführen will.

Dieser mit der Überschrift bezeichnete Weg wird von uns als sachgemäß anerkannt.

B. Die Thesen werden nur dann recht verstanden, wenn sie als Antwort auf die in der Überschrift gestellte Frage aufgenommen werden. Hierzu gibt ihre Präambel wichtige Erläuterungen.

Die Thesen wollen nicht „eine volle Entfaltung der theologischen Lehre vom Abendmahl“ bieten und damit auch *keine Lehrkonkordie* sein. Sie sind aber nach unserer Überzeugung auch *mehr als ein Studiendokument*, indem sie beanspruchen, daß wir in ihnen das biblische Abendmahlszeugnis in seinem „entscheidenden Inhalt“ zu hören bekommen. Dieses Hören wird nur dann recht geschehen, wenn wir die Thesen, ihrem eigenen Ansatz entsprechend, in ihrer wechselseitigen Ergänzung sehen und uns um eine sachgemäße Interpretation der einzelnen Aussagen bemühen.

Unter dieser Voraussetzung und im Blick darauf, daß die Thesen im strengen Sinn nur eine Antwort auf die in der Überschrift gestellte Frage geben wollen, glauben wir, nach dem Maße unseres gegenwärtigen Erkennens sagen zu können:

1. Die Thesen enthalten nichts, dem im Blick auf die Leitfrage nach dem „entscheidenden Inhalt“ widersprochen werden müßte.

2. Die Thesen bedürfen unter der Leitfrage keiner *entscheidenden* Ergänzungen.

3. Die Aussagen der Thesen als schriftgemäßes Zeugnis in unsere Situation hinein sind geeignet, der Auferbauung der Gemeinde am Tisch des Herrn zu dienen.

C. Wir begrüßen, daß in den Thesen jedenfalls an einer Stelle mit der betreffenden Grundaussage – These IV – auch bestimmte Abgrenzungen – These V – verbunden sind. Freilich wird dabei nicht immer genügend deutlich, wer und was mit den jeweiligen Abgrenzungen gemeint ist, bzw. daß in diesen Abgrenzungen die mutmaßliche Gegenlehre zum Teil nicht präzise wiedergegeben wird (z. B. These Vb). Wir halten es auch für wünschenswert, daß in der theologischen Entfaltung und kirchlichen Weitergabe der Thesen auch noch bei anderen Sachzusammenhängen die in den Grundaussagen enthaltenen Abgrenzungen erläutert werden. So sollte z. B. in These VI darauf hingewiesen werden, daß es dem neutestamentlichen Zeugnis widerspricht, wenn man die Gabe des Abendmahls nur als persönliche Sündenvergebung versteht. Ebenso ergibt sich aus These VIII die notwendige Folgerung, daß das Abendmahl nicht ohne Abendmahlsseelsorge und Abendmahlszucht aufgeteilt werden kann.

D. In ihrem Schlußbericht haben die Verfasser bereits selbst zu einigen Thesen Erläuterungen gegeben. Sie haben damit im wesentlichen nur eine der kritischen Stimmen aus der literarischen Diskussion der Thesen aufgenommen. Sie haben sich nicht veranlaßt gesehen, am Wortlaut der Thesen etwas zu ändern. Die Erläuterungen, die sie gegeben haben, gehören aber nun ebenfalls zu dem, wozu Stellung zu nehmen ist. Wir tun dies im folgenden Sinn:

1. Für einen Teil von uns bleibt These I, 1 auch nach den Erläuterungen unbefriedigend, weil auch mit ihnen nicht hinreichend dem Rechnung getragen wird, daß der Stifter des Abendmahls in der Einheit seiner Person jedenfalls auch der vorösterliche Jesus Christus ist und daß darum das biblische Zeugnis von der „Nacht des Verrats“ nicht

eliminiert werden darf. Jedoch erkennen die Kritiker unter uns an, daß weder durch die These selbst noch durch die Erläuterungen ein solches Verständnis vom „Gegründet“-Sein unserer Abendmahlsfeiern ausgeschlossen wird.

2. In den Erläuterungen zu These II, 2 und IV wird deutlich, daß über die Frage, ob der Herr den Seinen im Abendmahl über die besondere Weise des Gebens hinaus eine spezifische Gabe schenkt, im Kreise der Kommission unterschiedliche Auffassungen bestehen. Nach unserer Überzeugung wird das, was These IV und VI in notwendiger Korrelation zueinander über das Besondere, das Proprium des Abendmahls sagen, dann recht verstanden und weitergegeben,

a) wenn die *Leibhaftigkeit des Sichgebens* Jesu Christi als konstitutiv so bezeugt wird, daß wir in ihr, freilich im Glauben an seine Verheißung, „Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit haben, zu seinem Leibe, der Kirche, zusammengeschlossen sind und an dem verheißenen Neuen Bund teilbekommen“,

b) und wenn also das personal-aktuale und das ontische Moment in der Aussage, daß „er sich in seinem Leib und Blut mit Brot und Wein von uns nehmen läßt“, als unaufgebar wechselseitig einander erläuternd festgehalten werden.

Wir meinen, daß die Thesen gerade in der Korrelation von These IV und These VI, wenn auch jetzt durch These V getrennt, in diese Richtung weisen und so das Mysterium des Mahles zum Ausdruck bringen.

3. In der Erläuterung zu These III, 3 sagen die Verfasser der Thesen, daß sie sich nicht in der Lage sehen, über die Feststellung hinaus, daß Brot und Wein ausgesondert und in den Dienst dieses Mahles gestellt werden, einen besonderen Konsekrationsakt zu fordern oder eine besondere Lehre von der Konsekration den unerläßlichen Stücken der Abendmahlslehre zuzurechnen. Wir stimmen dem zu. Einige unter uns meinen jedoch, daß mit Rücksicht auf die Auslegung der biblischen Abendmahlszeugnisse in der *Ökumene* weiter danach gefragt werden muß, ob das biblische Zeugnis vom „*Eucharistein*“ (eulogien) im Zusammenhang des Abendmahls durch die Thesen hinlänglich aufgenommen worden ist.

4. In den Thesen wird der Begriff „*Sakrament*“ nicht verwendet. Damit entsprechen die Thesen dem biblischen Befund. Es sind in unserem Kreise jedoch kritische Stimmen, insbesondere von reformierten Brüdern, laut geworden, die den Thesen zum Vorwurf machen, daß sie, wenn sie auch das traditionsgeschichtlich belastete Stichwort „*Sakrament*“ vermeiden, in dem ganzen Ansatz ihres Denkens das Abendmahl sakramentalistisch beschreiben. Es wurde hinzugefügt, daß sie damit einem *institutionalistischen Denken und Handeln der Kirche* Vorschub leisten und das Handeln des Herrn der Verfügungsgewalt der Kirche überantworten.

Wir sind der Überzeugung, daß ein rechtes biblisches Abendmahlsverständnis und eine verantwortliche kirchliche Praxis zwar auf keinen Fall so tun dürfen, als könnten sich Menschen des sich in seinem Leib und Blut schenkenden Herrn bemächtigen. Wir stimmen aber mit den Kritikern darin nicht überein, daß die Thesen ihrerseits diese Gefahr provozieren.

II.

In den Thesen werden die biblischen Abendmahlstexte als „*Zeugnis*“ an die Gemeinde verstanden. Die Verfasser der Thesen haben diese Texte als „*Glieder der Kirche*“ daraufhin befragt, was sie über das Abendmahl, „*das wir feiern*“, zu sagen haben. Wir stimmen dem damit gegebenen Grundverständnis voll zu und meinen, daß es in den Thesen also nicht nur um theoretisch-dogmatische Aussagen, sondern um einen praktisch-theologischen Dienst an der Gemeinde geht – unbeschadet der Tatsache, daß einige der Thesen in einer komplizierten und nicht leicht verständlichen Ausdrucksweise abgefaßt sind.

Wir halten es unter dieser Zielsetzung der Thesen für dringend erwünscht, daß unsere

Gemeinden, insbesondere ihre Pfarrer und anderen Amtsträger, diese Thesen zum Verständnis des Abendmahls ausgiebig in Gebrauch nehmen. Die Thesen werden sich nach unserer Überzeugung in der Abendmahlsverwaltung, -verkündigung und -unterweisung als überaus hilfreich erweisen. Ihr Gebrauch wird auch zu einer Befruchtung des gesamten pastoralen und katechetischen Dienstes in Verkündigung, Seelsorge und Unterricht führen. Sie bieten im besonderen eine gute Hilfe für die Einübung in das Leben der Gemeinde zwischen abschließender Katechese und Erstabendmahl der Konfirmanden.

Dabei werden durch die Thesen die Aussagen des Kleinen Katechismus Luthers nicht außer Kraft gesetzt. Vielmehr vertiefen und ergänzen sich der Kleine Katechismus Luthers und die Arnoldshainer Abendmahlstesen im immer neuen Hören auf das Zeugnis der Schrift wechselseitig. Daher wird neu zu beachten sein, daß das 5. Hauptstück nicht isoliert, sondern nur im Zusammenhang mit den anderen Hauptstücken des Katechismus verstanden und gebraucht werden kann.

Im übrigen hoffen wir, daß sich durch den Gebrauch und die Bewährung der Thesen im Leben der Gemeinde auch das theologische Urteil über sie noch weiter schärfen wird.

Den weitestgehenden Beschluß faßte die Synode des Bundes ev.-reformierter Kirchen auf ihrer Tagung am 24. November 1964:

Die Synode des Bundes evangelisch-reformierter Kirchen Deutschlands hat mit großer Dankbarkeit die Arnoldshainer Thesen und die Erläuterungen zur Kenntnis genommen. Die Synode sieht in den Thesen eine wesentliche Hilfe zum rechten Verstehen des biblischen Zeugnisses vom Abendmahl. Sie bittet die Gemeinden, in Predigt und Unterweisung die Thesen aufzunehmen sowie zu überlegen, welche Folgerungen aus den Thesen für die Gestalt unserer Abendmahlsfeiern gezogen werden müssen.

Die Synode stellt fest, daß in allen Gemeinden die Form der „offenen Abendmahlsgemeinschaft“ geübt wird. Sie tritt darüber hinaus für die „Volle Abendmahlsgemeinschaft“ unter Einschuß der Intercelebration ein. Um der guten Ordnung willen wird als Voraussetzung festgestellt, daß der Celebrant aus einer anderen christlichen Kirche bereit sein muß, die liturgische Ordnung der Gastgemeinde zu achten, und daß nur der am Abendmahl teilnehmen soll, der in seiner eigenen Kirche zum Abendmahl zugelassen ist.

Da erkennbar ist, daß alle in der EKD zusammen lebenden Kirchen darin übereinstimmen, daß die Gemeinschaft an der Gabe und damit an dem Geber der Gabe des Abendmahles entsteht, bittet die Synode alle Kirchen, zu überlegen, ob sie sich nicht ihrerseits auf Grund der Arnoldshainer Thesen entschließen können, aus der Situation der „begrenzten offenen Kommunion“ zur „gegenseitigen offenen Kommunion“ zu finden.

Die vom Rat der EKD berufene Zweite Kommission für das Abendmahlsgespräch, die darüber befinden soll, was der Ertrag der bisherigen Arbeit für die Fragen der Abendmahlsgemeinschaft und der Kirchengemeinschaft bedeutet, trat im Berichtsjahr zu zwei Arbeitstagungen zusammen. In sorgfältig ausgearbeiteten Referaten und eingehender Aussprache wurden die in der Ökumene erörterten Formen der „Abendmahlsgemeinschaft“, die Bedeutung und der Ertrag der Arnoldshainer Thesen für die Frage nach der „Abendmahlsgemeinschaft“, das neutestamentliche Zeugnis von der Koinonia in seiner Bedeutung für die Gewährung oder Verweigerung der „Abendmahlsgemeinschaft“ und der Sinn der Bekenntnisbestimmtheit und der Lehre der Kirche heute im Blick auf die „Abendmahlsgemeinschaft“ untersucht. Es wurde dabei deutlich, daß die Arnoldshainer Thesen allein eine Lösung der Frage nach der „Abendmahlsgemeinschaft“ nicht

zu begründen vermögen, aber im Verein mit den Ergebnissen des ökumenischen Gesprächs und im Blick auf die bestehende kirchliche Praxis dazu mithelfen können, einen Schritt nach vorn zu empfehlen und zu wagen, dessen Maß und Ziel allerdings nicht allein von Wünschen und Wünschbarkeiten bestimmt sein sollte, sondern auf die gegebenen Möglichkeiten und Zumutbarkeiten Rücksicht zu nehmen hätte, zumal die Frage nach der rechten Lehre vom Abendmahl als Frage nach der Wahrheit nicht umgangen oder übersprungen werden kann. Trotz gewisser noch nicht ausgeräumter Schwierigkeiten besteht ein nicht unbegründeter Anlaß zu der Erwartung, daß die Kommission das Ergebnis ihrer Arbeit in absehbarer Zeit dem Rat der EKD vorlegen kann.

Den von weiten Kreisen in der EKD als Ergebnis der zweiten Phase des Abendmahlsgesprächs gewünschten und erhofften Fortschritt in der Frage der Abendmahlsgemeinschaft in der EKD, der im Bereich des Möglichen liegen dürfte, formulierte Landesbischof D. Eichele in seinem dem Landeskirchentag der Evangelischen Landeskirche in Württemberg in seiner Tagung am 13. April 1964 erstatteten Bericht:

Unserer württembergischen Landeskirche bleibt es ... ein Anliegen, daß in unserer Evangelischen Kirche in Deutschland die Verbundenheit aller ihrer Gliedkirchen in Jesus Christus auch darin ihren Ausdruck findet, daß die sogenannten „Arnoldshainer Thesen“ über das Abendmahl vollends dazu beitragen dürfen, daß die praktisch schon geübte Zulassung der Angehörigen aller deutschen Landeskirchen zum Abendmahlstisch jeder anderen lutherischen, unierten oder reformierten Landeskirche in der Evangelischen Kirche in Deutschland in nicht allzu ferner Zeit auch noch ihre kirchenamtliche Bestätigung finden wird.

D. Fortgang des Gesprächs über die Taufe³

Seit 1947 ist im Raum des deutschen Protestantismus eine lebhafte Diskussion über die Taufe im Gange, die im Berichtsjahr auch in anderen Kirchen der Ökumene – vor allem in England und Dänemark – anlief. Es geht dabei in erster Linie um die Frage der Kindertaufe, die wichtiges Kennzeichen einer Volkskirche ist, in die man gleichsam hineingeboren wird. Die Regel, daß christliche Eltern ihre neugeborenen Kinder bald zum Sakrament der Heiligen Taufe bringen sollen, findet sich in den Lebensordnungen wohl aller evangelischen Landeskirchen in Deutschland, stößt aber vielerorts auf wachsende Kritik, die sich vor allem daran entzündet, daß diese Regel in einer säkularisierten Gesellschaft und angesichts der fortschreitenden Erosion der volkskirchlichen Verhältnisse nicht länger zu verantworten sei. Naturgemäß hat die Frage der Kindertaufe bzw. des Taufaufschubs in den Gliedkirchen in der DDR als Folge und unter der Wirkung des betont nichtchristlichen Klimas des öffentlichen Lebens besondere Aktualität und Dringlichkeit bekommen, aber auch in den westlichen Landeskirchen wird sie seit Jahr und Tag lebhaft erörtert. Hüben wie drüben wurde die Diskussion dadurch heftig und leidenschaftlich, daß Pastoren aus theologischen Gründen und um ein Beispiel dafür zu geben, daß der Taufaufschub eine christliche Entschei-

3. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 31 ff.

dung sein kann, ihre eigenen Kinder nicht zur Taufe brachten und es überhaupt in einer entchristlichten Gesellschaft für geraten erklärten, auch christlichen Eltern zu empfehlen, mit der Taufe ihrer Kinder zu warten, bis diese selbst eine Entscheidung treffen könnten.

Im April 1964 beschäftigte sich eine Tagung der Evangelischen Akademie der rheinischen Kirche mit der Tauffrage; die Teilnehmer beschlossen eine

ERKLÄRUNG ZUM TAUFAUFSCHUB

1. Im Haus der Begegnung in Mülheim/Ruhr sind wir vom 6. bis 9. April 1964 aus vielen Landeskirchen zusammengekommen, um uns über die Taufe zu besinnen. Besonderen Anlaß zu dieser Zusammenkunft gab die Tatsache, daß einige Pfarrer ihre Kinder nicht getauft haben. Gleichzeitig haben sie begonnen, ihre Gemeinden in einem Sinne zu belehren, der in gewisser Spannung zur geltenden kirchlichen Ordnung und zum Brauchtum steht.

2. Angesichts der Fülle von ungelösten exegetischen, dogmatischen, seelsorgerischen und kirchenrechtlichen Problemen bitten wir Gemeinden, Synoden und Kirchenleitungen, dazu zu helfen, daß die Frage nach dem Sinn und rechten Vollzug der Taufe neu aufgenommen wird.

3. Wir bitten die Kirchenleitungen, von allen Maßnahmen gegen einzelne Glieder der Kirche abzusehen, die die Taufe ihrer Kinder aufgeschoben haben. Es scheint uns, daß solche Entscheidungen einer notwendigen Neubesinnung hindernd im Wege stehen würden.

4. Wir verweisen in diesem Zusammenhang u. a. auf den Beschluß der reformierten Kirche von Frankreich aus dem Jahre 1950, durch welchen die Bestimmung des Taufalters freigegeben wird.

Auch die Synoden der evangelischen Landeskirchen von Berlin-Brandenburg und Württemberg befaßten sich eingehend mit der Frage der Taufe sowohl hinsichtlich der Grundsatzfragen der evangelischen Tauftheologie wie der aktuellen Problematik, die die volkskirchliche Praxis der Kindertaufe in einer säkularisierten Gesellschaft mit sich bringt, und legten das Ergebnis ihrer Beratungen in Beschlüssen nieder.

Die Regionalsynoden der Berlin-Brandenburgischen Kirche faßten auf ihrer Tagung vom 8. bis 13. November 1964 nachstehenden

BESCHLUSS ZUR TAUFFRAGE

1. *Synode stellt fest:* Die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg bekennt als Kirche der Reformation, gegründet auf das Zeugnis der Heiligen Schrift, daß der Mensch das neue Leben am Leibe Christi allein aus Gnade, allein um Christi willen und allein im Glauben empfängt (Vorspruch zur Grundordnung. Von Schrift und Bekenntnis, Abs. 4).

In dieser Gewißheit versteht sie ihr Taufhandeln: Sie tauft Kleinkinder, die von christlichen Familien gebracht werden, ebenso wie Heranwachsende und Erwachsene, die sich um ihre Taufe selbst bewerben. Sie achtet darauf, daß Kinder christlicher Eltern zur Taufe gebracht werden. Wenn jemand Kinder grundsätzlich nicht tauft, kann er nicht Pfarrer der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg sein.

Indem sie an der überkommenen Taufordnung festhält, verkennt die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg nicht, daß das Evangelium verdunkelt wird und die Gemeinde ihre Glaubwürdigkeit verliert, wenn die Kindertaufe leichtfertig gehand-

habt und auch dann gewährt wird, wenn kein ernsthaftes Verlangen nach der Gabe der Taufe erkennbar ist. Sie beobachtet mit Sorge, daß viele Eltern und Paten nicht zu ihrem Taufversprechen stehen und getaufte Kinder dem Unterricht nicht zuführen. Sie erinnert ihre Pfarrer an die Pflicht, vor der Taufe eines Kindes gewissenhaft zu prüfen, ob die evangelische Erziehung erwartet werden darf, und Hilfen zur Einübung in die Aufgaben christlicher Eltern und Paten anzubieten. In seelsorgerischer Verantwortung wird die Gemeinde heute nicht jedem Taufbegehren stattgeben können (Ordnung des kirchlichen Lebens, Art. 8). Im Dienst des Christus, der um alle wirbt, ruft sie aber auch dann, wenn sie die Taufe vorläufig versagen muß, Eltern und Kinder nachdrücklich unter das Wort; in diesem Sinn möchten sich auch die Pastoren verstanden wissen, die eigene Kinder nicht getauft haben.

Noch einmal: Die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg hält an der Kindertaufe fest. Die Anfragen, die von Kirchen der Ökumene und von einzelnen evangelischen Theologen unter Berufung auf das Neue Testament an die Taufpraxis der Reformationskirchen und an deren Begründung in den Bekenntnisschriften des 16. Jahrhunderts gerichtet werden, überhört sie nicht und weiß, daß die Kirche darauf zu antworten verpflichtet ist.

2. *Synode hört*, daß die Pastoren, die ihre eigenen Kinder nicht taufen ließen, durch ein freies, gleichberechtigtes Nebeneinander von Kindertaufe und Taufe an Mündigen auch in christlichen Familien den Gnaden- und Entscheidungscharakter der Taufe voll zum Leuchten bringen wollen. Es wird ihnen zugebilligt, daß sie sich ihres Auftrages auch an den ungetauften Kindern bewußt sind. Jedoch haben sie, bei allem Bemühen um eine sachliche und umfassende Diskussion, ihr Handeln nicht allgemein klar machen können. Wenn Pastoren ihre eigenen Kinder nicht taufen, obwohl bei ihnen die evangelische Erziehung gewährleistet erscheint, wird leicht der Eindruck entstehen, daß sie entweder die Taufe nicht für belangvoll halten oder aber am Recht der Kindertaufe zweifeln und also auch die Kinder ihrer Gemeindeglieder nur mit schlechtem Gewissen taufen.

Einig mit ihnen in dem Ziel, die Gemeinsamkeit des Handelns mit den Vätern und Brüdern nicht ohne zwingende Not aufzugeben, bittet die Synode alle Pastoren, die ihre eigenen Kinder nicht taufen ließen, ihre Entscheidung zu überprüfen und neu zu fällen.

3. *Synode bittet* alle Glieder der Kirche, zu prüfen, wo sie es – jeder an seinem Platz – an der rechten Verantwortung gegenüber der Taufe in ihrem Gnaden- und Entscheidungscharakter haben fehlen lassen.

4. *Synode beschließt*: Im Blick auf die Weite und Vielschichtigkeit der über die Taufe entstandenen Diskussion wird die Evangelische Kirche der Union gebeten, ein Lehrgespräch in gesamtkirchlicher Verantwortung über Tauflehre und Taufordnung herbeizuführen. An den Ergebnissen dieser Arbeit wären die einschlägigen Abschnitte der geltenden „Ordnung des kirchlichen Lebens“ zu überprüfen.

Ziel dieses Gespräches ist, daß die Glieder der Evangelischen Kirche einmütig und freudig bezeugen können, was Gott uns mit der Taufe schenkt.

Die Entschließung war vom Tauffausschuß der Regionalsynode Ost vorbereitet; diese stimmte ihr mit acht Gegenstimmen bei sieben Enthaltungen zu. Die Regionalsynode West schob eigene Erwägungen beiseite und trat der Entschließung einmütig bei – ein Ausdruck für die Bereitschaft, bis zum Äußersten aufeinander zu hören und auch bei einem Problem, das erheblichen theologischen und kirchlichen Sprengstoff enthält, beieinander zu bleiben und miteinander den Weg zu gehen.

Kurz zuvor beriet die Landessynode der Evangelischen Landeskirche in

Württemberg über eine neue Taufordnung. Auf ihrer Tagung Anfang November 1964 stimmte sie nach lebhafter Diskussion, die neben Fragen der Formulierung solche grundsätzlicher Art behandelte, mit überwiegender Mehrheit dem vorgelegten Entwurf zu. Die neue Taufordnung legt eindeutiger als bisher fest, in welchen Fällen und unter welchen Voraussetzungen die Taufe versagt werden muß. Neu ist die Verpflichtung der Eltern zur Teilnahme an einem Taufgespräch. Die neue Taufordnung stellt keine juristische Verschärfung dar, sondern soll der seelsorgerlichen Klärung dienen und mit ihren konkreten Bestimmungen den Pfarrern als Handreichung dienen, die ihnen besonders in Grenzfällen ihr Handeln erleichtert.

Die Taufordnung lautet:

TAUFORDNUNG

Vom 4. November 1964

„Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Matth. 28, 18–20).

„Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden“ (Mark. 16, 16).

„Die Taufe ist ein Sakrament und göttlich Wortzeichen, womit Gott, der Vater, durch Jesus Christus, seinen Sohn, samt dem Heiligen Geist bezeugt, daß er dem Getauften ein gnädiger Gott wolle sein und verzeihe ihm alle Sünden aus lauter Gnade von wegen Jesu Christi und nehme ihn auf an Kindesstatt und zum Erben aller himmlischen Güter“ (Joh. Brenz im Württ. Katechismus).

In der Bindung an das Wort der Heiligen Schrift und das Bekenntnis der Väter hat die Landessynode zur Ordnung der Taufe das folgende kirchliche Gesetz beschlossen:

§ 1

Die Kirche tauft im Gehorsam gegen den Befehl Jesu Christi und im Glauben an seine Verheißung. Die Taufe ist ein Zeugnis für die Einheit des Leibes Jesu Christi; sie ist allen christlichen Kirchen gemeinsam.

§ 2

(1) In der Taufe handelt der Dreieinige Gott selbst an dem Täufling; er läßt verkündigen, daß er den Getauften dadurch in die Gemeinschaft des Leidens und Sterbens und der Auferstehung Jesu Christi hineingenommen und damit vom Fluch der Sünde und des Todes befreit hat; er spricht ihm seine Gnade zu, stellt ihn unter seine Herrschaft, beruft ihn als Glied seines Leibes zur Sammlung und Auferbauung seiner Gemeinde und führt ihn seinem Reich entgegen.

(2) In dem Bund der Taufe ist dieses Angebot der Gnade ein für allemal besiegelt. Der Getaufte ist damit gerufen, dies im Glauben zu bejahen und in tätiger Liebe zu bezeugen, daß sein ganzes Leben unter der Verheißung und Verpflichtung seiner Taufe steht.

§ 3

(1) Die Kirche tauft auf den Namen des Dreieinigen Gottes. Der Taufende schöpft mit der Hand dreimal Wasser auf das Haupt des Täuflings und spricht zu ihm: „Ich taufe dich auf den Namen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

(2) Gültig ist nur eine auf den Namen des Dreieinigen Gottes mit Wasser voll-

zogene Taufe. Dies gilt auch für die Anerkennung von Taufen, die von anderen christlichen Kirchen oder Glaubensgemeinschaften vollzogen wurden.

(3) Durch die Taufe wird der Getaufte Glied der Kirche.

(4) Die gültig vollzogene Taufe schließt eine Wiederholung aus.

(5) Muß nach den Umständen angenommen werden, daß eine gültige Taufe nicht stattgefunden hat, so wird die Taufe vollzogen, wenn die sonstigen Voraussetzungen vorliegen.

§ 4

(1) Die Verkündigung der Kirche in Predigt und Unterricht ruft alle verpflichtend zu einer in Verantwortung wahrgenommenen Taufe.

(2) Die Kirche gewährt deshalb die Taufe, wenn jemand diesem Rufe zu folgen bereit ist und die Taufe für sich oder seine Kinder mit Ernst begehrt.

(3) Die Taufe wird nur dort recht verwaltet, wo in der Gemeinde Predigt, Unterweisung und Seelsorge ständig auf sie bezogen bleiben.

§ 5

(1) Christliche Eltern werden ihre Kinder kirchlicher Ordnung entsprechend bald nach deren Geburt zur Taufe bringen, weil auch die Kinder der Gnade Gottes bedürfen und ihrer nach Christi Verheißung teilhaftig werden sollen.

(2) Der verpflichtende Ruf zur Taufe bleibt bestehen auch für die Eltern, die – ohne das Recht der Kirche zur Kindertaufe zu bestreiten – auch nach Aussprache mit ihrem zuständigen Seelsorger noch nicht die innere Freiheit gewonnen haben, ihr unmündiges Kind zur Taufe zu bringen, obwohl die Voraussetzungen für die Taufe erfüllt sind. Pfarrer und Gemeinde sollen wegen der Erziehung der Kinder mit der Familie in Verbindung bleiben. Eine Beschränkung der kirchlichen Rechte der Eltern durch Maßregeln der Kirchenzucht tritt in diesem Falle nicht ein.

(3) Eine Vortragung oder Segnung ungetaufter Kinder im Gottesdienst findet nicht statt. Dagegen können sie auf Wunsch ihrer Eltern in einem Predigtgottesdienst der Fürbitte der Gemeinde namentlich empfohlen werden.

(4) Diese Eltern haben das Recht und die Pflicht, ihr ungetauftes Kind auf die Taufe hin zu erziehen und dem Gottesdienst und der evangelischen Unterweisung in Kirche und Schule zuzuführen. Nach Vollendung ihres 14. Lebensjahres können diese Kinder die Taufe selbst begehren und Glieder der Kirche werden.

§ 6

(1) Die Taufe von Kindern setzt voraus, daß die Eltern oder die Erziehungsberechtigten mit der Taufe einverstanden sind, mindestens einer der Erziehungsberechtigten die Taufe begehrt und der ernste Wille bekundet wird, daß das Kind in evangelischer Unterweisung als Glied der Gemeinde Jesu Christi erzogen werde.

(2) Gehört nur der Vater oder nur die Mutter der evangelischen Kirche an, so ist auf den Willen des evangelischen Elternteils zur Erfüllung seiner evangelischen Erziehungspflichten besonders zu achten. Der nicht der evangelischen Kirche angehörende Elternteil soll – wenn dies nicht schon bei der kirchlichen Trauung geschehen ist – schriftlich erklären, daß er die evangelische Erziehung nicht hindern will.

(3) Vor der Taufe eines Kindes ist mit den Eltern ein Taufgespräch zu führen, zu welchem sie der Pfarrer einlädt oder aufsucht.

§ 7

(1) Solange ersichtlich nicht zu erwarten ist, daß das Kind in evangelischer Unterweisung als Glied der Gemeinde Jesu Christi erzogen wird, kann die Kirche nicht taufen. Dies wird insbesondere der Fall sein, wenn

a) weder Vater noch Mutter der evangelischen Kirche angehören,

b) weder Vater noch Mutter zu einem Taufgespräch bereit sind,
c) beide Eltern Jesus Christus, den Herrn, sein Wort und Sakrament, seine Kirche in grober Weise verächtlich machen,
d) zwar die Taufe des Kindes begehrt wird, aber sowohl Vater als auch Mutter es ablehnen, die mit der Taufe verbundene Verpflichtung zur evangelischen Erziehung zu bejahen,

e) die Eltern an dem Kind eine Weihehandlung vornehmen ließen, die im Widerspruch zur Taufe steht, und nicht bereit sind, ein dabei gegebenes, mit der Taufe nicht zu vereinbarendes Versprechen ausdrücklich zu widerrufen,

f) die Eltern sich ausdrücklich weigern oder es offensichtlich versäumen, bei ihren schon getauften Kindern ihr Taufversprechen zur evangelischen Erziehung zu erfüllen.

(2) Die Taufe wird in solchen Fällen gewährt, wenn an Stelle der Eltern evangelische Christen für die evangelische Erziehung zuverlässig sorgen.

(3) Kann die Taufe nach Abs. 1 vorläufig nicht vollzogen werden, so sind Pfarrer und Gemeinde verpflichtet, wegen der Erziehung des Kindes mit der Familie in besonderer Weise in Verbindung zu bleiben. Auch im Fall der Versagung oder Unterlassung der Taufe haben evangelische Eltern das Recht und die Pflicht, ihr Kind auf die Taufe hin zu erziehen und dem Gottesdienst und der evangelischen Unterweisung in Kirche und Schule zuzuführen. Nach Vollendung ihres 14. Lebensjahres können diese Kinder die Taufe selbst begehren und Glieder der Kirche werden.

(4) Der Pfarrer kann die Taufe nur dann versagen, wenn er sich vorher mit seinem Visitator (Dekan bzw. Prälat) und Kirchengemeinderat beraten hat.

(5) Hat der Pfarrer die Versagung der Taufe ausgesprochen, so steht den Eltern oder Erziehungsberechtigten der Weg zur Einsprache beim Visitator offen. Dieser entscheidet nach Beratung mit dem Kirchengemeinderat. Wird die Versagung der Taufe nicht aufrechterhalten, so kann der Visitator einen anderen Pfarrer zum Vollzug der Taufe ermächtigen.

§ 8

(1) Heranwachsende Kinder, für welche die Taufe vor dem Konfirmationsunterricht begehrt wird, sind ihrem Alter entsprechend in einem besonderen Taufunterricht auf ihre Taufe vorzubereiten. Das Taufversprechen wird in diesem Fall von den Eltern und Paten abgegeben. § 7 gilt auch hier.

(2) Ist das Kind schon im Konfirmandenalter und begehren die Eltern oder das Kind selbst seine Taufe, so nimmt es an Stelle eines besonderen Taufunterrichts am Konfirmationsunterricht teil. Das Versprechen wird von dem Täufling selbst abgegeben. Die Taufe wird nach Möglichkeit im Konfirmationsgottesdienst vollzogen.

§ 9

(1) Die Taufe von Erwachsenen setzt voraus, daß der Täufling die Taufe begehrt, im evangelischen Glauben unterwiesen ist und am gottesdienstlichen Leben der Gemeinde teilnimmt. Er ist in einem gründlichen Taufunterricht auf seine Taufe vorzubereiten.

(2) Durch die Taufe erhält der Getaufte alle Rechte und Pflichten eines konfirmierten Gemeindeglieds.

§ 10

(1) Nach alter kirchlicher Sitte treten Paten als Zeugen der Taufe den Eltern zur Seite. Sie sollen das Ihre dazu beitragen, dem Kind zu helfen, bei Christus und seiner Gemeinde zu bleiben. Ihr Dienst erwächst aus der Verantwortung, welche die Kirche für ihre jungen Glieder trägt, und verpflichtet sie zu treuer Fürbitte, christlichem Wandel und Mithilfe bei der evangelischen Erziehung des Kindes, notfalls an der Eltern Stelle. Die Eltern sollen dies bei der Auswahl der Paten bedenken.

(2) Es sollen mindestens zwei evangelische, konfirmierte Paten bestellt werden.

Kinderpatenschaft ist auch in der Form der Stellvertretung unzulässig. Konnten vor der Taufe eines Kindes keine Paten benannt werden oder scheiden Paten später aus, so können Paten auch nachträglich bestellt werden.

(3) Gelingt es den Eltern des Täuflings nicht, geeignete Paten zu finden, so sollen Taufzeugen aus der Gemeinde bestellt werden.

(4) Pate kann nicht sein,
wer keiner christlichen Kirche angehört oder wer Mitglied einer kirchenfeindlichen Sekte ist,

wer Jesus Christus, den Herrn, sein Wort und Sakrament, seine Kirche in grober Weise verächtlich macht oder durch seine den Geboten Gottes widersprechende Lebensführung der Gemeinde zum Ärgernis wird,

wer es ablehnt, die mit der Taufe verbundene Verpflichtung zur christlichen Erziehung des Patenkindes zu bejahen.

Aus diesen Gründen kann auch das Erlöschen einer Patenschaft festgestellt werden.

(5) Über den Ausschluß vom Patendienst entscheidet der für die Taufe zuständige Pfarrer in entsprechender Anwendung von § 7 Abs. 4 und 5.

§ 11

(1) Die Taufe wird in der Regel durch einen ordinierten Pfarrer vollzogen.

(2) Zuständig ist der Pfarrer, in dessen Seelsorgebezirk die die Taufe Begehrenden wohnen. Bei unmittelbarer Lebensgefahr für den Täufling kann die Taufe (Jähtaufe) auch durch jeden Pfarrer vollzogen werden, der alsbald den zuständigen Pfarrer zu benachrichtigen hat.

(3) Wird aus besonderen Gründen ein anderer Pfarrer um die Taufe gebeten, so darf dieser die Taufe nur vollziehen, wenn er zuvor die Zustimmung des zuständigen Pfarrers eingeholt hat (Dimissoriale); sie darf nicht versagt werden, wenn die Voraussetzungen für die Taufe gegeben sind.

(4) Der Oberkirchenrat kann in besonderen Fällen auch Nichtordinierte zur Vornahme der Taufe ermächtigen.

(5) Wenn bei unmittelbarer Lebensgefahr die Taufe begehrt wird und ein Pfarrer nicht zu erreichen ist, so kann jeder erwachsene Christ die Taufe vollziehen (Nottaufe). Diese Taufe ist alsbald dem zuständigen Pfarrer mitzuteilen, damit er ihren gültigen Vollzug prüfen und bestätigen kann. Bleibt der Täufling am Leben, so ist das Taufgespräch oder der Taufunterricht mit Eltern oder Täufling nachträglich zu führen; bei Kindern werden nachträglich die Paten bestellt.

(6) Jede gültige Jäh- und Nottaufe ist der Gemeinde im Gottesdienst mitzuteilen; nach Nottaufen kann der Getaufte der Gemeinde im Gottesdienst vorgestellt werden.

(7) Im Hinblick auf die Jäh- und Nottaufe ist der Meinung zu wehren, daß ein Kind, das nicht mehr getauft werden konnte, von der Gnade und Liebe Gottes ausgeschlossen sei.

§ 12

Die Taufe ist von denen, die sie für sich oder ihre Kinder begehren, persönlich und so rechtzeitig vor dem Taufstag bei dem zuständigen Pfarrer anzumelden, daß die Voraussetzungen der Taufe und der Patenschaft geprüft und das Taufgespräch bzw. der Taufunterricht durchgeführt werden können.

§ 13

(1) Die Taufe wird in einem Gottesdienst der Gemeinde an Hand der Taufagende vollzogen. Bei der Taufe eines Kindes sind die Eltern anwesend, damit sie sich in der Gemeinde zu der Gabe und Verpflichtung der Taufe bekennen. Bleiben beide Eltern der Taufe fern, so wird der Vollzug in der Regel aufgeschoben.

(2) Unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse kann der Kirchengemeinderat besondere Taufsonntage festlegen. Haustaufen und Krankenhausauftaufen sind auf begründete Ausnahmefälle zu beschränken; vor einer Zusage solcher Taufen ist die Erlaubnis des zuständigen Pfarrers einzuholen.

(3) Für alle Täuflinge, die nicht in einem Predigtgottesdienst der Gemeinde getauft werden, soll im Predigtgottesdienst Fürbitte getan werden.

§ 14

(1) Jede vollzogene Taufe ist in das Taufregister der Gemeinde einzutragen, in der die Taufe vorgenommen wurde. Wurde die Taufe nicht in der Wohnsitzgemeinde des Täuflings vollzogen, so ist das zuständige Pfarramt alsbald vom Vollzug der Taufe zu benachrichtigen.

(2) Über jede Taufe ist eine pfarramtliche Bescheinigung auszustellen.

§ 15

Dieses Gesetz tritt mit dem Tag seiner Verkündigung in Kraft. Entgegenstehende Bestimmungen treten außer Kraft.

Zuvor hatte die Landessynode mit der Maßgabe einer sprachlichen Überarbeitung den Entwurf für eine neue Taufagende angenommen. Die Vorlage geht von einem einheitlichen Verständnis der Taufe von Erwachsenen und Kindern aus; sie erklärt die Kindertaufe für den Regelfall, öffnet aber zugleich dem Taufaufschub als Ausnahme eine Tür.

In seinem Schlußwort erklärte Landesbischof D. Eichele: „Wenn ein Pfarrer gegen die Kindertaufe lehrt, ist sein Platz nicht mehr bei uns, sondern bei den Baptisten.“ Wenn Pfarrer sich weigerten, ihre eigenen Kinder zu taufen, um damit ein Zeichen gegen das Leichtnehmen der Taufe aufzurichten, müsse ihnen gesagt werden, daß ein solches Zeichen mißverständlich sei und am falschen Ort gesetzt werde. Der Taufaufschub werde als Ausnahme respektiert, weil das Angebot der Gnade Gottes keinen Zwang wolle.

Mit den synodalen Entscheidungen der württembergischen und der berlin-brandenburgischen Kirche dürfte das letzte Wort in der Tauffrage noch nicht gesprochen sein. Was in den unterschiedlichen Stellungnahmen zur Kindertaufe bzw. zum Taufaufschub gegeneinandersteht, sind tiefgreifende Unterschiede theologischer Art, die zwar insbesondere die Auffassung vom Sakrament betreffen, aber nicht darauf beschränkt sind, sondern in umfassenden theologischen Zusammenhängen wurzeln und Wirkungen auslösen, die sich auf alle Bereiche der Glaubenslehre erstrecken. In das von der Berlin-Brandenburgischen Synode bei der Evangelischen Kirche der Union angeregte Lehrgespräch in gesamtkirchlicher Verantwortung über Tauflehre und Taufordnung werden auch die nicht der EKD angehörenden Gliedkirchen der EKD einbezogen werden müssen. Je länger desto dringlicher wird die Notwendigkeit, eine Kommission für das Taufgespräch der EKD zu berufen, die in der ersten Phase ihrer Arbeit die Lehre von der Taufe zum Gegenstand eingehender Untersuchung zu machen hätte, um in einem zweiten Arbeitsgang über die daraus sich ergebenden Folgerungen und Forderungen für die Taufpraxis und Taufordnung zu befinden⁴.

4. Hinsichtlich des im Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 40, der Rheinischen Landessynode 1952 zugeschriebenen Beschlusses ist der Berichterstatter Opfer der unklaren Nachrichtengebung eines

b) Gestalt und Ordnung der Kirche

Unabdingbar gehören Gestalt und Ordnung zur Kirche hinzu, denn ein Leben ohne Ordnung und Gestalt kann in dieser Welt nicht bestehen. Weil die Kirche in dieser Welt lebt und mit dieser Welt zu tun hat, weil sie es mit dem Menschen in dieser Welt zu tun und ihm in Wort und Tat die Christusbotschaft auszurichten hat, bedarf sie der Ordnung und Gestalt. Damit das Evangelium recht ausgerichtet werden und die Sakramente stiftungsgemäß verwaltet werden können, bedarf es des „ministerium docendi evangelii et porrigendi sacramenta“ (C. A. V); es bedarf der Gemeinde als gottesdienstlicher Versammlung, in der „das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht werden“ (C. A. VII), und als – im weitesten Sinne des Wortes – missionierender Aktionsgemeinschaft. Eine Ordnung des kirchlichen Amtes ist ebenso notwendig wie eine Gemeindeordnung und eine kirchliche Lebensordnung. Kirchenleitung, Kirchenrecht, Kirchenverfassung und Kirchenverwaltung sind nötig und gehören wesentlich zur Kirche Jesu Christi in dieser Welt.

Dabei darf freilich nicht aus dem Auge gelassen werden, daß alles, was zur Ordnung und Gestalt der Kirche gehört, nur dienende Funktionen haben kann und nicht um seiner selbst willen dasein und gehandhabt werden darf. Die immer bestehende Gefahr des Abgleitens in Rechtspositivismus und -formalismus und der Erstarrung in Institutionalismus und Legalismus muß gesehen und abgewehrt werden. Gerade im Blick auf ihre Gestalt und Ordnung hat das Wort von der *ecclesia semper reformanda* Gültigkeit; gerade hier muß die Kirche beweglich und in gegebenem Falle zu Änderungen bereit sein. Das gilt mit besonderem Nachdruck von der Kirche in einer mit großer Beschleunigung sich verändernden Welt, der es die unverfälschte und unverkürzte Christusbotschaft so auszurichten gilt, daß ihr deutlich wird, daß sie damit gemeint ist. Dazu und zu nichts anderem sollen alle Maßnahmen zur Ordnung und Gestalt der Kirche dienen, daß sie das rettende Zeugnis von Christus als dem Haupt der Gemeinde und dem Herrn und Heiland der Welt und den Dienst der Liebe in der Nachfolge Christi ermöglichen.

Die Arbeit an ihrer Gestalt und Ordnung hat sich die Evangelische Kirche in Deutschland in ihren Gliedkirchen auch im Jahre 1964 angelegen sein lassen.

Ihre vordringliche Sorge galt mit Selbstverständlichkeit der Erhaltung und Vertiefung ihrer unverbrüchlichen Einheit und Gemeinschaft.

A. Die Einheit der deutschen evangelischen Christenheit der EKD⁵

Es ist ein Grund zu tiefer Dankbarkeit, daß die deutsche evangelische Christenheit auch im Jahre 1964 ihre in der EKD sichtbar werdende Einheit und Gemeinschaft zu bewahren und zu bewähren und ihre besondere Funktion des Brückenschlagens in einem geteilten Lande und einer zertrennten Kirche wahr-

kirchlichen Informationsorgans geworden; der zitierte Text ist zwar im Rahmen eines Berichts der Synode vorgetragen, aber von ihr nicht zum Beschluß erhoben worden.

5. Vgl. *Kirchl. Jahrbuch* 1961, S. 2 ff.; 1962, S. 2 ff.; 1963, S. 3 ff.

zunehmen vermochte. Freilich ist die praktische Verwirklichung der Zusammengehörigkeit beträchtlich erschwert und gestört und die dazu eigentlich notwendige Kooperation auf die bescheidene Möglichkeit der Koordinierung der Aufgaben und der Arbeit beschränkt, aber die Verbindung und Verbundenheit konnte dadurch nicht zerstört werden. Daß Glieder der einen und gleichen Kirche voneinander getrennt sind und nur unzureichende Möglichkeiten zu einer begrenzten Pflege der Kommunikation und Kontakte bestehen, bezeichnete selbst der Staatsratsvorsitzende der DDR in einem Gespräch mit Bischof D. Mitzenheim auf der Wartburg als nicht normal. Es ist eben auch nicht normal, daß die leitenden Gremien der EKD – Synode, Rat und Kirchenkonferenz – nicht zu gemeinsamen Tagungen zusammentreten können, daß bei großen ökumenischen Veranstaltungen in der Regel die der EKD zur Verfügung stehenden Sitze nicht voll oder nicht mit den von der Kirche vorgeschlagenen Delegierten besetzt werden können, daß zum Deutschen Evangelischen Kirchentag zwar zahlreiche Besucher aus der Ökumene kommen, aber den Gliedern der Kirchen und Gemeinden in der DDR die Erlaubnis zur Teilnahme nicht gewährt wird und daß immer wieder Einreise- und Ausreisegenehmigungen leitender kirchlicher Amtsträger nicht erteilt werden. Dennoch blieb die Einheit und Gemeinschaft der getrennten Christen und Kirchen vorhanden und lebendig.

1. Bekenntnisse zur Einheit der EKD in der Trennung. Aus der Fülle der dazu ergangenen Erklärungen seien einige Beispiele, die für viele stehen, aufgeführt:

Landesbischof D. Beste sagte vor der neugewählten Landessynode Mecklenburg, die im März 1964 in Schwerin zusammentrat:

Christen bleiben zusammen, auch wenn sie unter verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen leben, ohne daß dabei alle Gegensätze etwa verharmlost oder ignoriert werden dürfen. Bei den derzeitigen Schwierigkeiten, die Aufgaben aller in der EKD zusammengeschlossenen Landeskirchen gemeinsam zu erfüllen, können die verschiedenartigen gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse nicht übersehen werden. Auf der anderen Seite muß es sich aber gerade hier zeigen, daß die christliche Botschaft zu allen Zeiten unter allen Verhältnissen die Menschen verbindet und es ihnen ermöglicht, zusammenzubleiben, besonders wenn sie zu einem Volk gehören und eine lange gemeinsame Geschichte der Kirche haben.

Bischof D. Krummacher bezeichnete vor der im März in Züssow versammelten Landessynode der Pommerschen Evangelischen Kirche das Festhalten an der Gemeinschaft der EKD als unaufgebbare, weil

uns die Aufgabe vor die Füße gelegt ist, stellvertretend für unser Volk zu zeigen, daß Menschen gleichen Glaubens sich nicht trennen lassen durch politische und gesellschaftliche Unterschiede. Heute tun wir es auch als stellvertretenden Dienst an der ganzen Ökumene. Die Gemeinschaft der EKD, die sich für jede einzelne Kirchengemeinde geistlich auswirkt, wird auch für die Zukunft unseres Volkes Frucht bringen.

Landesbischof D. Eichele führte im Rahmen seines am 13. April 1964 dem 6. Landeskirchentag (Synode) der Evangelischen Landeskirche in Württemberg erstatteten Bericht aus:

Mit all den ... Fragen der Verkündigung unseres Glaubens und des Dienstes unserer Liebe stehen wir als württembergische Landeskirche nicht allein da. Sie sind den anderen deutschen Landeskirchen in gleicher Weise gestellt, mit denen wir in der Evangelischen Kirche in Deutschland verbunden sind. Wir haben schon aus diesem Grund allen Anlaß, die uns in der Evangelischen Kirche in Deutschland geschenkte Gemeinschaft dankbar zu pflegen. Darüber hinaus aber bezeugt ja unsere EKD auch über die unser Volk durchziehenden Stacheldrähte, Minenfelder und Trennungswandern hinweg die verbindende Kraft des Evangeliums und sichtbare Bruderschaft in einer gespaltenen Welt ... Wenn auch organisatorisch gesehen die Zusammenarbeit in unserer Evangelischen Kirche in Deutschland sehr erschwert ist, ... so kann die Verbindung dennoch ... aufrechterhalten werden, und die vorhandenen Schwierigkeiten tragen nur dazu bei, das kostbare Gut der Verbundenheit im Glauben um so höher zu achten.

In dem der Tagung der Landessynode vom 18. bis 23. Oktober 1964 erstatteten Bericht über die Tätigkeit der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche von Westfalen schreibt Präses D. Wilm:

Unsere Evangelische Kirche von Westfalen ist Gliedkirche der Evangelischen Kirche in Deutschland. Wir bejahen sie als enge Verbundenheit und Zusammenarbeit bekenntnisverschiedener Kirchen, wir bejahen sie als die Gemeinschaft der evangelischen Kirche in den beiden Teilen unseres deutschen Vaterlandes ... Wir als die Evangelische Kirche von Westfalen wollen immer vorn sein, wenn es gilt, daß wir in der EKD noch besser zusammenwachsen.

Bischof D. Fränkel erklärte vor der Synode der Evangelischen Kirche in Schlesien:

Ernstste Sorge bereitet uns die Lage unserer Evangelischen Kirche in Deutschland, die wir liebhaben und deren Gemeinschaft für uns unaufgebar ist. Die Einheit der Evangelischen Kirche in Deutschland ist zwar durch die tiefe Kluft, die beide Teile unseres Volkes noch immer trennt, gestört, aber – ich sage das mit allem Nachdruck – sie ist nicht zerstört. Wir wissen uns vor Gott verpflichtet, an der Evangelischen Kirche in Deutschland festzuhalten um der Wahrheit des Evangeliums willen, das die Menschen in der Einheit des Glaubens und der Liebe trotz aller politischen und gesellschaftlichen Unterschiede verbindet. Damit leisten wir auch einen wichtigen Dienst für die Ökumene, die die Gemeinschaft der Weltchristenheit mitten in allen Weltgegensätzen bewahren muß. In der bestehenden geistlichen Einheit unserer Evangelischen Kirche in Deutschland liegt aber auch ein Angebot Gottes für unser Volk. Ich möchte so manche evangelischen Eltern, die es mit dem Besuch der Christenlehre ihrer Kinder zu lau nehmen, mit ganzem Ernst fragen: „Habt Ihr Euch eigentlich einmal klargemacht, was es bedeutet, daß mitten in der totalen Verschiedenheit der Erziehungsziele in Ost und West in unserem Vaterland ein Unterrichtsfach, nämlich die biblische Unterweisung, ein und dieselbe ist von Görlitz bis Kiel, von Greifswald bis München. Soll dieses Band auch noch zerschnitten werden?“

Trotz der Behinderung unseres Miteinander-Lebens in der Evangelischen Kirche in Deutschland kann doch noch vieles gemeinsam getan werden. Das zeigt die Bibelrevision des Alten Testaments, die im Dezember 1963 die abschließende Zustimmung der Kirchenkonferenz erhielt, die in beiden Teilen der Stadt Berlin tagte ...

2. *Einheit in der Vielfalt.* Es geschah nicht allein, ja nicht einmal vornehmlich aus Gründen historischer Zufälligkeit, sondern letztlich und eigentlich im Zusammenhang sachlicher Notwendigkeit, daß im Jahre 1964 als dem Jahr des Gedenkens an die 1934 von der Barmer Bekenntnissynode beschlossene „Theologische Er-

klärung zur Lage der DEK“ die Diskussion über das Verständnis der EKD als einer Einheit erneut aufbrach. In Barmen hatten Theologen und Gemeindeglieder aus lutherischen, reformierten und unierten Kirchen gemeinsam ein bekennendes Wort gesprochen, über dessen Rang und Geltung im Blick auf die in der Kirche geltenden Bekenntnisse Auffassung und Urteil zwar nicht in allen Gliedkirchen gleich sind, zu dessen Entscheidungen aber alle stehen. Die Grundordnung der EKD erklärt dazu: „Mit ihren Gliedkirchen bejaht die Evangelische Kirche in Deutschland die von der Ersten Bekenntnissynode in Barmen getroffenen Entscheidungen. Sie weiß sich verpflichtet, als bekennende Kirche die Erkenntnisse des Kirchenkampfes über Wesen, Auftrag und Ordnung der Kirche zur Auswirkung zu bringen“ (Art. 1 Abs. 2). Die Interpretation des Ja zu der Barmer Erklärung wurde schon bald nach ihrer Verabschiedung zu einem Diskussionsgegenstand innerhalb der Bekennenden Kirche und ist es bis heute geblieben. So war es nicht zufällig, daß es ein in der Wochenzeitung „Christ und Welt“ (Nr. 22/64 vom 29. Mai) veröffentlichter Jubiläumsbeitrag des Ratsvorsitzenden Präses D. Scharf war, an dem sich eine neue Kontroverse entzündete, was um so eher dadurch möglich wurde, daß der Publikation ein Rundfunkvortrag zugrunde lag, der durch redaktionelle Streichungen verkürzt war, so daß manche pointierte Formulierungen apodiktischer klingen, als sie im Rahmen des Vortrags, der zudem im Zusammenhang einer Sendereihe gehalten wurde, verstanden sein wollten, und, durch ihre Isolierung aller Absicherung beraubt, der Möglichkeit der Überinterpretation und des Mißverständnisses ausgesetzt waren. Die entscheidenden und beanstandeten Ausführungen des Christ-und-Welt-Artikels lauten:

Von 1945 an haben wir versucht, ... Evangelische Kirche in Deutschland zu werden. Wir haben es miteinander versucht, Lutheraner, Reformierte und Unierte. Auch gerade die, die das Recht der Sonderbekenntnisse bei all diesen Bemühungen immer wieder geltend machten und uns dadurch den Weg zur Einheit der Kirche erschwerten, haben dazu geholfen, daß eine solide gegründete, gewissenhaft überprüfte, eine standhafte Einheit gewachsen ist. Gleich 1945, schon im August des Jahres 1945, wurde die erste vorläufige Ordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland verkündet. Von ihr hieß es, diese Ordnung geht davon aus, daß die Evangelische Kirche in Deutschland zur Einheit durch den Kampf gegen die Irrlehre und gegen den Staatszentrismus geführt ist. 1948 trat die Kirchenversammlung in Eisenach zusammen. Sie beschloß eine einheitliche Verfassung unserer evangelischen Kirche, die Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland.

In dem ersten Artikel der Grundordnung heißt es: Die Evangelische Kirche in Deutschland ist ein Bund von Kirchen. Trotz dieser Kennzeichnung waren die Landeskirchen sich darüber klar, daß hier nicht nur ein Bündnis für gewisse bestimmte Zwecke abgeschlossen werde, auch nicht nur ein Kirchenbund eingegangen sei, aus dem die einzelne Landeskirche frei wieder austreten könne, sondern dieser Bundesvertrag trifft die ganze Existenz der Partner, er veränderte die Rechtsgestalt der Landeskirchen und schuf neues, objektives Recht, das die einzelne Landeskirche wie den Zusammenschluß aller binden sollte, gebunden hat und heute stärker als vor sechzehn Jahren bindet ...

Heute ist die Evangelische Kirche in Deutschland Kirche, wirkliche Kirche, handlungsfähige und einheitliche Kirche. Sie steht auf gemeinsamem Fundament des Glaubens und des Bekenntens. Dabei hat sich ergeben: Die Bekenntnisse der Reformation sind nicht kirchentrennend ...

Die Evangelische Kirche in Deutschland, ihr Rat und ihre Synode mit all den Orga-

nen der Synode tun dies als Leitung einer Einheitskirche. Der Rat gibt Anregungen nach innen, er vertritt die evangelische Christenheit nach außen. Er spricht für die Gemeinden und übernimmt für sie mannigfache Verpflichtungen. Ein Kirchenbund könnte dies niemals tun, verantworten und leisten.

Die EKD weiß, daß Gott ihr ein Amt am ganzen deutschen Volke und in der Weltchristenheit von heute übertragen hat – spezifischer als je zuvor. Wenn sie zu öffentlichen Fragen das Wort nimmt, übt sie das prophetische Amt der Kirche aus. Wenn sie die Einheit des Rechtes und der Verwaltung durchhält, auch über die innerdeutsche Grenze hinweg, ist sie Kirche für ihr Volk und für die Welt. Für mein Empfinden ist der stärkste Beweis dafür, daß die EKD Kirche geworden ist, Einheitskirche, und als Kirche handelt, die Freudigkeit, mit der Gliedkirchen und Gemeinden sich zu ihrer Einheit bekennen und in ihr mittun ...

Die EKD in ihrer Einheit ist ein Werkzeug Gottes geworden auf dem Wege zur Einheit der Christenheit, ja zur Einheit seiner Menschheit! ...

Diese Auffassung vom Charakter der EKD blieb erwartetermaßen nicht ohne Widerspruch. In dem Kommuniké über die Sitzung der Bischofskonferenz der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands am 10. Juni 1964, die sich „mit Fragen der kirchlichen Gesamtsituation“ beschäftigte, heißt es:

Dabei erörterte sie aus Anlaß des in der Wochenzeitung „Christ und Welt“ erschienenen Artikels des Ratvorsitzenden der EKD, Präses D. Scharf, die Frage der Einheit der EKD. Sie bestätigte ihre bisherige Einstellung, daß die Vereinigte Lutherische Kirche an der EKD als einem Bund bekenntnisbestimmter Kirchen festhält. Zur Gemeinschaft der EKD gehört es nach Ansicht der Bischofskonferenz, daß die Gliedkirchen sich in ihrer geschichtlichen Führung und bekenntnismäßigen Bindung respektieren und gerade so zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit kommen.

Auch der Rat der EKD befaßte sich eingehend mit der Angelegenheit, zumal ein lutherisches Mitglied öffentlich erklärt hatte, es könne dem Rat nicht mehr angehören, wenn die Grundordnung der EKD aufgehoben würde, deren entscheidender Artikel 1 Absatz 1 besagt, daß „die Evangelische Kirche in Deutschland ein Bund lutherischer, reformierter und unierter Kirchen“ sei. Den Kirchenleitungen der evangelischen Landeskirchen und den Leitungen der kirchlichen Werke wurde eine – im innerkirchlichen Dienstverkehr den landeskirchlichen Organen, Pfarrern und anderen innerkirchlichen Stellen zur Kenntnis zu bringende – Erklärung des Vorsitzenden des Rates der EKD zugeleitet, in der zum Ausdruck gebracht wird, daß der Ratvorsitzende hinsichtlich des Selbstverständnisses der EKD voll auf dem Boden der Erklärung steht, die der Rat am 18. Januar 1950 in Halle beschloß. Diese Erklärung lautet:

Der Rat ist einmütig der Meinung, daß die mit Artikel 1 der Grundordnung gegebene Spannung für die in der EKD bestehende Gemeinschaft wesentlich ist und daß daher die Grundordnung nur dann richtig ausgelegt und angewandt werden kann, wenn Absatz 1 und Absatz 2 des Artikels 1 miteinander voll zur Geltung kommen.

Der Rat gesteht allen Beteiligten zu, daß sie ihr Verständnis der Grundordnung offen aussprechen können. Er hält es für förderlich, wenn bei einer unrichtigen Auslegung jede Seite die andere in brüderlicher Weise darauf hinweist, daß die in Artikel 1 enthaltene Spannung gewahrt werden muß. Der Rat wird selber jederzeit für eine Handhabung aller Bestimmungen der Grundordnung in brüderlichem Sinne eintreten.

Faßt man zusammen, was die Bekenntnisse zur Einheit der EKD ergaben und was die Diskussion über die Frage des Verständnisses dieser Einheit erbrachte, und bezieht man in die Zusammenschau das kirchliche Leben und die kirchliche Praxis mit ein, so ist die EKD keine uniforme Einheits- oder Superkirche, wohl aber eine Einheit in Trennung und Vielfalt, die als solche bejaht und gewollt wird. Diese Einheit will bestehende Unterschiede konfessionellen, geschichtlichen, politischen, kirchenpolitischen, theologischen oder sonstigen Charakters weder ignorieren noch nivellieren, noch harmonisieren, sondern im redlichen Ertragen und Tragen der daraus sich ergebenden Belastungen und Spannungen als Einheit in Trennung und Vielfalt sich verstehen und verwirklichen. In diese Einheit bringt jedes Glied das ein, was ihm an Gaben und Möglichkeiten zugemessen ist, um es in den Dienst aller und des Ganzen zu stellen. Die in der EKD sichtbar werdende Einheit und Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland ist kein Zustand, sondern ein Auf-dem-Wege-Sein im Miteinander- und Auf-einander-zu-Gehen. Der gemeinsam geschehenden Schritte, die die EKD als Gemeinschaft der Arbeit und des Dienstes sichtbar machen, werden von Jahr zu Jahr mehr, und sie tragen erheblich dazu bei, daß die Gliedkirchen trotz aller Unterschiedlichkeit der Verhältnisse und bei voller Wahrung ihrer Eigenart und Eigenständigkeit in eine ständig sich vertiefende Gemeinschaft und Einheit hineinwachsen.

Daß die Einheit der EKD sich nur in Vielfalt und Mannigfaltigkeit zu verwirklichen vermag, mag bedauern, wer zuerst nach der inneren und äußeren Geschlossenheit, der Straffheit und Durchschlagskraft der Organisation fragt und sein Urteil über die kirchliche Einheit davon abhängig macht. Wem aber an der Entfaltung des Reichtums und der Fülle geistlichen Lebens gelegen ist, wird in den für die EKD konstitutiven und konstruktiven Momenten der Einheit *und* der Vielfalt, der das Vielfältige tragenden und durchdringenden Einheit *und* der die Einheit spannungsvoll erfüllenden Vielfalt große und verheißungsvolle Möglichkeiten sehen, die die angestrengtesten Bemühungen aller Gliedkirchen und Glieder um die Bewahrung, Bewährung und Vertiefung der Gemeinschaft wie um das Einbringen ihres speziellen und spezifischen Beitrags fordern und herausfordern.

B. Amt und Gemeinde

Amt und Gemeinde müssen sein, wo Kirche ist. Eine kirchliche Ordnung, die eine dieser Größen verkürzen oder ausklammern würde, wäre keine evangelisch-kirchliche Ordnung mehr. Es genügt nicht, daß Gemeinde da ist; eine Gemeinschaft von glaubenden Menschen ist erst dann Kirche, wenn ihr das Evangelium verkündet wird und die Sakramente dargereicht werden. Es genügt aber auch nicht, daß das Amt der Verkündigung da ist; Kirche ist erst da, wo das gepredigte Wort gehört, angenommen, geglaubt und gelebt wird. Amt und Gemeinde sind aneinander gebunden und aufeinander gewiesen; ihr Verhältnis ist das einer echten Polarität, eines gegenseitigen Aufeinanderbezogen- und Einanderzugeordnetseins. Daß die Bemühungen, die die Kirche im Jahre 1964 an die Fragen ihrer Ordnung und Gestalt wandte, sowohl auf das Amt wie auf die Gemeinde zielten, war in gleicher Weise geboten wie legitim. In der reformato-

rischen Kirche können ministerium ecclesiasticum und sacerdotium omnium nicht voneinander geschieden werden.

1. *Maßnahmen zur Ordnung des Amtes der Verkündigung.* Das ministerium ecclesiasticum oder verbi divini ist zwar nicht mit der Institution des empirischen Pfarramtes in der verfaßten Kirche identisch, sondern kommt in einer Fülle von Ämtern zur Entfaltung, aber es tritt doch in erster Linie im Pfarramt in Erscheinung, weil diesem grundsätzlich die Fülle aller Funktionen zustehen, die aus dem ministerium ecclesiasticum abgeleitet werden können, von der Wortverkündigung im Gottesdienst bis zur Gemeindeleitung in der Verwaltung, die Sakramentsverwaltung und die Handhabung der Kirchenzucht, die evangelische Unterweisung wie die Kasualien, die Seelsorge und der Vorsitz in den Gemeindekörperschaften.

Zur rechtlichen Ordnung des Amtes der Verkündigung erbrachte das Jahr 1964 eine Reihe landeskirchlicher Gesetzgebungen für das Amt der Theologin.

In der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers wurde das am 13. Dezember 1963 von Kirchensenat und Landessynode beschlossene Kirchengesetz über die Rechtsstellung der Pastorinnen veröffentlicht; seine wichtigsten Bestimmungen lauten:

§ 1

(1) Zur öffentlichen Wortverkündigung und zur Verwaltung der Sakramente können Frauen nach Maßgabe dieses Gesetzes berufen werden. Ihre Amtsbezeichnung ist Pastorin.

(2) Die Aufgaben der Pastorin richten sich nach den Erfordernissen der von ihr versehenen Stelle und nach ihrer persönlichen Eignung.

...

§ 2

(1) Die Pastorin kann nach Maßgabe der folgenden Bestimmungen

a) in sinngemäßer Anwendung des Artikels 17 der Kirchenverfassung angestellt oder einer angestellten Pastorin gleichgestellt,

b) in einer Pastorinnenstelle, die in einer Kirchengemeinde, in einem Kreiskirchenverband oder im Stadtkirchenverband Hannover errichtet ist, angestellt oder

c) vorübergehend mit der Versehung einer Pfarrstelle beauftragt werden.

(2) Der Dienst der Pastorin richtet sich nach einer Dienstordnung.

...

§ 3

Jede Pastorin ist verpflichtet, nach Ableistung ihrer Zeit als Hilfspastorin fünf Jahre lang Dienst nach § 2 Absatz 1 Buchstabe a) zu übernehmen.

§ 4

(1) In Kirchengemeinden mit mindestens zwei Pfarrstellen oder in Orten, in denen mindestens zwei Kirchengemeinden mit mindestens je einer Pfarrstelle bestehen, kann eine Pastorinnenstelle errichtet werden. Bei der Errichtung sind die für die Errichtung von Pfarrstellen geltenden Vorschriften entsprechend anzuwenden.

(2) In Kirchengemeinden mit mehr als zwei Pfarrstellen oder in Orten, in denen mindestens zwei Kirchengemeinden mit je zwei Pfarrstellen bestehen, kann eine Pfarrstelle dieser Kirchengemeinden in eine Pastorinnenstelle umgewandelt werden. Bei der

Umwandlung sind die Bestimmungen über die Aufhebung von Pfarrstellen entsprechend anzuwenden.

...

§ 6

Eine Pastorin, die in einer Pastorinnenstelle angestellt ist, kann auch gegen ihren Willen als Pastorin in sinngemäßer Anwendung von Artikel 17 Absatz 2 der Kirchenverfassung in einen übergemeindlichen Dienst mit leitenden Aufgaben (zum Beispiel als Sprengelpastorin, Leiterin einer Ausbildungsstätte, Leiterin der landeskirchlichen Frauenarbeit) versetzt werden, wenn die Verseeing dieses Dienstes durch eine Pastorin erforderlich ist.

...

§ 7

(1) Die Kandidatin des Predigtamtes wird vor ihrer ersten Beauftragung als Hilfspastorin zum Amt einer Pastorin ordiniert.

...

§ 8

Die Pastorin trägt bei Gottesdiensten und Amtshandlungen eine dem Talar des Geistlichen entsprechende Amtstracht. Das gleiche gilt für die Hilfspastorin ...

§ 9

(1) Die unmittelbare Dienstaufsicht über die in einer Kirchengemeinde oder in einem Kirchenkreis tätigen Pastorinnen führt der Superintendent, über die in einem Sprengel tätigen Pastorinnen der Landessuperintendent.

...

§ 10

(1) Die Pastorinnen sind Mitglieder des Konventes, die Hilfspastorinnen sind Teilnehmer am Konvent des Aufsichtsbezirkes, dem sie angehören oder dem sie in Anwendung von Artikel 17 Absatz 4 der Kirchenverfassung zugewiesen sind.

(2) Die Pastorinnen bilden außerdem nach näherer Anordnung des Landeskirchenamtes einen oder mehrere Pastorinnenkonvente unter dem Vorsitz je einer Pastorin. Die Hilfspastorinnen nehmen am Pastorinnenkonvent teil ...

§ 11

(1) Zur Beteiligung an der Regelung allgemeiner, ihren Stand besonders betreffender Fragen wird ein Pastorinnenausschuß gebildet. Er besteht aus fünf Mitgliedern ...

§ 12

(1) Die Pastorinnen erhalten Besoldung und Versorgung in sinngemäßer Anwendung der für die Pfarrer geltenden Bestimmungen, soweit nicht nachfolgend etwas Abweichendes bestimmt ist.

(2) Die Hilfspastorinnen erhalten eine Vergütung in Höhe der Bezüge der Hilfsgeistlichen.

§ 13

(1) Eine Pastorin tritt mit dem Ablauf des Monats, in welchem sie das 65. Lebensjahr vollendet hat, in den Ruhestand.

(2) Eine Pastorin, die das 62. Lebensjahr vollendet hat, wird auf ihren Antrag in den Ruhestand versetzt, auch wenn Dienstunfähigkeit nicht vorliegt. Sie kann vom Landeskirchenamt auch ohne Antrag in den Ruhestand versetzt werden.

...

(4) Pastorinnen, die sich im Ruhestand befinden, haben das Recht, sich als „Pastorin im Ruhestand“ zu bezeichnen. Sie behalten im Rahmen der geltenden Bestimmungen das Recht zur öffentlichen Wortverkündigung und zur Sakramentsverwaltung sowie die Befugnis, ihre Amtstracht zu tragen.

§ 14

(1) Eine Pastorin, die beabsichtigt, sich zu verheiraten, hat davon dem Landeskirchenamt unverzüglich Mitteilung zu machen.

(2) Mit ihrer Eheschließung endet das Dienstverhältnis. Ihre Anstellungsfähigkeit erlischt. Das Recht zur Führung einer Amtsbezeichnung und die weiteren in § 13 Absatz 4 Satz 2 genannten Rechte ruhen.

...

§ 15

(1) Dem Witwer einer Pastorin und dem Witwer einer Pastorin im Ruhestand steht eine Versorgung nicht zu ...

Die Landessynode der Evangelischen Kirche von Westfalen setzte durch Beschluß vom 23. Oktober 1964 ein „Kirchengesetz zur Ergänzung und Ausführung der Verordnung über das Amt der Pastorin in der Evangelischen Kirche der Union vom 3. Juli 1962“ in Kraft. Die für die gliedkirchliche Gesetzgebung maßgebliche Verordnung der EKU lautet in ihren wesentlichen Bestimmungen:

Der Kirche Jesu Christi ist geboten, die mancherlei Gaben und Kräfte, die ihr geschenkt sind, zur Erbauung der Gemeinde zu gebrauchen. Auch Frauen sind berufen, die Botschaft von der Versöhnung auszurichten. Dies soll in der ganzen Mannigfaltigkeit der Dienste geschehen, die ihren Gaben und Fähigkeiten entsprechen, auch im öffentlichen Amt der Verkündigung.

In der Evangelischen Kirche der Union und ihren Gliedkirchen wird der Dienst der Theologinnen gemäß den nachstehenden Bestimmungen geregelt.

§ 1

(1) Frauen, welche die erforderliche Eignung besitzen, theologisch-wissenschaftlich und praktisch ausgebildet sowie ordiniert sind, können als Pastorinnen zur Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung, zum Unterricht und zur Seelsorge berufen werden.

(2) Mit der Berufung als Pastorin wird ein Dienstverhältnis auf Lebenszeit begründet.

(3) Für die Pastorin gelten die Bestimmungen des Kirchengesetzes über die dienstrechtlichen Verhältnisse der Pfarrer in der Evangelischen Kirche der Union (Pfarrerdienstgesetz) vom 11. November 1960 (ABl. EKD 1961 Nr. 37) und des kirchlichen Disziplinarrechts sinngemäß, soweit in dieser Verordnung nicht etwas anderes bestimmt ist.

(4) Die Pastorin ist „Geistlicher“ im Sinne der Gesetze.

§ 2

(1) Für bestimmte Aufgaben der kirchlichen Arbeit werden Pastorinnenstellen errichtet. Die in eine gemeindliche Stelle berufene Pastorin nimmt am Predigtdienst in der Gemeinde teil; der Umfang der Teilnahme wird durch die Dienstordnung (Dienstanweisung) bestimmt.

(2) Mit einer gemeindlichen, kreiskirchlichen oder landeskirchlichen Pastorinnenstelle kann der Auftrag zur Verwaltung eines Gemeindebezirks verbunden werden, wenn der Gemeindekirchenrat (das Presbyterium) zustimmt.

§ 3

In besonderen Fällen kann die Pastorin mit Zustimmung des Gemeindekirchenrates (Presbyteriums) und des Kreiskirchenrates (Kreissynodalvorstandes) mit der Verwaltung einer Pfarrstelle beauftragt werden.

§ 4

Nach Maßgabe des gliedkirchlichen Rechts kann die Pastorin in freie Pfarrstellen berufen werden.

...

§ 6

Die im Dienst einer Kirchengemeinde stehende Pastorin ist Mitglied des Gemeindekirchenrates (Presbyteriums). Die im Dienst einer Kirchengemeinde oder eines Kirchenkreises stehende Pastorin gehört der Kreissynode an und nimmt an den Pfarrkonventen teil.

§ 7

(1) Die Pastorin tritt mit dem Ablauf des Monats, in dem sie das 65. Lebensjahr vollendet, in den Ruhestand.

(2) Stellt eine Pastorin, die das 60. Lebensjahr vollendet hat, den Antrag auf Versetzung in den Ruhestand, so ist diesem Antrag stattzugeben.

(3) Eine Pastorin, die das 60. Lebensjahr vollendet hat, kann von Amts wegen ohne ihren Antrag nach Anhörung der Beteiligten in den Ruhestand versetzt werden

§ 8

(1) Das Dienstverhältnis der Pastorin endet, wenn sie heiratet. Die Kirchenleitung kann im Einvernehmen mit den Beteiligten Ausnahmen beschließen, wenn der kirchliche Dienst es erfordert und keine wesentliche Beeinträchtigung des Dienstes durch die Heirat zu erwarten ist. Die Ausnahmegenehmigung ist widerruflich.

(2) Die auf Grund ihrer Verheiratung ausscheidende Pastorin erhält eine Abfindung.

(3) Ist das Dienstverhältnis der Pastorin durch Heirat beendet, so ruhen das Recht und die Pflicht zur öffentlichen Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung ...

§ 9

(1) Die Besoldung der Pastorinnen entspricht der Besoldung der Pfarrer.

...

Diese Verordnung gilt gemäß dem Kirchengesetz vom 23. Oktober 1964 für die Evangelische Kirche nach Maßgabe der folgenden auszugsweise wiedergegebenen Bestimmungen:

...

§ 2

(1) Für den Dienst der Pastorin gelten, soweit keine besonderen Bestimmungen getroffen sind, die Bestimmungen der Kirchenordnung über den Dienst des Pfarrers sinngemäß.

(2) Lehnt ein Gemeindeglied eine Amtshandlung durch die zuständige Pastorin ab, so ist dem Rechnung zu tragen ...

§ 3

(1) In Kirchengemeinden mit mehr als zwei Pfarrstellen kann in eine freie oder neuerrichtete Pfarrstelle eine Pastorin berufen werden, wenn das Presbyterium dies be-

schließt. Auf Antrag des Presbyteriums kann die Kirchenleitung nach Anhören des Kreissynodalvorstandes Ausnahmen zulassen.

(2) Soll gemäß Absatz 1 eine Pastorin berufen werden, so hat das Presbyterium zuvor dem Kreissynodalvorstand und dem Landeskirchenamt Gelegenheit zur Beratung zu geben.

(3) Hat das Presbyterium die Berufung einer Pastorin beschlossen, so ist die Pfarrstelle entsprechend auszuschreiben.

§ 4

... (2) Die auf Lebenszeit angestellten oder an die kirchliche Versorgung angeschlossenen Pastorinnen sowie die in einem kirchlichen Dienst tätigen ordinierten Kandidatinnen, die auf Grund ihrer Verheiratung aus dem Dienst ausscheiden, erhalten zur Abgeltung aller Versorgungsansprüche eine Abfindung. Hinsichtlich der Berechnung und Zahlung dieser Abfindung gelten die entsprechenden Bestimmungen des Beamtengesetzes des Landes Nordrhein-Westfalen ...

(3) Dem Witwer oder früheren Ehegatten einer Pastorin oder Pastorin im Ruhestand steht eine Versorgung nicht zu ...

§ 5

(1) Die im Dienst stehenden Vikarinnen und ordinierten Kandidatinnen führen die Amtsbezeichnung „Pastorin“.

...

Auch Gliedkirchen im Bereich der DDR trafen im Berichtsjahr gesetzliche Regelungen für das Amt der Theologin.

Nach langjähriger Vorarbeit verabschiedete die thüringische Landessynode ein Pastorinnengesetz, das in charakteristischer Weise von den bisher mitgeteilten Gesetzen abweicht. Es lautet im Auszug:

GESETZ

über die Ausbildung und die Anstellung von Theologinnen in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen (Pastorinnengesetz) vom 5. November 1964

In zunehmendem Umfange haben in den letzten Jahren Frauen das Studium der Theologie ergriffen. Die Eingliederung solcher vollausgebildeter Theologinnen in den kirchlichen Dienst ist bisher unbefriedigend geblieben. Die schematische Übertragung pfarramtlicher Funktionen auf die Theologinnen läßt die besonderen Gaben und Fähigkeiten, die gerade eine Frau zum Aufbau des Gemeindelebens in mütterlicher und schwesterlicher Seelsorge einsetzen kann, unbeachtet und ungenutzt. Andererseits entspricht die Beschränkung der Theologinnen auf zudienende und stellvertretende Dienste nicht ihrer Vorbildung und läßt das berechtigte Streben nach verantwortlicher selbständiger Tätigkeit unbeachtet.

In dem Bestreben, den wissenschaftlich ausgebildeten Theologinnen dem Pfarramt gleichwertige Möglichkeiten des Dienstes, die jedoch den besonderen Fähigkeiten und Gaben der Frau angemessen sind, zu zeigen und zu eröffnen und auch die äußere Rechtsstellung der Theologinnen angemessen zu heben und zu sichern, hat die Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen mit einer zur verfassungsändernden Gesetzgebung ausreichenden Mehrheit folgendes

beschlossen:

§ 1

(1) Theologinnen, die das erste theologische Examen abgelegt haben, können sich um Aufnahme in den Vorbereitungsdienst in der Evangelisch-Lutherischen Kirche bewerben; über die Aufnahme in den Vorbereitungsdienst entscheidet der Landeskirchenrat.

§ 2

(1) Der Vorbereitungsdienst dauert in der Regel zwei Jahre. Er dient der Vorbereitung auf die kirchliche Anstellungsprüfung für Theologinnen (Pastorinnenexamen).

(2) Während des Vorbereitungsdienstes sollen die Vikarinnen theoretisch und praktisch auf ihren künftigen Dienst vorbereitet werden, ihre theologischen Kenntnisse und Erkenntnisse vertiefen, insbesondere auf katechetischem, poimenischem und diakonischem Gebiet ...

§ 3

(1) Vikarinnen, die das Pastorinnenexamen abgelegt haben, können sich um die endgültige Übernahme in den Dienst der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen bewerben. Sie können nach einem Probejahr, währenddessen sie in der Regel eine Pastorinnenstelle kommissarisch verwalten, in einer Pastorinnenstelle angestellt werden.

(2) Mit der festen Anstellung in einer Pastorinnenstelle werden sie lebenslänglich in den Dienst der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen übernommen. Sie führen die Dienstbezeichnung „Pastorin“.

§ 4

(1) Die Vikarin wird vom Landesbischof oder auf seine Anordnung in einem öffentlichen Gemeindegottesdienst unter Handauflegung und Fürbitte der Gemeinde zum Dienst als Pastorin berufen und gesegnet ...

(5) Die Pastorin erhält mit der Berufung das Recht der Wortverkündigung und der Sakramentsverwaltung für den ihr zugewiesenen Dienstbereich.

...

§ 5

(1) Pastorinnenstellen können durch Kirchengesetz in größeren Kirchengemeinden, insbesondere in Superintendentenorten, errichtet werden.

(2) Außerdem können bei der Feststellung des landeskirchlichen Haushaltsplanes und Stellenplanes Planstellen für Pastorinnen im landeskirchlichen Auftrag eingerichtet werden.

...

§ 6

(1) Der Dienst der Pastorin in der Kirchengemeinde ist ein eigenständiger besonderer Dienst neben dem Dienst der Gemeindepfarrer.

(2) Als Arbeitsgebiete für die Pastorin in der Gemeinde kommen insbesondere in Betracht:

a) Abhaltung von Andachten (Mette und Vesper), Kindergottesdiensten, Jugendgottesdiensten, Bibelstunden; Gottesdienste und regelmäßige seelsorgerliche Betreuung in Krankenhäusern, Altersheimen, Haftanstalten und anderen Anstalten;

b) Seelsorge an Kindern und Jugendlichen, an Alten und Kranken; Glaubensunterweisung Erwachsener;

c) seelsorgerliche Beratung von Eltern und Jugendlichen, Ehepaaren, alleinstehenden berufstätigen Frauen;

d) Einrichtung und Leitung von Mütterkreisen und Förderung des Hauskatechumenates;

e) Leitung von Veranstaltungen der Jungen Gemeinde, Leitung von Rüstzeiten für die Jugend;

f) Christenlehre und in besonderen Fällen Konfirmandenunterricht, insbesondere an kranken, körperlich oder geistig behinderten Kindern, Konfirmation der von ihr unterwiesenen Konfirmanden; weiterführende kirchliche Unterweisung konfirmierter Jugendlicher.

...

§ 8

(1) Den Pastorinnen im landeskirchlichen Auftrag werden besondere gesamtkirchliche Aufgaben übertragen. Als solche Dienste kommen insbesondere in Betracht:

a) Lehrtätigkeit an den Ausbildungsstätten für den kirchlichen Dienst;

b) Mitarbeit in der Pressestelle, im Gemeindedienst und in der Evangelischen Akademie;

c) Mitarbeit bei der theologischen Forschungs- und in der Schriftumsarbeit;

d) theologische Mitarbeit in den kirchlichen Werken, insbesondere im Frauenwerk und in den Jugendwerken;

e) Leitung von Heimen und sonstigen Einrichtungen der Kirche, der Inneren Mission und des Hilfswerkes;

f) Mitarbeit bei der Ausbildung von Schwestern;

g) hauptamtliche Seelsorge an übergemeindlichen Kliniken und Frauengefängnissen.

...

§ 9

(1) Der Dienstbereich der Pastorin ist in jedem Falle in einer Dienstanweisung festzulegen. In der Dienstanweisung ist sicherzustellen, daß der Pastorin ein ihrer Ausbildung angemessenes Aufgabengebiet verantwortlich übertragen wird.

...

§ 11

(1) Pastorinnen gemäß §§ 6, 7 sind ordentliche Mitglieder des Gemeindekirchenrates und gehören stimmberechtigt dem Pfarrkonvent an; Pastorinnen mit gesamtkirchlichem Auftrag sollen wie Pfarrer im gesamtkirchlichen Auftrag mit beratender Stimme an den Gemeindekirchenratssitzungen ihres Dienstortes teilnehmen.

(2) Festangestellte Pastorinnen sind gemäß § 70 Absatz 2 der Verfassung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen als Synodale wählbar

§ 12

(1) Die Besoldung der Vikarinnen und Pastorinnen erfolgt nach den jeweils für Vikare und Pfarrer der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen geltenden Bestimmungen.

...

§ 15

(1) Beabsichtigt eine Pastorin zu heiraten, so hat sie das unverzüglich dem Landeskirchenrat auf dem Dienstweg anzuzeigen. In einem Gespräch mit dem Landesbischof oder einem von ihm beauftragten geistlichen Mitglied des Landeskirchenrates ist zu klären, ob eine Fortführung des Dienstes als Pastorin nach der Eheschließung möglich erscheint. Die Pastorin hat keinen Anspruch darauf, daß eine Pastorinnenstelle an ihrem Familienwohnsitz errichtet oder daß ihr eine am Familienwohnsitz bestehende Pastorinnenstelle übertragen wird.

...

(4) Verheiratete Vikarinnen soll der Landeskirchenrat in der Regel nicht als Pastorinnen anstellen.

...

§ 20

(1) Unbeschadet ihrer Zugehörigkeit zum Pfarrkonvent und ihrer Vertretung durch die Ständesvertretung der Pfarrerschaft bilden die im Vorbereitungsdienst und Dienst stehenden Vikarinnen und Pastorinnen den Theologinnenkonvent der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen.

...

§ 23

Das Gesetz tritt am 1. April 1965 in Kraft. Zum gleichen Zeitpunkt wird das Gesetz über die äußere Rechtsstellung und Versorgung weiblicher Theologen (Pfarrvikarinnengesetz) vom 11. Mai 1949 (Amtsblatt 1949, Seite 98) mit seinen Änderungsbestimmungen aufgehoben.

...

Eisenach, den 5. November 1964

ANLAGE ZU § 4 ABSATZ 4 DES PASTORINNENGESETZES

Berufung und Segnung einer Pastorin

Eine Pastorin wird in einem öffentlichen Gottesdienst vor der Gemeinde berufen und gesegnet. Dies wird der Gemeinde am Sonntag zuvor im Gottesdienst unter Namensnennung der Einzuführenden bekanntgegeben und eine Fürbitte angeschlossen.

Die Berufung und Segnung wird durch den Bischof oder seinen Beauftragten vorgenommen. Für die Schriftlesungen können Assistenten hinzugezogen werden.

Zugleich mit der Berufung und Einsegnung wird die Pastorin in ihr erstes Amt eingeführt.

...

Für die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens beschloß die Synode auf ihrer Tagung vom 9. bis 13. November 1964 ein im Berichtsjahr weder veröffentlichtes noch in Kraft getretenes Pastorinnengesetz, das ähnlich wie das thüringische Gesetz von der grundsätzlichen Voraussetzung ausgeht, daß das Amt der Theologin ein Amt eigener Art sei und sich von dem eines Gemeindepfarrers unterscheide. Zum Amt und Aufgabenbereich der Theologin gehören Wortverkündigung und Seelsorge in dem ihr zugewiesenen Dienstbereich; der Pastorin steht auch das Recht der Sakramentsverwaltung zu. Amtshandlungen wie Konfirmation, Trauung und Beerdigung sind Aufgabe des Gemeindepfarrers und gehören nicht zum Dienstbereich von Theologinnen, ohne daß für diese ausdrücklich getroffene Feststellung des Gesetzes eine überzeugende theologische Begründung beigebracht wird. Das Gesetz sieht vor, daß die Theologinnen nach einem mit dem ersten theologischen Examen abschließenden Hochschulstudium, einem kirchlichen Vorbereitungsdienst, der mit dem zweiten theologischen Examen abgeschlossen wird, für fünf Jahre als Pfarrvikarinnen zu nicht-ständigem Dienst eingestellt und abgeordnet werden. Diejenigen nicht-ständigen Pfarrvikarinnen, die nach Ablauf der fünf Jahre „zur Amtsausübung mit Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung gewillt“ sind, können zum Amt der Pastorinnen ordiniert werden. Wer nicht zur Ordination bereit ist, kann weiter-

hin als nicht-ordinierte Pfarrvikarin, nunmehr im ständigen Auftrag, tätig sein. Demgemäß werden Pastorinnen- und Pfarrvikarinnenstellen geschaffen.

In den meisten Landeskirchen steht nunmehr der Theologin der Weg in das Amt der Verkündigung offen, obwohl von diesem Wege die Steine letzter Durchklärung noch ermangelnder Fragen und des nicht immer geglückten Ausgleichs zwischen sehr unterschiedlichen Argumentationen und Positionen nicht restlos weggeräumt werden konnten.

2. Aufbau der Gemeinde. Der Kirche, die sich um der rechten Ausrichtung ihrer Botschaft willen ständig um die Ordnung und Gestalt des Amtes der Verkündigung zu mühen hat, ist mit nicht geringerer Dringlichkeit die Sorge um die Ordnung und Gestalt der Gemeinde aufgetragen. Es ist das im gepredigten Wort der Kirche sich vergegenwärtigende Wort Gottes selbst, das die lebendige Gemeinde fordert und formt. Die Gemeinde von heute leidet an mancherlei Mangelerscheinungen: die Realität der Gemeinde deckt den volksgemeinschaftlichen Anspruch bei weitem nicht mehr; trotz aller gegenteiligen Wünsche und Bestrebungen ist die Kirche in vielen Gemeinden eine Pastorenkirche; in weitem Maße ist sie mit den Sozialstrukturen des Kleinbürgertums verbunden; ihr Sicherheitsbedürfnis ist größer als der Mut zum Wagnis neuer Formen ihres Lebens und Dienens; anstatt intensiv Ausschau nach Möglichkeiten lebendiger Entwicklungen zu halten, ist sie der Tradition und Konvention verhaftet; sie ist mehr durch die „Konsumentenhaltung“ eines passiven, rezeptiven Predigtpublikums als durch die Bereitschaft zu tätigem Engagement und mitverantwortlichem Wirken in Kirche und Welt gekennzeichnet.

In seinem der Westfälischen Landessynode auf ihrer Tagung vom 18. bis 23. Oktober 1964 erstatteten mündlichen Bericht stellte Präses D. Wilm eine Reihe kritischer Fragen zur Aussprache:

1. Woran liegt es, daß die Gemeindeglieder den Pastor weithin als den alleinigen Zeugen des Evangeliums ansehen und sich nicht selber zum Zeugnis aufgerufen wissen, zum Zeugnis mit ihrem Wort, aber besonders mit ihrem Leben in ihrer alltäglichen Existenz? Wie kann das anders werden?

2. Geht von unseren Gottesdiensten eine Bewegung aus, werden Menschen dort so zugerüstet, daß sie Rede und Antwort über ihren Christenglauben stehen und diesen in konkreter Tat bewähren können?

Wird ihnen Wegweisung gegeben, daß sie wissen, was ein Christ zu tun und zu lassen hat und wie er sich in bestimmten Situationen entscheiden soll?

Muß solche Zurüstung neben dem „normalen“ Gottesdienst erfolgen (Laienrüstzeiten, Erwachsenenkatechumenat, Christenlehre für Erwachsene, Artikel in der kirchlichen Presse, Predigten über die 10 Gebote, die drei Glaubensartikel, die Sakramente oder fortlaufend über ein Buch der Bibel)?

3. Mission und Ökumene – wieviel ist darüber gesagt, geschrieben und beschlossen worden! –, aber sind wir wirklich missionarische und ökumenische Gemeinden geworden? Wir müssen es werden! Aber wie kann das geschehen?

4. Diakonie – wieviel ist darüber gesagt, geschrieben und beschlossen worden! –, aber sind wir wirklich diakonische Gemeinden, diakonische Pastoren, diakonische Gottesdienst-Versammlungen geworden? Wir müssen es werden! Aber wie kann das geschehen?

5. Volksmissionen, Evangelisationen, Campingmission, Evangelische Wochen, Evangelische Vortragsdienste und Gespräche, Bibelwochen, Evangelische Akademien, Reli-

gionsunterricht an Berufsschulen, Militär-, Polizei- und Studentenseelsorge – was geschieht nicht alles?! Aber schreitet die Säkularisierung nicht hemmungslos weiter fort, wird die Welt mit ihren Eigengesetzlichkeiten nicht immer gottloser? Wie können wir Christen in dieser Zeit wieder „Salz der Welt“ werden?

6. Bejahen Sie die Notwendigkeit von sogenannten Paragemeinden (Studentengemeinde, Militärgemeinde, Tagungsgemeinde, Betriebsgemeinde u. a.), und wie sehen Sie deren rechte Zuordnung zur Ortsgemeinde?

7. Halten Sie unsere bisherige Praxis bezüglich der Errichtung von Pfarrstellen, Abgrenzung der Seelsorgebezirke, Teilung der großen Kirchengemeinden und Kirchenkreise, etc. und die Beibehaltung des Parochialprinzips überhaupt für den geeigneten Weg, das Evangelium in unserer Zeit und Welt auszurichten?

8. Welche Vorschläge haben Sie zur Gestaltung des Superintendentenamtes und des Pfarramtes und zu deren Entlastung?

9. Was kann und muß geschehen, damit unsere Presbyter wirklich zu Mitarbeitern (nicht nur zu Sitzungsteilnehmern) in der Gemeinde werden und darüber hinaus andere Gemeindeglieder in eine aktive Mitverantwortung hineingenommen werden? (Mehr hauptamtliche oder mehr nebenamtliche Mitarbeiter? Funktionen des Gemeindebeirats oder der Mitarbeiterversammlung?)

Die Nichttheologen des zur Beratung des Berichts eingesetzten Synodalausschusses arbeiteten dazu ein Wort aus; es lautet:

Der mündliche Bericht des Herrn Präses zielt – so, wie wir ihn verstehen – auf die Frage nach der lebendigen Gemeinde ab. Über sie ist in der Kirche seit Jahren nachgedacht und verhandelt worden.

Wir können uns als Laien dem Eindruck nicht entziehen, daß bisher der Schlüssel zur Lösung des Problems immer wieder im Auffinden und Ausklügeln einer Unzahl neuer Maßnahmen und in der Einrichtung und Ausweitung neuer Institutionen gesucht worden ist. Die Kirche ist weitgehend ins Experimentieren und vielfach auch in heillose Betriebsamkeit geraten. Die Besserung soll offenbar aus der Methode kommen. Die Ergebnisse sind entsprechend.

Wir müssen uns angesichts der unter Volldampf stehenden kirchlichen Neuerungsarbeit fragen, warum man mit dem Forschen nach dem Richtig und Falsch nicht mehr an der eigentlichen Schlüsselstelle angesetzt hat, nämlich beim Verhältnis des Pastors zu seiner Gemeinde und umgekehrt.

Unsere Kirche ist eine Pastorenkirche. Sie ist es nicht an allen Orten, aber sie ist es ohne Frage im ganzen, d. h., die Stellung des Pfarrers in seiner Gemeinde ist so monopol, daß im Grunde allein durch seine Person entschieden wird, inwieweit Ruf und Auftrag in der Gemeinde lebendig werden. Dieses Alleinengagement kann durch die Veranlagung der Einzelperson so eingengt und schmalspurig, so isoliert und verkrampft werden, daß die Gemeinde chronisch unterernährt bleibt und damit anfällig und krank wird. Die Frage ist, ob unsere Pastoren das von sich selbst wissen. Die weitere Frage ist, ob unsere Pfarrer diesen Zustand ändern wollen.

Wir haben den Eindruck, daß Mitarbeit an sich überall gewünscht wird. Wenn diese Änderung auf teamwork hin jedoch verbunden ist mit dem Anspruch des Mitarbeiters auf uneingeschränkte Mündigkeit innerhalb des Einsatzes von mancherlei Gaben, dann wird es häufig kritisch. Mitwirken wollen wird dann allzu leicht unter den prüfenden und manchmal auch mißtrauischen Blick dessen gesetzt, der glaubt, sich gegen Verfälschungen, unangemessenes Mitmischenwollen, kritisches Aufbegehren, Verletzung der Amtswürde, Beschneidung der Autorität und dergleichen zur Wehr setzen zu müssen. Hier steht ein unserer Meinung nach unrichtiges Verständnis vom Pfarramt der Entfaltung vorhandener Kräfte hinderlich im Wege. Die mitarbeitende, mitbetende, mitmissio-

nierende Gemeinde kann nur die nach der Schrift mündige Gemeinde der allgemeinen Bruderschaft sein. In dieser lebendigen, vom Krampf der verkrusteten Gewohnheitsgemeinde entbundenen glaubenden Gemeinschaft sollte der Pfarrer zuerst wahrhaftiger Bruder unter Brüdern sein. Er sollte sich lösen vom Bild der irgendwie höher gestuften liebevollen Väterlichkeit, vom huldvollen Sich-Hinabneigen zur aufblickenden Herde, von der falsch angesetzten Wächterfunktion über Zucht, Sitte und Frömmigkeit seiner Gemeinde. Er sollte sich lösen von den vielerlei Autoritätskrücken seines Amtes und zunächst die selbstverständliche bedingungslose Bruderschaft gegen jedermann üben. In dieser Bruderschaft kann nicht von vornherein ausgemacht sein, wie die Gewichte der Vollmacht verteilt sind und wer wem in diesem oder jenem Fall etwas zu geben hat.

Wir meinen, daß gerade in dieser Befreiung vom Amt alten Verständnisses, in dem Wegwerfen von selbst bewirkter Distanzierung ein wesentliches Hindernis zur Entfaltung der ganzen Kraft des Heiligen Geistes in der Gemeinde beseitigt wird. Wenn der Herr Pastor zugunsten des Bruders abdankt, ist das Signal zum selbstgewählten Miteinander in jedem Augenblick gesetzt. Unter diesem Geschehen wandelt sich das Problem des Bettelns um Mitarbeit in den Zustand des freiwilligen Angebotes von Hilfe. Hier wird auf einem bisher kaum beschrittenen (oder gar verachteten?) Weg die Position des Pfarrers im besten Sinne gestärkt.

Um nicht den Eindruck zu erwecken, einseitig regulieren zu wollen, schließen wir hier ausdrücklich den Appell an die Gemeinde ein, daß sie ihrerseits aufhören muß, als nur fordernde und hinnehmende dem Pfarrer gegenüberzustehen. Von ihr aus muß als notwendige Folge eines sich ändernden Verhältnisses zwischen Pastor und Gemeinde die ernste, tragende Bruderschaft vom einzelnen hin zum Pfarrer lebendig sein.

Wir halten es schließlich für entscheidend wichtig, daß die wahrhaftige und im letzten Ernst gesuchte Bruderschaft der Pfarrer untereinander Wirklichkeit wird. Wenn in dieser Sache alles beim alten, notvollen Zustand bliebe, wäre das hemmende und beschwerende Last genug, das Leben unserer Gemeinden weiterhin zu lähmen und zu blockieren.

Unser Wort soll ein Appell an Gemeinden und Pfarrer sein, das Heil nicht in neuen Plänen und vermehrter Betriebsamkeit zu suchen. Wir wollen aufrufen zur uneingeschränkten Bruderschaft. Sie soll nach dem Auftrag unseres Herrn die Quelle lebendiger Dienstgemeinschaft sein.

Die Kirchenleitung der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands legte den Gliedkirchenleitungen das Memorandum eines Arbeitsausschusses zu den 22 Thesen über das Thema „Die missionierende Kirche“ vor, die von der Generalsynode der VELKD 1958 (s. Kirchl. Jahrbuch 1958, S. 213 ff.) beschlossen worden waren. In dem Anschreiben heißt es:

Zweifelloos ist das Verhältnis zwischen Institution und missio unter uns noch nicht recht geklärt und geordnet worden. Auf der einen Seite stehen wir vor der radikalen Forderung, die institutionelle Kirche zugunsten der missionarischen Kirche preiszugeben. Nach Hoekendijk „Die Zukunft der Kirche und die Kirche der Zukunft“ müsse die Kirche ihren ekklesiologischen Status in die Welt hinein absterben lassen. Auf der anderen Seite verstärkt sich der Zug zur Institutionalisierung, wobei die neutestamentliche Linie der missionierenden Gemeinde vernachlässigt wird. Das Memorandum ist vor dem Hintergrund dieser Fragestellung zu verstehen.

Zu der Frage des missionarischen Gemeindeaufbaus führt das Memorandum aus:

Vordringliche Aufgabe der Kirche heute ist der missionarische Gemeindeaufbau.

Dies ist das Ergebnis der Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen

Kirche Deutschlands, die sich im Jahre 1958 mit dem Thema „Die missionierende Kirche“ beschäftigte. Die von ihr verabschiedeten 22 Thesen stellten heraus, daß die Gemeinde in der Gesamtheit ihrer tätigen Glieder Trägerin der Volksmission ist. Damit wird die Integration der Volksmission in die Kirche gefordert. Daraus ergeben sich Folgerungen für die kirchliche Verkündigung, den Gemeindeaufbau und das Leben in den Gemeinden, aber auch für die leitenden Organe. Sie müssen ständig neu bedacht werden.

Wir halten folgende Schritte für notwendig:

I. Bildung eines Rates für missionarischen Gemeindeaufbau

Um die Arbeit der in jeder Landeskirche vorhandenen Ämter und Organisationen zu intensivieren und dem gesamten Dienst eine zielstrebige Ausrichtung zu geben, wird die Bildung eines Rates für missionarischen Gemeindeaufbau vorgeschlagen. Den Vorsitz in diesem Gremium sollte der Landesbischof übernehmen. Der Dezernent des Landeskirchenamtes für Volksmission und Gemeindeaufbau sollte die Geschäfte führen. Dem Gremium sollten der Präsident der Landessynode, der Leiter des Amtes für Volksmission und Gemeindeaufbau, der Landesbeauftragte für die Äußere Mission, ein Vertreter des Diakonischen Werkes, ein oder zwei erfahrene Gemeindepfarrer und zwei Laien angehören.

Zu den Aufgaben dieses Rates gehören:

die laufende Analyse des kirchlichen und gemeindlichen Lebens in der Landeskirche, wobei Visitationsberichte, Statistiken, Dekanatsberichte und soziographische Erhebungen auszuwerten sind,

die Ausarbeitung eines Rahmenplanes für den missionarischen Gemeindeaufbau in der Landeskirche,

die Festlegung von missionarischen Schwerpunkten, z. B. einer missionarischen Aktion in der ganzen Landeskirche,

die Zuweisung bestimmter Aufgaben an einzelne Ämter und Werke.

II. Neuausrichtung des Amtes für Volksmission

Die Durchführung der Arbeit im einzelnen muß dem Amt für Volksmission übertragen werden. Zur Gestaltung der Arbeit bedarf es eines gewissen Maßes an Freiheit und Selbständigkeit. Den Gemeinden gegenüber muß jedoch deutlich sein, daß das Amt den Auftrag der Kirchenleitung wahrnimmt.

1. Aufgabenstellung

Dieses Amt sollte ein besonderes Schwergewicht auf den missionarischen Gemeindeaufbau legen. Das müßte schon in der Bezeichnung des Amtes zum Ausdruck kommen. Es wird vorgeschlagen, dem Amt den Namen „Amt für Volksmission und Gemeindeaufbau“ zu geben.

Für das Amt sollte ein Aufgabenkatalog erstellt werden. Zu den vordringlichen Aufgaben gehören neben der üblichen Förderung des Dienstes der Evangelisation: Mitarbeiterzurüstung, Haushalterschaft, Erwachsenen Katechumenat, Hausbibelkreise, missionarische und diakonische Dienstgruppen.

Zu den Aufgaben gehört auch die Koordinierung aller um missionarische Verkündigung und missionarischen Gemeindeaufbau bemühten Stellen in der Landeskirche und die Zusammenarbeit mit ihnen. Hierbei ist besonders zu denken an: die Landesleitungen der gemeindeständischen Werke (Männer, Frauen, Jugend) und des Besuchs-

dienstes, die Ev. Akademien und kirchlichen Volkshochschulen, die Landesverbände der Diakonie und Heimatdienste der Äußeren Mission, Studentenpfarrer, die Sozialpfarrämter, die Ämter für Öffentlichkeitsarbeit, Predigerseminare und Pastoralkollegs u. a. m. Das Amt sollte autorisiert werden, die Querverbindungen herzustellen, um aus den Vertretern der Werke und Einrichtungen einen Arbeitskreis zu bilden, in dem die Verteilung der Aufgaben und die Art der Zusammenarbeit verbindlich abgesprochen werden kann. Die Leitung des Arbeitskreises sollte dem Dezernenten des Landeskirchenamtes übertragen werden, die Geschäftsführung dem Leiter des Amtes für Volksmission und Gemeindeaufbau zukommen.

2. Personelle Zusammensetzung

Die personelle Zusammensetzung des Amtes muß seiner neuen Aufgabenstellung entsprechen. Soweit dieses Amt bisher lediglich über einen Stab hauptamtlicher Mitarbeiter für Evangelisation verfügt, müssen Struktur und Arbeitsweise überprüft und geändert werden. Der Leiter des Amtes sollte in erster Linie die Aufgaben der theologischen Durchdringung der Arbeit, der Planung der Dienste und der Zurüstung und geistlichen Förderung der Mitarbeiter wahrnehmen. Es müssen zusätzlich Mitarbeiter eingestellt werden, die die Fähigkeit besitzen, die Gemeinden in den Fragen des missionarischen Gemeindeaufbaus zu beraten und zu fördern.

3. Ausstattung des Amtes

Es empfiehlt sich, ein Gebäude zur Verfügung zu stellen, in dem nicht nur die Dienststelle untergebracht ist, sondern das auch kürzere Tagungen, Rüstzeiten und Seminare ermöglicht. Hier müßte eine geeignete Bibliothek eingerichtet werden. Hier sollten Tonbandgeräte, Schallplatten, Filmapparate, Zelte, eventuell Kapellenwagen usw. untergebracht werden.

4. Arbeitsweise

Das Amt für Volksmission und Gemeindeaufbau sollte seine Hauptaufgabe darin sehen, die Gemeinden in den Fragen der missionarischen Verkündigung und des missionarischen Gemeindeaufbaus zu unterstützen. Das kann geschehen durch

- Einrichtung von Seminaren, Tagungen und Konferenzen,
- Bereitstellung von geeigneter Literatur,
- Weitergabe bewährter Modelle auf Gemeindeebene,
- Anregungen zu neuen Experimenten und Modellen,
- Vermittlung eines Erfahrungsaustausches zwischen den Gemeinden,
- Mithilfe bei dem Aufbau von Besuchsdiensten, Hausbibelkreisen und sonstigen missionarischen Diensten,
- Durchführung von Kirchentagen auf Gemeinde- und Dekanatsebene.

III. Missionarische Ausbildung des theologischen Nachwuchses und der kirchlichen Mitarbeiter

1. Theologische Fakultäten

Die Kirchenleitungen sollten sich an die theologischen Fakultäten mit der Bitte wenden, die Probleme der missionarischen Verkündigung und des missionarischen Gemeindeaufbaus im akademischen Lehrbetrieb stärker als bisher zu berücksichtigen. Förderlich wäre in diesem Zusammenhang der ständige Kontakt zwischen Kirchenleitungen und Fakultäten, die gegenseitige Orientierung und Information sowie die Berufung von Theologieprofessoren in kirchenleitende Gremien.

Zu einer engeren Zusammenarbeit wird es auch kommen, wo Theologieprofessoren Predigtdienst tun und bei missionarischen Veranstaltungen mitwirken.

Es wird vorgeschlagen, daß bei einzelnen theologischen Fakultäten Institute für Volksmission und Gemeindeaufbau unter Leitung eines ordentlichen Professors, etwa des Inhabers des Lehrstuhls für praktische Theologie, gegründet werden. In jeder Fakultät sollten Seminare unter der Thematik „Missionarischer Gemeindeaufbau“ durchgeführt werden unter Zusammenarbeit der theologischen Disziplinen und unter Mitwirkung von Pfarrern, die im praktischen Amt stehen. Es sollte auch darauf hingewirkt werden, daß Lehraufträge für Volksmission und missionarischen Gemeindeaufbau erteilt werden oder sogar ein eigener Lehrstuhl dafür errichtet wird.

Fragen der missionarischen Verkündigung und des missionarischen Gemeindeaufbaus sollten auch in den Examina geprüft werden.

2. Predigerseminare

In erster Linie wird es Sache des Predigerseminars sein, den theologischen Nachwuchs in die Praxis des missionarischen Gemeindeaufbaus einzuführen.

Der gesamte Unterricht des Seminars sollte heute die missionarische Dimension kirchlicher Arbeit im Auge haben. Darüber hinaus müßten die Fächer „Missionarische Verkündigung“ und „Missionarischer Gemeindeaufbau“ in den Lehrplan jedes Seminars eingebaut werden. Die Kirchengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts ist im Blick auf die geistigen und sozialen Strömungen und die damit zusammenhängende Entkirchlichung zu behandeln. Vorlesungen über Werbung, Presse, Film, Funk und Fernsehen sollten nicht fehlen. Sozialwissenschaften und Psychologie sind als Hilfswissenschaften heranzuziehen.

Überall ist besonders auf den Gemeindeaspekt zu achten. Praktische Übungen und Exkursionen sind unentbehrlich. In Zusammenhang mit dem Amt für Volksmission und Gemeindeaufbau sollten Gemeinden in Großstädten und auf dem Lande besucht werden, besonders solche Gemeinden, in denen eine beispielhafte Arbeit studiert werden kann.

3. Pastorkollegs

Ein- bis zweimal im Jahr sollten besondere Tagungen unter dem Thema der missionarischen Verkündigung und des missionarischen Gemeindeaufbaus stehen. Der Austausch von Erfahrungen und die Vermittlung von neuen Erkenntnissen auf diesem Gebiet gehören zu den besonderen Aufgaben des Pastorkollegs. Als Referenten sollten auch Männer der Praxis aus den verschiedenen Landeskirchen hinzugezogen werden.

4. Kirchliche Ausbildungsstätten

Diese Anregungen gelten in entsprechender Weise für die anderen kirchlichen Ausbildungsstätten. In der Ausbildung der Diakone, Gemeindehelferinnen, Katecheten und Kantoren sollte das Thema des missionarischen Gemeindeaufbaus nicht fehlen. Das gilt auch für die Ausbildungs- und Fortbildungslehrgänge für kirchliche Verwaltungsbeamte und -angestellte. Auch sie müssen mit den Aufgaben vertraut gemacht werden, die der missionierenden Gemeinde gestellt sind.

IV. Missionarische Ausrichtung der Gemeinden

1. Erste Maßnahmen

a) Synode. Die Landessynode sollte, weil es sich hier um einen tiefen Eingriff in die Struktur der Kirche handelt, eine ihrer Tagungen unter das Thema „Missionierende

Kirche“ stellen und dieses Thema auch auf späteren Tagungen im Blick behalten. In den Regionalsynoden sollten einzelne Unterthemen aus dem Gesamtgebiet des missionarischen Gemeindeaufbaus systematisch durchgearbeitet werden.

b) Kirchenvorstand und Mitarbeiter. Die von der Generalsynode und dem Unterausschuß Spandauer Thesen erarbeiteten Hilfen sollten – soweit es nicht schon geschehen ist – allen Kirchenvorständen zugeleitet werden. Den Kirchenvorständen sollte nahegelegt werden, vor allem die Hefte 1 und 8 der Schriftenreihe „Missionierende Gemeinde“ nach einem bestimmten Zeitplan durcharbeiten. Zusätzliche Literatur müßte von den Ämtern der Volksmission zur Verfügung gestellt werden.

2. Die Ortsgemeinde von morgen

a) Überschaubare Gemeinde. Die Massengemeinden von heute lähmen die geistliche Kraft der Kirche. Deshalb sollten die Landeskirchen auf einen Plan hinarbeiten, der systematisch auf die Bildung überschaubarer Gemeinden abzielt. Die Überprüfung der Sprengelteilung, die Aufgliederung der Pfarreien, die Teilung von Pfarreien, der Bau von Kleinkirchen und Gemeindezentren, die Aufstellung von langfristigen Finanzierungsplänen und die Gewinnung eines ausreichenden theologischen Nachwuchses müssen Inhalt dieses Planes sein.

b) Gliederung einer missionarisch wachsenden Gemeinde. Die Kirchenleitungen sollten die Gemeinden ermutigen, die Struktur des Gemeindeaufbaus, die bestehende Aufgliederung in Kreise, Gruppen und Vereine unter dem Gesichtspunkt des missionarischen Gemeindeaufbaus zu überprüfen. Steril gewordene, selbstgenügsame Kreise haben keine Lebensberechtigung und sind unter Umständen abzubauen. Andererseits erfordern die missionarischen Aufgaben die Bildung neuer Gruppen und Kreise. Die Gliederung kann von der Aufgabe her bestimmt sein (z. B. Besuchsdienst). Sie kann ferner von gemeinsamen Lebenssituationen ausgehen (z. B. Nachbarschaft, Beruf, Tauffeltern, junge Ehepaare). Der missionarische Gemeindeaufbau setzt die tätige Mitarbeit des Laien in allen Bereichen voraus.

Der Dienst des Pfarrers muß der gesamten Gemeinde gelten. Die Gemeinden sollten daher auch prüfen, ob und wie sie ihre Verantwortung an den Kirchenfernern und auch an den Ausgetretenen erfüllen.

3. Das Dekanat von morgen

a) Umfang. Den Dekanaten (Kirchenkreisen, Propsteien) fallen in der heutigen Industriegesellschaft neue Aufgaben zu. Zahlreiche Aufgaben, die die Einzelgemeinde selbst nicht zu bewältigen vermag, können auf Dekanatsstufe in Angriff genommen werden und brauchen nicht vorschnell an die Landeskirche oder an Werke abgegeben zu werden.

Gelegentlich entsprechen die Dekanatsgrenzen den neuen Lebensräumen nicht mehr. Wo das erkennbar wird, sollten die Grenzen überprüft werden.

b) Koordinierende Aufgaben. In größeren Dekanaten sollte ein Heim vorhanden sein, in dem die Gemeinden Rüstzeiten durchführen können. Es hat sich gezeigt, daß vor allem für Familienrüstzeiten nicht genügend Heime zur Verfügung stehen.

Zu den neuen Aufgaben auf Dekanatsstufe gehören z. B. die Errichtung einer Beratungsstelle für Ehe- und Familienfragen, der Aufbau des Erwachsenenkatechumenats (auch für besondere Lebens- und Berufskreise), die Durchführung gemeinsamer Seminare, die gemeinsame Sozial- und Fürsorgearbeit, die Bildung missionarischer und diakonischer Dienstgruppen auf Dekanatsstufe. Die Dekanate brauchen für diese Aufgaben in ihrem Bereich neue hauptamtliche Mitarbeiter.

Bei kleineren Dekanaten empfiehlt sich bei bestimmten Aufgaben die Zusammenarbeit mehrerer Dekanate.

c) Visitation. Bei den Visitationen sollte besonders darauf geachtet werden, daß die Gemeinden ihren missionarischen Verantwortungen gerecht werden. Es kann sich empfehlen, bei der Visitation auch Spezialisten für den missionarischen Gemeindeaufbau als Berater zuzuziehen. Die Visitationsfragen sollten um die Fragen nach dem missionarischen Aufbau und Dienst der Gemeinde ergänzt werden.

V. Präsenz der Kirche in der Mobilität

Die Kirche muß die Mobilität der modernen Gesellschaft in ihre missionarischen Erwägungen einbeziehen. In einigen Großstädten wechseln jährlich 20 bis 25% der Bevölkerung ihre Wohnung. Bereits 1959 hatten von 24,3 Millionen Beschäftigten in der Bundesrepublik 11,5 Millionen den arbeitsfreien Sonntabend. Zur Arbeitszeitverkürzung und zur vermehrten Freizeit kommt die zunehmende Motorisierung aller Bevölkerungsschichten. Ungezählte Menschen sind an den Sonntagen nicht mehr zu Hause, sondern bei Verwandten und Bekannten an anderen Orten, in Ausflugs- und Urlaubsgebieten und auf den Campingplätzen. Im Jahre 1963 wurden zum Beispiel in Schleswig-Holstein nahezu eine halbe Million Menschen auf den Campingplätzen gezählt.

Es wird empfohlen, den Synoden der Kirchenkreise bzw. Kirchenbezirke und den Kirchenvorständen nahezu legen, die Auswirkungen der Mobilität in ihrem Bereich zu untersuchen und die notwendigen Folgerungen für den Dienst der Kirche zu ziehen (z. B. die Neufestsetzung oder Ergänzung der Gottesdienstzeiten, Terminänderungen für die Gemeindegemeinschaften, Änderungen in der Zeiteinteilung des Pfarrers, der kirchlichen Mitarbeiter und der kirchlichen Dienststellen).

Der kirchliche Dienst an den Zentren des Ausflugs- und Urlaubsverkehrs und auf den Campingplätzen kann von den Ortsgemeinden allein nicht getragen werden. Helfende Maßnahmen der Landeskirchen sind unumgänglich.

VI. Beweglichkeit des kirchlichen Finanzwesens

1. Landeskirchlicher Haushalt

Die finanziellen Mittel, die für den missionarischen Dienst vorgesehen sind, stehen meist in keinem tragbaren Verhältnis zu den Aufwendungen für andere Aufgaben. Wo man Volksmission und Gemeindeaufbau nicht als eine Spezialarbeit neben anderen versteht, sondern als besonderen Ausdruck der missionarischen Dimension, muß das Konsequenzen für den Einsatz der finanziellen Mittel haben. Niemals darf außer acht gelassen werden, daß ein erheblicher Teil der kirchlichen Einnahmen von den Gemeindegliedern aufgebracht wird, die der Kirche fernstehen.

Die Arbeit der Ämter für Volksmission und Gemeindeaufbau muß personell und finanziell besser ausgestattet werden. Der Dienst an den Menschen der mobilen Gesellschaft erfordert wesentlich höhere Investitionen, zum Beispiel für die Beschaffung von fahrbaren „Kirchen unterwegs“, von Fahrzeugen verschiedenster Art mit Lautsprecheranlagen, von Zeltausstattungen und von Versammlungsstätten auf Campingplätzen.

In jedem landeskirchlichen Haushalt sollten Beträge für Werbung, Information und Schriftenmission bereitgestellt werden. Die Dekanate bedürfen für ihre neuen Aufgaben (Errichtung von Heimen, Anstellung neuer Mitarbeiter) der finanziellen Hilfe der Landeskirche.

Die Landeskirche sollte, um neue Wege kirchlichen Dienstes zu erschließen, Mittel für moderne missionarische Arbeit zur Verfügung stellen, auch wenn sich diese noch nicht bewährt hat.

2. Haushalt der Gemeinde

Den Gemeinden muß die Möglichkeit gegeben werden, ihre Etats unter dem Gesichtspunkt des missionarischen Gemeindeaufbaus umzugestalten. Hindernde Bestimmungen müssen aufgehoben werden. Gegebenenfalls müssen neue Titel eingefügt werden, z. B. für missionarisches Schrifttum, für kirchliches Pressewesen und für Werbung, für den Erwachsenenkatechumenat.

VII. Ausrichtung von Gesetzgebung und Verwaltung auf den missionarischen Gemeindeaufbau

Ob die Kirche ihre missionarische Verantwortung erfüllt, hängt zuerst von ihrer geistlichen Kraft und Vollmacht ab.

Es darf jedoch nicht verkannt werden, daß es Hindernisse gibt, die mit der bisherigen Rechtsstruktur der Volkskirche zusammenhängen. Deshalb hat die Generalsynode in Spandau den Kirchenleitungen und Synoden empfohlen, dafür zu sorgen, daß „die von ihnen erlassenen Gesetze und Verordnungen die Erfüllung der volksmissionarischen Aufgaben nicht hemmen, sondern fördern“ (These 22).

Diese Aufgabe bezieht sich nicht nur auf Kirchengemeindeordnungen, sondern auf den gesamten Bereich der kirchlichen Gesetzgebung. Die Landeskirchenämter sollten die zuständigen Dezernenten beauftragen, die geltenden Gesetze im Blick auf die missionarische Ausrichtung der Gemeinde zu überprüfen. Auch die Rechtsausschüsse der Landessynoden wären hier einzuschalten.

Die Überlastung mit Verwaltungsaufgaben hindert den Gemeindepfarrer häufig, seinem Dienst die notwendige missionarische Ausrichtung zu geben. Gewiß wird sich der Pfarrer auch in Zukunft unumgänglichen Verwaltungsaufgaben nicht entziehen können. Es müssen jedoch die rechtlichen Voraussetzungen dafür geschaffen werden, daß der Gemeindepfarrer Aufgaben abgeben kann. Dazu bedarf es nicht nur der Erweiterung der Kompetenzen des Kirchenvorstandes, sondern rechtlicher Regelungen, nach denen einzelne Aufgaben an geeignete Gemeindeglieder übertragen werden können. Hierbei wäre auch die Frage der Vergütung zu prüfen. Auf Dekanatsebene sollten in allen Landeskirchen Rentämter, die dem Pfarrer einen großen Teil der Geldverwaltung und des Rechnungswesens abnehmen, eingerichtet werden.

Die lebendige Gemeinde weiß sich auch im modernen Wohlfahrtsstaat zu freiem, freiwilligem und eigenem diakonischen Dienst gerufen. Die EKD-Synode 1957 (s. Kirchl. Jahrbuch 1957, S. 9 ff.) befaßte sich eingehend mit der diakonischen Verpflichtung und Verantwortung der Kirche. Kirche, Gemeinde und Pfarrerschaft daran zu erinnern, richtete die Diakonische Konferenz im Frühjahr 1964 folgendes

WORT AN DIE KIRCHENLEITUNGEN

Die Diakonische Konferenz beobachtet mit Sorge, daß sowohl in der theologischen Wissenschaft als auch im theologischen Denken der Pfarrer und damit auch in den Gemeinden die Kenntnis von den Aufgaben und Möglichkeiten, von der Weite und Würde der Diakonie nicht so vorhanden ist, wie es ihrer Grundlage im Evangelium entspricht. Darunter leiden vor allem auch die Verkündigung der Kirche und das Leben ihrer Gemeinden und Gruppen.

Aus diesem Grund trägt die Diakonische Konferenz den Kirchenleitungen zur Behebung dieser Nöte folgende Bitten vor:

I. Die Kirchenleitungen mögen in immer neuem Gespräch mit den theologischen

Fakultäten darauf hinwirken, daß in allen ihren Disziplinen die theologischen Grundlagen der Diakonie mit erarbeitet werden und daß besonders in der praktischen Theologie die Diakonie ihren rechten Raum gewinne.

II. Die Kirchenleitungen mögen besorgt sein, daß bei den Tagungen der Landes- und Bezirkssynoden ebenso wie bei den Sitzungen der Kirchengemeinde-Vertretungen die Anliegen der Diakonie angemessenen Raum finden. In allen diesen Gremien sollten besondere ständige Ausschüsse für Diakonie bestellt werden, in denen Laien den Vorsitz führen. Ebenso sollten Pfarrkonvente, Konferenzen der kirchlichen Werke, Jugendtreffen, Kirchentage und dergleichen angeregt werden, sich mit Themen aus dem diakonischen Bereich zu befassen.

III. Die Kirchenleitungen mögen Ordnungen schaffen, wonach jeder in der Ausbildung stehende Theologe gehalten ist, vor seiner Ordination eine bestimmte Zeit praktischen Dienst in den Einrichtungen der Diakonie zu tun, zumal er vom Wehrdienst freigestellt ist.

IV. Die Diakonische Konferenz hat mit Freuden zur Kenntnis genommen, in wie großem Umfang viele Kirchen in den letzten Jahren die Diakonie finanziell unterstützt haben. Die Diakonie bedarf solcher besonderen kirchlichen Zuwendungen weiterhin in noch vermehrtem Maß.

Denn nur damit und durch die unerläßlichen direkten Spenden und Opfer von Gemeindegliedern wird sie in die Lage versetzt, nicht nur von öffentlichen Mitteln zu leben, sondern einen eigenen kirchlichen Wirkungsraum beanspruchen und ihre Funktion als kirchliche Aufgabe wahrnehmen zu können.

Wo Verkündigung und Seelsorge gefördert werden, ist diese finanzielle Mitverantwortung der Kirchen ohnedies unbestritten. Aber auch für das sonstige diakonisch-missionarische Handeln wird eine gesteigerte Finanzhilfe der Kirchen erbeten und im voraus bedankt, um die Diakonie in deren großer Verschuldung, bei ihrem Nachholbedarf aus den Zeiten erzwungenen Stillstandes, bei der notwendigen Altersversorgung vor allem ihrer älteren und ehemaligen Mitarbeiter und bei den großen, auf sie zukommenden Aufgaben zu unterstützen.

Die Diakonische Konferenz bittet die Kirchenleitungen und durch sie die Synoden und Gemeinden, auch in Zukunft der Diakonie diese Hilfen in größtmöglichem Umfang zu gewähren.

V. Die Mitarbeiterfrage in der Diakonie muß Sorge der ganzen Kirche sein.

Eine durchgreifende Erneuerung des Strukturbildes von Kirche und Gemeinde wird von vielen als Gebot der Stunde erkannt und ist Gegenstand vielfältiger Bemühungen, um der fortschreitenden Isolierung der Kirche, der Gemeinde und des Pfarrers entgegenzuwirken, die Selbstbeschränkung auf die Restbestände des Entkirchlichungsprozesses, die auf Elementen kirchlicher Sitte basiert und aus der Tradition gruppenhaften Gemeinschaftsdenkens lebt, zu durchbrechen und statt dessen den durchaus vorhandenen missionarischen, ökumenischen und diakonischen Impulsen Raum und Gelegenheit zum Tätigwerden zu geben.

C. Mission und Diakonie in ökumenischer Verantwortung⁶

Im Berichtsjahr wurde damit begonnen, die von der EKD-Synode in Bethel 1963 beschlossenen Maßnahmen zur Integration von Kirche und Mission auf allen Ebenen durchzuführen. Auf der Ebene der EKD wurde die „Arbeitsge-

6. Vgl. Kirdl. Jahrbuch 1963, S. 17 ff.

meinschaft für Weltmission“ ins Leben gerufen, eine zentrale Dienststelle mit Sitz in Hamburg geschaffen und ein hauptamtlich tätiger Generalsekretär berufen. Auf regionaler Ebene trafen Landeskirchen und Missionsgesellschaften Maßnahmen und Einrichtungen zum Zweck gemeinsamen Handelns, und in den landeskirchlichen Haushaltsplänen wurden beträchtliche Mittel für den Dienst der Mission bereitgestellt.

Die ersten regionalen Arbeitsgemeinschaften für Weltmission auf dem Boden einer bzw. mehrerer Landeskirchen wurden in Württemberg und in Südwestdeutschland gebildet. Über Zusammensetzung, Aufgaben und Arbeitsweise dieser Arbeitsgemeinschaften geben die zwischen den beteiligten Landeskirchen und Missionsgesellschaften vereinbarten Richtlinien Auskunft:

RICHTLINIEN DER
WÜRTTEMBERGISCHEN EVANGELISCHEN ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR WELTMISSION

(6. April 1964)

I.

Zur Arbeitsgemeinschaft gehören:

- Württ. Evang. Landeskirche
- Basler Mission, Deutscher Zweig – Stuttgart
- Herrnhuter Missionshilfe – Bad Boll
- Deutsches Institut für ärztliche Mission – Tübingen
- Syrisches Waisenhaus – Köln-Dellbrück
- Deutsche Ostasienmission – Stuttgart
- Evang. Karmel-Mission – Schorndorf
- Liebenzeller Mission – Liebenzell (als Gast)
- der Inhaber des Lehrstuhls für Missionswissenschaft in der Evang.-theol. Fakultät der Universität Tübingen
- der Evang. Gemeindedienst
- das Diakonische Werk der Landeskirche
- das Evang. Jugendwerk
- die Württ. Bibelanstalt – Stuttgart
- der Evang. Missionsverlag – Stuttgart

II.

1. Die Arbeitsgemeinschaft ist eine Arbeitsgruppe im Sinne der Vereinbarung zwischen der EKD und dem Deutschen Evangelischen Missionstag (1963) und sieht in dem Dokument „Mission und Diakonie in ökumenischer Verantwortung“ (Anlage A der Entschließung der Synode der EKD vom 13. März 1963 – EKD-ABl. Nr. 81) sowie in der Entschließung des Württ. Landeskirchentags vom 17. Oktober 1962 (Württ. ABl. 40, S. 93) ihre Arbeitsgrundlage.

2. Zu den Aufgaben der Arbeitsgemeinschaft gehören:

a) Hilfe für eine bessere Zuordnung von Kirche und Mission sowie für eine bessere Koordination der in der Weltmission arbeitenden Kräfte und Organisationen auf dem Wege einvernehmlichen Handelns.

b) Vorschläge, die der Verwurzelung der Mission im Leben der Kirchengemeinden, der Kirchenbezirke und Landeskirche dienen.

c) Vorschläge für die Gewinnung, Zurüstung und Aussendung von Mitarbeitern für alle Aufgaben der Weltmission.

d) Vorschläge für die Beschaffung von Geldmitteln und deren Verwendung für Aufgaben der Weltmission.

e) Zusammenwirken mit den auf dem Gebiet der ökumenischen Diakonie arbeitenden Institutionen.

f) Zusammenarbeit mit der Südwestdeutschen Evang. Arbeitsgemeinschaft für Weltmission sowie mit der im Bereich der EKD bestehenden Evang. Arbeitsgemeinschaft für Weltmission.

III.

1. Als Organe der Arbeitsgemeinschaft dienen

a) ihre Versammlung

b) ihr geschäftsführender Ausschuß.

2. Für besondere Aufgaben können – ohne Begrenzung auf ihre Mitglieder – von der Versammlung oder vom geschäftsführenden Ausschuß Arbeitsausschüsse gebildet werden, deren Zuständigkeit jeweils von der Versammlung bzw. vom geschäftsführenden Ausschuß festgelegt wird.

IV.

1. Mitglieder der Versammlung der Arbeitsgemeinschaft sind:

a) zwei Mitglieder des Oberkirchenrats, die dieser bestimmt,

b) drei Mitglieder, die von der Basler Mission (Deutscher Zweig) entsandt werden,

c) zwei Mitglieder, die von der Herrnhuter Mission entsandt werden,

d) je ein Mitglied, entsandt von dem Deutschen Institut für ärztliche Mission, Tübingen, dem Evang. Verein für das Syrische Waisenhaus, Köln-Dellbrück, der Deutschen Ostasienmission, Stuttgart, der Evang. Karmelmission, Schorndorf,

e) zwei Mitglieder aus dem Evang. Landeskirchentag (Landessynode), die von dessen Ständigem Ausschuß gewählt werden,

f) ein Gemeindepfarrer und ein Dekan der Landeskirche, die von den Mitgliedern zu Buchstabe a und b und c einvernehmlich berufen werden,

g) der Inhaber des Lehrstuhls für Missionswissenschaft in der Evang.-theol. Fakultät der Universität Tübingen,

h) ein Mitglied, entsandt von der Württ. Bibelanstalt, Stuttgart,

i) ein Mitglied, entsandt von dem Evang. Missionsverlag, Stuttgart,

k) je ein Mitglied, entsandt von dem Diakonischen Werk, vom Evang. Gemeindedienst und vom Evang. Jugendwerk, ferner

l) der Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft.

2. Die Liebenzeller Mission, die – ihrem eigenen Wunsch entsprechend – der Arbeitsgemeinschaft als Gast angehört, entsendet einen Vertreter.

3. Der Oberkirchenrat kann Referenten als Berater zur Versammlung entsenden.

V.

1. Die Versammlung wählt aus ihrer Mitte einen Vorsitzenden und einen stellvertretenden Vorsitzenden auf drei Jahre; Wiederwahl ist möglich.

2. Die Versammlung wird von ihrem Vorsitzenden – ist dieser verhindert, vom stellvertretenden Vorsitzenden – in der Regel zweimal jährlich, im übrigen nach Bedarf zu einer Sitzung eingeladen. Die Versammlung ist einzuladen, wenn mehr als drei ihrer Mitglieder dies unter Mitteilung des Verhandlungsgegenstandes wünschen.

3. Es soll einmütige Beschlußfassung angestrebt werden. Die Arbeitsgemeinschaft kann ihren Mitgliedern keine rechtlichen Verpflichtungen auferlegen.

4. In den Sitzungen wird ein Protokoll geführt, in dem das Ergebnis der Verhandlungen festgehalten wird. Es wird vom Vorsitzenden und vom Geschäftsführer unterzeichnet, Abschrift erhalten die Mitglieder der Versammlung sowie die Südwestdeutsche Arbeitsgemeinschaft und die Arbeitsgemeinschaft im Bereich der EKD.

VI.

1. Aus Mitgliedern der Versammlung wird ein geschäftsführender Ausschuß gebildet. Zu ihm gehören:

der Vorsitzende und sein Stellvertreter,
von den Mitgliedern der Versammlung: ein Mitglied des Oberkirchenrats, das von diesem nominiert wird, zwei Mitglieder von der Basler und ein Mitglied von der Herrnhuter Mission sowie ein Vertreter des Diakonischen Werks der Landeskirche und der Geschäftsführer.

Die Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses sind Sachwalter der ganzen Arbeitsgemeinschaft und nicht Vertreter der Institution, von der sie kommen.

Der Vorsitzende kann Berater zuziehen.

2. Der geschäftsführende Ausschuß sorgt für die Ausführung der Beschlüsse der Versammlung. Er kann in der Zeit zwischen den Sitzungen der Versammlung deren Aufgaben wahrnehmen, wenn diese nicht bis zur nächsten Sitzung der Versammlung aufgeschoben werden können und wenn die Sache, um die es sich handelt, nicht die Einberufung der Versammlung erforderlich erscheinen läßt. Entscheidungen grundsätzlicher Art bleiben in jedem Fall der Versammlung vorbehalten. Über die Arbeit des geschäftsführenden Ausschusses werden die Mitglieder der Versammlung unterrichtet.

3. Der geschäftsführende Ausschuß wird vom Vorsitzenden nach Bedarf zu Sitzungen eingeladen. Dies hat zu geschehen, wenn wenigstens zwei Mitglieder des Ausschusses dies mit Angabe des Verhandlungsgegenstandes wünschen.

4. Der geschäftsführende Ausschuß soll auf einmütige Beschlußfassung achten. Wenn kein Mitglied widerspricht, kann auch auf schriftlichem Wege Beschluß gefaßt werden.

5. In den Sitzungen des geschäftsführenden Ausschusses wird Protokoll geführt. Es wird vom Vorsitzenden und vom Geschäftsführer unterzeichnet.

VII.

1. Auf Grund eines Berufungsvorschlages des geschäftsführenden Ausschusses, dem zuvor die Versammlung zugestimmt hat, wird vom Evang. Oberkirchenrat für die Arbeitsgemeinschaft ein Theologe als Geschäftsführer angestellt.

2. Der Geschäftsführer arbeitet nach einer Dienstanweisung, die der Oberkirchenrat im Benehmen mit der Versammlung beschließt.

VIII.

1. Über finanzielle Anforderungen, die von der Arbeitsgemeinschaft an die Kirchengemeinden, Kirchenbezirke und an die Landeskirche gerichtet werden, entscheidet der Oberkirchenrat im Benehmen mit der Arbeitsgemeinschaft.

2. Die durch den Dienst der Arbeitsgemeinschaft entstehenden Ausgaben (Reise-, Tagungs-, Werbungs-, Bürokosten) werden von der Landeskirche getragen.

IX.

Die Arbeitsgemeinschaft gibt dem Landeskirchentag (Synode) jährlich einen Bericht, der als Bestandteil des Berichts der Kirchenleitung behandelt wird.

ARBEITSRICHTLINIEN DER SÜDWESTDEUTSCHEN EVANGELISCHEN ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR WELTMISSION

1. Beteiligt sind:

a) *Landeskirchen*

Evangelische Landeskirche in Baden

Evangelische Kirche in Hessen und Nassau

Evangelische Landeskirche von Kurhessen-Waldeck

Vereinigte Protestantisch-Evangelische Kirche der Pfalz
Evangelische Landeskirche in Württemberg

b) *Missionsgesellschaften*

Basler Mission, Deutscher Zweig e. V., Stuttgart

Herrnhuter Missionshilfe, Bad Boll

Rheinische Missionsgesellschaft, Wuppertal-Barmen

Hermannsbürger Missionsanstalt, Hermannsburg

Evang.-luth. Mission zu Leipzig, Erlangen

Deutsche Ostasien-Mission, Mannheim-Neckarau

Evang. Verein für das Syrische Waisenhaus, Köln-Dellbrück

Evang. Karmelmission, Schorndorf

Evang. Mission in Oberägypten, Wiesbaden

Liebenzeller Mission als Gast

2. Die Beteiligung der Missionsgesellschaften richtet sich danach, wieweit sie in dem Bereich der genannten Landeskirchen bisher Gemeinden oder Kreise von Missionsfreunden haben und die Verbindung zu ihnen z. B. durch Heimatarbeiter pflegen.

Bei der Mitarbeit der Liebenzeller Mission ist zu beachten, daß sie an finanziellen Auswirkungen der Zusammenarbeit nicht beteiligt zu werden wünscht.

3. Die beteiligten Landeskirchen sind bereit zusammenzuarbeiten und bilden mit den beteiligten Missionsgesellschaften eine Arbeitsgemeinschaft für Weltmission. Die Zusammenarbeit soll sich vollziehen im Sinne des Dokuments „Mission und Diakonie in ökumenischer Verantwortung“ (Anlage A der Entschließung der Synode der EKD vom 13. März 1963 – EKD-ABl. Nr. 81). Die Arbeitsgemeinschaft ist eine regionale Gruppe im Sinne der Ziffer III, 5 a.a.O.

4. Zu den Aufgaben der Arbeitsgemeinschaft gehört:

a) Angebot von Rat und Hilfe für eine bessere Zuordnung von Kirche und Mission im Bereich der beteiligten Landeskirchen sowie für eine bessere Koordination der im Dienste der Weltmission arbeitenden Kräfte und Organisationen auf dem Wege einvernehmlichen Handelns.

b) Ausarbeitung von Vorschlägen, die der Integration von Kirche und Mission im Leben der Kirchengemeinden, der Kirchenbezirke(kreise) und Landeskirchen dienen können.

c) Ausarbeitung von Vorschlägen für die Gewinnung, Zurüstung und Aussendung von Mitarbeitern für alle Aufgaben der Weltmission.

d) Ausarbeitung von Vorschlägen für die Beschaffung von Geldmitteln und deren Einsatz für Aufgaben der Weltmission.

e) Zusammenwirken mit den auf dem Gebiet der ökumenischen Diakonie arbeitenden Institutionen.

f) Zusammenarbeit im Bereich der EKD mit der „Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Weltmission“.

5. Zur Wahrnehmung dieser Aufgaben wird ein Ausschuß gebildet, dem angehören:

a) Je ein Vertreter der fünf beteiligten Landeskirchen, der von den landeskirchlich zuständigen Organen bestellt wird. Außerdem sind Stellvertreter zu bestellen. Die zusätzliche Mitwirkung beteiligter Referenten der leitenden Organe der Landeskirchen ist möglich.

b) Je ein von der Basler Mission (Deutscher Zweig), der Rheinischen Missionsgesellschaft und der Herrnhuter Missionshilfe entsandter Vertreter sowie ein gemeinsamer Vertreter der Hermannsbürger Missionsanstalt und der Leipziger Mission.

c) Ein Sachverständiger für die Arbeit der ökumenischen Diakonie, der von den unter Buchstabe a) genannten Mitgliedern des Ausschusses berufen wird.

6. Der Ausschuß wählt einen Vorsitzenden und einen stellvertretenden Vorsitzenden.

7. Von Zeit zu Zeit soll vom Ausschuß eine Konferenz von Vertretern aller beteiligten Landeskirchen und Missionsgesellschaften einberufen werden.

Eine „Arbeitsgemeinschaft evangelischer Missionen in der DDR“ bildeten die im Bereich der östlichen Gliedkirchen beheimateten und tätigen Missionseinrichtungen einschließlich derjenigen freikirchlicher Prägung. Die Arbeitsgemeinschaft soll eine organisatorische Grundlage bieten, um den gegenseitigen Austausch zu fördern und Fragen der missionarischen Arbeit und der Berichterstattung über die Mission in den Kirchen und Gemeinden in der DDR und ihre Beteiligung an der Weltmission zu beraten.

Der wichtigste und notwendigste Schritt zur Verwirklichung und zum Wirksamwerden einer lebendigen und fruchtbaren Integration aber ist auf der Ebene der Gemeinde zu tun. Der Erfolg aller Integrationsbemühungen hängt entscheidend davon ab, ob es gelingt, in den Gemeinden durch Verkündigung und Unterweisung das Verständnis für den notwendigen inneren Zusammenhang von Kirchesein und Anteilhaben am Missionsauftrag, für die missionarische Dimension der Christusbotschaft und die missionarische Struktur der Gemeinde anzuregen, zu fördern und zu vertiefen, Missionsliebe und Missionsverantwortung zu wecken und zu stärken. Nicht weniger als die missionarische Durchdringung der gesamten Gemeindegemeinschaft in Predigt, Unterricht und Seelsorge und des Ganzen des gemeindlichen Lebens ist damit gefordert. Mit dem traditionellen jährlichen Missionsfest, dem Verteilen von Missionsblättern und der Empfehlung von Missionsliteratur ist es nicht getan. Um aber auf der Ebene der Gemeinde vorwärtszukommen, bedarf es der wegweisenden und koordinierenden Arbeit übergemeindlicher Institutionen. Integration auf Gemeindeebene und Integration auf übergemeindlicher Ebene bedingen sich gegenseitig und fordern und fördern einander.

D. Neuordnung der Konfirmation⁷

Wenn auch die meisten Landeskirchen Konfirmationsordnungen verabschiedet haben, wird an diesen unablässig weitergearbeitet. Umfassende Neuregelungen wurden im Berichtsjahr nicht getroffen, aber in mehreren Landeskirchen werden neue Konfirmationstermine – Verlegung aus der Passionszeit auf die Sonntage nach Ostern –, neue Lehrpläne und Methoden für den Konfirmandenunterricht, Abendmahlsfeiern mit den Konfirmanden, weiterführende Unterweisung der Konfirmierten erprobt. Über alledem kommt die Konfirmationsfrage keineswegs zur Ruhe, besteht der Wunsch nach einer Neuordnung der Konfirmation unvermindert fort. Etwas anderes konnte und kann ungeachtet aller Neuordnungsvorschläge nicht erwartet werden, denn letzten Endes und Grundes ist die Konfirmationsnot nichts anderes als ein Teil und Symptom der Problematik der Volkskirche und ihrer konkreten Situation. In der DDR erfährt diese Problematik ihre besondere Verschärfung dadurch, daß die Jugendweihe in dem neuen Jugendgesetz gesetzlich verankert und ihre Unterstützung durch die staatlichen Organe gewährleistet ist. Es steht zu erwarten, daß sich die Kirchenleitungen und Synoden der Gliedkirchen im Bereich der DDR der Aufgabe erneuter Bemühungen um die Konfirmation und ihre Ordnung in absehbarer Zeit stellen

7. Vgl. Kirdl. Jahrbuch 1958, S. 92 ff.; 1959, S. 7 ff.; 1960, S. 27 ff.; 1962, S. 27 ff.; 1963, S. 55 ff.

werden müssen. Die Regionalsynode Ost der Berlin-Brandenburgischen Kirche will das Konfirmationsthema auf einer Sondersitzung im Frühjahr 1965 behandeln, da auf ihrer Tagung im November 1964 der Zeitdruck eine Beschlußfassung über vorgeschlagene Änderungen der geltenden Übergangsbestimmungen nicht gestattete.

Einige Beschlüsse faßte die 3. Landessynode der Evangelischen Landeskirche von Kurhessen-Waldeck auf ihrer 5. außerordentlichen Tagung am 3. Dezember 1964:

BESCHLÜSSE ZUR KONFIRMATIONSPRAXIS

a) Abendmahlsfeiern mit Konfirmanden

Die Abendmahlsfeiern mit Konfirmanden werden grundsätzlich freigegeben. Die Pfarrer dürfen die Konfirmanden erst nach ausreichender Unterweisung im evangelischen Verständnis des Abendmahls in dem der Konfirmation vorausgehenden Jahre am Abendmahl teilnehmen lassen.

Der Pfarrer unterrichtet, bevor er den Kirchenvorstand zu einer entsprechenden Beratung zusammenruft, den zuständigen Dekan und den zuständigen Propst. Näheres wird einer Anweisung des Herrn Bischofs vorbehalten.

Soweit in den einzelnen Gemeinden das Konfirmanden-Abendmahl schon gehalten worden ist, kann es hierbei verbleiben.

Es wird vorgesehen, daß der Synode im Jahre 1967 ein weiterer Zwischenbericht erstattet wird.

b) Konfirmandenrüstzeiten

Die Synode empfiehlt den Pfarrern, mit ihren Konfirmanden Rüstzeiten abzuhalten.

c) Weiterführende Unterweisung der Konfirmierten

Die Synode nimmt dankend davon Kenntnis, daß der Ausschuß für Konfirmationspraxis zusammen mit der Arbeitsgemeinschaft Wesertor Vorschläge über die weiterführende Unterweisung der Konfirmierten durch Gemeindegemeinschaften erarbeitet hat. Sie bittet den Ausschuß und die Theologische Kammer, der Synode auf ihrer nächsten Tagung eine verhandlungsreife Vorlage zu unterbreiten.

In der Kirchenprovinz Sachsen wurde aus konkretem Anlaß das Gespräch über die 1960 beschlossene Konfirmationsordnung (s. Kirchl. Jahrbuch 1960, S. 36 ff.; 1962, S. 41 ff.) nochmals aufgenommen. Die Synode stellte fest, daß diese Konfirmationsordnung seelsorgerlich bestimmt sei; Seelsorge aber „muß den Mut haben, Liebgewordenes in Frage zu stellen, wenn es den Ruf in die Nachfolge undeutlich zu machen droht; hierzu können auch Segenshandlungen an falscher Stelle gehören“. Die Konfirmationsordnung wurde von der Synode gebilligt.

Die Erwägungen und Vorschläge zur Neuordnung der Konfirmation gehen in fast allen Einzelfragen in unterschiedlicher oder gar entgegengesetzter Richtung. Während die einen für eine Herabsetzung des Konfirmandenalters eintreten, wünschen andere – unter anderen eine Gruppe von Synodalen des Kirchenbezirkstages (Bezirkssynode) Stuttgart-Bad Cannstatt in der württembergischen Landeskirche – eine Heraufsetzung auf mindestens das 18. Lebensjahr; während die einen die Zulassung zum Abendmahl schon während des Konfirmanden-

unterrichts befürworten, wollen andere das Erstabendmahl im zeitlichen Zusammenhang mit der Konfirmation belassen. Höchst verschieden sind die Vorstellungen und Vorschläge zum Konfirmandenunterricht. Der vom Rat der EKD berufene Ausschuß für die Neuordnung der Konfirmation wird wieder tätig werden müssen, nachdem er einige Jahre hindurch sich auf die Beobachtung der Entwicklung nach der Veröffentlichung seiner 1959 beschlossenen Empfehlungen (s. Kirchl. Jahrbuch 1959, S. 9 ff.) beschränkt hat.

c) Das Gespräch mit den anderen Kirchen

A. Die EKD in der Gemeinschaft der Ökumene

Keine Kirche kann in der heutigen Zeit und Welt ihre Existenz ohne ökumenisches Engagement verwirklichen. Jede Kirche bedarf der ökumenischen Verbindungen und Verbundenheit, wenn sie nicht in aufgezwungener oder selbstgewollter Isolierung in ihrem geistlichen Leben verarmen und am Ende in Sterilität erstarren soll; die Ökumene bedarf des theologischen, geistlichen und geistigen Beitrags aller ihrer Mitgliedskirchen, wenn sie den ihr aufgetragenen Dienst, Instrument und Medium des *mutuum colloquium et consolatio fratrum* zu sein, erfüllen und nicht bloß organisatorische Funktionen wahrnehmen will.

An einer Fülle ökumenischer Aufgaben und Veranstaltungen waren die EKD und ihre Gliedkirchen 1964 beteiligt. Das größte ökumenische Ereignis auf deutschem Boden war die Tagung des Reformierten Weltbundes, die Anfang August in Frankfurt am Main stattfand und zum ersten Male einen Deutschen, Moderator Professor D. Niesel, zum Präsidenten wählte.

An zweiter Stelle ist die Konferenz Europäischer Kirchen zu nennen, die auf dem in der Ostsee kreuzenden dänischen Schiff „Bornholm“ stattfand und der Zusammenarbeit der Kirchen unseres Kontinents durch Beschluß einer Satzung eine feste Form gab.

Auch bei der Zweiten Allchristlichen Friedensversammlung, die im Juni in Prag Vertreter der verschiedensten Kirchen und einzelne Christen aus allen Erdteilen zusammenführte, waren die EKD durch zwei Beobachter, einzelne Landeskirchen durch Delegierte und die deutsche evangelische Christenheit durch eine große Zahl von Besuchern vertreten.

Ökumenische Besuche wurden empfangen und abgestattet; an allen Beratungen in den ökumenischen Gremien nahmen bestellte Vertreter aus der EKD teil, wenngleich den Delegierten aus Gliedkirchen in der DDR manchmal die Reise nicht gestattet wurde.

In zunehmendem Maße werden ökumenisches Bewußtsein und ökumenische Verantwortung auch in den Gemeinden lebendig; die Beteiligung an der jährlichen ökumenischen Gebetswoche für die Einheit der Christen wächst, Besucher aus der Ökumene sind willkommen, und die Möglichkeiten zu ökumenischen Begegnungen werden gern wahrgenommen.

Viele Tätigkeits- und Rechenschaftsberichte sprechen dankbar von der Verbundenheit der Kirchen in der Ökumene.

B. Das Gespräch mit der katholischen Kirche⁸

Seitdem die katholische Kirche nicht länger in „splendid isolation“ abseits steht, sondern in Ankündigung, Vorbereitung und bisherigem Verlauf des Konzils eine Öffnung zur Ökumene und zum Ökumenischen hin vollzogen hat, verfolgt die Evangelische Kirche in Deutschland – wie alle dem Ökumenischen Rat angeschlossenen Kirchen – die Vorgänge im katholischen Raum mit angespannter Aufmerksamkeit und brennender Teilnahme. Rat und Kirchenkonferenz ließen sich regelmäßig – sowohl durch den zum Ökumenischen Konzil in Rom entsandten Beobachter-Delegierten Professor D. Dr. Schlink als auch durch den Vorsitzenden des EKD-Ausschusses für Catholica Landesbischof D. Dietzfelbinger unterrichten; kein einer Landessynode erstatteter Rechenschaftsbericht der Kirchenleitung ließ das evangelisch-katholische Verhältnis und Gespräch unerwähnt. In der evangelischen Kirchenpresse nahm die Berichterstattung über die katholische Kirche einen breiten und bevorzugten Platz ein; die kirchliche Vortragstätigkeit stand zu einem erheblichen Teil unter der Thematik des Gesprächs zwischen den Kirchen.

Der spürbare Klimawechsel zwischen den Konfessionen stellt eine zum großen Teil ganz neue Situation dar. Daß sich im Verhältnis der beiden Kirchen zueinander einiges geändert hat, obwohl Konzilserscheinungen, in denen ein verständigungsreiches Entgegenkommen in den eigentlich strittigen Fragen dogmatischer und kontroverstheologischer Art zutage träte, noch nicht gefallen sind, dürfte der Telegrammwechsel mit dem Vorsitzenden des Rates der EKD anlässlich der Reise des Papstes nach Jerusalem zu Beginn des Jahres symptomatisch deutlich machen.

Papst Paul VI. telegraphierte am 5. Januar 1964 aus Jerusalem an den Ratsvorsitzenden:

Aus dem Lande, das durch das Leben, den Tod und die Auferstehung des Erlösers geheiligt ist, entbieten Wir Ihnen im Gedenken an die christliche und brüderliche Teilnahme Ihres Beobachters am Zweiten Vatikanischen Konzil und mit der Versicherung Unseres Gebetes Unsere besten Wünsche des Friedens und des Wohlergehens.

Präses D. Scharf antwortete am folgenden Tage:

Das Zweite Vatikanische Konzil hat uns Leben und Reichtum Ihrer Kirche neu sehen lassen.

Durch die Beteiligung unseres Beobachters an seinen Beratungen sind unsere Kirchen in eine Beziehung zueinander getreten, die zutreffend als eine verpflichtete christliche Gemeinschaft gegenüber der Menschheit bezeichnet worden ist. Am Epiphaniastage, der uns an die Erscheinung der Lichtherrlichkeit unseres Gottes auf seiner Erde erinnert, grüßen wir, dankbar für Ihr Telegramm, im Gebet und in der Gewißheit, die die Lesung der Heiligen Schrift vom heutigen Tage uns gibt, daß Gottes Gnade sich seines ganzen Volkes erbarmt hat (Jesaja 60, 1–10).

Kurz darauf richtete die Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland, die in der Zeit vom 13. bis 16. Januar 1964 in Bad Godesberg ihre 12. außerordentliche Tagung hielt, an die Gemeinden nachstehendes

8. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 16 ff.; 1963, S. 67 ff.

(1) Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland hat uns aufgerufen, dafür zu beten, daß die Verhandlungen des Zweiten Vatikanischen Konzils „der Wahrheit, dem Frieden und der Gemeinschaft im Glauben unter den Kirchen“ dienen möchten. Viele rheinische Gemeinden sind diesem Aufruf gefolgt. Mit großer Anteilnahme und wachsender Aufmerksamkeit haben wir das geistliche Ringen auf dem Konzil beobachtet. Wir sind dankbar für die Stimmen, aus denen ein neues Verständnis für die alleinige Herrschaft Christi und die grundlegende Bedeutung der Heiligen Schrift für die Kirche spricht.

(2) Wir bitten unsere Gemeinden, sich in neuer Besinnung der Tat Gottes in der Reformation zu erinnern und mit der Bereitschaft zu Dienst und Opfer den Anruf Gottes erneut zu hören:

Christus allein ist unser Herr. Wir sollen ihm gehorchen und aller Menschenherrschaft in der Gemeinde wehren.

Die *Bibel allein* ist Quelle und vollkommene Richtschnur des Glaubens. Wir wollen immer besser lernen, mit ihr zu leben und keine dem Evangelium fremden Wege zu gehen.

Im *Glauben allein* haben wir Anteil an der rettenden Gnade Gottes. Er läßt uns das Heil in Jesus Christus finden und bewahrt uns davor, in eigener Leistung unsere Rettung zu suchen.

(3) Auf der Grundlage dieser Wahrheit des Evangeliums, die uns selbst zur Erneuerung herausfordert, sprechen wir mit den Gliedern der römisch-katholischen Kirche.

Wir wollen uns besser kennenlernen und uns bemühen, in redlicher theologischer Arbeit einander zu verstehen und zu helfen. Wir sind willens, in ökumenischer Gesinnung zusammenzuarbeiten, wo immer es geht. Wir haben nicht die schwärmerische Hoffnung, als sei ein organisatorischer Zusammenschluß der Kirchen in absehbarer Zeit zu erwarten.

Für die praktische Zusammenarbeit sehen wir in der Behandlung der Mischehen eins der schmerzlichsten Hemmnisse. Darum begrüßen wir, daß auch über dieses Problem auf dem Konzil gesprochen wurde. Wir hoffen, daß das Konzil nicht auseinander geht, ohne eine dem Evangelium entsprechende Befreiung von dieser schweren Belastung für das Verhältnis der Konfessionen und das Gewissen der Mischehenpartner gefunden zu haben.

(4) Mit Bewegung haben wir die Bitte des Papstes um Vergebung für verletzendes und unbrüderliches Verhalten gehört. Die Synode hat den Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland gebeten, auf diese Bitte eine evangelische Antwort zu geben. Denn Kirchen, die sich auf das Evangelium von Jesus Christus gründen, leben allein von seiner Vergebung und bedürfen der gegenseitigen Vergebung.

Wir bitten den Herrn, daß er selbst die ganze Christenheit auf Erden ausrüste mit seinem Geist zum Heil der Welt und zur Verherrlichung seines Namens.

Vor der am 24. Februar 1964 versammelten Synode der Evangelischen Landeskirche von Kurhessen-Waldeck erklärte Bischof D. Vellmer in seinem Rechenschaftsbericht:

a) Der Aufbruch einer Reform in der römisch-katholischen Kirche gibt uns Anlaß, das vom Evangelium herzureitende Selbstverständnis der Kirche uns neu bewußt zu machen. Unseren katholischen Brüdern tun wir den besten Dienst, wenn wir in aller Klarheit evangelisch sind.

b) Deshalb sollen wir uns dem klärenden brüderlichen Gespräch öffnen. Wir sollen es um so freudiger tun, als wir nicht durch die römische Tradition beengt sind.

c) Unsere evangelische Freiheit sollen wir besonders in der Sachlichkeit und Nüchternheit des Urteils bezeugen, wodurch wir auch in den Auseinandersetzungen, im Streit um die Mischehe und die Wiedertaufen den Betroffenen den besten Dienst erweisen.

d) Das Schuldbekenntnis Pauls VI. soll uns Anlaß geben, im Umgang mit den Gliedern der katholischen Kirche Brüderlichkeit und Vergebungsbereitschaft unsererseits walten zu lassen.

e) Wir sollen uns nicht der Täuschung hingeben, daß die Einheit der Kirche dadurch näherücke, daß wir unter Preisgabe wesentlicher, im Evangelium begründeter Erkenntnisse meinen, einander entgegenkommen zu sollen. Die Einheit der Kirche ist allein Gottes Sache.

f) Wir sollten, anstatt von der Einheit der Kirche zu reden, die Gemeinsamkeit der Kirchen in ihrer Vielfalt anstreben. Dieses Bemühen ist uns in der Zertrennung aufgetragen. Die Vielfalt der Kirche entspricht dem Reichtum des Evangeliums. Die Offenbarung bedarf sogar der Vielfalt, wie schon das Neue Testament zeigt. Vielfalt ist nicht Uneinigkeit. Und Einigkeit ist etwas anderes als Uniformität.

g) Deshalb ist aber, will man sich gegenseitig ernst nehmen, die Durchführung gemeinsamer Gottesdienste nicht zu empfehlen. Sie ist auch nicht zumutbar. In dieser Auffassung stimme ich mit der Kirchenleitung von Hessen und Nassau überein.

Einstimmig beschloß die Synode:

Angesichts der jüngsten Entwicklung in der Weltchristenheit begrüßt es die Landessynode dankbar, daß der Bischofsbericht erneut das ökumenische Thema, insbesondere die brennende Frage nach dem Verhältnis zwischen evangelischer und römisch-katholischer Kirche zur Sprache gebracht hat.

Christen dürfen und müssen miteinander reden. Gerade die Glieder einer der Reformation verpflichteten Kirche sind zu sachlichem und offenem, brüderlichem und geistlichem Gespräch mit katholischen Christen bereit. Eine Begegnung von Christ zu Christ, die in Wahrheit und Liebe geschieht, ist nicht vergeblich.

Soll dieses Gespräch dem gegenseitigen Verstehen dienen, so darf es nicht ohne genaue Kenntnis und eindringendes Studium der Sache unternommen und geführt werden. Deshalb bittet die Synode Pfarrer und Gemeinden, die ökumenischen und interkonfessionellen Probleme gründlich zu behandeln. Die Kirchenleitung wird gebeten, das zur Information erforderliche Schrifttum laufend zur Verfügung zu stellen und die Theologische Kammer zu beauftragen, den entsprechenden Lehrfragen besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Nur nach gediegener Vorbereitung wird es möglich sein, daß Christen aus verschiedenen Bekenntnissen einander das Evangelium bezeugen.

Das Gebet füreinander kann und wird immer wieder auch zum Gebet miteinander führen. Gleichwohl sind gemeinsame Gottesdienste bei dem verschiedenen Verständnis beider Kirchen vom Wesen des Gottesdienstes nicht möglich. Übereilte Schritte dienen nicht der Sache des Evangeliums: Die Einheit der Kirche läßt sich nicht machen; sie will wachsen.

Die wichtigste evangelische Erklärung des Jahres 1964 war ein Wort des Rates der EKD vom 19. März 1964 zum derzeitigen Gespräch zwischen den Konfessionen, das zugleich die evangelische Antwort auf die Vergebungsbitte des Papstes (s. Kirchl. Jahrbuch 1963, S. 68) darstellt. Allerdings konnte diese Antwort nicht in der Form einer Anrede von Kirche zu Kirche gegeben werden; der Zeitpunkt dazu schien und scheint noch nicht gekommen zu sein. Die Situation ist in mancher Hinsicht eine solche des Übergangs; das Ökumenische Konzil in Rom ist noch nicht zu Ende, und noch ist nicht abzusehen, in welchem Umfange eine Selbstkorrektur der katholischen Kirche im Zeichen der Erneuerungsbewegung erfolgt

und als wie groß der Einfluß der beharrenden Kräfte und Kreise sich erweisen wird; noch ist das Ringen zwischen der sich bewahrenden und der sich wagenden Kirche im römischen Katholizismus in voller Breite im Gange. Um dieser Lage der Dinge willen konnte der Rat weder eine offizielle und verbindliche Erklärung zum Konzil abgeben noch ein unmittelbar an die Adresse der katholischen Kirche gerichtetes Wort sprechen. Statt dessen wandte er sich mit einem Wort seelsorgerlicher Beratung und Weisung an die Gliedkirchen der EKD und ihre Gemeinden, sie zur Buße, Vergebungsbereitschaft und zur Begegnung in Liebe, aber nicht minder ernst zur Klarheit der Erkenntnis und des Urteils und zum Festhalten an der Wahrheit des Evangeliums aufrufend. Die von der evangelischen Öffentlichkeit lange erwartete, am Ostersonntag durch Präses D. Scharf im Westen, durch Bischof D. Krummacher in der DDR bekanntgegebene Erklärung lautet:

WORT DES RATES DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN DEUTSCHLAND
ZUM DERZEITIGEN GESPRÄCH ZWISCHEN DEN KONFESSIONEN

Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland, am 19. März 1964 in Berlin versammelt, wendet sich mit folgendem Wort zur gegenwärtigen interkonfessionellen Lage an die Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland und ihre Gemeinden.

Der in den letzten Jahrzehnten erfolgte ökumenische Aufbruch der Christenheit ist ein Zeichen Gottes für die Welt. Kirchen, die seit langem getrennt sind, gehen aufeinander zu. Angehörige verschiedener Konfessionen bedenken miteinander im Lichte Jesu Christi die Herrlichkeit und Aufgabe des Christenstandes in der Welt. Unter menschlichem Bemühen und Beten ist, wie wir glauben, Gottes Geist am Werk, die ganze Christenheit auf Erden zu sammeln. Dankbar empfinden wir die Gemeinschaft im Ökumenischen Rat der Kirchen, die auch die orthodoxen Kirchen umfaßt und in der Vollversammlung von Neu-Delhi 1961 besonders in Erscheinung getreten ist. Wenngleich die römisch-katholische Kirche bisher von der ökumenischen Bewegung Abstand gehalten hat, nehmen wir evangelischen Christen doch starken Anteil am Verlauf des II. Vatikanischen Konzils, in dem ein tiefgreifendes Ringen um einen neuen Weg des römischen Katholizismus sichtbar wird. Zwar stehen im gegenwärtigen Augenblick in wichtigen, für das Verhältnis der Konfessionen grundlegenden Fragen wie der Lehre von der Kirche oder des Verhältnisses von Heiliger Schrift und Tradition die Entscheidungen noch aus, so daß ein umfassenderes Wort zum Konzil nicht gesprochen werden kann. Aber wir glauben doch, bei vielen römisch-katholischen Mitchristen, ja weithin in der römisch-katholischen Kirche, die wachsende Bereitschaft zu einem offenen Gespräch zu erkennen, in dem Kräfte des Evangeliums und Impulse der Reformation zu spüren sind. Angesichts dieses Geschehens danken wir Gott von neuem für die Gabe der Reformation, in der das Evangelium von Jesus Christus als die Botschaft vom Frieden mit Gott wieder hell hervorgetreten ist. Zugleich werden wir gefragt, ob wir nicht selber den Reichtum der Gnade Gottes mißachten. Auch in der Geschichte der Kirche handelt Gott so, daß sich vor ihm kein Fleisch rühme. Alles neue Leben strömt nicht aus unserem Werk und Verdienst, sondern allein aus seiner Güte.

Zu Beginn des 2. Konzilsabschnittes hat Papst Paul VI. ein Wort gesprochen, das auch an uns Evangelische gerichtet war. Darin ging es um wechselseitige Vergebung für Beleidigungen und Ungerechtigkeiten zwischen den Konfessionen. Es ist eine aus der Heiligen Schrift gewonnene Erkenntnis der Reformation, daß die Kirche Jesu Christi nicht rein ist in sich selbst, sondern von der rechtfertigenden Gnade ihres Herrn lebt. Selbstgerechtigkeit und Selbstrechtfertigung wären die schlimmste Verkehrung ihres Wesens. So lassen wir, die wir uns mit Freuden evangelische Christen nennen, uns auch

im Gespräch zwischen den Konfessionen mit ganzem Ernst zur fünften Bitte des Vaters rufen: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Jeder einzelne prüfe sich, wo er im Umgang mit dem römisch-katholischen Mitchristen Verzeihung erbitten oder gewähren muß. Unter Gottes reinigender Vergebung werden wir frei, sein Evangelium klarer zu bezeugen. Im Wetteifer des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung wollen wir mit den römisch-katholischen Mitchristen an der gemeinsamen Überwindung der Ärgernisse arbeiten, die im Zusammenleben der Christen heute das christliche Zeugnis vor der Welt in Frage stellen. Auch angesichts der Beschwerden um Mischehen- und Missionspraxis, um die bedingte Wiederholung der Taufe sowie im Blick auf die Durchsetzung von Glaubens- und Gewissensfreiheit liegt uns daran, daß ein dem Evangelium gemäßes Verhältnis zwischen uns entsteht.

Eine Gemeinschaft, die aus dem Verschweigen des Trennenden erwachsen würde, wäre voreilig und trügerisch. Wir können einander nicht besser als mit der ganzen Wahrheit ehren. Das ökumenische Gespräch kann nicht darin bestehen, daß die Lehr- und Glaubensunterschiede verharmlost werden oder daß die eine Kirche einen falschen Anspruch an die andere stellt. Gegenüber der auch in der jüngsten Zeit wieder laut gewordenen Einladung zur Heimkehr in die Hürde Roms glauben und bekennen wir evangelischen Christen, daß Jesus Christus selber und er allein der gute Hirte ist, der uns durch sein Sterben und Auferstehen das Vaterhaus Gottes unmittelbar erschlossen hat. Für die Einigung der Christenheit und ihr gemeinsames Bekenntnis vor der Welt hat darum kein anderer Weg Verheißung als die Buße, in der wir uns gemeinsam aus dem Geiste Gottes erneuern lassen. Mitten in der Spaltung der Christenheit kann Gott jeden Schritt der Umkehr zu Jesus Christus auf wunderbare Weise segnen. Unter seinem Wort und Sakrament erwacht da und dort die Erfahrung des geheimnisvollen Verbundenseins in der einen heiligen christlichen Kirche, die ohne unser Zutun in Jesus Christus schon vorhanden ist und über irdische Kirchengrenzen hinausreicht.

Wir sind gewiß, daß Gott auch auf den rätselvollen Umwegen der Kirchengeschichte zu seinem herrlichen Ziel kommt. Darum gilt es im Erleiden der schmerzhaften Trennung die Wahrheit seines Evangeliums rein und lauter zu bezeugen und für seine ganze Christenheit zu bitten: Geheiligt werde dein Name, dein Reich komme, dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden.

Die dritte Session des Zweiten Vatikanischen Konzils in den letzten Monaten des Berichtsjahres wurde von der evangelischen Kirche und Öffentlichkeit mit der gleichen Aufmerksamkeit und Aufgeschlossenheit verfolgt wie die beiden ersten Sitzungsperioden. Zu einem Urteil über diese voraussichtlich vorletzte Konzils-session zu kommen ist nicht einfach, zumal einige Vorgänge der letzten Sitzungs-wochen ein Gefühl der Unsicherheit geschaffen und neben dem Anlaß zu Hoffnungen auch solche zu Enttäuschungen gegeben haben. Die vom Konzil verabschiedeten Texte tragen ein doppeltes Gesicht, indem sie einerseits zu den nicht-römischen Kirchen gewisse Brücken bauen und Wege ebnen, andererseits aber spezifisch römisch-katholische Tradition fortsetzen und damit zur Aufrechterhaltung der Gegensätze beitragen können. So läßt das Dekret über den Ökumenismus zwar keinen Zweifel daran, daß die römisch-katholische Kirche „die eine und einzige Kirche Jesu Christi“ sei und daß sich die Einheit der Kirche nur in ihr und durch sie verwirklichen lasse, aber zugleich spricht es in völlig neuer Weise über die anderen Kirchen und enthält Möglichkeiten zur Grundlegung eines ständigen zwischenkirchlichen Dialogs. Neu sind vor allem die Formulierungen, daß die „getrennten Kirchen und Gemeinschaften nicht ohne Bedeutung und Gewicht im Geheimnis des Heils“ sind, „einige, ja sogar viele und bedeut-

same Elemente oder Güter, aus denen insgesamt die Kirche erbaut ist und ihr Leben gewinnt, auch außerhalb der sichtbaren Grenzen der katholischen Kirchen existieren können“, und daß die Katholiken „die wahrhaft christlichen Güter aus dem gemeinsamen Erbe, die sich bei den getrennten Brüdern finden“, mit Freude anerkennen und hochschätzen sollten. Die Freude, die der evangelische Christ über diese Anerkennung der nichtkatholischen Kirchen und Christen empfinden könnte, erfährt aber eine Einschränkung und Trübung vor allem durch eine der etwa zwanzig „auf ausdrückliche Anregung der höheren Autorität“ ohne Diskussion durch die Konzilsväter in dem Text des Dekrets vorgenommenen Änderungen, die den Aussagen über die reformatorischen Kirchen einen negativen Nebenton und Beiklang gibt. In den Ausführungen über die Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften im Abendland, in denen es zunächst hieß, daß sie in der Heiligen Schrift Gott „suchen und finden“, wurde das Wort „finden“ gestrichen; nicht nur nichtkatholische Christen, sondern auch viele Konzilsväter fühlten sich durch Form und Inhalt dieser Maßnahme beunruhigt, weil sie den Dialog zwischen den Kirchen belasten könne.

Unmittelbar nach Beendigung der dritten Session des Konzils erstattete der Beobachter der EKD, Professor. D. Dr. Schlink, dem Rat und der Kirchenkonferenz einen eingehenden Bericht. Der Evangelische Pressedienst vom 8. Dezember 1964 meldete darüber:

Prof. Schlink würdigte zunächst die sehr breit angelegten Bemühungen des Konzils, den erheblichen Nachholbedarf der römisch-katholischen Kirche in theologischer und ökumenischer Hinsicht sowie im Verhältnis zu den vielseitigen Problemen der modernen Welt aufzuarbeiten. Was in den Konstitutionen über die Liturgie und die Kirche sowie in dem Dekret über den Ökumenismus bereits verabschiedet wurde, sei für die römische Kirche nicht weniger als revolutionär. Das gleiche gelte für die ebenfalls schon fast fertiggestellten Dokumente über die Offenbarung, über die Glaubensfreiheit, über das Verhältnis der Kirche zur Welt von heute und zu den nichtchristlichen Religionen mit der Behandlung der Judenfrage. Von einem Nachlassen der Erneuerungskräfte in der römischen Kirche, wie es in der Presseberichterstattung manchmal dargestellt wurde, kann nach Prof. Schlink nicht die Rede sein. Zugleich komme hier der Vorzug voll zur Geltung, daß die größte Teilkirche der Christenheit in dogmatischen und moralischen Fragen verbindliche Entscheidungen treffen könne.

Einen schweren Schatten hat freilich nach dem Urteil aller nichtrömischen Beobachter, das bis weit in die Kreise der Konzilsväter selbst geteilt wird, das auf den Papst selbst gestützte Eingreifen konservativer Kräfte auf das bisherige Ergebnis des Konzils und auf seine weitere Arbeit geworfen. Namentlich die am Schluß der dritten Konzilsperiode autoritär gegen den Willen der Mehrheit verfügten Maßnahmen zum Text von Dokumenten und zum weiteren Verfahren stelle eine schwere Hypothek für die gesamtökumenische Weiterarbeit des Konzils und dessen Wirkung dar. Es erhebe sich die Frage, ob der Papst seine bisherige Unabhängigkeit von der Kurie aufgeben und eine Strukturänderung des Konzils eingeleitet habe, deren Auswirkungen noch nicht abzusehen seien.

So sehr Prof. Schlink die innerkatholische Bedeutung der Erneuerungsbewegung hervorhob, so zurückhaltend beurteilte er die unmittelbaren Auswirkungen des Konzils für das Verhältnis zur übrigen Christenheit. Vieles bleibe hier noch weit hinter den heutigen theologischen Erkenntnissen und den ökumenischen Erfordernissen zurück. Am wenigsten könne trotz manchen Fortschrittes und einer beachtlichen Auflockerung das vom Konzil vertretene Kirchenverständnis befriedigen, da hier in einer von den anderen

Kirchen unannehmbaren Weise an der bisherigen Identifizierung der römischen Kirche mit Christus und seiner einen Kirche festgehalten werde. Hier finde der römisch-katholische Ökumenismus nach wie vor seine Grenzen, zumal bei den seitherigen Beschlüssen des Konzils keines der die Christenheit spaltenden Dogmen und keine bisherige Verdammung zurückgenommen, abgeschwächt oder auch nur befriedigend neu interpretiert worden sei.

Aus dieser zweifachen Sicht sind für das Urteil und das weitere Verhalten der nicht-römischen Kirchen die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen. Prof. Schlink beschrieb beides für die Evangelische Kirche in Deutschland als eine Position, die die bereitwillige Öffnung für eine Annäherung mit einer Zurückweisung römisch-katholischer Absolutheitsansprüche verbinden müsse. Der Weg führt mitten zwischen einer unnüchternen und unrealistischen katholisierenden Schwärmerei auf der einen Seite und polemischer Kälte unter Verkenntung gemeinsamer christlicher Aufgaben auf der anderen Seite hindurch. Dazu bedürfe es eines weiteren Ausbaus der bisherigen theologischen und kirchlichen Kontakte. Im einzelnen vertrat Prof. Schlink ein ausführliches Programm für eine solche Zusammenarbeit, die auch auf der Ebene der Landeskirchen und Diözesen anzustreben sei. Als vordringlich müßten dabei die Fragen gelten, in denen es, wie bei der Mischehe und der Taufwiederholung, immer wieder neu zu praktischen Spannungen mit der römisch-katholischen Kirche käme. Wiederholt wurde die Bereitschaft der evangelischen Seite zum Ausdruck gebracht, in einer gemeinsamen Mischehenkommission über eine Revision des kirchlichen Mischehenrechts zu verhandeln.

Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland nahm mit Zustimmung die Darstellung und die Vorschläge Prof. Schlinks entgegen. Er sprach ihm für seine Arbeit als Beobachter beim Zweiten Vatikanischen Konzil den besonderen Dank der evangelischen Christenheit in Deutschland aus. Der Rat beauftragte den Catholica-Ausschuß der EKD, die Vorschläge von Prof. Schlink aufzunehmen und für den Ausbau der Kontakte mit der römisch-katholischen Kirche und das praktische Verhalten ein eingehendes Memorandum zu erarbeiten.

Ratschläge für das interkonfessionelle Gespräch und interkonfessionelle Veranstaltungen lagen der Anfang Dezember 1964 tagenden Kirchenleitung der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands zur Beratung vor. Der immer stärker sich anbahnende ökumenische Dialog verlangt sowohl ein hohes Maß sachgemäßer Vorbereitung als auch ökumenischer Erziehung. Dazu wollen die Ratschläge Hilfen geben und für die verschiedenen Formen der Begegnung zwischen Christen verschiedener Konfession Richtlinien und Handreichungen bieten. Die öffentliche Bekanntgabe nach der Endredaktion durch die Bischofskonferenz erfolgte innerhalb des Berichtsjahres nicht mehr, da der Rat der EKD mit der Kirchenleitung und Bischofskonferenz der VELKD wegen der eventuellen Übernahme der Ratschläge in Fühlung getreten war; der Bericht über das Jahr 1965 wird den vereinbarten Wortlaut bringen.

2. DAS DER WELT ZUGEWANDTE GESPRÄCH

Der bekannte Publizist B. Roegge bezeichnete es kürzlich als die vergleichsweise kopernikanische Wendung im Kirchenbewußtsein der Gegenwart, daß die Aufgabe der Kirche heute vornehmlich und vordringlich als eine solche des Dienens und der Dienstbereitschaft erkannt werde. Deutlich und eindeutig wird jeder Art

kirchlicher Introvertiertheit der Abschied gegeben, mit Klarheit und Energie als der Kirche von ihrem Herrn gegebener Auftrag die Sorge für die von Gott geschaffene und geliebte Welt herausgestellt und in vielfältigem Gespräch der diakonisch gemeinte und ausgerichtete Dialog mit der Welt geführt. In Rat-schlag, Empfehlung, Mahnung, Warnung und tathafter Hilfeleistung ist die evangelische Kirche bemüht, ihren Beitrag zur Bewältigung der Aufgaben, Probleme und Nöte im Alltag des Lebens und Zusammenlebens in der heutigen Welt zu leisten. Freilich ist sie nicht in der Lage, ein festumrissenes, systematisch ausgeformtes politisches, gesellschaftliches, wirtschaftliches, sozialpolitisches, bildungspolitisches Programm vorzulegen. Wer das von ihr erwartet, überfordert sie nicht nur, sondern verkennet vor allem ihr Wesen. Was sie zu leisten vermag, ist nicht mehr, aber auch nicht weniger als ein in der Verantwortung vor ihrem Herrn und seinem Auftrag erarbeiteter, aus dem Dialog mit der biblischen Botschaft, ihrer Mitte und ihrem Herrn erwachsender spezifischer und charakteristischer Beitrag zu den von allen Gliedern unserer pluralistischen Gesellschaft gemeinsam zu lösenden Aufgaben. Der Möglichkeiten und Nötigungen zu einem solchen Beitrag sind viele in unserer komplexen und komplizierten Welt, und so ist es kein Zufall, daß die Mitarbeit auf nicht ihr und nicht ihr allein gehörenden Feldern einen so breiten Raum in der Arbeit der Kirche einnimmt, daß die je und dann laut werdende Warnung vor einer sich verzettelnden Vielgeschäftigkeit nicht jeglichen Rechtes entbehrt. Auch die Kritik, daß die Kirche sich mit mancherlei Dingen befasse, die nicht ihres Amtes seien, und in Fragen mitrede und mitgehört zu werden beanspruche, für deren Behandlung sie sowohl der Zuständigkeit wie der Sachkunde ermangele, will in diesem Zusammenhang als Warnung vor allzu ungeschütztem kirchlichem Reden mitbedacht sein. Trotzdem wird die Kirche nicht darauf verzichten können noch es sich verwehren lassen dürfen, den Dialog mit der Welt in ihren konkreten Strukturen aufzunehmen und zu führen und in die Auseinandersetzung mit ihr und den Dienst an ihr auch die politischen, sozialen, gesellschaftlichen usw. Gegebenheiten und Aufgaben einzubeziehen; die wirkliche Welt ist das Feld, auf dem christliches Leben und christlicher Gehorsam sich zu beweisen und bewähren haben. Offener und mehr als in früheren Zeiten werden Christentum und Kirche durch die heutige Welt herausgefordert und auf die Probe gestellt. Die evangelische Christenheit in Deutschland hat sich im Jahre 1964 den Fragen und Herausforderungen ihrer Umwelt und der Welt nicht entzogen, sondern zu einer Fülle von Problemen, die das Leben und Zusammenleben der Menschen, der Völker, der Sozialpartner, der Generationen, Fragen des Berufs, des Rechts, der Bildung und der politischen Entscheidung betreffen, ihren helfenden Beitrag zu leisten versucht.

a) Der kirchliche Beitrag zu dem Gespräch über politische Fragen

A. Das Verhältnis von Kirche und Staat

Obwohl nach einer Feststellung von Präses D. Wilm vor der westfälischen Landessynode auch in der *Bundesrepublik Deutschland* die Schonzeit für die Kirche ihrem Ende sich zuneigen dürfte und in der Öffentlichkeit mancherlei,

nicht immer sachliche Kritik an der Kirche geübt wird, blieb das Verhältnis zwischen Kirche und Staat auch im Jahre 1964 freundlich und partnerschaftlich. Als in den Verhandlungen der niedersächsischen Landesregierung mit der katholischen Kirche über ein abzuschließendes Konkordat sich Klärungen und Ergebnisse abzuzeichnen begannen, wurde den evangelischen Landeskirchen im Landesbereich sogleich eine Ergänzung der Loccumer Verträge von 1955 angeboten. Dem Bevollmächtigten des Rates der EKD am Sitz der Regierung der Bundesrepublik Deutschland, Bischof D. Kunst, stand jederzeit der Zugang zu den Mitgliedern des Kabinetts, des Parlaments und der Organe der Regierung, Gesetzgebung und Verwaltung offen, um Bitten, Wünsche, Fragen und Anregungen der Kirche vorzutragen. Die über eine Fülle von Anliegen geführten Gespräche waren offen, von Vertrauen getragen und fruchtbar. Über die Ordnung der Seelsorge an den Beamten des Bundesgrenzschutzes fanden eingehende Beratungen statt, deren sachdienliches Ergebnis am Ende des Berichtsjahres unmittelbar bevorstand.

In der *Deutschen Demokratischen Republik* mehren sich die Stimmen, die mit vorsichtiger Freude eine gewisse Verbesserung des Verhältnisses von Kirche und Staat trotz der Beibehaltung der grundsätzlich atheistischen Einstellung und Linie feststellen. Freilich ist der Freiheits- und Bewegungsraum der Gliedkirchen im Bereich der DDR kleiner und beschränkter als der, der den Landeskirchen auf dem Boden der BRD zur Verfügung steht. Auch von einem weltanschaulichen Waffenstillstand kann nicht die Rede sein. Solange und insoweit keine Verwässerung der christlichen Botschaft geschieht, haben sich Kirche und Christen in ernsten geistigen und weltanschaulichen Auseinandersetzungen, in denen Gegensätze auszutragen sind, deren Verharmlosung sich strikt verbietet, zu bewähren. Trotz dieses Hintergrundes kann von einer Klimaverbesserung gesprochen werden. Vielerorts kam es zu Gesprächen vor allem auf örtlicher oder regionaler Ebene.

Bischof D. Fränkel erklärte vor der Synode der Evangelischen Kirche in Schlesien:

Für die letzte Zeit darf man sagen, daß der Staat mit der Kirche Gespräche sucht mit dem Ziel der Auflockerung und Entspannung. Diese Begegnungen von Staat und Kirche haben in Kreisen unserer Gemeinden zu Beirungen geführt bis hin zu der Meinung, die Kirche solle solche Begegnungen vermeiden, weil sie die Glaubwürdigkeit ihrer Verkündigung gefährden. Dazu muß ein klares Wort gesagt werden. Erstens bitte ich zu bedenken, daß alle Berichte in der Presse das Geschehen einer solchen Begegnung niemals ganz objektiv einfangen, sondern es immer auch unter politischen Aspekten würdigen, was für eine politisch sich verstehende Presse selbstverständlich ist. Würde das immer nüchtern in Rechnung gestellt, so würde manche Beirung entfallen. Zweitens aber – und das ist für mich entscheidend – gehört es zur Freiheit des Dienstes der Kirche für die Welt, daß wir uns diesen Begegnungen stellen und hier nicht ausweichen. Dieses Ja zu solchen Begegnungen steht aber unter einer unaufgebbaren Bedingung: die Begegnungen von Staat und Kirche müssen in Wahrhaftigkeit geschehen, sonst sind sie nicht möglich. Zu dieser Wahrhaftigkeit gehört es, daß sich beide Gesprächspartner nüchtern klar sind über den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen der prinzipiell atheistischen Weltanschauung des dialektischen Materialismus und dem Evangelium von Jesus Christus. Zu dieser Wahrhaftigkeit gehört der gegenseitige Respekt. Der staatliche Partner darf erwarten, in seinem politischen Amt ernst genommen zu werden, und die Kirche muß dabei bleiben, daß ihr vom Evangelium her politische Akklamationen verwehrt

sind, denn das Evangelium ist kein politischer Kreditgeber. Gespräche, die dies nicht berücksichtigen, können allerdings zur Beirung der Gemeinden führen, und das sollten alle in verantwortlichen kirchlichen Ämtern stehenden Persönlichkeiten wohl bedenken. Ich muß aber auch der Behauptung widersprechen, daß echte Gespräche zu nichts führen ...

B. Gespräche und Bemühungen um den Frieden

Unter den in ihre Mitverantwortung fallenden Aufgaben aus dem Raum des Politischen hat für die Kirche die Frage nach dem Frieden und der Dienst am Frieden besonderen Rang und entscheidendes Gewicht. An die Aufgabe, den Frieden der Welt zu erhalten und zu fördern, hat die Kirche auch im Jahre 1964 ihr angestregtes Bemühen gewandt.

Bischof D. Krummacher betonte in seinem Rechenschaftsbericht vor der Landessynode der Pommerschen Evangelischen Kirche im März 1964 den Willen der Christen,

jeden Schritt zu atomarer und allgemeiner Abrüstung um des Friedens der Welt willen ganz praktisch und geduldig zu fördern ... Wir meinen es ernst damit, daß wir helfen müssen, daß entschlossene Schritte getan werden, von einer bloßen friedlichen Koexistenz zu einer Kooperation zwischen den Völkern und auch in unserem eigenen Volk zu kommen. Allerdings vollzieht sich der Dienst der Kirche im politischen Bereich in der Regel auf stillen Wegen, auf denen mehr konkrete Einzelschritte zu wirklicher Entspannung, zu Friede und Verständigung erreicht werden als durch das, was publizistisch bekannt wird.

Der Rat der EKD befaßte sich in zwei eingehenden Beratungen mit der Frage des Friedens im technischen Zeitalter. In seiner Sitzung am 19./20. März 1964 ließ er sich durch Professor Dr. C. F. von Weizsäcker, Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, in seiner Sitzung vom 3./4. Dezember 1964 durch Mr. Kenneth Johnstone, Vorsitzender der Internationalen Kommission des Rates der Britischen Kirchen, unterrichten und beraten, um sachkundig und wirksam mithelfen zu können, daß im Bewußtsein der Menschen die Verpflichtung, Frieden zu halten, den Rang eines absoluten Höchstwertes, einer schlechthin unabdingbaren Notwendigkeit erlangt. Im praktischen Vollzug dieses Mithelfens hat – wie der Ratsvorsitzende in einer am Ostersonntag durch den Rundfunk ausgestrahlten Erklärung ausführte –

der Rat der EKD den Weltrat der Kirchen und die Kirchenkommission für Internationale Angelegenheiten beim Weltrat der Kirchen immer wieder nach Berlin gerufen und die führenden Männer der Kirchen aus aller Welt unaufhörlich gebeten, sich mit der Deutschlandfrage zu beschäftigen, sie gründlich zu studieren und in den Vereinten Nationen und unmittelbar bei den führenden Mächten in Ost und West Verständnis, freundliches Verständnis für die Lage in Mitteleuropa zu wecken. Unsere Bemühungen sind nicht vergeblich gewesen. Keine der großen Weltkirchenkonferenzen, der Sitzungen des Zentral- und des Exekutivkomitees des Weltrates sind vorübergegangen, ohne daß nicht Worte zur Deutschland- und Berlinsituation verabschiedet worden sind, die genaue Kenntnis, die lebendige Anschauung und die tiefe innere Anteilnahme an der Not der deutschen Spaltung verrieten und die bei den Regierungen in Ost und West mit Dankbarkeit aufgenommen wurden.

Zu den kirchlichen Friedensbemühungen des Jahres 1964 gehörten auch die mit unermüdlicher Geduld und in wiederholten Ansätzen geführten Verhandlungen, trotz aller Schwierigkeiten und aller Kritik auch kirchlicher Kreise, das seit langem in Aussicht genommene Gespräch einer Delegation der evangelischen Kirchen in Deutschland mit führenden Persönlichkeiten der Prager Friedensbewegung (s. Kirchl. Jahrbuch 1963, S. 64 ff.) trotz unterschiedlicher politischer Konzeptionen zustand zu bringen. Die Begegnung konnte im Berichtsjahr nicht mehr stattfinden, wurde aber für 1965 vorgesehen.

Eine Initiative des Bischofs von London aufnehmend und fortführend, lud der Bevollmächtigte des Rates der EKD, Bischof D. Kunst, führende Theologen, Politiker und Wissenschaftler aus Großbritannien, Frankreich, den USA und der Bundesrepublik – unter anderem Mr. Kenneth Johnstone, Vorsitzender der Internationalen Kommission des British Council of Churches, die Bischöfe von Chichester und Woolwich, Admiral Sir Anthony Buzward (London), Botschafter Sir Michael Wright (London), Mr. Robert A. Gessert (Washington), Mitglied des Instituts für Verteidigungsforschung, Bundesaußenminister Dr. Schröder, Bundesverteidigungsminister von Hassel, Professor Dr. Freiherr C. F. von Weizsäcker – nach Friedewald zu einer Konferenz über die christlichen Aspekte zu den Problemen der atomaren Bewaffnung und Abrüstung ein. In Vorträgen und Aussprachen wurde ein Doppeltes deutlich: einmal, daß es zu den Aufgaben der Christenheit gehört, den Regierungen und Politikern ihre moralische Verpflichtung, an einer friedlichen und gerechten Weltordnung zu arbeiten, unermüdlich vor Augen zu stellen, zum anderen, daß sittliche Gesichtspunkte und moralische Appelle zur Erhaltung, Sicherung und Förderung des Friedens in der Welt nur in genauer Kenntnis auch der politischen, technischen und militärischen Sachverhalte fruchtbar geltend gemacht werden können.

Als Dienst am Frieden will auch der Offene Brief verstanden werden, den die Konferenz der evangelischen Studentenpfarrer in der Bundesrepublik und in Westberlin am 16. Oktober 1964 aus ökumenischer Verantwortung an Bundesverkehrsminister Dr. Seehofer richtete und in dem sich die Konferenz von den persönlichen politischen Ansichten des Ministers in der sudetendeutschen Frage distanzierte. Es heißt darin:

Die Studentenpfarrerkonferenz West hat sich auf ihrer turnusmäßigen Herbsttagung ausführlich Gedanken über praktische Möglichkeiten der Erziehung zum Frieden gemacht und dabei überlegt, welche politischen Ereignisse und Positionen eine Entspannung in Mitteleuropa erschweren. Die immer wieder zum Ausdruck kommende Besorgnis der Christen in der Tschechoslowakei wie auch Anfragen aus den Studentengemeinden in der Bundesrepublik und Westberlin nötigen uns zu betonen, daß Ihre persönlichen politischen Ansichten ein wesentliches Hindernis dabei sind. Aus der ökumenischen Verantwortung der Evangelischen Studentengemeinden in Deutschland sehen wir uns gezwungen, uns von Ihren Äußerungen in aller Form zu distanzieren.

Schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt wurde der Rat der EKD durch seinen Bevollmächtigten, Bischof D. Kunst, bei den zuständigen Stellen des Staates mit der dringlichen Bitte vorstellig, die Möglichkeiten zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu dem Staat Israel zu prüfen und deren baldige Verwirklichung ins Auge zu fassen.

Die Landessynode der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers, die in der zweiten Novembeerwoche 1964 zusammentrat, stimmte mit großer Mehrheit einer Erklärung zu, in der der Wunsch nach einem „geordneten politischen Zusammenleben“ zwischen der BRD und dem Staate Israel zum Ausdruck gebracht wurde.

Ende November richtete der Vorstand der Ev. Akademikerschaft in Deutschland die dringende Bitte an die Bundesregierung, dem Staate Israel umgehend die Aufnahme voller diplomatischer Beziehungen anzubieten.

C. Kirchliche Erklärungen zu den Berliner Passierscheinverhandlungen

Von der Kirche nach Kräften gefördert, in ihrem schwierigen Vollzug vom fürbittenden Gedenken der Gemeinden begleitet, in ihrem Ergebnis dankbar begrüßt wurden die Berliner Passierscheinverhandlungen, die nach Ablauf der weihnachtlichen Besuchszeit Anfang April 1964 wiederaufgenommen wurden. Schon bevor sie begannen, richteten acht Mitglieder des Gründungsausschusses der Aktion Sühnezeichen folgendes Telegramm

An die Herren

Regierender Bürgermeister Willy Brandt
Oberbürgermeister Friedrich Ebert
Bundeskanzler Ludwig Erhard
Bundespräsident Heinrich Lübke
Amtierender Ministerpräsident Willi Stoph
Staatsratsvorsitzender der DDR Walter Ulbricht
Botschafter der UdSSR Pjotter Abrassimow
Major General J. H. Polk
General Major David Peel Yates

Die unterzeichneten Mitglieder des gesamtdeutschen Gründungsausschusses der Aktion Sühnezeichen begrüßen im Sinne ihrer Bemühung um eine aktive Bewältigung der schuldhaften Vergangenheit unseres Volkes und ihrer Folgen das Interberger Passierschein-Protokoll vom 17. 12. 1963 und beglückwünschen die für sein Zustandekommen verantwortlichen Stellen zu dem Entschluß, durch den eine Begegnung von Millionen von Menschen möglich geworden ist.

Wir treten nachdrücklich dafür ein, die Bemühungen um einen engeren Zusammenhalt der Deutschen, unbeschadet widerstreitender politischer Interessen weiterzuführen und auszuweiten. Wir bitten die verantwortlichen deutschen und ausländischen Stellen, unbeirrt von Prestigerücksichten auf dem begangenen Weg fortzuschreiten und unserem Volk durch Taten der konkreten Friedensstiftung dazu zu verhelfen, endlich mit den Schatten einer unseligen Vergangenheit fertig zu werden. Wir können uns kein besseres Versöhnungs- und Sühnezeichen im Sinne der von uns vor sechs Jahren begonnenen Aktion vorstellen.

Berlin, den 8. Januar 1964

*Joachim Beckmann
Hellmut Gollwitzer
Franz von Hammerstein
Reinhold Hildebrandt*

*Lothar Kreyssig
Erich Müller-Gangloff
Kurt Scharf
Ernst Wilm*

Am 26. Februar 1964 schnitt der Vorsitzende des Rates der EKD, Präses D. Scharf, in einem Gespräch mit Bundeskanzler Professor Erhard, das nach Mit-

teilung des Bundespresseamtes „in vollem Einvernehmen und mit großem gegenseitigen Verständnis“ verlief, die Passierscheinfrage unter ihren menschlichen Aspekten an und machte sich zum Fürsprecher der an einem positiven Ergebnis der Passierscheinverhandlungen interessierten Menschen und ihrer Anliegen.

Die Regionalkirchenleitung Berlin-West gab unmittelbar vor dem Verhandlungsbeginn folgende Verlautbarung heraus:

Die Regionalkirchenleitung Berlin-West der evangelischen Kirche hat in ihrer heutigen Sitzung – in Anbetracht der Wiederaufnahme der Passierscheinverhandlungen am Mittwoch – dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß die Verhandlungen im Interesse der Menschen in beiden Teilen der Stadt erfolgreich sein mögen.

Sie macht sich dabei die eindeutige Stellungnahme ihres Bischofs D. Dr. Dibelius in seiner Rundfunkerklärung vom 5. März 1964, den Artikel des Generalsuperintendenten von Westberlin, D. Helbich, im Sonntagsblatt „Die Kirche“ vom 5. April 1964 und die Initiative ihres Mitglieds, des Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland, Präses D. Scharf, beim Bundeskanzler in Bonn am 26. Februar 1964 zu eigen.

Die Kirchenleitung bittet die verantwortlichen Stellen im Westen und Osten unseres Vaterlandes, die menschliche Seite der Passierscheinfrage in den Vordergrund der Überlegung zu stellen.

Gleichzeitig gab der Rat der Evangelischen Kirche der Union bekannt:

Der Rat der Evangelischen Kirche der Union hat sich am Vorabend der Wiederaufnahme der Verhandlungen über die Passierscheinfrage mit gleichlautenden Telegrammen an die bevollmächtigten Beauftragten beider Seiten, Staatssekretär Wendt und Senatsrat Dr. Korber, gewandt. Die Telegramme, die von Präses D. Wilm als Vorsitzenden des Rates und Bischof D. Jänicke als stellvertretendem Vorsitzenden unterzeichnet sind, haben folgenden Wortlaut:

Der Rat der Evangelischen Kirche der Union gedenkt der großen Verantwortung und der Erwartungen, die mit den neuen Verhandlungen über die Passierscheinfrage verbunden sind. Er bittet, bei allen Schwierigkeiten, die auftreten, am Vorrang des Menschlichen vor den politischen Prinzipien festzuhalten und deshalb auch Kompromisse nicht zu scheuen.

Als nach schwierigen Verhandlungen ein neues Passierscheinabkommen für die Weihnachtszeit und die Vereinbarung über die Rentnerbesuche getroffen worden waren, berichtete das Communiqué über die Sitzung des Rates der EKD am 15./16. Oktober 1964:

Eingehend kamen ... Fragen des Berliner Passierscheinabkommens zur Sprache. Der Rat der EKD sieht in dem Abkommen den wichtigen Versuch, durch Maßnahmen der Menschlichkeit die Auswirkungen der Mauer innerhalb Berlins zu lindern. Es sei dringend erforderlich, daß die zuständigen Behörden auch weiterhin nach Mitteln und Wegen suchten, trotz bestehender politischer Spannungen elementaren menschlichen Erfordernissen im Ost-West-Verhältnis Rechnung zu tragen.

Wenige Wochen später erklärte Bischofsverwalter Generalsuperintendent D. Jacob in dem der Regionalsynode Ost der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg erstatteten Bericht der Kirchenleitung:

Immer wieder haben wir in solchen Gesprächen die staatlichen Partner auf die großen seelischen Nöte der Familienzertrennung im Blick auf die uns bekannten tragischen

Einzelschicksale aufmerksam gemacht. Wir freuen uns, daß in der jüngsten Zeit erste Schritte getan worden sind, um diese Nöte zu lindern. Wir sind dankbar dafür, daß den im Rentenalter stehenden Bürgern nunmehr die Möglichkeit zu Verwandtenbesuchen in der Bundesrepublik eröffnet worden ist. Wir sind auch dankbar für das neue Berliner Passierscheinabkommen und erinnern an den Beschluß unserer Kirchenleitung vom 19. 12. 1963, in dem es hieß: „Wir evangelischen Christen im Raum von Berlin begrüßen mit großer Erleichterung die für Westberliner Bürger geschaffene Möglichkeit, ihre Angehörigen in unserem Teil der Stadt während der Weihnachtszeit zu besuchen. Wir sind dankbar, in diesem Ergebnis der schwierigen Verhandlungen zwischen beiden Seiten ein Anzeichen der Bereitschaft sehen zu dürfen, die Starrheit der Fronten auflockern zu wollen. Die evangelischen Christen verbinden damit die Hoffnung, daß diesem ersten Schritt weitere folgen werden.“ Es erfüllt uns mit Freude, daß solche weiteren Schritte jetzt gemacht worden sind.

D. Kirchliche Erklärungen zum Gedenken des Ausbruchs der beiden Weltkriege

Der Rat der EKD gedachte in seiner Sitzung am 26./27. August 1964 des 50. Jahrestages des Beginns des Ersten Weltkrieges 1914–1918 und des 25. Jahrestages des Beginns des Zweiten Weltkrieges 1939–1945. Er bekannte sich zu der Überzeugung, daß die Erinnerung an die Opfer der beiden Weltkriege und an die ungeheure Schuld, die mit diesen Kriegen verbunden ist, nicht wieder verlorengehe dürfe. Für die Kirche ergebe sich aus diesem Gedenken, wie es in dem Kommuniqué über die Ratssitzung heißt, „die Verpflichtung, in politischer Unabhängigkeit die sittlichen und menschlichen Bedingungen zur Erhaltung des Friedens nach allen Seiten zu vertreten“; nur so lasse sich die Unruhe über die gegenwärtige Gefährdung des Friedens in der Welt lebendig erhalten. Diese Unruhe sei erforderlich, wenn die verantwortlichen Bemühungen um eine politische Entspannung zwischen den Mächten der Erde Erfolg haben sollen.

In den Gottesdiensten des letzten Augustsonntages gedachten die Gemeinden in beiden Teilen Deutschlands der folgenschweren Ereignisse vor 50 und vor 25 Jahren. In den Gliedkirchen im Bereich der DDR wurden dabei entweder förmliche Hirtenbriefe der Bischöfe zu diesem Anlaß von den Kanzeln verlesen oder den Anregungen besonderer Rundbriefe der Kirchenleitungen an alle Pfarrer gefolgt, in denen diese aufgefordert wurden, durch Predigt und persönliches Gespräch sich speziell der mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zusammenhängenden Fragen anzunehmen.

Einem „Wort des Bischofs“ der Kirchenprovinz Sachsen, D. Jänicke, entnehmen wir folgende Sätze:

Wir können die Versöhnung, die Gott uns anbietet, für uns nur annehmen, wenn wir selber Werke des Friedens und Schritte zur Versöhnung tun. Dazu möchte ich in dreifacher Weise rufen:

1. Weil wir Deutsche durch unsere militärische Gewalt an den anderen Völkern so schrecklich schuldig geworden sind, sollte jetzt auch bei uns der Anfang gemacht werden zu einem atomwaffenfreien, entmilitarisierten Raum, der sich als ein Bereich des Friedens auf andere Gebiete der Erde ausbreiten könnte.

2. Mit der äußeren Entwaffnung allein ist es nicht getan; damit sollte Hand in Hand

gehen eine Absage an jede Form des Kalten Krieges. Wer um die Versöhnung weiß, die in Christus geschehen ist, sollte unmöglich den verlästern und verteufeln können, für den unser Herr sein Leben gab. Laßt uns um seinerwillen damit Schluß machen, die Ehre des anderen, wer es auch sei und wo er auch lebe und welchen Glaubens er auch sei, herabzusetzen; laßt uns vielmehr darum bemüht sein, ihn zu entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum besten kehren!

3. Das muß im kleinen, persönlichen Bereich beginnen. Laßt uns mit erfinderischer Liebe darauf aus sein, in unseren Gemeinden und Häusern Friedlose zum Frieden zu bringen und Unfriedlichen zur Versöhnung untereinander zu helfen!

In den Gemeinden der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs wurde eine Kanzelabkündigung von Landesbischof D. Dr. Beste verlesen (vgl. „Die Kirchen in der DDR“, s. u.).

Bischof D. Krummacher schrieb in einem Rundbrief:

Im Stuttgarter Schuldbekenntnis von 1945 hieß es: „Mit großem Schmerz sagen wir: Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden. Wir klagen uns an, daß wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.“

Die Kirche kann heute schwer politische Ratschläge im einzelnen geben. Wohl aber haben wir als Christen unermüdlich daran zu erinnern, daß Gott, der Herr aller Menschen, nicht Krieg und Zerstörung, sondern Frieden und Versöhnung will. Wenn in unserem eigenen Volk und in allen Völkern sich immer mehr eine Atmosphäre wirklicher Verständigungsbereitschaft und Versöhnung statt entstellender Propaganda durchsetzt, so kann sich daraus für die ganze Menschheit eine öffentliche Atmosphäre echten Verstehens und Friedens ausbreiten, so daß es unmöglich wird, mit politischer Gewalt oder gar mit den Mitteln eines Atomkrieges Menschen und Völker erneut in unübersehbares Unheil zu stürzen.

Ähnlich äußerten sich auch die Leitungen anderer Landeskirchen. Auf einen eigenen Ton gestimmt und mit bestimmten politischen Vorschlägen verbunden ist das Wort des thüringischen Landesbischofs D. Mitzenheim, das die Tagespresse der DDR in vollem Wortlaut veröffentlichte (vgl. „Die Kirchen in der DDR“, s. u.).

b) Kirchliche Beiträge zur politischen Erziehung

Daß der häufig geäußerte Vorwurf, die evangelische Kirche habe und fördere ein distanziertes und resignatives Verhältnis zur Welt überhaupt und zu ihren politischen Strukturen im besonderen, nicht zutrifft, beweisen die nicht wenigen kirchlichen Äußerungen, die die Gemeinde und ihre Glieder an ihre *Mitverantwortung für Staat und Gesellschaft* erinnern und zu ihrer Wahrnehmung auffordern. In seinem Rechenschaftsbericht vor der Landessynode der Pommerschen Evangelischen Kirche erklärte Bischof D. Krummacher zu den in der politischen Presse der DDR vielfach heftig kritisierten „Zehn Artikeln über Freiheit und Dienst der Kirche“ (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1963, S. 181 ff.):

Ich glaube nicht, daß diejenigen öffentlichen und publizistischen Stellen in unserem Staat wohlberaten waren, die nicht müde wurden, die Zehn Artikel über Freiheit und Dienst der Kirche zu verdächtigen. Die Tendenz der Zehn Artikel ist durchaus positiv und nicht reaktionär. Sie sprechen ein Ja der Christen zu der Welt, in die sie Gott ge-

stellt hat, auch zu den staatlichen und gesellschaftlichen Ordnungen, in denen wir nach Gottes Willen leben, und bejahen die Mitverantwortung des Christen für die gesellschaftliche und staatliche Ordnung, für das Recht, für den Frieden, für die Freiheit und den Dienst der Kirche. Ebenso entschlossen sagen sie freilich Nein zu jeder Verwässerung der christlichen Botschaft wie zu jeder Verharmlosung der ernsten geistigen und weltanschaulichen Auseinandersetzungen, in denen sich nun einmal jeder Christ in einem sozialistischen Land zu bewähren hat.

Auf ihrer Tagung im November 1964 billigte die Regionalsynode West der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg sieben von dem mit der Zusammenfassung der verschiedenen Voten zum Thema „Christ und Obrigkeit“ beauftragten Ausschuß vorgelegte Thesen, die der Orientierung für das praktische Verhalten im politischen Alltag dienen sollen. Die Thesen lauten:

1. Die Aufgabe, aktiv im öffentlichen Leben mitzutun, stellt das Wort Gottes. Die Liebe zum Mitmenschen, die zum Christsein gehört, schließt die Verantwortung für die öffentlichen Angelegenheiten ein. Es folgt aus der Wahrheit der Heiligen Schrift weder grundsätzliche politische Abstinenz noch politische Gleichgültigkeit in den geforderten Entscheidungen des politischen Alltags. Der Christ soll darum nach sorgfältiger Prüfung seiner Befähigung bereit sein, konkrete politische Aufgaben und Dienste in dem Gemeinwesen, in dem er lebt, zu übernehmen. Er darf z. B. mit gutem Gewissen sich in einer Partei betätigen, kommunale Ämter übernehmen und in sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Organisationen mitwirken.

2. Der Christ hat die Verantwortung für die öffentlichen Angelegenheiten auch dann wahrzunehmen, wenn es ihm persönliche Unbequemlichkeiten und sogar Undank einträgt.

3. Das Wissen um den Unterschied zwischen dem Reich seines Herrn und dem politischen Bereich darf den Christen nicht veranlassen, die Politik einer eigengesetzlichen Entwicklung zu überlassen. Er wird das Wort des Herrn, der der Herr der Welt ist, auch im politischen Bereich gehorsam zur Geltung bringen.

4. Das Evangelium ist niemals mit einer politischen Front oder einem politischen Programm identisch. Die Heilige Schrift gibt zwar Weisungen für die politische Verantwortung, aber keine Vorschriften für das politische Verhalten im Einzelfall.

5. Es ist Aufgabe des Christen, im politischen Leben dafür zu sorgen, daß Raum geschaffen und gewährt wird für die Botschaft des Evangeliums und die Verehrung Gottes, für die Freiheit des Gewissens wie für die religiöse Gemeinschaft und die Betätigung christlicher Nächstenliebe.

6. Der Christ setzt sich für die Gewissensfreiheit auch der Nichtchristen ein, er wird aber in der Gefolgschaft seines Herrn der politischen Aufnötigung atheistischer Denkformen widerstehen.

7. Unbeschadet der großen Bedeutung der politischen Parteien für das gemeinsame Leben setzt sich der Christ dafür ein, daß bei der Besetzung öffentlicher Ämter der Gesichtspunkt der sachlichen Eignung entscheidend ist.

c) Der kirchliche Beitrag zu dem Gespräch über Gesellschaftsfragen (Gesellschaftliche Diakonie)

Die moderne Gesellschaft als pluralistische, nivellierte, technisierte, arbeitsteilige Industrie-, Mittelstands- und Wohlstandsgesellschaft stellt die Ethik und das Ethos der Menschen dieser Zeit vor Probleme, die noch vor einem Menschenalter

in dieser Form, Zuspitzung und Schärfe nicht bestanden. Auch die Kirche hat sich aus ihrer Verflechtung mit der modernen Gesellschaft neuen sozialetischen Fragen zu stellen, die von dem veränderten Verhältnis der Geschlechter zueinander bis zur Verkehrserziehung, von der verantwortlichen Elternschaft bis zur Lohnpolitik, von den Massenkommunikationsmitteln bis zu den Problemen des Dorfes und des Bauern heute reichen. Es ist nichts Geringes, was damit der Kirche an Aufgaben zuwächst; was von ihr verlangt wird, ist dieses, daß sie zugleich im Dienst ihres Herrn und in ihrer Gesellschaft steht, daß sie unbeirrbar den Weg des Gehorsams gegenüber ihrem Herrn geht und zugleich in verantwortlicher, d. h. ggf. kritischer Solidarität dem Wandel der sie umgebenden und einschließenden Gesellschaft Rechnung trägt. Nur indem sie das eine tut und das andere nicht unterläßt, erfüllt sie ihre Aufgabe als Kirche Jesu Christi in Zeit und Welt.

A. Die Aktion „Brot für die Welt“ und die Evangelische Zentralstelle für Entwicklungshilfe⁹

Gesellschaftliche Diakonie in weltweitem Umfang leisteten und leisten die Aktion „Brot für die Welt“ und die – der Öffentlichkeit weniger bekannte – Evangelische Zentralstelle für Entwicklungshilfe.

Mit einer Kundgebung in der Stadthalle in Hannover wurde am 1. Adventssonntag 1964 die 6. Aktion „Brot für die Welt“ eröffnet. In den Landeskirchen in Ost und West wurden die Gemeinden zu einem Opfer für die Hungernden der Erde aufgerufen. Die Kirchenleitungen erließen Kanzelabkündigungen und Durchführungsrichtlinien. Als Beispiel, das für viele steht, bringen wir die in der Ev.-luth. Kirche in Bayern erlassenen Bestimmungen.

Als Kanzelaufruf wurde verlesen ein

WORT DES LANDESBISCHOFS ZUR AKTION „BROT FÜR DIE WELT 1964“

„Brot für die Welt!“ – also nicht nur für uns selber soll es Brot geben, sondern auch für die notleidenden Menschen weit weg von uns in Afrika, in Asien und Südamerika. Sie sollen dort im Kampf gegen den Hunger gestärkt, zur Selbsthilfe in der Landwirtschaft angeleitet werden; es sollen Krankenhäuser gebaut und fahrbare Kliniken eingesetzt werden, wo noch keine solchen Einrichtungen bestehen. „Brot für die Welt!“ Das sucht ein offenes Herz und weitet den Blick. Wer nachprüft, wie die „Brot für die Welt“-Gaben der letzten Jahre verwendet worden sind, kann darüber staunen, wie aus verhältnismäßig geringen Summen eine weitreichende Wirkung erwächst. So mögen auch alle Bedenken und Fragen überwunden werden von dem bewegten Dank, der von draußen immer wieder kommt: Ihr habt geholfen! Und von den bewegenden Bitten: Helft doch weiter! Beide Rufe sagen dasselbe: durch die Gewöhnung kann das Geben und Helfen abstumpfen, aber es gibt auch eine gute dauernde Gewohnheit lebendiger Liebe. Darum bitte ich heute alle Glieder der Gemeinde: Schließt in die Gewohnheit weihnachtlichen Schenkens die vielen Bedürftigen in der Welt ein, die auf wirksame Zeichen christlicher Liebe warten! „Also liebt Gott die arge Welt, daß er ihr seinen Sohn und Held, den einzigen, gegeben!“, so redet ein Weihnachtslied unserer Tage von der Liebe Gottes, die

9. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1959, S. 138 ff.; 1960, S. 177 ff.; 1961, S. 42, 96 ff.; 1962, S. 101; 1963, S. 104 f.

die ganze Welt umschließt. Gott hat damit alle Schranken der Volkszugehörigkeit, der Herkunft, der Hautfarbe gesprengt. „Brot für die Welt“ ist eine Bitte an uns: Setzt die Grenze der Liebe nicht enger, als Gott sie mit der Geburt Jesu Christi gezogen hat. Helft, daß Zeichen dieser Liebe als Strahlen des Lichtes von Weihnachten dorthin leuchten, wo das Dunkel der Not die Liebe Gottes verdunkeln will!

München, den 27. Oktober 1964

D. Dietzfelbinger, DD.

Für die Durchführung der Aktion im Bereich der bayerischen Landeskirche ergingen Richtlinien, die unter anderem bestimmen:

1. Die Aktion beginnt mit dem 1. Adventssonntag (29. November 1964) und wird mit dem 31. Dezember 1964 beendet. Die Kollekten im Dezember und die Sammlung für die Äußere Mission im Januar 1965 sollen dadurch nicht beeinträchtigt werden.

Die Sammlung bzw. Entgegennahme von Einzelspenden für die Aktion „Brot für die Welt“ während des ganzen Jahres bleibt dadurch unberührt.

2. Der ... Aufruf des Herrn Landesbischofs ist in den Gottesdiensten am 1. Advent zu verlesen. Wiederholung der Verlesung an einem der folgenden Sonntage wird empfohlen.

Während der ganzen Advents- und Weihnachtszeit soll immer wieder auf die Aktion „Brot für die Welt“ hingewiesen werden. Im Kirchengebet wolle der Notleidenden in der Welt fürbittend gedacht werden.

Es ist dafür Sorge zu tragen, daß die Durchführung der Aktion „Brot für die Welt“ nicht durch Sammlungen für gemeindeeigene Zwecke beeinträchtigt wird.

3. In den Kindergottesdienst, in den Religionsunterricht und in die Jugendarbeit soll auf Grund des vorliegenden Informationsmaterials die Aktion „Brot für die Welt“ entsprechend einbezogen werden.

4. Für die konkrete Werbung in den Gemeinden wurden folgende Projekte für den Bereich unserer Landeskirche ausgewählt:

1. *Tanganjika* – Zentrales Hilfsprogramm für Flüchtlinge; 2. *Hongkong* – Verteilung von Lebensmitteln und Bekleidung an chinesische Flüchtlinge; 3. *Neuguinea* – Förderung der landwirtschaftlichen Selbstversorgung in Boana, Mt. Michael Gebiet und Logaweng-Berg; 4. *Jordanien* – Nahrungsmittel-, Erwerbs- und medizinische Hilfe für arabische Flüchtlinge.

5. Folgende Sammlungen sind vorgesehen:

a) Tüten-Haussammlung bei den Gemeindegliedern. Verteilblätter und Opfertüten werden am besten so rechtzeitig ausgegeben, daß sie zum Beginn der Adventszeit in den Familien sind.

Jedes Pfarramt möge die Gemeinde selbst in geeigneter Weise davon benachrichtigen, ob die Tüten durch Helfer abgeholt werden oder ob sie im Gottesdienst oder im Pfarramt abgegeben werden sollen.

b) Kollekte am 1. Advent, nach örtlichem Kirchenvorstandsbeschuß auch am Heiligen Abend oder im Jahresschlußgottesdienst.

c) Kindergottesdienstkollekte am 2. Adventssonntag.

d) Einzelnahmen und Einlagen bei Gemeindeveranstaltungen für die Aktion.

Die ersten fünf Aktionen erbrachten annähernd 100 Millionen Mark. Der Verteilungsausschuß richtete an die evangelischen Christen ein Wort des Dankes, das zugleich etwas über die Verwendung der Opfergaben sagt:

Der Verteilungsausschuß der Aktion *Brot für die Welt*, die von der Evangelischen Kirche in Deutschland und den evangelischen Freikirchen in ökumenischer Verbundenheit gemeinsam getragen wird, dankt den evangelischen Christen in Ost und West dafür, daß

sie auch im fünften Jahr der Sammlung treu ihre Gaben zur Beseitigung oder Linderung von Notständen in aller Welt beigesteuert haben. Unser Dank gilt besonders der evangelischen Jugend, die sich an vielen Orten beispielhaft für die Aktion eingesetzt hat.

Rund 20 Millionen Mark wurden im Jahre 1963/64 für Hungernde, Kranke, wirtschaftlich Schwache in überseeischen Gebieten raschen sozialen Umbruchs geopfert. Die gesamte Summe der Gelder, die der Aktion seit ihrem Beginn im Jahre 1959 anvertraut wurden, beträgt mehr als 96,5 Millionen Mark. Mit diesen Gaben konnten wir annähernd 500 Projekte in 54 Ländern fördern.

Etwa die Hälfte der Mittel bewilligten wir für langfristige Hilfsmaßnahmen, die dazu bestimmt sind, „Brot für morgen“ zu schaffen – für Musterfarmen, Landwirtschaftsschulen, handwerkliche und technische Ausbildungsstätten, berufsfördernde Maßnahmen und Genossenschaftsgründungen. Die übrigen Gelder wurden für Speisungsprogramme, Katastrophenhilfen und medizinische Vorhaben eingesetzt.

Die Hilfe, die wir leisten können, ist im Verhältnis zur Not in der Welt nur klein. Dennoch hat sie unzähligen Menschen verschiedener Herkunft, Nationalität, Rasse und Religion das Leben gerettet und neue Hoffnung gegeben. Darüber hinaus hat sie dazu beigetragen, daß Menschen angeleitet und ausgebildet wurden, sich ihr Brot mit ihrer Hände Arbeit künftig selbst zu schaffen. Unser Dienst hat in Asien, Afrika und Lateinamerika ein kleines Stück von der Liebe sichtbar gemacht, die Gott uns durch die Sendung seines Sohnes erwiesen hat. Dafür wollen wir Ihm danken.

Wir bitten die evangelischen Christen im Osten und Westen unseres Landes, die Aufgabe, Brot für die Welt zu schaffen, auch weiterhin als ihre eigene Sache anzusehen.

Die Evangelische Zentralstelle für Entwicklungshilfe mit Sitz in Bonn, die unter Leitung von Direktor Mordhorst steht, wurde auf Anregung von Bischof D. Kunst gegründet. Seit dem Jahre 1962 werden „entwicklungswichtige Vorhaben der Kirchen in Entwicklungsländern“ mit Hilfe staatlicher Mittel finanziell gefördert. Über die Frage der Annahme dieser Mittel entstand im Herbst 1960 eine lebhafte Diskussion im Bereich der evangelischen Kirche, ausgelöst durch einen ablehnenden epd-Artikel des Berliner Missionsdirektors Brennecke. Im Mai 1961 berief der Rat der EKD einen Ausschuß für Fragen der Entwicklungshilfe und übertrug ihm folgende Aufgaben:

- a) Behandlung von grundsätzlichen Fragen.
- b) Koordinierung der Hilfsmaßnahmen im evangelischen Raum mit den Maßnahmen der katholischen Kirche und mit den ökumenischen Hilfen.
- c) Prüfung aller aus der evangelischen Kirche kommenden Anträge auf Unterstützung von Projekten aus der staatlichen Entwicklungshilfe.
- d) Bearbeitung von Initiativanträgen aus jungen Kirchen oder ihren Gebieten, die Mittel der Entwicklungshilfe des Staates anstreben.

Ausdrücklich legte der Rat fest, daß die Aktion „Brot für die Welt“ und der Deutsche Evangelische Missionsrat ihre Aufgabe eigenständig und unabhängig von der Entwicklungshilfe weiterführen sollen und eine Vermischung der Opfergaben der Gemeinde aus „Brot für die Welt“ mit Mitteln der staatlichen Entwicklungshilfe nicht erfolgen dürfe. Gemeinsam mit der katholischen Kirche geführte Verhandlungen mit der Bundesregierung führten zu folgender Vereinbarung, die in den „Richtlinien für die finanzielle Förderung von entwicklungswichtigen Vorhaben der Kirchen in Entwicklungsländern“ vom 31. Mai 1961 niedergelegt sind:

1. Gefördert werden nur Vorhaben, die von den kirchlichen Zentralstellen für Entwicklungshilfe, die von beiden Kirchen ins Leben gerufen worden sind, den zuständigen staatlichen Stellen zur Förderung vorgeschlagen werden.

2. Die Kirchen bzw. die von ihr beauftragten Organe, d. h. also die Zentralstellen für Entwicklungshilfe, bestimmen daher das Programm, das für eine Förderung aus Bundesmitteln in Betracht kommt. Dabei hat sich die Bundesregierung die Prüfung vorbehalten, ob die zur Förderung vorgeschlagenen Vorhaben den vereinbarten Grundsätzen und Richtlinien entsprechen.

3. Die Zuschüsse werden ohne politische Auflagen gewährt. Die Bundesregierung prüft lediglich, ob die Regierung des Entwicklungslandes, in dem ein Projekt gefördert werden soll, Bedenken gegen eine Förderung hat, die die politischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und diesem Land belasten können.

4. Der Träger des Projektes im Entwicklungsland, das gefördert werden soll, verhandelt ausschließlich mit der für ihn zuständigen Zentralstelle für Entwicklungshilfe, die ihrerseits wiederum Verhandlungspartner der Bundesregierung ist. Den kirchlichen Zentralstellen werden deshalb auch die bewilligten Zuschüsse zur Verfügung gestellt, die sie dann ihrerseits nach bestimmten Bedingungen, die mit dem Projektträger vereinbart sind, an diesen weiterleitet.

Die Evangelische Zentralstelle hat bis zum 31. Dezember 1964 120 Projekte mit einem Zuschußbetrag von fast 68 Millionen DM gefördert. Die Projektträger, das heißt vor allem die Kirchen in Ländern rascher sozialer Entwicklung in Asien, Afrika und Lateinamerika, hatten einen Eigenkapitalanteil von fast 45% der Gesamtsumme aufzubringen, die zur Verwirklichung der Vorhaben erforderlich war. Bei den geförderten Projekten handelt es sich

um Maßnahmen der Bildungshilfe, von der weiterführenden Schule, der Fachschule, dem Internat für Oberschüler, dem Studentenwohnheim, der Handwerkerschule bis hin zur Universität, um Maßnahmen der Gesundheitshilfe, von der einfachen Krankenstation bis zum hochentwickelten Schwerpunktskrankenhaus mit allen modernen therapeutischen und diagnostischen Möglichkeiten, um Maßnahmen der Sozialhilfe, wie die Errichtung von Mütterschulen und Mütterberatungsstellen usw.

In einem Zeitalter der Kirchengeschichte, das ökumenisch geprägt ist, muß auch die kirchliche Diakonie in weltweiten Dimensionen denken und nach ökumenischen Maßstäben handeln. Nur so wuchert sie mit den ihr anvertrauten Pfunden in der rechten Weise. Die Aktion „Brot für die Welt“ und die kirchliche Mithilfe bei der Entwicklungshilfe gehören zu den notwendigen Lebensäußerungen und unerläßlichen Funktionen einer Kirche, die Kirche in der Welt und für die Welt von heute und morgen sein soll und will.

B. Eigentumspolitik in sozialer Verantwortung¹⁰

Zu den wichtigsten Aufgaben und den besonders lebhaft erörterten Fragen der Sozialpolitik gehört die Eigentumbildung in sozialer Verantwortung und breiter Streuung. In den ersten Tagen des Berichtsjahres veröffentlichte ein aus evangelischen und katholischen sachkundigen Christen bestehender Arbeitskreis als Ergebnis gemeinsamer Beratungen die nachstehend abgedruckten

10. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 93 ff.

Die christlichen Kirchen haben nachdrücklich betont, welche grundsätzliche Bedeutung sie dem persönlichen Eigentum zuerkennen. In der katholischen Sozialenzyklika „Mater et Magistra“ und in der evangelischen Denkschrift „Eigentumsbildung in sozialer Verantwortung“ sind Hinweise gegeben, wie eine gerechtere Vermögensbildung und damit eine breit fundierte Eigentumsordnung zu erreichen wäre.

Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland hat angeregt, nach den grundsätzlichen sozialethischen Darlegungen der Denkschrift „Eigentumsbildung in sozialer Verantwortung“ die volkswirtschaftlichen und gesellschaftspolitischen Möglichkeiten und Auswirkungen konkreter Maßnahmen zu erörtern. Um dieser Anregung zu entsprechen, hat sich auf Grund einer gemeinsamen Initiative der Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche in Deutschland und des Präsidiums der Evangelischen Aktionsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen ein sozialwissenschaftlicher Arbeitskreis gebildet.

Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken hat im Einvernehmen mit der Sozialkommission der deutschen Bischöfe einen Kreis fachkundiger Persönlichkeiten zusammengerufen, um realistische Vorschläge für die Eigentumspolitik in der Bundesrepublik Deutschland auszuarbeiten.

Beide Arbeitskreise haben gemeinsam beraten. Das Ergebnis legen sie hiermit der Öffentlichkeit vor. Es handelt sich dabei nicht um ein kirchenamtliches Dokument, sondern um eine von den beiden Arbeitskreisen verantwortete Arbeit, die allein durch ihre sachliche Argumentation überzeugen will.

Nicht alle im Zusammenhang mit der Eigentumspolitik stehenden Probleme konnten hier erörtert werden, insbesondere nicht die sich aus der Verfügung über wirtschaftliche Macht ergebenden Fragen. Diese Empfehlungen verfolgen vielmehr die Absicht, den verantwortlichen Stellen und Persönlichkeiten des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Lebens konkrete Anhaltspunkte für die Entwicklung ihrer Aktionsprogramme zu geben, mit denen die bestehenden und bewährten Maßnahmen der Eigentumspolitik verbessert und weiter entwickelt werden können. Gleichzeitig zielt diese evangelisch-katholische Aktivität darauf hin, die Verantwortlichen in allen Parteien, vor allem aber in den Gewerkschaften und Arbeitgebervereinigungen, zu gemeinsamen Initiativen zu führen.

1. Zielsetzungen und Ansatzpunkte der Eigentumspolitik in der Bundesrepublik

1. Persönliches Eigentum ist eine der Grundlagen einer freiheitlichen Wirtschafts- und Sozialordnung. Es hilft dem Menschen, aus eigenem Willen zu handeln, und ruft ihn in die Verantwortung, für das Seine zu sorgen und dem Ganzen zu dienen. Es trägt dazu bei, die persönliche Freiheit des einzelnen und die seiner Familie zu sichern und ihn gegenüber den Auswirkungen wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und staatlicher Macht unabhängiger zu machen.

2. Aufgabe der Eigentumspolitik ist es, die Wirtschaftsordnung so zu gestalten, daß den vermögensschwachen Schichten der Bevölkerung, insbesondere den Arbeitnehmern, die Vermögensbildung erleichtert wird. Damit kommen auch diesen Schichten die Vorteile des Vermögensbesitzes zugute; zugleich werden die Vermögen gerechter verteilt und dadurch soziale Spannungen verringert. Bei der Förderung der Vermögensbildung in breiten Schichten geht es nicht um langlebige Konsumgüter und auch nicht nur um das Haus- und Grundeigentum. Im Vordergrund steht vielmehr in zunehmendem Maße die direkte oder indirekte Beteiligung am privaten und öffentlichen Erwerbsvermögen.

3. Die Eigentumspolitik darf die Rechtssicherheit nicht gefährden. Deshalb sollte die entschädigungslose Enteignung rechtmäßig erworbenen Eigentums kein Mittel der Eigentumspolitik sein. Die Eigentumspolitik sollte sich in erster Linie auf die zukünftige Vermögensbildung richten.

4. Bei allen eigentumspolitischen Maßnahmen sind andere wirtschafts- und gesellschaftspolitisch wichtige Ziele nicht außer acht zu lassen. Die Funktionsfähigkeit der marktwirtschaftlichen Ordnung ist auf die Dauer nur bei stabilem Geldwert, wachsender Wirtschaft und hohem Beschäftigungsgrad gewährleistet.

5. Die Anlageformen, die von den breiten Schichten der Sparer zunächst gewählt werden, sind einem Geldwertschwund besonders ausgesetzt. Daher ist eine verantwortungsbewußte Währungspolitik eine wesentliche Voraussetzung der Eigentumspolitik.

II. Der Einfluß des Sparens auf die Vermögensverteilung

1. Neue Vermögenswerte sammeln sich bei denjenigen privaten und öffentlichen Haushalten und Unternehmungen an, die ihr Einkommen oder ihre Einnahmen nicht voll verbrauchen, sondern sparen oder investieren. Die Verteilung der neu entstehenden Vermögen wird also vor allem von der Verteilung und der Verwendung der Einkommen bestimmt.

Nur wenn die Besitzer geringer Vermögen in ihrer Gesamtheit relativ mehr sparen als die Besitzer großer Vermögen, kann die Verteilung der privaten Vermögen gleichmäßiger werden.

2. Die volkswirtschaftliche Ersparnisbildung hängt vom Ausmaß der Bildung realer Vermögenswerte ab, die ihrerseits vom Umfang der privaten und öffentlichen Investitionen bestimmt wird. Die Vermögensbildung der privaten Haushalte ist davon allerdings zu unterscheiden. Die Arbeitnehmerhaushalte insgesamt sind in dem Maße an der Vermögensbildung beteiligt, in dem ihre Ersparnisse (d. h. alle nicht verbrauchten Einkommenssteile, ganz gleich, wie sie angelegt sind) im Verhältnis zur Gesamtersparnis stehen.

3. In den vergangenen Jahren wurde Vermögen überwiegend in den Unternehmen, in den Haushalten der Selbständigen und zunehmend auch bei der öffentlichen Hand gebildet. Die Steuerpolitik wirkte – über die an sich schon in der Marktwirtschaft vorhandenen Tendenzen zur Differenzierung der Vermögen hinaus – ebenfalls in diese Richtung. Die Arbeitnehmer waren demgegenüber nicht in der Lage, sich in größerem Umfang an der Vermögensbildung zu beteiligen. Dieser gesellschaftspolitisch unerwünschte Trend zu einseitigem Vermögenszuwachs läßt sich nur durch eine relativ höhere Ersparnisbildung bei Arbeitnehmerhaushalten abändern.

4. Die Spartätigkeit hängt vor allem von der individuellen Sparneigung, von bestehenden Spargewohnheiten und von der Höhe des verfügbaren Einkommens ab. Bei gegebener Sparneigung wird erfahrungsgemäß von einem privaten Haushalt um so mehr gespart, je höher das Pro-Kopf-Einkommen ist. Bei den Beziehern hoher Einkommen wächst das Sparen überproportional zur Höhe des Einkommens, so daß sich schon deshalb die Vermögensunterschiede tendenziell verschärfen. Das Sparen hängt außerdem vom allgemeinen Lebensstandard und von sonstigen Lebensbedingungen der Haushalte ab, wobei insbesondere Familienstand und Kinderzahl, aber auch die gesellschaftliche Stellung von Bedeutung sind.

5. Familien mit mehreren heranwachsenden und auszubildenden Kindern bleiben in der Regel in der Sparfähigkeit erheblich hinter den kinderlosen und kinderarmen Haushalten ihrer jeweiligen Einkommens- und Sozialschicht zurück. Gerade diese Familien stellen den überwiegenden Anteil der nachwachsenden Generation und hätten eine verstärkte Vermögensbildung nötig.

6. Selbständige und Arbeitnehmer haben eine unterschiedliche Sparneigung. Der Selbständige muß in der Regel einen Teil seines Einkommens für die Erhaltung und Erweiterung seiner Produktionsanlagen verwenden. Er muß also Kapital bilden und somit sparen, wenn er sich im Wettbewerb behaupten will. Normalerweise muß er sich auch gegen die verschiedenen Lebensrisiken durch die Ansammlung von Vermögen sichern.

Der Arbeitnehmer kennt keinen vergleichbaren Zwang, Vermögen zu bilden. Seine wichtigsten Lebensrisiken werden von der Sozialversicherung abgedeckt, für die er einen erheblichen Teil seines Einkommens abzugeben muß. Außerdem sind die organisatorischen und ideellen Hilfen zur Förderung der Vermögensbildung der Arbeitnehmer unzulänglich gegenüber den starken Verbrauchsanreizen, denen der heutige Mensch ausgesetzt ist.

7. Zur stärkeren Vermögensbildung der Arbeitnehmer reichen Lohnerhöhungen allein nicht aus, da nach aller Erfahrung nur ein geringer Teil des zusätzlichen Lohneinkommens gespart wird. Sofern Lohnerhöhungen zu Preissteigerungen führen, belasten diese vorwiegend die Geldvermögensbesitzer, d. h. die kleineren Sparer, und machen folglich die Vermögensverteilung noch ungleichmäßiger.

8. Sparen die Arbeitnehmer mehr, so können sie dadurch unter bestimmten Voraussetzungen die volkswirtschaftliche Einkommensverteilung zu ihren Gunsten beeinflussen. Der größeren Vermögensbildung bei den Arbeitnehmern entsprächen dann – relativ gesehen – geringere Gewinne der bisherigen Kapitaleigner, eine stärkere Hereinnahme fremden Kapitals bei den Unternehmen oder eine stärkere Verschuldung des Staates.

Die Gewinne der Unternehmen blieben allerdings – trotz Mehrersparnissen der Arbeitnehmer – relativ gleich, wenn sich die Investitionsnachfrage der Unternehmen, die Nachfrage des Staates oder die des Auslandes entsprechend erhöhten.

9. Eigentumpolitische Maßnahmen sollen das Wachstum der Gesamtwirtschaft möglichst nicht beeinträchtigen. Nötigenfalls wären durch geeignete wirtschafts- und finanzpolitische Maßnahmen entweder die privaten Investitionen anzuregen, die Staatsnachfrage auszuweiten oder die Exporttätigkeit zu fördern.

10. Die vermehrte Ersparnis der Arbeitnehmer kann auch die staatliche Vermögensbildung einschränken. In diesem Fall müssen die staatlichen Investitionen (auch für den Wohnungsbau) in stärkerem Maße als bisher durch Anleihen finanziert werden. Dabei könnten sowohl die Anleihen als auch die vermögensbildenden Ausgaben als Mittel zur Stabilisierung des wirtschaftlichen Wachstums eingesetzt werden. Eine verstärkte Anleihefinanzierung staatlicher Investitionen dient aber nur dann der Eigentumpolitik, wenn sich das Sparen der Arbeitnehmer entsprechend ausweitete. Andernfalls vergrößern sich die Vermögensunterschiede noch mehr.

11. Auch die Wettbewerbspolitik kann zu einer gleichmäßigeren Vermögensverteilung beitragen. Jede Beseitigung von monopolistischen Marktpositionen wirkt der Tendenz nach preissenkend. Sie erhöht damit einerseits das Realeinkommen und damit die Sparfähigkeit der privaten Haushalte, andererseits verringert sie die Unterschiede in den Unternehmereinkommen.

12. Eigentumpolitische Probleme können besser erkannt und gelöst werden, wenn man den jährlichen Vermögenszuwachs und seine Verteilung in der Volkswirtschaft laufend statistisch erfaßt und vom künftigen „Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung“ regelmäßig durchleuchten läßt.

III. Ausbau und Weiterführung der bisherigen Sparförderung

1. Entscheidend wichtig für die Eigentumpolitik ist eine stärkere Ersparnisbildung bei den Arbeitnehmern. An der staatlichen Förderung des freiwilligen Sparens der privaten Haushalte muß deshalb festgehalten werden. Die meisten dieser Maßnahmen haben einen günstigen Einfluß auf die Vermögensbildung in breiten Schichten gehabt. Es fragt sich nur, ob nicht ein einheitliches System der Sparförderung an Stelle der unterschiedlichen Förderung der Eigentumbildung durch das Wohnungsbauprämien-gesetz, das Sparprämien-gesetz, die steuerliche Begünstigung des Bausparens nach Paragraph 10 EStG und die steuerliche Begünstigung des Lebensversicherungssparens treten könnte.

2. Unter Voraussetzung gleicher Laufzeiten der Sparverträge sollten die Prämien-sätze einheitlich nach Familienstand und Kinderzahl, und zwar stärker als bisher, ge-staffelt werden. Da Eigentumspolitik und Familienpolitik in engem Zusammenhang stehen, kann das Sparen bei Arbeitnehmerfamilien erst dann größeren Erfolg haben, wenn die Einkommen familiengerechter gestaltet sind.

Die Prämien-sätze sollten außerdem nach der Höhe des Einkommens gestaffelt werden. Damit erhielten die Bezieher niederer Einkommen bei geringeren Sparleistungen den gleichen Prämienbetrag wie die Bezieher höherer Einkommen bei einer größeren Spar-leistung. Bei diesem Verfahren sollten die Prämien-sätze für die unteren Einkommen erheblich über die derzeitig geltenden Höchstsätze hinaus angehoben werden.

3. Einen günstigen Einfluß auf die Sparwilligkeit könnte eine kapitalmarktgerechte Verzinsung des langfristigen Kontensparens ausüben. Zumindest wäre eine höhere Ver-zinsung der nach dem Sparprämien-gesetz festgelegten Sparbeträge zu fordern.

Um das Sparen in Wertpapieren zu erleichtern, wäre es sinnvoll, die Besitzer kleiner Wertpapierdepots von der Börsenumsatzsteuer und von den Depotgebühren zu be-freien.

4. Die soziale Privatisierung von geeigneten erwerbswirtschaftlichen Vermögen der öffentlichen Hand sollte unter Berücksichtigung der volkswirtschaftlichen Bedeutung des öffentlichen Eigentums fortgesetzt werden. Um die unterschiedlichen Risiken solcher Unternehmen auszugleichen, muß geprüft werden, ob die Privatisierung über eine Aus-gabe von Investmentzertifikaten erfolgen kann. Bei der Ausgabe dieser Anteile sollten (wie schon bei der Volkswagenaktie) Sozialrabatte je nach Familienstand und Einkommen ge-währt werden.

Die Erlöse aus der Privatisierung sollten einer Stiftung zufließen, deren Erträge zusätzlich für die Eigentumsbildung breiter Schichten eingesetzt werden könnten.

Eine Privatisierung ohne die angeführten Auflagen ist unerwünscht, weil die staat-liche Vermögenskonzentration nicht durch eine private Vermögenskonzentration, sondern durch eine breite Vermögensstreuung ersetzt werden soll.

5. Die vermögensbildenden Ausgaben der öffentlichen Haushalte sollten zu einem größeren Teil als bisher über den Kapitalmarkt finanziert werden (s. II. 10). Die Ver-mögensbildung einkommensschwächerer Schichten ließe sich auch hier fördern, wenn Wertpapiere ausgegeben werden, die durch eine familien- und einkommensgerechte Gestaltung der Bezugsbedingungen den Sparmöglichkeiten dieser Schichten Rechnung tragen. Bei einer derartigen Anleihefinanzierung ist dahin zu wirken, daß diese Anleihen tatsächlich auch von den einkommensschwächeren Schichten erworben werden können.

6. Eine gezielte Eigentumspolitik allein kann nicht die gesamtwirtschaftliche Ver-mögensverteilung verbessern. Allgemeine wirtschafts- und finanzpolitische Regelungen müssen hinzukommen. Unter diesem Gesichtspunkt wären vor allem verschiedene Be-stimmungen des Einkommens-, Vermögens- und Erbschaftssteuerrechts sowie die Sub-ventionen an einzelne Wirtschaftsbereiche zu überprüfen.

7. Eigentumspolitische Ziele sind auch in der Sozialpolitik zu beachten. Die Anrech-nung von Vermögen bei der Gewährung von staatlichen Beihilfen (z. B. Ausbildungs-beihilfen) darf nicht so weit gehen, daß die Bereitschaft zur privaten Vermögensbildung praktisch eingeschränkt oder aufgehoben wird. Daher ist bei derartigen Beihilfen ein angemessener Vermögensfreibetrag, nach dem Familienstand gestaffelt, vorzusehen.

8. Die Spartätigkeit der Arbeitnehmer sollte auch auf folgende Weise gefördert werden:

Im Rahmen des Gesetzes zur Förderung der Vermögensbildung der Arbeitnehmer sollten alle Zuwendungen der Arbeitgeber in vollem Umfang von der Lohnsteuer und den Sozialabgaben befreit werden. Auch die bisher schon begünstigten Leistungen des Arbeitgebers für die Zukunftssicherung der Arbeitnehmer (Zuwendungen an betriebliche Pensionskassen u. ä.) sollten bei der Befreiung von den Sozialabgaben nicht mehr an-

gerechnet werden. Dies würde die Anwendung des Gesetzes wesentlich erleichtern und einen zusätzlichen Anreiz bieten, sich seiner zu bedienen.

Darüber hinaus sollte der Kreis der vom Vermögensbildungsgesetz begünstigten Arbeitnehmer dadurch ausgeweitet werden, daß interessierte Arbeitnehmer auf Antrag bestehende oder neu gewährte außertarifliche Barzuwendungen des Arbeitgebers in der im Gesetz zugelassenen Form und Höhe vermögenswirksam anlegen können. Einsparungen an Arbeitgeberbeiträgen, die sich aus der Umwandlung bisheriger Barleistungen in vermögenswirksame Leistungen ergeben, sollten in vollem Umfang zusätzlich der Vermögensbildung der Arbeitnehmer zugeführt werden.

Kinderreichen Familien kommt in der Regel die steuerliche Begünstigung des Vermögensbildungsgesetzes nicht zugute. Deshalb sollte versucht werden, diese Benachteiligung auszugleichen.

IV. Förderung der Vermögensbildung durch Bindung zusätzlicher Einkommensteile

1. Es ist zu erwarten, daß sich die vorgeschlagenen Sparförderungsmaßnahmen positiv auswirken, jedoch nicht ausreichen werden, das private Sparen im erforderlichen Umfange und in angemessener Zeit zu erhöhen. Vor allem gilt dies für die unteren Einkommensschichten der Arbeitnehmerschaft. Man muß also neben der Sparneigung auch die Sparfähigkeit unmittelbar erhöhen.

2. Ansätze dazu finden sich im Gesetz zur Förderung der Vermögensbildung der Arbeitnehmer. Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß das Vermögensbildungsgesetz in seiner bisherigen Form schon deswegen nicht in ausreichendem Maße angewandt worden ist, weil es auf den Willen des einzelnen Arbeitgebers ankommt, vermögenswirksame Leistungen anzubieten. Durch die in III. 8 dargelegten Vorschläge kann sich die Situation insofern verbessern, als dann auch die Initiative des Arbeitgebers allein einen Prozeß der Vermögensbildung in Gang setzen kann.

3. Eine entscheidende Schwäche des Vermögensbildungsgesetzes liegt darin, daß gegenwärtig nur Maßnahmen im Bereich des einzelnen Betriebes möglich sind. Eine wirksame Eigentumspolitik bedarf deshalb der verantwortlichen Mitwirkung beider Tarifparteien. Wenn die Tarifparteien aber mitarbeiten sollen, dann muß das Vermögensbildungsgesetz tarifvertraglich vereinbarte vermögenswirksame Zuwendungen zulassen und begünstigen. Damit können die Tarifparteien ihre Lohnpolitik unmittelbar mit der Eigentumspolitik verbinden.

Bei den vermögenswirksamen Leistungen muß die Freiheit der Anlagewahl erhalten bleiben. Das Problem der Betriebsgebundenheit und des Miteigentums stellt sich deswegen nicht. Eine Barauszahlung vor Ablauf der Festlegungsfrist sollte entsprechend der Bestimmungen der Prämiengesetzgebung möglich sein.

4. Neben dem Barlohn gewährte und vermögenswirksam angelegte Einkommensteile, auch wenn sie durch tarifvertragliche Bindung zustande gekommen, erhöhen die Gesamtersparnis der Arbeitnehmer, soweit ihr sonstiges Sparen dadurch nicht beeinträchtigt wird. Diese Art der Ersparnisbildung wird als Investivlohn verstanden, weil die vermögenswirksame Zuwendung zwar ein Teil des Arbeitseinkommens ist, aber nicht in bar ausgeschüttet, sondern mittelbar oder unmittelbar investiv verwendet wird. Die Arbeitnehmer erhalten dafür Vermögensrechte (Sparguthaben, Darlehnsforderungen, Wertpapiere u. a.), über die sie – von Notfällen abgesehen – nicht sofort, sondern erst nach einer gewissen Zeit frei verfügen können.

5. Diese vermögenswirksamen Einkommensteile können in einem festen Betrag oder als Prozentsatz des Lohnes oder Gehaltes (investiver Lohnanteil) gewährt werden. Sie können aber auch den Arbeitnehmern in Abhängigkeit von bestimmten betrieblichen Ertragsgrößen zufließen (investive Ertragsbeteiligung). Sie sollten im Regelfall nicht im eigenen Betrieb angelegt werden.

6. Vereinbarungen über beide Arten vermögenswirksamer Einkommensteile können im Rahmen des Vermögensbildungsgesetzes schon heute durch Einzelverträge oder durch Betriebsvereinbarungen getroffen werden. Die vorgeschlagene Erweiterung des Vermögensbildungsgesetzes ermöglichte es darüber hinaus, einen investiven Einkommens- teil durch tarifvertragliche Vereinbarungen einzuführen.

7. Eine gesetzliche Regelung in gleicher Weise wie für die übrigen Arbeitnehmer sollte auch für die Beschäftigten des öffentlichen Dienstes getroffen werden, die bislang nicht unter den personellen Geltungsbereich des Gesetzes fallen.

8. Nach einer Novellierung des Vermögensbildungsgesetzes ist es in erster Linie Sache der Sozialpartner, die damit gegebenen Möglichkeiten zu nutzen und sich im Rahmen der Tarifpolitik um Vereinbarungen zu bemühen, die in diesem Sinne wirken.

Soweit sich – wie bei jeder Lohnerhöhung – die Kosten- und Ertragslage der Unter- nehmen ändert, werden arbeitsintensive Unternehmen stärker belastet als kapitalinten- sive, obwohl diese häufig ertragsstärker sind als jene. Die notwendig werdenden An- passungsvorgänge verlaufen um so reibungsloser, je höher die reale Wachstumsrate der Wirtschaft ist.

9. Die Tarifpartner sollen die allgemeine Wirtschaftslage wie auch die Situation innerhalb der jeweiligen Wirtschaftsbereiche bei der Bemessung der vermögensbildenden Zuwendungen und bei der Wahl des Einführungszeitpunktes berücksichtigen. Dabei ist davon auszugehen, daß vermögenswirksame Zuwendungen, vom Unternehmen aus gesehen, zweifellos Kosten sind, die sich im Rahmen der wirtschaftlichen Leistungs- fähigkeit halten müssen. Kompensierende wirtschafts- und finanzpolitische Maßnahmen können negative Rückwirkungen auf Produktion und Investitionen abfangen.

10. Die zeitweilige Bindung investiver Einkommensteile ist ganz anders zu beur- teilen als der kollektive Zwangssparprozeß über die Preise, dem die Verbraucher infolge übergroßer Nachfrage oder ungenügenden Wettbewerbs immer wieder ausgesetzt sind. Während die investive Bindung von Einkommensteilen zur Vermögensbildung bei den Arbeitnehmern führt, ist mit dem Zwangssparprozeß über die Preise eine Konzen- tration von Vermögen bei Unternehmen, Sachwertbesitzern oder auch bei der öffent- lichen Hand verbunden.

11. Die vorgeschlagenen Mittel sind geeignet, das Ziel dieser Empfehlungen zu er- reichen. Werden diese Möglichkeiten jedoch nicht benutzt, so werden andere Verfahren in der Diskussion an Gewicht gewinnen. Entsprechende Vorschläge sehen vor, durch Gesetz den Investivlohn oder ein System überbetrieblicher Ertragsbeteiligung zur Ver- mögensbildung der Arbeitnehmer einzuführen. Hierbei stellten sich Probleme insbe- sondere wirtschaftlicher und verfassungsrechtlicher Art sowie der Verteilung wirt- schaftlicher Macht, die noch gründlicher Überlegung bedürfen.

V. Die Verantwortung zur Verwirklichung einer konstruktiven Eigentumspolitik

Die Bundesregierung und die im Bundestag vertretenen Parteien haben in den letzten Jahren wiederholt die Bildung von Eigentum in allen Schichten der Bevölkerung als wichtiges Ziel ihrer Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik bezeichnet. Zur Verwirklichung dieses Ziels sind von der Bundesregierung für die nächsten Jahre weitere konkrete Schritte angekündigt worden. Auch die Gewerkschaften und die Arbeitgeberverbände haben eigene Vorstellungen darüber entwickelt, wie diese Aufgabe zu lösen sei. Beiträge hierzu sind auch von evangelischen und katholischen Gruppen und Organisationen er- arbeitet worden. Bei aller Verschiedenartigkeit der vorgeschlagenen Maßnahmen sollte die Erkenntnis Gemeingut werden, daß hierbei nicht das Eigentum an gehobenen Kon- sumgütern gemeint ist. Es geht darum, daß alle, die am Zuwachs des volkswirtschaft- lichen Kapitals mitarbeiten, daran einen gerechteren Anteil gewinnen können.

In der jüngsten Diskussion über die Wege zu einer breiten Eigentumsbildung werden hier und da Zweifel geäußert, ob das Ziel nicht zu hoch gesteckt sei und zuviel versprochen werde. Es heißt auch, daß die Soziale Frage auf diesem Wege nicht gelöst werden könne und andere ordnungspolitische Mittel wichtiger seien als eine ausgeglichene Eigentumsstruktur. Die Verfasser der vorliegenden Empfehlungen sind weit davon entfernt, sämtliche sozialen Probleme allein durch die Eigentumpolitik lösen zu wollen. Sie wissen durchaus, daß neben einer breiten Eigentumsstreuung viele andere wichtige soziale Ziele verfolgt werden müssen. Sie halten aber daran fest, daß die Eigentumpolitik ein entscheidendes Mittel ist, unsere demokratische und freiheitliche Gesellschaftsordnung überzeugender zu gestalten und innerlich zu festigen. Die gesamtwirtschaftliche Vermögensentstehung und -verteilung ist ein Strukturproblem der modernen Industriegesellschaft, an dem man nicht vorbeigehen kann.

Die Verfasser der vorliegenden Stellungnahme sind bei ihren Vorschlägen von der Frage ausgegangen, welche Möglichkeiten für die weitere Eigentumpolitik sich kurzfristig bieten und relativ leicht zu verwirklichen sind. Sie haben dabei von allen Gedankengängen und Plänen abgesehen, die schwerwiegend in die gegenwärtige Rechts- und Wirtschaftsordnung eingreifen würden. Das, was hier vorgelegt wird, ist ein begrenztes Programm, das sich in kurzer Zeit verwirklichen läßt. Wenn die breite Eigentumsstreuung kein Lippenbekenntnis sein soll, sondern eine realistische gesellschaftspolitische Aktion, so weisen die gemachten Vorschläge einen vernünftigen Weg.

Bad Godesberg, Januar 1964

Für den Arbeitskreis:

Dr. Paul Becher, Prof. Dr. Wilhelm Krelle,
D. Dr. Eberhard Müller, P. Dr. Hermann-Josef Wallraff, SJ.

Das öffentliche Echo, das die Empfehlungen auslösten, war aner kennend. Es begrüßte das Miteinander der Konfessionen als vorbildlich für Sozialpartner und politische Parteien, den Mut zur Konkretion als erfreulich und die konkreten Vorschläge der Denkschrift als brauchbaren Ausgangspunkt und Gegenstand fruchtbarer Diskussion.

C. Wort der Kirche zur Bergbaukrise

Stillegungspläne im Kohlenbergbau des Ruhrgebiets veranlaßten den westfälischen Präses D. Wilm, sich mit gleichlautenden Schreiben an den Bundeskanzler, den Bundeswirtschaftsminister, die Fraktionen des Bundestags, den Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen, den Unternehmensverband Ruhrbergbau und die IG Bergbau und Energie zu wenden:

Die Zahl der zur Stillegung angemeldeten Zechen und die ungewisse Zukunft des Steinkohlenbergbaues erfüllen die Menschen im Ruhrgebiet mit großer Sorge. Niemand wird leugnen, daß es aus wirtschaftlichen Gründen nötig sein kann, unrentable Schachtanlagen stillzulegen. Darüber zu entscheiden ist Ihre nicht leichte Aufgabe.

Große Entscheidungen, wie sie in der Energiepolitik zur Zeit anstehen, tragen die Tendenz in sich, daß über politischen Interessen die menschlichen Probleme in den Hintergrund gedrängt werden, obwohl es in Wirtschaft und Politik letzten Endes immer um Menschen geht. Wir bitten deshalb in der Verpflichtung unseres kirchlichen Amtes alle Verantwortlichen, bei den Entscheidungen um die Zukunft des Kohlenbergbaues die Menschen nicht aus dem Blick zu verlieren, deren Existenz mit dem Bergbau verbunden ist. Jede Entlassung bedeutet eine Existenzkrise für den Betroffenen und seine

Familie, vor allem wenn es sich um ältere Bergleute, Teilinvaliden oder um Familien mit Kindern handelt. Jede Schließung einer Schachtanlage bringt darüber hinaus eine Erschütterung für ganze Gemeinden mit sich.

Damit notwendige Stilllegungen möglichst wenig Schaden anrichten, ist es erforderlich, daß die einzelnen Bergleute mit ihren Familien und die Gemeinden sich rechtzeitig darauf einstellen können. Bedrohlich erscheint uns die allgemeine Ungewißheit und das Mißtrauen, von dem die Menschen im Ruhrbergbau ergriffen sind.

Die Bergleute haben in den vergangenen Krisenzeiten immer wieder Verantwortungsbewußtsein und Einsatzbereitschaft bewiesen. Sie dürfen erwarten, daß die Probleme des Bergbaues offen dargelegt und auch mit ihnen erörtert werden, damit möglichst bald Klarheit über die Zukunft des Bergbaues geschaffen wird. Wir bitten, diese Erwägungen bei den kommenden Entscheidungen mit zu bedenken, damit die Bergleute das Vertrauen in die politische Ordnung und die Hoffnung auf die Zukunft ihres Berufes nicht verlieren.

Der aus der Sorge um die Zukunft des Bergbaus und der dort tätigen Menschen ergangene kirchliche Appell fand bei den verantwortlichen Stellen dankbare und verständnisvolle Aufnahme.

D. Wort der Kirche zu den Fragen und Sorgen der Landwirtschaft

Die Landwirtschaft unseres Landes befindet sich in einem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umbruch. Einschneidende und umfassende Strukturveränderungen sind im Gange oder müssen eingeleitet werden. Schon seit langem erwarten die Bauern ein kirchliches Wort zu ihrer Lage. Zum Erntedankfest 1964 erging eine Kanzelabkündigung des Rates der EKD:

WORT ZUM ERNTEDANKFEST 1964

Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland wendet sich zum Erntedankfest an die evangelischen Gemeinden in Stadt und Land, besonders an die Gemeindeglieder, die in der Landwirtschaft tätig sind.

Unsere Dankbarkeit braucht heute einen weiten Horizont. Auf den Äckern und Plantagen der ganzen Welt wird für uns gearbeitet. Dort wächst, was wir essen. Von je drei Menschen auf der Welt ist einer sehr unzulänglich ernährt, einer hungert und nur einer kann sich täglich satt essen. Wir dürfen zu denen gehören, die genug zu essen haben. Haben wir es aber verdient, daß wir auch in Zukunft an gedeckten Tischen sitzen, wenn wir nicht daran denken, daß wir Gottes Gäste sind? Bei uns Christen liegt in erster Linie die Verantwortung dafür, daß unter uns der Dank gegen Gott empfunden und ausgesprochen wird.

Alle, die in der Landwirtschaft tätig sind, haben ein Anrecht darauf, daß wir am Erntedanktag an ihren Fragen und Sorgen teilnehmen, denn unsere Bauern und ihre Familien werden den Eindruck nicht los, daß sie in der Industriegesellschaft benachteiligt sind. Dieser Frage geht der Rat gegenwärtig besonders nach. Er hat die Bildung einer Arbeitsgruppe veranlaßt, die sich in nächster Zeit intensiv mit den Fragen der Landwirtschaft in unserer Industriegesellschaft beschäftigen wird.

Das Erntedankfest ist ein Danktag für alle. Nicht nur deshalb, weil unsere Landwirtschaft nicht mehr ernten kann ohne die Industrie, ohne Düngemittel, Spritzmittel, Dieselöl, ohne die vielen ständig verbesserten Maschinen, nicht nur, weil dadurch Ungezählte über die Landwirtschaft hinaus an der Ernte beteiligt sind. Der Hauptgrund

ist der, daß uns der Fortschritt der Technik in Landwirtschaft und Industrie, durch den uns vieles möglich geworden ist, was früher unerreichbar schien, nur um so abhängiger gemacht hat von Gottes Schutz. Wir leben täglich nur eine Handbreit von der Katastrophe entfernt. Ohne Gott können wir nicht bestehen. Ihm danken wir Essen, Leben und Frieden.

Das wollen wir heute deutlich aussprechen. Denn nur, wenn wir danken, werden uns die Gaben Gottes zum Segen. Erst dort, wo wir reich geworden sind in Gott, haben wir wirklich geerntet.

E. Wort der Kirche zur Strafrechtsreform¹¹

Nach der Familienrechtskommission (s. Kirchl. Jahrbuch 1963, S. 107 ff.) legten auch der Eugenische Evangelische Arbeitskreis des Diakonischen Werkes – Innere Mission und Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland – und die Strafrechtskommission der Evangelischen Studiengemeinschaft dem Rat der EKD Stellungnahmen zu der Frage der Notzuchtsindikation vor, die dieser zusammen mit dem Votum der Familienrechtskommission den zuständigen Stellen zuleitete. Die beiden im Berichtsjahr ergangenen Erklärungen lauten:

STELLUNGNAHME

des Eugenischen Arbeitskreises des Diakonischen Werkes „Innere Mission und Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland“ zu Fragen der Notzuchtsindikation

Der Eugenische Arbeitskreis behandelte in seiner Sitzung am 11. 2. 1964 gemäß einer Anfrage des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland vom 17. 12. 1963 erneut die Frage der Notzuchtsindikation im Hinblick auf § 160 eines früheren Entwurfs zur Strafrechtsreform und kam bei seinen Beratungen zu folgendem Ergebnis:

1. § 160 ESTGB (1959) berührt die Grundlage des ärztlichen Standes. Unveräußerliches Leitprinzip allen ärztlichen Denkens und Handelns ist die Erhaltung, der Schutz und die Stärkung jeglichen menschlichen Lebens. § 160 würde den ärztlichen Stand in die Lage versetzen, auf Grund eines Gerichtsbeschlusses gegen dieses Grundprinzip zu verstoßen und schuldlos menschliches Leben zu töten. Auch die Beschränkung der gerichtlichen Entscheidung auf den Zusammenhang mit begangenen schwerem Verbrechen oder Vergehen vermag diese Bedenken nicht auszuräumen.

Nicht zu vergessen ist hierbei noch, daß nach der Natur des biologisch-medizinischen Sachverhaltes eine hinreichend sichere Feststellung des Tatbestandes nur schwer zu treffen ist. Ein Mißbrauch dieser Gesetzbestimmung wäre daher nur schwer in hinreichendem Maße auszuschließen.

2. Die Annahme, daß durch die Aufnahme der Notzuchtsindikation in das Strafgesetzbuch die Zahl illegaler Abtreibungen vermindert wird, widerspricht den Erfahrungen. Es hat sich vielmehr gezeigt, daß jede Erweiterung der Indikationsmöglichkeit zum Ansteigen krimineller Abtreibungen führt. Auch ist zu befürchten, daß viele Frauen aus der Scheu, sich den Aufregungen und Peinlichkeiten der Vernehmungen und Untersuchungen auszusetzen, in Vorwegnahme der erhofften, aber nicht sicher voraussehbaren Entscheidung des Gerichtes den ihnen risikofreier erscheinenden illegalen

11. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 102 ff.; 1963, S. 107 ff.

Weg wählen würden, auch wenn sie dafür zweifelhafte Kräfte in Anspruch nehmen müßten.

Gegenüber oft geäußerten Befürchtungen kann festgestellt werden, daß eine erhöhte Gefahr der Vererbung krankhafter Anlagen in solchen Fällen kaum gegeben ist, weil die fraglichen Täter erfahrungsgemäß nur selten zu den Hangtätern gehören.

3. Es soll nicht verkannt werden, daß durch eine aufgezwungene Schwangerschaft tatsächlich große Not für die betroffene Frau und für das zu erwartende Kind entstehen kann. Wir sind verpflichtet, ihnen bei der Bewältigung dieses unverschuldeten Schicksales in jeder Weise zu helfen. Diesen Frauen gehört unsere Anteilnahme, unsere volle Unterstützung einschließlich der Bereitschaft, nach der Entbindung die Sorge für das Kind zu übernehmen, falls die Mutter – aus ernsthaften äußeren oder inneren Gründen – es nicht aufziehen kann oder will.

4. Wir vermögen jedoch nicht anzuerkennen, daß diese Not der Mutter und vielleicht des Kindes die Aufnahme einer so schwerwiegenden Bestimmung wie § 160 in das Strafgesetzbuch zu rechtfertigen vermöchte. Wir halten es auf jeden Fall nicht für vertretbar, dem begangenen Verbrechen oder Vergehen die Tötung eines werdenden Lebens hinzuzufügen.

Ob aus der Not der werdenden Mutter sich eindeutige Voraussetzungen zur medizinischen Indikation ergeben, ist eine Frage, die ärztlichen Entscheidungen im Rahmen der geltenden Bestimmungen vorbehalten bleiben muß.

5. Auf alle Fälle ist nachdrücklich anzustreben, daß der Gesetzgeber neben den strafgesetzlichen Bestimmungen Rechtsbestimmungen – insbesondere familienrechtlicher und fürsorgerechtlicher Art – erläßt, die das Aufziehen des Kindes durch andere Personen tatsächlich und finanziell ermöglichen.

6. Die christlichen Gemeinden sind gerufen, die Verantwortung für solche notleidenden Mütter und Kinder auf sich zu nehmen. Dazu muß die Evangelische Mütterhilfe der Inneren Mission von den Landeskirchen gefördert und ihre Arbeit in den Ortsgemeinden verankert werden. Der Schutz des werdenden Lebens und die Hilfsmöglichkeiten in Notfällen sollte Gegenstand der Verkündigung und des Unterrichtes werden.

Nur eine solche Einstellung gibt die innere Voraussetzung für ein ablehnendes Votum der Evangelischen Kirche in Deutschland zu § 160 ESTGB.

STELLUNGNAHME

der Strafrechtskommission der Evangelischen Studiengemeinschaft (Christophorus-Stift, Heidelberg) zur Notzuchtsindikation

Die Strafrechtskommission der Evangelischen Studiengemeinschaft als unabhängige Arbeitsgemeinschaft von Juristen und Theologen hat sich in ihrer Sitzung vom 22./23. 4. 1964 in Heidelberg auf Anfrage des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland erneut mit der Frage der Notzuchtsindikation befaßt. Der Kommission haben die Gutachten der Familienrechtskommission und des Eugenischen Arbeitskreises der Inneren Mission und des Hilfswerks und die dazu abgegebenen Voten vorgelegen.

Die Kommission ist zu folgender Stellungnahme gekommen:

I. Seit der Veröffentlichung des Reformentwurfs 1962 ist die gesetzpolitische Lage durch wesentliche Ergänzungsvorschläge verändert worden:

a) Staatssekretär Dr. *Strauß* hat angeregt, bei Unterbrechung aufgezwungener Schwangerschaft dem Richter die Befugnis einzuräumen, von Strafe abzusehen. Damit wäre zugleich nach § 153 a StPO zulässig, von der Anklageerhebung von vornherein abzusehen.

b) Es ist von verschiedenen Seiten angeregt worden, familienrechtliche Regelungen zu treffen, durch welche Staat und Gesellschaft der Mutter die Sorge und Verantwortung

für das Kind alsbald nach der Geburt in vollem Umfange und mit rechtlicher Wirkung abnehmen.

II. Die Kommission stimmt mit den in Teil I des Gutachtens der Familienrechtskommission vom 2. 11. 63 dargelegten theologischen Grundsätzen über die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens überein. Sie sieht sich vor der Aufgabe, diese Grundsätze im rechtlichen Bereich zu entfalten. Es kann dabei nicht übersehen werden, daß alle geltenden Rechtsordnungen einschließlich des Kirchenrechts den ungeborenen und den geborenen Menschen unterschiedlich bewerten und schützen. Diese unterschiedliche Bewertung schränkt die allgemeine Gültigkeit des Tötungsverbots jedoch nicht ein.

III. Die Rechtsordnung kennt zwar Ausnahmen vom allgemeinen Tötungsverbot. Diese treffen jedoch auf das Verhältnis der durch Notzucht geschwängerten Frau zu dem erwarteten Kinde nicht zu.

a) Notwehr liegt nicht vor, weil in der Schwangerschaft der Angriff nicht fort-dauert, sondern seine Folgen zeigt. Außerdem sind der Angreifer und das Kind verschiedene Personen.

b) Ein rechtfertigender Notstand (medizinische Indikation) ist nicht bereits durch die Tatsache der Schwängerung als solche begründet.

IV. Das Strafrecht erkennt zwar den Entschuldigungsgrund der Unzumutbarkeit unter gewissen Voraussetzungen an (§ 54 StGB, § 40 Entw. 62). Die vom Gericht vorgesehenen Fälle (Gefahr für Leib, Leben, Freiheit) liegen hier nicht vor. Es fragt sich jedoch, ob der Gedanke der Unzumutbarkeit in Hinblick auf die Lage der durch Notzucht geschwängerten Frau erweitert werden soll. Als unzumutbar für die Frau könnten insbesondere folgende Belastungen erscheinen:

a) die in den Folgen der Tat fortdauernde Verletzung ihrer Personwürde und schwere Störungen in ihrem Verhältnis zur Umwelt;

b) die Schwangerschaft als solche und das Austragen des Kindes einschließlich der Geburt;

c) die Übernahme der Verantwortung für das Kind;

d) die Entscheidung über die Abgabe des Kindes – auch sofern ihr diese erleichtert wird –, weil bereits durch die Geburt eine Bindung zwischen der Frau und dem Kind besteht.

Diese Belastungen werden von der Frau her gesehen nicht ohne Grund als unzumutbar empfunden. Sie stellen einen schweren Eingriff in ihre Person dar. Dem steht aber die Vernichtung des werdenden menschlichen Lebens gegenüber. Diese Vernichtung ist nicht geeignet, die Verletzung der Person der Frau zu beseitigen. Durch sie könnte zwar die äußere Stellung der Frau erleichtert werden. Aber dies allein kann die Vernichtung menschlichen Lebens nicht rechtfertigen. Das Recht hat es hier nicht allein mit der Frau zu tun, sondern hat das Kind und das Verhältnis der Mutter zu dem Kinde zu berücksichtigen. Die Erleichterung, die der Abbruch der Schwangerschaft im Vergleich zu deren natürlicher Beendigung bringt, wiegt nach unserer Überzeugung nicht die Vernichtung des werdenden Lebens auf.

Durch die Geburt und Pflege des Kindes tritt regelmäßig auch gegen den Willen und Wunsch der Mutter eine Bindung ein, unabhängig von der Frage, wie die Zukunft des Kindes geordnet wird. Auch diese belastende und quälende Situation kann aber nicht rechtfertigen, die Existenz des Kindes *vorgreifend* zu beseitigen.

Je mehr die konkreten Belastungen durch die aufgezwungene Schwangerschaft im einzelnen erwogen werden, desto deutlicher wird, wie stark in zahlreichen Fällen die Zumutungen für die betroffene Frau sind. Desto deutlicher wird aber zugleich, daß diese Belastungen nicht eine gesetzliche Freigabe der Beseitigung der Schwangerschaft und eine Verfügung über das lebensfähige Leben rechtfertigen. Vor allem ist eine vollständige Beurteilung der Zukunft des Kindes und des Verhältnisses zum Kinde durch die betroffene Frau in einem frühen Stadium der Schwangerschaft nicht möglich.

Die einzelnen Belastungen können zudem durch die Erleichterung der Abgabe des Kindes zwar nicht beseitigt, aber doch wesentlich gemildert werden.

V. Geht man davon aus, daß im Falle der Notzucht der Abbruch der Schwangerschaft straflos bleiben soll, dann kann es als ein berechtigtes Interesse der Beteiligten verstanden werden, schon im voraus Gewißheit darüber zu erlangen, ob Straflosigkeit eintritt. Das nach § 160 Entw. 1959 vorgesehene Verfahren scheint uns diese Frage nicht zu lösen.

Auch diese Regelung nötigt die Frau, sich einem peinlichen gerichtlichen Verfahren zu unterziehen. Dieses muß wegen der Kürze der Zeit ein summarisches sein, welches deshalb besondere Fehlerquellen enthält. Es werden durch ein solches Verfahren diejenigen zahlreichen Frauen rechtlich benachteiligt, in deren Fällen die Notzucht nicht bewiesen werden kann. Wenn bei nachträglichem Beweis der Notzucht Straffreiheit für die Unterbrechung der Schwangerschaft ebenfalls eintreten soll, ist das Verfahren weitgehend überflüssig. Wird in diesen Fällen jedoch die Straffreiheit ausgeschlossen, so tritt eine unerträgliche Rechtsungleichheit ein. Im übrigen würde die Einführung des Verfahrens die allgemeine Rechtsüberzeugung begründen, daß grundsätzlich bei Notzucht (ja sogar bei Notzuchtsverdacht) die Beseitigung der Schwangerschaft rechtens sei. Die Voraussetzung der Strafbarkeit wird dann nicht mehr in der Tat, sondern darin gesehen, daß das angebotene Feststellungsverfahren nicht benutzt wurde oder nicht zu dem angestrebten Ergebnis geführt hat.

Aus diesen Gründen scheint uns das vorgeschlagene Verfahren ungeeignet. Andere Möglichkeiten der Verfahrensregelung sind nicht ersichtlich. Diese Lage belastet zwar in besonderer Weise den in Anspruch genommenen Arzt. Die Rücksicht auf den Arzt rechtfertigt nicht, ein für die Frau untaugliches Verfahren einzuführen.

VI. Um so mehr sind die Vorschläge zu erwägen, welche eine nachträgliche Möglichkeit enthalten, von Strafe und sogar Strafverfolgung abzusehen. Eine generelle Straflosigkeit kann damit nicht gemeint sein. So ist z. B. in den Fällen, in denen die Frau ein Mitverschulden an der Entstehung der Notzuchtsituation trifft, die Straffreiheit nicht angemessen. Jedenfalls muß bei der nachträglichen Straffreiheitserklärung auf die Besonderheit des einzelnen Falles abgestellt werden, über die der Richter zu entscheiden hat. Der Gesetzgeber kann diese Fälle nicht generell lösen.

Im Falle einer nachgewiesenen Notzucht sollte der beteiligte Arzt straflos bleiben. Ebenso soll der Arzt straflos bleiben, der trotz sorgfältiger Prüfung einem Irrtum erlegen ist. Die Kommission ist also der Auffassung, daß hier das vorangegangene Unrecht im Einzelfall die Straffreiheitserklärung angezeigt erscheinen lassen kann, ohne daß durch die Straffreiheit der Grundsatz der Unantastbarkeit des Lebens berührt wird. Die relativ geringe Zahl der in Betracht kommenden Fälle rechtfertigt nicht eine weitergehende Regelung im Strafrecht, zumal mit folgenschweren, unabsehbaren Wirkungen auf das Rechtsbewußtsein gerechnet werden müßte. Dagegen hält die Kommission ohne Rücksicht auf die Zahl der in Betracht kommenden Fälle die hier befürwortete Regelung des in das Bewußtsein getretenen Problems für notwendig.

F. Der Beitrag der Kirche zu dem kultur- und bildungspolitischen Gespräch und Geschehen

Das Jahr 1964 begann mit einem Alarmruf eines evangelischen Kulturpolitikers: Dr. G. Picht, Leiter der Evangelischen Studiengemeinschaft (Christophorusstift) in Heidelberg, veröffentlichte in der Wochenzeitung „Christ und Welt“ eine aufsehererregende Artikelfolge über den Bildungsrückstand und Bildungsnotstand in der Bundesrepublik Deutschland, die auch die breite Öffentlichkeit hell-

hörig machte und in den bildungspolitischen Debatten des Bundestages eine erhebliche Rolle spielte. Eine Lawine kultur- und bildungspolitischer Veranstaltungen, Erwägungen, Pläne, Programme usw. wurde damit ins Rollen gebracht; die großen politischen Parteien legten ihre kulturpolitischen Vorstellungen und Ziele dar, Pläne zur Reform des Bildungswesens wurden von Verbänden, Gruppen und einzelnen vorgelegt, und das Gespräch über Erziehung, Bildung und Unterricht lief allerorten auf hohen Touren.

Auch die evangelische Kirche hat nicht geschwiegen. Zwar hat sie im Unterschied von der katholischen Kirche keine umfassende und geschlossene bildungspolitische Konzeption anzubieten, wohl aber vermag sie wertvolle, hilfreiche und förderliche Beiträge zu Grundsatz- wie Einzelfragen zu leisten. Im Zusammenhang geplanter bzw. im Vollzug befindlicher Maßnahmen zur Verbesserung des Schulwesens – Einrichtung von Mittelpunktschulen, Dörfergemeinschaftsschulen, Förderstufen – spielte bei den kirchlichen Stellungnahmen zu dem schulpolitischen Geschehen die Frage der Schulform – Bekenntnisschule oder christliche Gemeinschaftsschule – eine wichtige Rolle. Die Bayerische Landessynode verabschiedete am 20. Februar 1964 einstimmig ein Communiqué zur Schulfrage folgenden Wortlauts:

LEITSÄTZE ZUR SCHULFRAGE

Die *Landessynode der Evang.-Luth. Kirche* in Bayern hat sich auf ihrer Tagung in Bayreuth mit Bildungsproblemen und Bildungsformen befaßt. Insbesondere waren die Besprechungen der Organisation des Volksschulwesens gewidmet.

Dabei zeichneten sich folgende Hauptgesichtspunkte ab:

1. Die evangelische Kirche sieht es als eine ihr befohlene Aufgabe an, gerade in der heutigen Situation die wesentlichen Gehalte der Menschenbildung nach Gottes Gebot und Verheißung zu betonen. Sie teilt die Sorge vieler Verantwortlicher um bestmögliche Ausbildung für das Leben im technischen Zeitalter. Sie warnt jedoch, sich mit der Heranbildung von Fachkräften zu begnügen und den entscheidenden Dienst der Menschenbildung, die nur in der Bindung des Gewissens an Gott geschehen kann, zu vernachlässigen.

2. Die evangelische Kirche denkt zunächst in Personen und dann erst in Institutionen. Sie gibt deshalb der erzieherischen Verantwortung der Eltern und der Lehrer den Vorrang vor den institutionellen Maßnahmen. Die uns von Gott anvertrauten Kinder haben ein Recht auf ihre ihnen gemäße Erziehung und Bildung. Damit entspricht die evangelische Kirche der biblischen und reformatorischen Lehre von Gesetz und Evangelium.

3. Die evangelische Kirche weiß auf Grund des 4. Gebotes um die Würde und Verheißung des Amtes des Lehrers.

Deshalb tritt sie nachdrücklich für die Gewinnung und Förderung von Lehrern ein und bittet dabei um Mitarbeit der Gemeinden.

4. Das Problem von Bekenntnis- und Gemeinschaftsschule wurde unter Berücksichtigung der gesetzlichen Grundlagen erörtert. Die Verschiedenartigkeit der tatsächlichen Situation in den Großstädten und auf dem Lande wurde dargelegt. Die Synode freut sich der evangelischen Schule und ermuntert die evangelischen Eltern, ihre Kinder der evangelischen Schule zuzuführen, wo sich die Möglichkeit dazu bietet. Sie dankt aber auch allen Lehrern an Gemeinschaftsschulen, die ihre Erziehungsaufgabe im evangelischen Sinn erfüllen und dadurch den christlichen Charakter ihrer Schule wahren. Es war die einmütige Auffassung, daß alles vermieden werden mußte, was das Verhältnis zwischen der Bekenntnisschule und der Gemeinschaftsschule stört.

5. Die strukturelle Veränderung der Gesellschaft einerseits und der Wille unserer Elternschaft zur Erhaltung der bewährten evangelischen Bekenntnisschule andererseits machen es notwendig, in manchen Fällen die hergebrachten Organisationsformen der Bekenntnisschule zu modifizieren.

6. Die Synode befürwortet eine organische Weiterentwicklung des Landschulwesens in Richtung auf reicher gegliederte Schulen. Sie begrüßt es, daß dabei der Kirchenleitung die Möglichkeit gegeben ist, ihre Anliegen zu vertreten.

Die geplante Verbesserung des Schulaufbaues kann durch Einsatz von Schulbussen erleichtert werden. Die evangelische Kirche kann dabei auf gute Erfahrungen mit kirchengemeindlichen Schulbussen hinweisen.

7. Die vielfältigen guten Beziehungen zwischen Lehrern und Pfarrern in unserer Kirche sind Anzeichen dafür, daß veraltete Positionen überwunden werden. Es ist der aufrichtige Wunsch der Synode, evangelische Lehrer und Pfarrer möchten in noch stärkerem Maße ihre Zusammengehörigkeit erkennen und bejahen. Nur in freundschaftlicher Zusammenarbeit können die Aufgaben erfüllt werden, die in den nächsten Jahren auf Kirche und Schule zukommen.

Am 16. Juli 1964 richtete die Kirchenleitung der Evangelischen Kirche im Rheinland folgendes „Wort zur Schulart“ an alle evangelischen Eltern:

1. Wir erinnern alle evangelischen Christen an ihre unaufgebbare Verantwortung, dafür zu sorgen, daß evangelische Kinder in allen Schulen, die sie besuchen, im Evangelium unterwiesen werden. Wenn in einer evangelischen Bekenntnisschule oder in einer Gemeinschaftsschule die evangelische Unterweisung gesichert ist und in der Gesamterziehung keine ideologische oder konfessionalistische Beeinflussung geschieht, sollten alle Maßnahmen unterstützt werden, welche die erzieherische Kraft der Schule stärken und ihre bildende Wirkung mehren.

2. Evangelische Christen haben die Freiheit, bei der Errichtung neuer Schulen die Frage nach der besten Bildung und Erziehung der Jugend anderen Beweggründen voranzustellen. Deshalb bitten wir die evangelischen Eltern, die Schulreferenten, Presbyterien und die evangelischen Lehrer, bei der Errichtung neuer Schulen der Frage evangelische Bekenntnisschule oder Gemeinschaftsschule nicht den Vorrang zu geben, denn für evangelische Christen ist die Frage der Schulart keine durch den Glauben vorweg entschiedene Grundsatzfrage.

3. Es ist pädagogisch nicht zu verantworten, wenn voll ausgebaute Schulen, seien es evangelische Bekenntnisschulen oder Gemeinschaftsschulen, aus ideologischen oder konfessionalistischen Tendenzen zerschlagen werden.

4. Wegen des besonderen Charakters der katholischen Bekenntnisschulen können wir nicht wünschen, daß unsere Kinder in der Diaspora solche Schulen besuchen müssen. In diesen besonderen Fällen muß unter Umständen eine wenig gegliederte evangelische Bekenntnisschule in Kauf genommen werden. Wir würden es aber begrüßen, wenn in der Diaspora durch Schulverbände leistungsfähige Mittelpunktsschulen ermöglicht werden. Die Frage, ob evangelische Bekenntnisschule oder Gemeinschaftsschule, sollte dabei zweitrangig sein.

5. In allen Einzelfällen sollten sich die Beteiligten mit der Leitung der Evangelischen Kirche im Rheinland beraten, um den besten Weg für die Erziehung evangelischer Kinder in leistungsfähigen Schulen zu finden.

Die Landessynode der Pfälzischen Landeskirche beschloß auf ihrer Tagung vom 9. bis 14. November 1964 ein Wort zur Schulfrage, das, wie es in dem Vorspann seiner öffentlichen Bekanntgabe heißt, „nach der Überzeugung von Synode und Kirchenleitung den Schulbehörden, den Erziehern und den Eltern eine Hilfe sein

kann“. Es „sollte in den Gemeinden, die von der Änderung des Volksschulgesetzes betroffen werden, von der Kanzel verlesen werden oder ist in sonst geeigneter Weise zu verwenden“. Der Text der Erklärung heißt:

WORT DER PFÄLZISCHEN LANDESSYNODE ZUR SCHULFRAGE

Durch die Neufassung des Volksschulgesetzes im Lande Rheinland-Pfalz ergeben sich in vielen Gemeinden des pfälzischen Teiles unserer Landeskirche Änderungen, Umwandlungen und Verlegungen von Schulen oder Schulklassen. Dadurch entstehen Probleme, die auch unsere Gemeindeglieder angehen. Die Pfälzische Landessynode wendet sich in dieser Sache mit folgender Empfehlung an alle Gemeindeglieder:

1. Die Pfälzische Landessynode begrüßt die vom Landtag beschlossenen Gesetzesänderungen, weil dadurch neue Impulse und bessere Grundlagen zur Weiterentwicklung unserer Volksschule, insbesondere auf dem Lande, gegeben sind. Diese neue Lage soll zum Wohle unserer Jugend recht genützt werden.

2. Bei der Bildung von Mittelpunktschulen auf dem Lande sollte man nicht Minimallösungen ins Auge fassen, selbst wenn sie den örtlichen Interessen entgegenzukommen scheinen, sondern großzügige Zusammenführungen anstreben, die durch gute Gliederung, Einführung von Fachunterricht und Arbeitsgemeinschaften ein Höchstmaß von Bildungsmöglichkeiten bieten.

3. Konfessionelle Überlegungen sollten die Einrichtung leistungsfähiger Schulsysteme nicht beeinträchtigen. Die Pfälzische Landessynode hat sich wiederholt dahin ausgesprochen, daß sie die christliche Gemeinschaftsschule als eine Schulart betrachtet, die sich dort empfiehlt, wo sie eine bessere Gliederung der Schule gestattet. Die evangelische Unterweisung ist auch in dieser Schulart gesichert. Die Eltern sollten sich in voller Freiheit für die Schulart entscheiden, die unter den jeweils gegebenen örtlichen Verhältnissen die besten Voraussetzungen für Erziehung und Bildung schafft und dadurch die Berufswahl erleichtert.

4. Wo Schüler einer Konfession in die Bekenntnisschule der anderen Konfession gehen, soll in gegenseitiger Toleranz eine Lösung gesucht werden, die der konfessionellen Minderheit gerecht wird.

Eine ebenso wichtige wie seit langem fällige Entscheidung fiel in Hamburg, als am 10. Dezember 1964 von Bischof Dr. Wölber und einem Vertreter der Schulbehörde eine „Gemeinsame Erklärung zur Ordnung des Religionsunterrichts“ unterzeichnet wurde. Sie ist das Ergebnis eines mehrjährigen intensiven Arbeitsgesprächs innerhalb einer „Gemischten Kommission“, die von dem Hamburger Bürgermeister und den Bischöfen der drei für das Gebiet des hamburgischen Staates zuständigen Landeskirchen bevollmächtigt war und somit eine konkrete Darstellung des partnerschaftlichen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. Der vereinbarte Text lautet:

GEMEINSAME ERKLÄRUNG

*der Schulbehörde der Freien und Hansestadt Hamburg
und der Evangelisch-Lutherischen Landeskirchen auf Hamburger Staatsgebiet
zur Ordnung des Religionsunterrichts*

1. Die Gemischte Kommission Schule/Kirche gewährleistet bei der Durchführung und Gestaltung des Religionsunterrichts an den Hamburger Schulen die „Übereinstimmung mit den Grundsätzen“ der Evangelisch-Lutherischen Kirche (Artikel 7, 3 GG

und § 10 des Hamburger Schulgesetzes). Der Auftrag der Kommission wurde staatlicherseits von dem Ersten Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg, Dr. Nevermann, und kirchlicherseits von den drei Bischöfen der Landeskirchen auf Hamburger Staatsgebiet, D. Lilje, D. Halfmann, D. Witte, zuletzt auf einer gemeinsamen Sitzung am 2. 11. 1961, bestätigt. Staat und Kirchen geben im Rahmen ihrer Ordnung die Ergebnisse der Kommissionsarbeit an zuständige Instanzen weiter. Der Vorsitz wird im Wechsel zwischen einem staatlichen und einem kirchlichen Vertreter wahrgenommen. Die Absprachen sind verpflichtend, wenn binnen eines Monats nach Eingang des Protokolls kein Einspruch vom Schulsenator oder von einer Kirchenleitung erhoben wird.

2. Der Staat und die Kirchen haben sich in der Kommission angesichts des Mangels an Religionslehrern geeinigt, in der Fortbildung und zusätzlichen Ausbildung von Religionslehrern zusammenzuwirken. Dabei sollen die Möglichkeiten des Instituts für Lehrerfortbildung bei der Schulbehörde ebenso wie die des Katechetischen Amtes der Hamburgischen Kirche genutzt werden. Dies geschieht zur Zeit durch Schwerpunkttagungen, durch fortlaufende Kurse, Nachschulungslehrgänge innerhalb und außerhalb der Ferien und Seminare der Schulbehörde und des Katechetischen Amtes. Die Kurse sind nach Prüfung durch die Schulbehörde für die zweite Prüfung testatfähig.

3. Bei der Herausgabe von Richtlinien für den Religionsunterricht an den Hamburger Schulen übermittelt die Schulbehörde Vorentwürfe der Hamburgischen Kirche so rechtzeitig, daß hinreichend Zeit zur Überprüfung und gemeinsamen Besprechung vor der abschließenden Erörterung in der Kommission und der Veröffentlichung durch die Schulbehörde gegeben ist. Neue Bücher für den Religionsunterricht werden von der Schulbehörde nach unmittelbarer Fühlungnahme mit dem Katechetischen Amt der Hamburgischen Landeskirche den Schulen zugewiesen oder in die Liste der zugelassenen Bücher aufgenommen.

Die Hamburgische Kirche übernimmt es, die Zustimmung der Ev.-Luth. Landeskirche Schleswig-Holsteins und der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers zu Richtlinien- und Schulbuchfragen einzuholen.

4. Der Staat und die Kirchen haben sich in der Kommission geeinigt, den Religionsunterricht in den Berufsschulen als monatliches Religionsgespräch durchzuführen.

Der Unterricht wird von Lehrern erteilt. Besteht – besonders im Stadium der Einführung – Mangel an Lehrkräften für diesen Unterricht, so kann die Schulbehörde hierfür Mitarbeiter der Kirche als nebenberufliche Lehrer hinzuziehen. Die Kirche sorgt für eine qualifizierte Ausbildung dieser Kräfte. Die Schulbehörde übernimmt nach Anerkennung dieser Ausbildung ihre Besoldung. Die Ausbildung der Lehrer an berufsbildenden Schulen für den Religionsunterricht gewährleistet die Schulbehörde im Zusammenwirken mit dem Katechetischen Amt.

5. Der Staat und die Kirchen haben sich in der Kommission geeinigt, das Katechetische Amt der Hamburgischen Kirche als eine Beratungsstelle für das Fach Religion anzuerkennen. Die Katechetischen Ämter fassen als Arbeitsstelle die pädagogischen Bemühungen der Kirchen zusammen. Dieser Vereinbarung entsprechend, werden im Katechetischen Amt Beratungen über alle Fragen des Faches Religion durchgeführt. Eine Fachbibliothek für Ausleihe an die Lehrer stellt die Kirche zur Verfügung.

6. Der Staat und die Kirchen haben sich geeinigt, bei der Durchführung eigener Veranstaltungen, die sich mit denen der Schule bzw. Kirche überschneiden können, die erforderliche Rücksicht zu nehmen, z. B. angesichts des kirchlichen Unterrichts an den Konfirmandenjahren, Konfirmandenrüstzeiten am Wochenende, Klassenreisen, Berufspraktika, Bezahlung von Schulbibeln und Gesangbüchern, Gestaltung des Reformationsfestes usw.

Einzelfragen sollen in unmittelbarer Fühlungnahme zwischen den Dezernenten

der Schulbehörde und dem Katechetischen Amt der Hamburgischen Kirche bzw. den Dezernenten der Kirchenbehörden beraten und geklärt werden.

7. Der Staat und die Kirchen haben sich in der Kommission geeinigt, im Sinne der in dieser Erklärung festgestellten Prinzipien auch in Zukunft gemeinsam interessierende Fragen zu beraten und so zu einer beiderseits zufriedenstellenden Praxis des Religionsunterrichtes in den Schulen der Freien und Hansestadt Hamburg beizutragen.

Hamburg, den 10. Dezember 1964

Für die Schulbehörde
der Freien und Hansestadt Hamburg
Matthewes, Landesschulrat

Für die Evangelisch-Lutherischen
Landeskirchen auf Hamburger Staatsgebiet
Dr. Wölber, Bischof

Über alledem wurden die eigentlichen, die Substanz der kirchlichen Mitverantwortung für das Werk des Erziehens und Bildens und die christliche Unterweisung als Gravitationsmitte ihres Interesses an dem erzieherischen und bildenden Geschehen betreffenden Fragen keineswegs vernachlässigt. Über den Stand des neu aufgelebten Gesprächs um die evangelische Unterweisung bzw. den Religionsunterricht und die vertretenen Positionen geben die Thesenreihen von zwei Hochschullehrern der Praktischen Theologie, die ihren Arbeitsschwerpunkt in der Katechetik und Religionspädagogik haben, Auskunft:

WELTLICHER ODER KIRCHLICHER RELIGIONSUNTERRICHT?
THESEN VON PROF. D. KURT FRÖR

1. Die Frage „Weltlicher oder kirchlicher Religionsunterricht?“ ist begründet in der Entstehung der modernen säkularen Schule und ihrer Entwicklung von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Dadurch ist die Aufgabe des Religionsunterrichts in dem Zwischenfeld zwischen Schule und Kirche bis heute problematisch geworden.

2. Das Ergebnis der Anpassung an die autonome Schule im alten Liberalismus war ein „wissenschaftlicher Religionsunterricht“, der sich auf Historie, Kultur, Psychologie und Moral zurückzog. Heute wird auf der Grundlage der personalistischen Existenzdialektik eine Konzeption entworfen, die den Religionsunterricht ausschließlich aus dem Selbstverständnis der modernen Schule ableitet.

3. Es ist unmöglich, hermeneutisch zwischen einem Auslegungsauftrag der Schule und einem Verkündigungsauftrag der Kirche zu trennen. Es kann kein Nebeneinander der hermeneutischen und der kerygmatischen Aufgabe bestehen, auch nicht als Zweistufigkeit.

4. Die Textinterpretation im Religionsunterricht ist der gottesdienstlichen Predigt darin analog, daß sie bis zur existentiellen Anrede an den Hörer vorstößt, die Lehrer und Schüler gemeinsam betrifft.

5. Die biblischen Texte können in der Schule nicht anders ausgelegt werden als in der christlichen Gemeinde, in der sie entstanden und für die sie bestimmt sind.

6. Der Schüler soll im Religionsunterricht nicht nur überlieferten Texten begegnen, sondern der gelebten Wirklichkeit der christlichen Gemeinde.

7. Der Religionslehrer an den öffentlichen Schulen übt ein kirchliches Amt aus und ist darin *rite vocatus* (rechtmäßig berufen). Er hat in diesem Amt Anteil an dem brüderlichen Besuchsdienst der Gemeinde.

8. Es kann nur *eine* Unterweisung im Evangelium geben, die in Schule und Kirche dieselbe ist. Die Schule kann nicht auf eine grundsätzlich andere Weise mit dem biblischen Wort umgehen als die Kirche. Insofern ist die Taufe der Kinder für die Begründung des Religionsunterrichtes wesentlich.

9. Der Religionsunterricht wird nur fruchtbar innerhalb der Einlagerung in das gemeinsame Leben der christlichen Gemeinde und ihre Lebensformen. Seine Isolierung von der Gemeinde als Lebensgemeinschaft und Bruderschaft in der volksskirchlichen Situation ist heute seine größte Bedrohung.

10. Die Kirche kann sich heute nicht aus dem Schulkatechumenat zurückziehen und damit die weltliche Schule aus der notwendigen Kooperation und Partnerschaft mit der Kirche entlassen.

11. Der Religionsunterricht ist als ein Teil des kirchlichen Gesamtkatechumenats zu verstehen, in dem Lehr-Unterweisung, Erziehung und Mitleben in der Gemeinde und persönliche Lebenshilfe zusammen einen ganzheitlichen Erziehungs- und Bildungsauftrag darstellen.

12. Innerhalb dieses Katechumenates bedarf es einer neuen Kooperation aller einzelnen Arbeitsformen und einer lebendigen Integration in das Leben der Erwachsenengemeinde.

THESEN ZUM RELIGIONSUNTERRICHT VON PROF. DR. GERT OTTO

1. Die von Kurt Frör proklamierte Alternative „Weltlicher oder kirchlicher Religionsunterricht?“ vertritt in dieser Form niemand in der gegenwärtigen religionspädagogischen Diskussion. Diese Alternative bezeichnet vielmehr ein historisches Modell. Bezieht man die Formel auf die gegenwärtige Situation, so verwirrt sie mehr als sie klärt. (Zu Thesen 1/2.)

2. Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Schule und Kirche, zwischen schulischem und kirchlichem Unterricht setzt Klarheit über das Verhältnis von Kirche und Welt voraus. Was Welt als gottgegebener Herrschafts- und Verantwortungsbereich des Menschen ist, kann die Kirche nur dann begreifen, wenn sie jeweils in concreto – also z. B. gegenüber der Schule – auf die Haltung der überlegenen Autorität verzichtet. Das muß auch im Ton des Dialogs mit der Welt und ihren Institutionen hörbar werden. (Zu These 10.)

3. Die Schule ist auf Grund ihres geistigen Auftrages, der in einer geschichtlichen Situation wurzelt, zur Auslegung der Bibel genötigt. In dieser Tatsache hat schulischer Religionsunterricht seinen Grund und sein Recht. Weiterer Begründungen, Stützungen, Rechtfertigungen und Inanspruchnahmen von außerhalb der Schule her bedarf es nicht. Das ist keine Anbetung der „autonomen Schule“. Was heißt überhaupt heute autonome Schule? Der Begriff ist an ein Modell des Verhältnisses von Kirche und Welt gebunden, das theologisch und insgesamt geistesgeschichtlich überholt ist! (Vgl. meine These 1. Zu Thesen 1/2.)

4. Zwischen schulischem und kirchlichem Religionsunterricht zu unterscheiden ist sinnvoll, weil jeder Unterricht – trotz zum Teil gleicher Inhalte, trotz zum Teil gleicher Methoden – in je verschiedenem didaktischem Zusammenhang stattfindet. Der didaktische Ort Kirche ist ein anderer als der didaktische Ort Schule. Solche Differenzierungen soll man nicht überspringen, sondern achten. Differenzieren heißt *unterscheiden*, nicht *trennen* und schon gar nicht *werten*. Aus der Unterscheidung gewinnen kirchlicher und schulischer Unterricht ihr eigenes Profil und ihre eigene Aufgabe – trotz vielfacher Überschneidungen und Beziehungen, die niemand bestreitet. (Zu Thesen 3/5/8.)

5. Die Gemeinschaft *aller* verschiedenartigen Weisen des Umgangs mit der Bibel an verschiedenem Ort (über den Unterricht hinaus) liegt darin, daß der Text mit dem, was er zu sagen hat, zu Worte kommen will. Aber dieses Zu-Worte-Kommen – einschließlich des Weges, der dahin führt – realisiert sich in situationsgebundener Verschiedenartigkeit. Wenn man nur die letzte Gemeinsamkeit sieht, mag man Predigt und Unterricht auch einmal auf einer Ebene sehen. In der Regel aber verwirrt solche

Feststellung mehr, als sie zu klären vermag. Denn wem ist damit in seiner Aufgabe konkret geholfen? Wer sich über seine spezifische Aufgabe Rechenschaft ablegen will, muß hinter generelle, undifferenzierte Aussagen zurückfragen. (Zu Thesen 3/4/5/8.)

6. In redlicher Auslegung geht es immer darum, sich als Ausleger vor einen Anspruch gestellt zu sehen. Das ist der Anspruch der „Sache“, die der Text zum Zuge bringen will. Sprache ist anspruchsvoll. In diese Lage sieht sich der Lehrer versetzt, der biblischen Unterricht erteilt. Daß er sich diesem Anspruch ehrlich stellt, wird man von ihm fordern müssen. Damit steht er in einer Reihe mit jedem, der sich um das Verständnis der Bibel bemüht. Aus dieser Situation ein „kirchliches Amt“ machen zu wollen ist Ausdruck eines anfechtbaren Sicherungsbedürfnisses der Kirche. (Zu These 7.)

7. Auch der Schüler begegnet im Umgang mit biblischen Texten dem eben erwähnten (These 6) Anspruch. Ist das wenig? Mehr gibt es gar nicht! (Zu These 6.)

8. Wie *schulischer* Religionsunterricht „Teil des *kirchlichen* Gesamtkatechumenats“ sein soll, ist mir sachlich und logisch schlechterdings unbegreiflich, da die Schule keine Kirchenschule ist. (Zu These 11.)

9. Die geforderte „Einlagerung“ des schulischen Religionsunterrichts in die Kirche operiert mit der Kirche als etwas eigentümlich Vorgegebenem, das einfach besteht. Luther verstand die Kirche anders! Außerdem wird bei dem vielfältig wiederholten Hinweis auf die „gelebte Wirklichkeit der Gemeinde“ (u. ä.) und ihre Bedeutung für den Schulunterricht verkannt, wie *unwirklich* das Gemeindeleben in der Gegenwart häufig ist. Fruchtbare Bezugsmöglichkeiten auf vorhandenes Leben der Gemeinde sind doch viel spärlicher als hier vorausgesetzt ist! Auch deswegen ist die geforderte „Kirchlichkeit“ schulischen Religionsunterrichts eine Utopie. Wo ist das kirchliche Leben, in dessen bergendem Schoß der Unterricht der Schule aufgehoben sein könnte? (Zu Thesen 6/9/11/12.)

10. Daß die evangelische Schule sich von den gegenwärtigen Auseinandersetzungen in Theologie und Pädagogik „nicht beirren lassen“ will, ist ein fataler Satz, wenn dahinter die Auffassung steht: Redet ihr nur – wir machen doch, was wir wollen! Niemand braucht sich beirren zu lassen, wenn er *nachgewiesen* hat, daß er die *stärkeren* Argumente hat. Das muß sich zeigen. Bis dahin sollten wir uns gegenseitig –: heilsam beirren!

Zu öffentlicher Stellungnahme in erzieherischen Grundlagen- und Grundsatzfragen sahen sich die Gliedkirchen im Gebiet der DDR genötigt. Am 4. Mai 1964 verabschiedete die Volkskammer das „Jugendgesetz der DDR“, dabei nicht nur die kirchlichen Einwände gegen den Ende September 1963 veröffentlichten Entwurf nicht berücksichtigend, sondern den weltanschaulichen Charakter des Gesetzes gegenüber dem Entwurf noch verschärfend. Die stärkere weltanschauliche Ausprägung und Zuspitzung wird an dem Abschnitt über die Jugendweihe besonders deutlich: während sie im Entwurf als „Bestandteil der Vorbereitung des jungen Menschen auf das Leben und die Arbeit in der sozialistischen Gesellschaft“ gilt, spricht der endgültige Gesetzestext von ihr als einem „festen Bestandteil“. Die schon gegenüber dem Entwurf bestehenden und geäußerten kirchlichen Bedenken werden durch den Wortlaut des nunmehr geltenden Gesetzes in ihrer Berechtigung bestätigt und unterstrichen.

Ebenfalls im Mai 1964 wurden die „Grundsätze für die Gestaltung des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems (Entwurf)“ veröffentlicht und bis zum Ende des Jahres zur Diskussion gestellt. Am 27. Oktober unterbreiteten die Bischöfe der Gliedkirchen in der DDR dem Ministerpräsidenten schriftlich die

Bedenken der evangelischen Kirche gegen den Entwurf, vor allem gegen seine weltanschauliche Grundlegung und die aus der Verwirklichung der Grundsätze sich ergebende Inanspruchnahme der Jugend durch und für die Weltanschauung des Marxismus-Leninismus mit ihrer atheistischen Spitze.

In der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens wurde in den Gottesdiensten eine von der Landessynode beschlossene Kanzelabkündigung folgenden Wortlauts verlesen:

Unser Herr Jesus Christus spricht: „Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater“ (Matth. 10,32/33).

Liebe Eltern, liebe Paten, liebe Gemeinde!

Unser Herr ruft uns zum Bekennen, gerade heute; denn die christliche Erziehung unserer Kinder ist in Gefahr. Der Staat hat den Entwurf der „Grundsätze für die Gestaltung des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems“ vorgelegt. Schon oft haben wir gegen die Entwicklung des Schulwesens zu einer weltanschaulichen Bekenntnisschule unsere Stimme erhoben. Wird dieser Entwurf Gesetz, dann erhalten wir eine Schule, in der auf ein Bekenntnis zum Marxismus-Leninismus hin erzogen wird. In der Taufe hat sich der Herr zu unseren Kindern bekannt. Wir Eltern und Paten haben durch unser Versprechen dazu „Ja“ gesagt. Nun sollen wir uns auch unbeirrt zu ihm bekennen.

Es ist klar, daß die Ausbildung unserer Kinder mit den Erfordernissen der technischen Revolution Schritt halten muß. Aber die Schule dient nicht dem ganzen Menschen, wenn sie so einseitig auf die Naturwissenschaft und Technik ausgerichtet ist. Unsere Kinder sollen nicht Werkzeuge der Produktion werden. Noch weniger kann die Schule das Instrument einer Weltanschauung oder eines Parteiprogramms sein. Das ist in den neuen Lehrplänen für Staatsbürgerkunde und alle anderen Unterrichtsfächer vorgesehen. Zu einem solchen Instrument wird sie, wenn sie das Denken, Fühlen und Handeln unserer Kinder sozialistisch formen will. Wir verlangen nicht, daß die Schule christlich erzieht. Aber wir können es nicht hinnehmen, wenn unsere Kinder atheistisch erzogen werden. Eine Schule soll Kenntnisse vermitteln, darf die Schüler aber nicht auf eine Weltanschauung festlegen.

Darum, liebe Eltern und Paten, wir rufen euch auf: Erkennt das Gebot dieser Stunde und bekennt euch! Laßt eure christlichen Lehrer nicht allein! Meldet euch zum Wort in den Elternabenden der Schule! Stellt euch dort vor eure Kinder, wenn sie ihren Glauben verleugnen sollen und dadurch der Lüge anheimfallen! Ihr seid zur Stellungnahme aufgefordert. Wie soll der Gesetzgeber erfahren, daß christliche Eltern mit wesentlichen Punkten der Grundsätze nicht einverstanden sind, wenn ihr nicht redet! Ihr könnt auch noch bis zum Jahresende eure Meinung über die „Grundsätze“ an die staatliche Bildungskommission in Berlin schreiben. Auch Synode und Kirchenleitung haben in dieser Sache ein klares Wort an die Regierung gerichtet.

Die Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik sichert das Eltern- und Erziehungsrecht (Art. 31) sowie die volle Glaubens- und Gewissensfreiheit (Art. 41) zu. Auch wenn es nicht so wäre: Christen brauchen sich nicht zu fürchten!

Sollten uns Nachteile entstehen, bleibt doch der Auftrag unseres Herrn. Und wir haben es immer wieder erfahren, daß der Herr uns das, was auf der einen Seite entgehen mag, vielfältig erstattet. Eltern tun ihren Kindern keinen guten Dienst, wenn sie der Zweigleisigkeit Vorschub leisten und einer klaren Entscheidung ausweichen.

Zu alledem können wir nicht schweigen, wenn wir nicht schuldig werden wollen. Aber wir dürfen erst recht nicht dort schuldig werden, wo unser Herr mit seinem guten Gebot und seinen Verheißungen uns helfen will. Darum ermutigen wir euch: Betet mit

euren Kindern, ehe sie aus dem Hause gehen! Haltet Familienandacht! Betet für eure Kinder, daß sie bewahrt werden vor der Verführung zur Gottlosigkeit! Haltet eure Kinder an zum Besuch der Kindergottesdienste und geht auch mit ihnen zusammen in den Gottesdienst. Laßt sie regelmäßig an der Christenlehre teilnehmen!

Die ganze Gemeinde aber rufen wir: Betet für die Lehrer eurer Kinder! Nehmt euch mit Wort und Tat aller getauften Kinder und ihrer Eltern an! Steht ihnen bei in Bedrängnissen! Sprecht mit euren Nachbarn und Arbeitskollegen über die christliche Erziehung ihrer Kinder! Stellt euch der Gemeinde zur Mitarbeit an Kindern und Eltern zur Verfügung. Kümmert euch um jeden Vater, um jede Mutter, die allein in der Familie für die christliche Erziehung ihrer Kinder eintreten müssen.

Holt einander zu Elternabenden und Familiengottesdiensten, zu Kinder- und Familiennachmittagen ab! Stärkt einander durch eure Fürbitte. Je besser die Gemeinde selbst ihres Glaubens lebt, desto besser wird sie der heranwachsenden Jugend zum Glauben helfen.

Unter grundsätzlich und gründlich verschiedenen Verhältnissen müssen die Kirchen in Ost und West ihre Mitverantwortung für die schulische Erziehung, Bildung und Ausbildung der Kinder und Jugendlichen und für die christliche Erziehung im Elternhaus wahrnehmen; sie tun es im Gehorsam gegenüber ihrem Herrn und in der Liebe zu denen, die morgen das Leben, sei es hüben, sei es drüben, verantwortlich, menschlich und mitmenschlich bewältigen sollen.

G. Der kirchliche Beitrag zu Fragen der öffentlichen Moral

Der bedeutende und weit über die Grenzen seines Landes bekannte Genfer Nationalökonom Professor Dr. W. Röpke veröffentlichte kurz vor Weihnachten in einer kleinen süddeutschen Zeitung einen Bericht über seine auf einer Reise in der Bundesrepublik gewonnenen Eindrücke. Es heißt darin unter anderem:

Ich beginne mit dem Ärgsten, das mir diesmal stärker als bei früheren Reisen aufgefallen ist: dem kaum noch überbietbaren Grad an Zügellosigkeit und Verantwortungslosigkeit, der einem großen Teil jener Kost zu eigen zu sein scheint, die als „geistige“ zu bezeichnen bittere Ironie wäre ... Ich gestehe, daß mich diese Beweise der geistig-moralischen Auflösung, die mir entgegentraten, aufs tiefste erschreckt haben, mehr als je zuvor. Ich bin sicher, daß hier ein Punkt erreicht ist, an dem die völlige Hoffnungslosigkeit beginnt.

Wenn nur noch das Gewagteste Kurs hat und mit der widerwärtigen Eitelkeit von völlig haltlosen Intellektuellen vorgebracht wird, wenn man lediglich eine einzige Frontstellung zu kennen scheint, die gegen die „Mucker“ und „Spießer“, die sich noch an bestimmte Werte und Normen zu halten wagen, wenn eine „Literatur auf allen vieren“ angebetet wird, wenn alle Maßstäbe abhanden gekommen zu sein scheinen, sowohl die des Schönen und Häßlichen wie des Guten und Bösen und des Wahren und Falschen, wenn selbst der bloße Schimmer von selbstverständlichen letzten Werten verschwunden ist – dann kann das Ende nicht mehr fern sein. Das Ende oder eine heilsame Krise, in der das alles erbrochen wird.

Die Shockwirkung, die ich von alledem diesmal empfangen habe, scheint mir, dem im Ausland Lebenden, doch dafür zu sprechen, daß diese Entartungserscheinungen in Deutschland tatsächlich aus dem internationalen Durchschnitt herauszuragen scheinen ...

So scheint es mir einer starken Gegenbewegung zu bedürfen, die aus der Schicht der geistig Führenden selber kommen müßte. Sie müßten sich entschließen, endlich die ganze

Größe der Gefahr zu erkennen und sich tapfer gegen sie erheben. Dies auch auf das Risiko hin, von den geistigen Pseudo-Führern eine schlechte Note im Avantgardismus ... zu erhalten ... Die Gefahr erreicht ... die höchste Alarmstufe, wenn ... ein Land seine Seele zu verlieren droht.

Die Evangelische Kirche in Deutschland und ihre Glieder in der BRD sind im Berichtsjahr ihrer Verantwortung nicht ausgewichen, sondern haben sich nach Kräften bemüht, sie wahrzunehmen. Konkreten Anlaß und Anstoß zu öffentlicher Stellungnahme gab das Erscheinen der schwedischen Filme „Das Schweigen“ und „491“ in Deutschland. Kirchenleitungen, Superintendenten, Pfarrer, Kirchengemeinderäte, kirchliche Verbände und Gemeindeglieder äußerten sich kritisch oder ablehnend. Der Evangelische Oberkirchenrat in Stuttgart schrieb unter dem 11. März 1964 an den Rat der EKD:

Der Oberkirchenrat nimmt die Tatsache, daß der Film „Das Schweigen“ die Freiwillige Selbstkontrolle ohne Schnitte passiert hat, zum Anlaß, um festzustellen, daß nach seiner Meinung die Mitarbeit der Evangelischen Kirche in dieser Institution durch diesen Vorgang ad absurdum geführt worden ist. Wir beantragen daher, diese Mitarbeit unter den gegenwärtigen Verhältnissen einzustellen. Unseres Erachtens darf die Evangelische Kirche durch ihre Mitarbeit nicht den Eindruck erwecken, als ob sie der derzeitigen Entwicklung des Filmwesens zustimme. Dafür ist nicht entscheidend, ob der evangelische Vertreter im einzelnen für oder gegen die Zulassung von Filmen gestimmt hat. Auch wenn ein Streifen von den Fachleuten als „besonders wertvoll“ bezeichnet wird, kann die Evangelische Kirche im Hinblick auf ihre Jugend nicht schweigend geschehen lassen, daß Leitbilder von den Beziehungen zwischen Mann und Frau entstehen, die mit dem Zeugnis der Bibel nichts mehr zu tun haben. Unseres Erachtens ist mit dem Film „Das Schweigen“ die Grenze des Verantwortbaren überschritten.

Die Tübinger Frauenverbände und Berufsgruppen wandten sich mit einem Schreiben vom 5. März 1964 an den Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg:

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident!

Wir Tübinger Frauen fühlen uns beleidigt durch die Darstellung der Frauen in dem Film „Das Schweigen“ und sind empört darüber, daß ihm die Filmbewertungsstelle der Länder das Prädikat „besonders wertvoll“ erteilt hat.

In diesem Film wird die Menschenwürde mißachtet und das Schamgefühl sowie das sittliche Empfinden gröblich verletzt. Er steht damit im Widerspruch zum Grundgesetz, zum Strafgesetz und zu den Richtlinien der Filmbewertungsstelle. Obendrein genießt der Film Steuerbegünstigung.

Die Filmbewertungsstelle hat bei diesem Film eine Fehlentscheidung getroffen. Sie hat wohl völlig übersehen, daß es ästhetische Gesetze gibt, die es von vornherein verbieten, gewisse Dinge darzustellen. Die Kunst ist hier offensichtlich zum Deckmantel der Unmoral mißbraucht worden. Die Bewertungsstelle hat sich offenbar auch nicht klargemacht, daß sie es mit der Freigabe dieses Films auf dem Gewissen hat, wenn die Phantasie von Millionen von Menschen vergiftet wird. Wir wissen zum Beispiel von jungen Mädchen, die zwei Tage nach dem Besuch dieses Films noch verstört und unansprechbar herumliefen, weil sie „die häßlichen Bilder nicht loswerden konnten“. Dieser Schockwirkung kann man keine erzieherische Wirkung zusprechen. Die Sensationslust wird aufgepeitscht, wie der Massenandrang zu dem Film beweist. Wie wirkt dieser Film auf die vielen Ausländer, die nur auf das Bild angewiesen sind? Wir müssen uns

als Deutsche schämen, daß wir so etwas anbieten. In anderen Ländern, zum Beispiel in Finnland, ist der Film nicht zur Aufführung freigegeben worden.

Der Film ist pervers und gehörte damit in die Psychiatrie. Selbst wenn man Bergman religiöse Motive zubilligen wollte, die aber in dem Film überhaupt nicht zur Sprache kommen, so bleibt bestehen, daß seine Mittel für die Massen höchst ungeeignet sind. Diese religiösen Motive scheinen uns aber das Mäntelchen zu sein, das der Verleih dem Film in Form des Vorspanns gegeben hat, wohl wissend, daß er ihn damit in Deutschland gesellschaftsfähig machen konnte. Man ist versucht zu fragen, ob die Beauftragten in der Filmbewertungsstelle davor Angst hatten, als Moralisten verschrien zu werden, wenn sie diesen Film nicht zugelassen hätten. Jetzt versucht man, durch geistliche Interpretationen die Fehlentscheidung zu rechtfertigen.

Wir Frauen sind der Überzeugung, daß der Überbetonung des Sexuellen in unserer Zeit Einhalt geboten werden muß. Deshalb finden wir es unverantwortlich, dieser Überbetonung durch die Freigabe dieses Films auch noch Vorschub zu leisten. Wir fühlen uns dafür verantwortlich, Mittel und Wege zu finden, um die verletzte Menschenwürde wiederherzustellen.

Wir möchten Sie, Herr Ministerpräsident, dringend bitten, sich der Sache persönlich anzunehmen. Es müßte doch möglich sein, daß solche Fehlentscheidungen in Zukunft vermieden werden. Außerdem möchten wir Sie bitten zu veranlassen, daß mit Hilfe der verfügbaren gesetzlichen Mittel der Film „Das Schweigen“ aus den Spielplänen der Kinos herausgezogen wird.

Der Evangelische Filmbeobachter urteilte in seiner Nr. 4 vom 25. Januar 1964:

Die Schilderung des quälerischen Zusammenlebens zweier Schwestern, die zutiefst in seelenloser Geschlechtlichkeit gefangen sind, wird durch Bergmans Gestaltung, die sich durch eine selten erreichte künstlerische Einheit von Menschenzeichnung, Raumgestaltung und Sprache auszeichnet, zu einem von dem Künstler selbst als Hölle gedeuteten Symbol absoluter menschlicher Verirrung. Trotz Bergmans sittlichem Ernst, auch in der sehr weitgehenden Darstellung sexueller Vorgänge, und der als Erschütterung möglichen positiven Wirkung muß sehr deutlich auf die Grenze ethisch vertretbarer Möglichkeiten des Films hingewiesen werden. Das Durchbrechen dieser Grenze ist äußerst gewagt und kann nur in diesem außerordentlichen Falle als Anstoß zum Gespräch über den Sinn des Geschlechtlichen hingenommen werden.

Der Rat der EKD veranlaßte seinen Filmbeauftragten, Oberkirchenrat Dr. Gerber, eine Handreichung zur Diskussion über den Film „Das Schweigen“ zu erstellen.

HANDREICHUNG FÜR THEOLOGEN ZUR DISKUSSION ÜBER DEN FILM „DAS SCHWEIGEN“

I.

Der Film des schwedischen Pfarrersohns Ingmar Bergman „Das Schweigen“, der Aufsehen und Ärger verursacht hat, läßt viele Deutungen zu, zumal der Dialog die Worte „Schweigen“, „Hölle“, „Gott“ und „Schuld“ nicht enthält. Von der durch die Bildersprache gegebenen Freiheit zu eigenen Auffassungen wird in Filmkritiken reichlich Gebrauch gemacht. Die Skala reicht von der Behauptung, kein Film rufe derart stark die Sehnsucht nach Gott hervor wie dieser, bis zu der eigentümlichen These, die Kirchen unternähmen nur deshalb keine starken Aktionen, weil sie ein Interesse daran hätten, das Geschlechtliche zu vermiesen. Von Bergman selbst soll es zwei Äußerungen geben, die eine, er habe sich mit diesem Streifen von einem Alptraum befreien wollen; die andere, der Film stelle die Hölle dar.

Ob nun der Film im letzteren Sinn theologisch gedeutet werden will, mag dahingestellt bleiben – einige meinen, eine theologische Deutung liege nicht in der Absicht Bergmans –, für Theologen bietet sich jedenfalls eine Deutung in dieser Linie an (wobei Deutung jedoch nicht im Sinne einer theologischen Aufwertung sozialetischer Bedenken verstanden sein will). Der vom Verleih zusammengestellte Vorspann aus zwei früheren Bergman-Filmen setzt einen theologischen Akzent.

Wo der Film öffentlich und in der Gemeinde diskutiert wird, ergibt sich die Möglichkeit, das Thema vom Evangelium her zu sehen und ihm die Botschaft der Gnade entgegenzusetzen. Hilfestellung haben bereits die vierseitigen Verteilblätter des Stadtjugendpfarramts Stuttgart und des Volksmissionarischen Amts der Evangelischen Kirche von Westfalen gegeben. Sie zeigen, daß der Film eine Sichtung und Weiterführung von der Schrift her wünschenswert sein läßt.

II.

Die Schriftstelle, die hierbei Perspektiven eröffnet, ist vor allem Römer 1, 18–32. Nimmt man sie als Grundlage für ein theologisches Verständnis des Films, so zeigt sich sofort, daß das übliche platte moralische Verständnis (oder Unverständnis) des Films, das sich an drei Szenen von insgesamt noch nicht einer Minute Dauer (28 Meter Film) orientiert, einseitig ist und nicht ausreicht. Ein *Humanist*, der an eine weitgehende Freiheit des Tuns und Lassens glaubt, würde vermutlich über gewisse Handlungen des Films sagen: „Diese Schweine sollen das lassen!“; er würde sie als einzelne, aufgesetzte und in einem Kunstwerk nicht erforderliche Szenen ansehen. Er würde durch das allgemeine Sittlichkeitsempfinden der bürgerlichen Welt unterstützt werden, welches die dargestellten Handlungen für ausgefallen hält und ablehnt, obwohl es eine latente Neigung dafür empfindet. Die *Schrift* dagegen enthüllt, daß es sich gar nicht vordergründig um einzelne, zufällige Handlungen, um gelegentliche moralische Verfehlungen von sonst ehrbaren Leuten handelt, sondern daß es um einen Gesamtkomplex geht, im Rahmen dessen diese Verfehlungen nur Bruchteile eines umfassenden Tatbestandes sind. Die Schrift weist aus, daß mit andern Kategorien als dem humanistisch-moralischen gemessen werden muß. Der Komplex ist kein ethischer, sondern ein dogmatischer Tatbestand. Er heißt: Gericht, Zorn Gottes, Verhängnis des menschlichen Gerichtet- und Verlorenseins.

Die Schrift zeigt: Diese Leute können gar nicht anders, weil sie unter dem Verhängnis stehen. „Schweigen“ heißt in diesem Zusammenhang: Gottes Gnade ist für eine Zeitlang nicht erkennbar. Appelle helfen da nicht. Das Dasein hat seinen Sinn verloren. Übrig bleiben nur unverknüpfte vitale Bezüge. Vom Glauben (Römer 1, 17) her rückwärts gesehen, ist dieser Zustand Ausdruck der Gottlosigkeit. Gottlosigkeit äußert sich unter anderm in Gestalt sittlicher Verirrungen. Sünde ist Strafe und Gericht. „Die in vermessener Freiheit gewählte Möglichkeit des selbstmächtigen Lebens ist in Wahrheit, da Gott sein Urteil über die Menschen vollstreckt, die ihnen zugemessene Gebundenheit unter die eherne Notwendigkeit ohnmächtigen Sterbens“ (Günter Bornkamm, Das Ende des Gesetzes, 1952, S. 25). Der Titel des Films weist also eine weitgehendere Katastrophe auf als die einer sexuell verrückt gewordenen Welt. Anna und Ester sind Gerichtete, Prototypen unter dem Fluch Gottes. Deutlich wird dies, wie gesagt, erst durch die Erleuchtung vom Evangelium her: Weil Gottes Gerechtigkeit offenbar wurde, wurde auch das Gericht über die Gottlosigkeit erkennbar.

III.

Allerdings: Die Erkenntnis des umfassenden Verlorenseins unter dem Gericht bedeutet nicht die Erlaubnis zur Passivität. Nach der Schrift kann von Verhängnis nicht ohne Bezugnahme auf persönliche Schuld geredet werden. In geheimnisvoller Weise ist das Verhängnis des göttlichen Zorns mit dem eigenen Versagen verbunden, so daß das Opfer zugleich Subjekt und Objekt ist. Zeichen der Verlorenheit ist, daß die Frage der Schuld

im Zustand der Gottlosigkeit gar nicht gestellt wird. Der Film läßt daher auch die Frage offen, in welcher Weise die Situation herbeigeführt wurde. Der Gedanke an Schuld kommt den Handelnden überhaupt nicht in den Sinn. Ihr Verhalten ist in sich und untereinander gänzlich unkausal. Sie folgen dem momentanen Impuls ohne jede Hemmung und tun so, als seien Koordinaten, in die sich Denken, Fühlen, Handeln, Leiden einordnen, nicht vorhanden. Es gibt weder Begründungen (außer Lust und Laune) noch Rechtfertigungen, weder Rücksichtnahme noch Tabus, weder Gebote noch Normen. Natürlich geht bei solcher Maßstabslosigkeit die Würde des Menschen vor die Hunde. „Gleichwie sie nicht geachtet haben, daß sie Gott erkannten, hat sie Gott auch dahingegeben in verkehrten Sinn, zu tun, was nicht taugt“ (Römer 1, 28).

Der Gedanke der Schuld (inmitten des Verhängnisses) hätte ihnen – folgt man Römer 1, 20–21 – kommen müssen, das Gesetz der Welt hätten sie spüren können, denn „Gott hat sich nicht unbezeugt gelassen“. Ihr Wesen hätte nicht auszubrennen brauchen. Es gibt keine Entschuldigung dafür (Römer 1, 20), daß nur Leere übrigbleibt. Den Rest nennt Bergman „die Hölle“.

IV.

Den umfassenden Komplex des Gerichts, wie er in Römer 1, 18–32 zusammengefaßt wird, entfaltet Bergman der Reihe nach in sieben Bilderfolgen, wobei er einige Punkte nur flüchtig streift, andere um so kräftiger ausführt. Seinen Begriff „die Hölle“ zu übernehmen, erweist sich als nicht zweckmäßig, weil der Begriff im Lauf der Zeit mißverständlicher geworden ist und von den meisten mit Feuer und Abgrund in Verbindung gebracht und so verfremdet wird. „Gericht“ scheint mir biblischer und deutlicher.

1. Gerichtet- und Verlorensein ist Leere und fehlendes Gegenüber. Der Film kleidet dies in die Bilder der gestaltlosen Landschaft, die aus dem fahrenden Zug sichtbar wird, in leere Gänge, ermüdende Fahrten, hohe Hotelzimmer, und fügt Langeweile, drückende Hitze und eine unverständliche Sprache hinzu. Nur einmal wird der Himmel zwischen Mauern sichtbar; er ist grau und verschlossen.

2. Gerichtet- und Verlorensein ist vergebliches Bemühen, ein sinnvolles Leben zu führen. Ester wird weder mit sich noch mit anderen fertig. Sie wird „Übersetzerin“ genannt, vermag aber weder die fremde Sprache noch ihr eigenes Verlangen zu verstehen noch Liebe zu übertragen. Ihre Wünsche verkehren sich in Rausch und Selbstbefriedigung.

3. Gerichtet- und Verlorensein ist Kontaktlosigkeit. Die Schwestern haben sich nichts mehr zu sagen. Ihre Beziehungen sind brutal oder wortlos. Wer Gott nicht mehr reden hört, wird auch seinen Mitmenschen nicht mehr hören und verstehen. Hat er nichts, dem er sich hingeben kann, gibt er sich den Instinkten und Trieben hin. Diese gewinnen jedoch bald solche Gewalt über ihn, daß sie zur Selbsterniedrigung führen, zum Ekel an sich, an andern und an der Welt.

4. Gerichtet- und Verlorensein ist auch das qualvolle und hoffnungslose Zugrundegehen, wie es bei Ester gezeigt wird.

5. Gerichtet- und Verlorensein ist die Bedrohung der Welt durch Selbstzerstörung, im Film gleichnishaft durch die Panzer dargestellt.

6. Gerichtet- und Verlorensein äußert sich auch in der scheinbaren Lebendigkeit und Betriebsamkeit, wie sie auf dem Rummelplatz der Straße und in der Bar sichtbar wird. Die innere Leere wird durch die ausdruckslosen und schemenhaften Gesichter enthüllt.

7. Gerichtet- und Verlorensein ist schließlich das Mitleidenmüssen der mehr oder minder unschuldigen Kinder: der Junge muß sehen und miterleben, ohne verstehen, ohne sich wehren, ohne sich retten zu können. Er wird in das Verderben der Erwachsenen hineingerissen.

So gesehen, kann die Bergmansche Bilderfolge nichts als Schrecken und Erschütterung

über die unter dem Zorn Gottes stehende Welt hervorrufen. Diese Erschütterung reicht weit über drei Szenen hinaus, die in dieser Art im Film noch nicht gezeigt wurden, aber weder der Literatur noch der Bibel fremd sind.

V.

Man wird in der Diskussion nun gewiß nicht den Pestalozzifinger erheben und von oben herunter erklären: Hier wird gezeigt, wie das Dolce-Vita endet; so geht es in der Welt zu, wenn Gott aufgegeben und dem Nihilismus gehuldigt wird; jeder kann sehen, am Ende der Gottlosigkeit steht der seelenlose Sexualismus! Dies zu sagen wäre richtig, aber zu wenig. Man kann ja ein Gericht über andere nicht begrüßen, kann nicht zufrieden sein, wenn es sie im Gericht festhält oder wenn sie es nicht einmal begreifen. Grenzsituationen sind nun einmal nicht ohne weiteres gleichbedeutend mit Bereitschaft zu Glaube und Gnade. Der Pharisäismus „Gott, ich danke dir, daß ich nicht so bin ...“ ist die falsche Konsequenz aus dem Film, denn sie fällt unter das Urteil von Römer 1, 32, wo es heißt, daß sich das Gericht auch bei denen vollziehe, die zusehen und an diesem Gericht Gefallen haben.

VI.

Darum fordert der Film geradezu die Verkündigung der Gnade im Gericht heraus. Die Schrecklichkeit des Dargestellten bietet den Anlaß für den Hinweis und die Verkündigung des rettenden Glaubens an Christus. Die Meinungen darüber sind verschieden, ob der Film schon von sich aus beim Zuschauer die Sehnsucht nach Gott wecke, also durch die Darstellung des Negativen positiv wirke. Beeinflußt er in diesem Sinn, so ist der Acker für das Wort bereitet. Fehlt diese Wirkung, so besteht dennoch die Verpflichtung, das Heil zu sagen. Alles, was von der Aufgabe Christi geschrieben ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, hat hier seinen Platz. Man wird dabei den Zusammenhang mit Römer 1, 17 und 3, 17 aufdecken können und das Gericht Gottes, das eigentlich und an und für sich *Endgericht* ist, als ein Gericht mit Hoffnung auf Rettung verstehen lehren, weil Gott, wie die Schrift sagt, durch Christus uns mit sich selbst versöhnt hat. Von dieser Botschaft fällt Licht auf den Film, der selbst so gut wie keine Hoffnung aufkommen läßt. Gerichtet- und Verlorensein ist darum – das verkündet Christus – nicht Gottes letztes Wort. Das Gericht ist letztlich ein Durchgang und, da der Deus absconditus ein revelatus wird, eine Sache der Hoffnung. „Nur der Gefangene wird frei; nur der Arme wird reich; nur der Schwache wird stark; nur der Demütige erhöht; nur das, was leer ist, wird voll, nur das Nichts wird etwas“ (Luther). (Dieses Zitat meint natürlich nicht, man müsse erst alle Stufen des Films durchlaufen, um zum Evangelium zu kommen.)

VII.

Zusammengefaßt: Ich schlage vor, dort, wo der Film Erschütterung verursacht, eine Analyse im theologischen Sinn zu versuchen, wobei sich Römer 1, 18–32 als Handleite anbietet, und dann die Botschaft von der Gnade im Gericht als Kontrapunkt dagegen zu setzen (Römer 1, 17). Außerdem lassen sich u. a. folgende Fragen, die der Film hervorruft, diskutieren:

1. Darf das Gericht Gottes gezeigt werden unter Verschweigung des Evangeliums? Ist das eine heilsame Möglichkeit?

2. In welcher Weise sind Verhängnis, persönliche Schuld und Schuld der Gesellschaft miteinander verhakht?

Dr. Gerber

Inzwischen ist die Diskussion ein wenig abgeflaut, aber ich glaube, man wird den Film nicht aus der Erinnerung lassen, denn noch nie hat ein Film die Öffentlichkeit so sehr erregt wie dieser.

Auch der Evang.-Luth. Landeskirchenrat in München stellte den Pfarrern eine Handreichung zur Verfügung.

Zu dem Film „491“ erging folgende

ERKLÄRUNG DER BISCHOFSKONFERENZ DER
VEREINIGTEN EVANGELISCH-LUTHERISCHEN KIRCHE DEUTSCHLANDS ZUM FILM „491“

Die Bischofskonferenz der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands hat sich unter dem Vorsitz von Landesbischof D. Hanns Lilje auf ihrer Sitzung am 10. Juni in Berlin eingehend mit der Unruhe befaßt, die durch den Film „Das Schweigen“ entstanden ist, und in dem Zusammenhang auch über die Fragen gesprochen, die der angekündigte Film „491“ stellt.

Die in den Vorankündigungen bekanntgewordenen Tatsachen veranlassen die Bischofskonferenz, schon jetzt folgendes zu erklären:

1. Der Film „491“ mißbraucht die Freiheit der Meinungsäußerung, wenn er bestimmte abwegige menschliche Triebe öffentlich einseitig und schamlos darstellt. Die Verirrungen der Menschen werden nicht dadurch überwunden, daß man sie unter Mißbrauch künstlerischer Kategorien hart zur Schau stellt, sondern dadurch, daß sie von Gott vergeben werden.

2. Wir dürfen uns den Auftrag und die Freiheit, Menschen, insbesondere junge Menschen, zu einem von Gott geordneten Leben zu erziehen, nicht beschränken und stören lassen. Deshalb sind wir entschlossen, alles, was rechtlich möglich ist, zu tun, um die Aufführung des Films zu verhindern, und fordern hiermit alle Christen auf, an ihrem Ort das gleiche zu tun und gegen die Aufführung zu protestieren. Wir trauen dem gesunden Urteil unserer Jugend zu, daß sie sich die Freiheit bewahrt, den Mißbrauch der Freiheit mit Namen zu nennen und abzulehnen.

Aus der Fülle der zu diesem Film ergangenen kirchlichen Kritik, Ablehnung und Ermahnung sei die als Flugblatt verbreitete Stellungnahme des Berliner Superintendenten Dr. Rieger auszugsweise wiedergegeben.

... Wir glaubten, mit dem Film „Das Schweigen“ sei die Grenze des Zumutbaren erreicht. Wir irrten: ein neuer Film aus Schweden mit dem Titel „491“ ist im Kommen. Der Titel bezieht sich auf das Christuswort Matth. 18, 22, der Mensch solle nicht siebenmal, „sondern siebenzigmal siebenmal“ verzeihen. Der Film will den 491. Fall darstellen, der sich der Vergebbarkeit entzieht. Damit sind die Methoden gemeint, die schwedische Wohlfahrtsstellen praktizieren, um schwer erziehbare und straffällig gewordene Jugendliche in die Gesellschaft wieder einzugliedern ...

Wir sind uns selbst zu schade, um uns derartige Filmprodukte anzusehen. Wir wollen diesen Film nicht sehen – weder gekürzt noch ungekürzt. Uns sind auch – von unseren Gemeindegliedern ganz zu schweigen – unsere Mitbürger zu schade, die der Werbung ausgesetzt sein werden, sobald der Film angelaufen ist. Und wir hoffen, daß sich kein Besitzer eines Filmtheaters finden wird, der seine Kinobesucher so tief erniedrigt, um selber finanziell auf seine Rechnung zu kommen.

Aber es wäre töricht, einen Film auszusondern, um einen Protest anzumelden, der im Grunde schon lange fällig ist. Der Film „491“ deutet ja nur das vorläufige Endstadium einer Entwicklung an, die schon lange bemerkt werden konnte ... Filmtechnisch „gekonnt“ oder „nicht gekonnt“ – darauf kommt es uns in unserem Zusammenhang gar nicht an. Es kommt uns darauf an, daß allen sogenannten Massenmedien Grenzen gesetzt sind, die um des Menschen willen nicht überschritten werden dürfen. Wo die Grenzpfähle genau hingehören, darüber kann diskutiert werden. Daß es sie gibt, darüber sollte unter uns kein Zweifel sein. Wer mit Filmproduktion zu tun hat oder im Film-

geschäft steht, sollte dessen bewußt sein. Es geht nicht ums Moralisieren oder um sittliche Maßstäbe einer vergangenen Epoche. Es geht um viel mehr, eben um das Bewußtwerden jener heilsamen Grenzen, ohne die der Mensch sich aufgibt und zugrunde geht. Es geht schließlich um den Mißbrauch jener Freiheit, auf die wir in Westdeutschland und West-Berlin so stolz sind.

...
Alles Pharisäertum in dieser Sache wäre fehl am Platz. Und das Seufzen darüber, daß die Vergangenheit doch besser und sauberer war als die Gegenwart, ist auch vom Übel. Die Entwicklung, von der wir sprachen, wäre nicht möglich gewesen ohne unser eigenes schuldhaftes Versagen in den Zeiten, die hinter uns liegen. Aber gerade diese Überlegung sollte uns aufhören lassen und uns bestärken in der Überzeugung, die jetzt laut werden müßte, daß Finanzen und Kapital bei uns nicht das letzte Wort haben dürfen, wenn es um den Menschen geht.

Man hat uns gesagt, wir müßten „mit der Bombe leben“. Darüber läßt sich vieles sagen. Aber es ist bestimmt nicht unser Schicksal, sondern unser eigener Wille und unterliegt unserer eigenen Entscheidung, ob wir mit jenen „Sex-Bomben“ zu leben gewillt sind, die uns die Filmindustrie schier am laufenden Bande liefert.

Schluß damit!

Den gesamten Komplex der von Professor Röpke geschilderten Demoralisierung des öffentlichen Lebens nahm ein Wort des Rates der EKD in den Blick und Griff, das am Buß- und Betttag 1964 erschien und in vielen Gottesdiensten verlesen wurde:

WORT DES RATES DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN DEUTSCHLAND
ZUM BUSS- UND BETTAG 1964 (18. NOVEMBER 1964)

Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland wendet sich zum Buß- und Betttag mit folgendem Wort an die Gemeinden der westlichen Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland:

Die Zeichen moralischer Entartung in unserem öffentlichen und privaten Leben mehren sich in erschreckender Weise. Es erscheinen Aufsätze und Bilder in Illustrierten, auch Bücher, die – zuweilen unter dem Deckmantel der Sozialkritik oder angeblicher moralischer Entrüstung – Vorgänge des geschlechtlichen Lebens, ja abartige menschliche Triebe unter Verletzung der Scham behandeln. Filme zerren Intimstes an die Öffentlichkeit oder überbieten einander in der Darstellung von Grausamkeiten. Alkohol und Sexualismus verwüsten ungezählte Ehen. Die Zahl der Abtreibungen ist erschütternd groß. Oft genug verwandelt brutale Rücksichtslosigkeit unsere Straßen – insbesondere an den Sonntagen – in Stätten des Grauens.

Viele machen mit; die Öffentlichkeit schweigt weithin. Einem staatlichen Eingreifen sind Grenzen gesetzt. Die Selbstkontrolle der Verantwortlichen aber droht zu versagen, weil feste und gemeinsame Maßstäbe fehlen.

Uns Christen, unsere Gemeinden und Kirchen beschämen diese Tatsachen tief, weil sie Zeichen der Wirkungslosigkeit unserer Verkündigung und Erziehung sind und unsere Passivität auf vielen Gebieten unseres öffentlichen Lebens enthüllen. Wir sind in der Gefahr, unter die Diktatur der Unanständigkeit zu geraten.

Der Buß- und Betttag ruft uns auf, auch auf diesen Gebieten wachsam zu werden und ein Neues zu pflügen.

Wir sind gewarnt. Uns ist gesagt: „Irret euch nicht! Gott läßt sich nicht spotten. Denn was der Mensch sät, das wird er ernten.“

Wir sind besonders gefordert. Uns gilt das Wort unseres Herrn: „Ihr seid das Salz der Erde.“

Wir haben die Pflicht, nicht nur uns selbst, sondern auch unsere Umgebung, vor allem unsere Kinder, unser Dorf und unsere Stadt, unser Land und Volk vor Fäulnis zu bewahren, den Mißbrauch der Freiheit, die Verwirrung der Gewissen, die Entehrung der Frau, die Verletzung der Menschenwürde furchtlos beim Namen zu nennen und zum Widerstand gegen die Verwüstung der Seelen aufzurufen.

Wir sind durch Gottes Gnade besonders verpflichtet. Über uns steht die Verheißung und der Auftrag des Herrn: „Ihr seid das Licht der Welt.“ Wir wissen aus Gottes Wort, wozu der Mensch auf der Welt ist. In Gottes Geboten haben wir Maßstäbe, die auch heute für jedermann gelten. Wir sind dazu berufen, unseren Wohlstand zu meistern, dabei die großen Nöte in unserer Nähe und in der Ferne nicht zu vergessen, die guten Gaben Gottes maßvoll und dankbar zu genießen, das Massenangebot an Unterhaltung mit sorgfältiger Auswahl zu gebrauchen, auch alle gute Produktion in Presse und Film, Rundfunk und Fernsehen zu fördern, unserer Jugend neue, gesunde Leitbilder von Ehe und Familie, von Leben und Zukunft zu geben.

Unser Herr Jesus Christus spricht: „So soll euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“

H. Der Dienst der Kirche an den Kriegsdienstverweigerern aus Gewissensgründen¹²

Die Sorge für die Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen gehört zu den ständigen Pflichten der Kirche. Der Beauftragte der EKD für Fragen der Kriegsdienstverweigerung und Ersatzdienstleistung, Präses Professor D. Dr. Beckmann, nahm sie praktisch wahr; er verhandelte mit den zuständigen Ministerien über Änderungen in der personellen Zusammensetzung der Prüfungsausschüsse und Verbesserungen des Anerkennungsverfahrens sowie über die Gestaltung des Wehrrersatzdienstes. Für die Einzelarbeit beschloß der Rat die Berufung eines theologischen Referenten in die Kirchenkanzlei.

Eine von Präses Professor D. Dr. Beckmann einberufene Tagung in der Evangelischen Akademie in Mülheim/Ruhr, an der Vertreter der Landeskirchen, der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung der Kriegsdienstverweigerer, der beteiligten Bundesministerien und Abgeordnete des Deutschen Bundestages teilnahmen, beschloß, dem Rat der EKD folgende Bitten zu unterbreiten:

1. Die Grundsatzdebatte über die Frage des Friedens im technischen Zeitalter mit Nachdruck fortzuführen und mit den Fragen der Kriegsdienstverweigerung und des Friedensdienstes zu verbinden;
2. die theologische Grundsatzbesinnung über die Frage der Kriegsdienstverweigerung und des Ersatzdienstes in Weiterführung der Beschlüsse der Synoden der EKD von 1950 (Weißensee) und 1952 (Elbingerode) wiederaufzunehmen und fortzuführen;
3. die Beschlüsse des Exekutivkomitees des Weltrates der Kirchen in Odessa zum Thema „Abrüstung heute“ in Gemeinden bekanntzugeben und zu bearbeiten;
4. kirchliche Schritte bei Regierung und Bundestag zu unternehmen mit dem Ziel, den Ersatzdienst so zu gestalten, daß er als ziviler und internationaler Friedensdienst geleistet werden kann;
5. sich dafür einzusetzen, daß die strafrechtliche Verfolgung von Ersatzdienstverweigerern aus Gewissensgründen („Zeugen Jehovas“) eine bessere Regelung erfährt,

12. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1960, S. 118 ff.; 1961, S. 32 ff.; 1962, S. 130 ff.; 1963, S. 123 f.

indem die Ersatzdienstverweigerung nicht als strafbare Handlung, sondern als Ordnungsvergehen behandelt wird;

6. folgende praktische Maßnahmen zu treffen, um eine sachgemäße Regelung der Seelsorge an den Gruppen der Ersatzdienstleistenden zu gewährleisten:

a) Berufung eines hauptamtlichen Bearbeiters aller Fragen der Kriegsdienstverweigerung und des Ersatzdienstes,

b) Einrichtung einer entsprechenden Dienststelle.

In der DDR wurden auf Anordnung des Nationalen Verteidigungsrates der DDR vom 7. September 1964 Baueinheiten des Ministeriums für Nationale Verteidigung aufgestellt. Die Einheiten haben die Aufgabe, Arbeitsleistungen im Interesse der Deutschen Demokratischen Republik zu erfüllen. Dazu gehören insbesondere:

a) Mitarbeit bei Straßen- und Verkehrsbauten sowie Ausbau von Verteidigungs- und sonstigen militärischen Anlagen;

b) Beseitigung von Übungsschäden;

c) Einsatz bei Katastrophen (§ 2 der Anordnung).

Läßt dieser Katalog schon erkennen, daß der von den Angehörigen der Baueinheiten abzuleistende Dienst einen waffenlosen Militärdienst darstellt, so wird dieser Sachverhalt eindeutig klar durch die beiden ersten Sätze des von den Angehörigen der Baueinheiten abzulegenden Gelöbnisses:

Ich gelobe: Der Deutschen Demokratischen Republik, meinem Vaterland, allzeit treu zu dienen und meine Kraft für die Erhöhung ihrer Verteidigungsbereitschaft einzusetzen.

Ich gelobe: Als Angehöriger der Baueinheiten durch gute Arbeitsleistungen aktiv dazu beizutragen, daß die Nationale Volksarmee an der Seite der Sowjetarmee und der Armeen der mit uns verbündeten sozialistischen Länder den sozialistischen Staat gegen alle Feinde verteidigen und den Sieg erringen kann.

Zweifellos stellt die Anordnung einen Fortschritt dar, indem sie für Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen die Möglichkeit eines ohne Waffen und Waffenausbildung zu leistenden Dienst schafft, aber das Entgegenkommen bleibt auf halbem Wege stehen, indem als Alternative zum Wehrdienst kein wirklicher Friedensdienst angeboten wird. So blieben bei aller Dankbarkeit für die getroffene Regelung Wünsche der Kirche, die sie um der Freiheit und Bindung des Gewissens willen vertritt, unerfüllt. Auf der Novembertagung der Synode der schlesischen Kirche sagte Bischof D. Fränkel darüber:

Im September dieses Jahres hat der Nationale Verteidigungsrat eine Anordnung über die Aufstellung von Baueinheiten erlassen, in der ein Dienst ohne Waffen für diejenigen vorgesehen wird, „die aus religiösen Anschauungen oder aus ähnlichen Gründen den Wehrdienst mit der Waffe ablehnen“! Ich halte es für einen Vorgang von grundsätzlicher Bedeutung, daß hier ernste christliche Gewissensbedenken eine gesetzliche Verankerung gefunden haben, zumal entsprechende Regelungen keineswegs in allen Staaten der westlichen Welt zu finden sind. Ich weiß aus Gesprächen mit jungen Menschen, daß sie diese Anordnung dankbar begrüßen. Aber die Wahrhaftigkeit gebietet mir, auch davon offen zu sprechen, daß aufrichtige junge Christen, die sich keineswegs um einen Dienst für Staat und Gesellschaft drücken wollen, in ihrem Gewissen beschwert sind, daß dieser Ersatzdienst zu nahe an der Waffe liegt. Nach zwei furchtbaren Weltkriegen mit ihren unermesslichen Opfern und der schweren Schuld, die unser Volk unter Hitler auf sich

geladen hat, ist es verständlich, wenn junge deutsche Menschen nach einem Ersatzdienst suchen, der als unmittelbarer Dienst am Mitmenschen eindeutige Zeichen des Friedens und der Versöhnung aufrichtet. Ich halte es für eine seelsorgerliche Pflicht der Kirche, mit den verantwortlichen Männern des Staates darüber zu sprechen, wie dieser echte Friedens- und Versöhnungswille in einer angemessenen und unserem ganzen deutschen Volk dienlichen Weise seine Erfüllung finden kann.

Der von der Regionalsynode Ost der Berlin-Brandenburgischen Kirche in der Frage des Wehrrersatzdienstes gefaßte Beschluß ist im Abschnitt „Die Kirchen in der DDR“ (s. u.) wiedergegeben.

In gleicher Richtung geht eine Entschlieûung der Anhaltischen Landessynode; auch sie erkennt dankbar an, daß die Aufstellung der Baueinheiten eine Berücksichtigung der Gewissensbedenken von Waffendienstverweigerern darstelle, bittet aber, einen nichtmilitärischen Ersatzdienst einzurichten und bis dahin die Verweigerung des Dienstes in den Baueinheiten nicht als Straftat im Sinne des Wehrpflichtgesetzes zu ahnden.

I. Vom Dienst der Kirche an der Familie¹³

Die Ehe- und Erziehungsberatung gewinnt immer größere Bedeutung. Zur Heranbildung geeigneter hauptberuflicher und ehrenamtlicher Mitarbeiter für die zahlreichen Beratungsstellen wurde im Mai 1964 das „Evangelische Zentralinstitut für Familienberatung“ in Berlin eröffnet. Das Institut soll auf der Grundlage wissenschaftlicher Forschung und Erkenntnisse eine umfassende Aus- und Fortbildung in allen für den Beratungsdienst wichtigen Gebieten verfolgen. Außerdem finden Kurse für verschiedene Berufsgruppen – Pfarrer, Lehrer, Sozialarbeiter, Mitarbeiter in der Telefonseelsorge usw. – statt. Als Dozenten sind Fachleute aus den Gebieten der Medizin, Pädagogik, Psychagogik, Psychologie, Psychotherapie, Rechtswissenschaft, Soziologie und Theologie tätig. Die Institutsarbeit hat einen verheißungsvollen Anfang genommen.

SCHLUSS

Das nach zwei Seiten hin zu führende und geführte Gespräch der Kirche in dem des eindrucksvollen Glanzes und der augenfälligen Ereignisse und Erfolge ermangelnden kirchlichen Normaljahr 1964 hatte als eigentlichen und wesentlichen Inhalt das Evangelium. Daß das Evangelium das Evangelium bleibe und als Evangelium verkündigt, gehört und wirksam werde, war Inhalt und Anliegen dieses Gesprächs. Es ging darin zugleich um die unverfälschte und unverkürzte Reinheit des Evangeliums, das seine Mitte in der Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders hat, wie um seine unerschöpfliche schöpferische Fülle, deren befreiende Wirkung in alle Bereiche und Bezüge des Lebens und Zusammen-

13. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 137.

lebens der Menschen, Völker, Staaten, Wirtschafts-, Gesellschafts- und Weltanschauungssysteme hineinreicht. Indem die evangelische Christenheit in Deutschland 1964 ihre Aufmerksamkeit und Anstrengung darauf richtete, die ihr anvertraute und aufgetragene Wahrheit so gehorsam wie möglich zu sagen und so demütig dienend wie möglich in die Welt zu tragen, tat sie das ihr im konkreten Jetzt und Hier als geboten, notwendig und möglich Erscheinende in der Offenheit und Bereitschaft für das Kommende.

II. Die Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik

Von Erwin Wilkens

1. IM POLITISCHEN SPANNUNGSFELD ZWISCHEN OST UND WEST

Das wichtigste Datum des Jahres 1964 für das politische Spannungsfeld zwischen Ost und West, in dem sich auch die Kirchen immer wieder neu zu orientieren haben, ist die am 14. und 15. Oktober erfolgte Amtsenthebung Nikita Sergejewitsch Chruschtschows von seinen Ämtern als Erster Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei und als sowjetischer Ministerpräsident. Als Chruschtschow nach dem Tode Stalins im März 1953 die Leitung der sowjetischen Politik übernahm, begann eine Entwicklung, die man als Reformbewegung bezeichnen kann. Die Reform beruhte freilich weniger auf weiterführenden Bemühungen um die eigenen ideologischen Grundlagen als vielmehr auf einer bewußten und wirksameren Berücksichtigung innen- und außenpolitischer Gegebenheiten.

Innenpolitisch ist mit dem Namen Chruschtschows die von ihm auf dem 20. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 eingeleitete Entstalinisierung verbunden. Im Westen wird oft übersehen, daß es sich hierbei um den Beginn einer umfassenden Bewegung handelt, die das Sowjet-System an die Erfordernisse der modernen Industriegesellschaft angleicht. Am meisten fortgeschritten scheint ein wirtschaftlicher Revisionismus zu sein, der über eine gewisse Lockerung ideologischer Bestimmtheiten zur Stärkung einer sachgerecht denkenden Schicht von Managern, Technikern und sonstigen gesellschaftlichen Praktikern führen muß. Es gehört zu den verheißungsvollsten Aspekten dieser Entstalinisierung, daß sie offenbar nicht auf einen ökonomischen Kern beschränkt bleiben kann, sondern sich auf weitere Bereiche des menschlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Lebens auswirken muß.

Die außenpolitisch ebenfalls mit dem Namen Chruschtschows verbundene Formel der friedlichen Koexistenz zwischen Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnungen ist lediglich die Außenseite derselben Bewegung. Als Prinzip sowjetischer Außenpolitik geht sie freilich schon auf Lenin zurück, der mit ihr das ideologische Ziel der eigenen Weltpolitik praktikabel machte. Aber Chruschtschow leitete offenbar eine neue Phase der Koexistenzpolitik ein, zu der er

erst auf mancherlei Umwegen fand, wie sich vor allem an dem Berlin-Ultimatum von 1958 und an dem Kuba-Unternehmen von 1962 zeigte. Aus zwei Gründen begegnete und begegnet bis heute die Koexistenzformel großem Mißtrauen im Westen. Einmal verknüpfte Chruschtschow sie mit der Erhaltung des Status quo, also mit dem Festhalten an den territorialen und machtpolitischen Ergebnissen des Zweiten Weltkrieges. Auf diese Weise aber wurden zugleich die Krisenherde der Welt aufrechterhalten, für die die Koexistenzformel keine eigentliche Lösung bedeutete. Der geplante, aber nicht mehr zustande gekommene Besuch Chruschtschows in Bonn deutet darauf hin, daß ihn unter diesem Aspekt die Deutschlandfrage offenbar mehr beunruhigte, als dem Außenstehenden deutlich wurde. Der zweite Grund für ein bleibendes Mißtrauen gegenüber der Koexistenzformel ist ihre Stellung innerhalb der marxistisch-leninistischen Doktrin. Die Überzeugungen von der ideologisch begründeten Überlegenheit des östlichen Sozialismus gegenüber den westlichen Gesellschaftsstrukturen und das Festhalten an dem Ziel einer revolutionären Umwälzung der Welt zugunsten von Gerechtigkeit und Freiheit für Mensch und Gesellschaft begründen die These, daß die Koexistenzmöglichkeit nur für die politische Praxis in der gegenwärtigen Zwischenphase der Geschichte, nicht aber für die Ideologie und deren endgültige Ziele gelte. Es ist klar, daß diese These im Westen nicht genügen kann, da sie zu viele unbekannte und unsichere Faktoren enthält.

Das Verhalten Chruschtschows erweckte zuweilen den Eindruck, daß seine Koexistenzformel sowohl klarer Denkgrundlagen wie der Zielsetzung einer gestalteten Ordnung entbehrte, sondern zunächst mehr die Faustregel des improvisierenden Praktikers war. Sicherlich aber stellte sie mehr als ein bloßes taktisches Manöver oder ein Stück Dialektik des Marxismus-Leninismus dar, wie an dem von Chruschtschow so konsequent ausgetragenen Konflikt der Sowjetunion mit der Volksrepublik China hinsichtlich des Verhältnisses zu den nicht-kommunistischen Staaten und ihrer Überwindung deutlich wird. Es mag gewagt erscheinen, die von John F. Kennedy vertretene „Strategie des Friedens“ und die von Nikita S. Chruschtschow offenbar am Ende seiner politischen Laufbahn angesteuerte Politik einer weiterentwickelten Koexistenz miteinander zu vergleichen. Jedenfalls muß man es zu den tragischen Erscheinungen der Geschichte rechnen, daß diese beiden bedeutenden Gegenspieler der Weltpolitik die konvergierenden Elemente ihrer politischen Einsichten nicht mehr in einem bewußten Zusammenspiel haben einsetzen können.

Es ist nicht zufällig, daß das Verhalten der neuen Männer im Kreml, des Parteichefs Leonid Breschnew und des Regierungschefs Alexej Kossygin, sowohl im Osten wie im Westen der Frage begegnet, ob sie innenpolitisch den Kurs der Entstalinisierung und außenpolitisch die Richtschnur der Koexistenz beibehalten. Wenn nicht alles täuscht, werden sie in beiderlei Hinsicht den Bahnen Chruschtschows folgen, aber sie werden es mit veränderten Methoden und bestimmten Akzentverschiebungen tun. Das ungeklärte Verhältnis zwischen der praktischen Politik und ihrer ideologischen Grundlegung ruft nach einer stärkeren systematischen Durchdringung. Der intuitive Pragmatismus und die unberechenbare Improvisation Chruschtschows werden der kühlen Kalkulation weichen. In diese Richtung weist auch der Versuch, durch eine ideologische Straffung das gestörte Verhältnis zwischen der UdSSR und der Volksrepublik China noch einmal zu

revidieren. Für die neue sowjetische Führung kommt die Aufgabe hinzu, die fortschreitende Entwicklung des ehemals monolithischen Ostblocks in Richtung auf eine Gemeinschaft von Verbündeten zu bewältigen. So deutet am Ende der Berichtszeit 1964 vieles darauf hin, daß die Welt des Ostens zunächst eine Phase der ideologischen Selbstbesinnung und einer internen Auseinandersetzung durchlaufen wird, die für neue Formen der Begegnung und des Interessenausgleichs zwischen Ost und West keine günstigen Bedingungen bietet. Wenn aber die These richtig ist, daß die unter Chruschtschow respektierten Strukturveränderungen des östlichen Sozialismus und der von ihm bestimmten Staatenwelt im Wesen der modernen Gesellschaft und in weltpolitischen Notwendigkeiten begründet waren, dann kann eine solche Phase neuer Abschließung nicht von langer Dauer sein. Allerdings kündigt sich bereits an, daß der Konflikt um Vietnam ein Prüfstein für die weitere Entwicklung sein wird.

Auch die DDR nimmt selbstverständlich an den auf der eigenen gesellschaftlichen Situation beruhenden inneren Strukturveränderungen der sozialistischen Staaten des Ostens teil. Die partnerschaftliche Entwicklung der politisch und militärisch im „Warschauer Pakt“, wirtschaftlich im „Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe“ (Comecon) zusammengeschlossenen Staaten mußte zu einer allgemeinen Stärkung der DDR führen. Freilich muß man zugestehen, daß hier der innenpolitische Konsolidierungs- und der außenpolitische Emanzipationsprozeß schwierigeren Bedingungen unterliegt als bei den anderen Mitgliedern der östlichen Völkerfamilie. Die nationale Komponente, die in der beschriebenen Entwicklung der sozialistischen Staaten keine geringe Rolle spielt, ist auf dem Hintergrund der deutschen Spaltung nur beschränkt verwendbar. Die DDR muß sich aus Gründen der Selbstbehauptung stärker als andere an ihre Bruderstaaten anlehnen und in diesem selben Maße sich kritisch gegen die Bundesrepublik Deutschland wenden. Um so höher muß es ein gerechtes Urteil veranschlagen, daß die DDR im Jahre 1964 eine Reihe von eigenen innen- und außenpolitischen Erfolgen erzielt hat. Besonders zu nennen ist der „Vertrag über Freundschaft, gegenseitigen Beistand und Zusammenarbeit“ mit der UdSSR vom 12. Juni 1964, der der DDR zwar nicht den ersehnten separaten Friedensvertrag mit der vollen Souveränität, wohl aber eine totale Bestandsgarantie brachte. Hinzu kommt eine wachsende außenpolitische, wirtschaftspolitische und kulturpolitische Rührigkeit, die vom Selbstbewußtsein des zweitgrößten Industriestaates des sozialistischen Ostens getragen wird. Diese Entwicklung kann nicht ohne Rückwirkungen auf die Bevölkerung der DDR bleiben. Unverkennbar ist die Bildung eines eigenen Staatsbewußtseins, das auch solche Bürger mit politischen Vorbehalten gegenüber Westdeutschland erfüllt, die dem eigenen Staatssystem reserviert oder kritisch gegenüberstehen. Immer mehr sprechen Beobachter von einer zunehmenden Entfremdung zwischen Menschen der beiden Teile Deutschlands. Dem neuen Passierscheinabkommen vom 24. September 1964 über den Besuch von Westberlinern bei Verwandten im anderen Teil der Stadt sowie der großzügigen Gewährung von Reisemöglichkeiten in die Bundesrepublik an Bewohner der DDR im Rentneralter kam eine um so größere Bedeutung zu.

Die Zukunftsperspektiven für eine baldige Normalisierung des Verhältnisses der beiden deutschen Teilstaaten zueinander oder gar für ihre Wiedervereinigung müssen unter diesen Umständen als nicht sehr hoffnungsvoll bezeichnet werden.

Eingespannt in die Disziplin ihrer großen Beschützer und Verbündeten bleibt beiden deutschen Teilstaaten nur ein geringer Spielraum für eigene Beweglichkeit in der Deutschlandpolitik. Es mehren sich die Stimmen, die für eine Wiedervereinigung Deutschlands nur mit sehr langen Fristen zu rechnen vermögen und sich eine solche überhaupt nur im Rahmen einer größeren politischen Gemeinschaft Europas vorstellen können. Auch derartige Zukunftsvorstellungen werden sich nicht automatisch verwirklichen. Daher verdienen zwei Denkschriften für das Jahr 1964 noch besonderer Erwähnung. Einmal handelt es sich um eine Aufzeichnung, die der Regierende Bürgermeister von Berlin Willy Brandt im August der Regierung der USA zur wirtschaftlichen Zusammenarbeit der westlichen Länder mit Osteuropa vorgelegt hat. Bedeutsamer noch ist eine politisch-wirtschaftliche Studie, die der Vorsitzende des „Bundes der Vertriebenen“ Dr. h. c. Wenzel Jaksch unter dem Titel „Westeuropa – Osteuropa – Sowjetunion. Perspektiven wirtschaftlicher Zusammenarbeit“ veröffentlichte. Derartige Vorschläge verzichten darauf, die Lösungen der Deutschlandfrage und der mit ihr zusammenhängenden europäischen Fragen vom diplomatischen Geschick oder von politischen Kraftäußerungen zu erwarten. Sie setzen vielmehr dazu an, das Verhältnis der Staaten und Völker zueinander von Grund auf neu zu ordnen.

Gibt es im großen und für die Zukunft eine gegenseitige Abhängigkeit über die Spaltungsgrenzen hinweg, so gibt es eine solche auch für die kleinen Dinge und für die Gegenwart. In der nüchternen Beurteilung, aber auch in der tatsächlichen Wahrnehmung solcher auf Gegenwart und Zukunft gerichteten Möglichkeiten hat die Christenheit heute für die politischen Dinge ihren vornehmlichen Beruf.

2. DAS VERHÄLTNISS VON STAAT UND KIRCHE

a) Allgemein

Im Verhältnis von Staat und Kirche in der DDR haben sich für das Berichtsjahr 1964 keine neuen Entwicklungstendenzen gezeigt. Vielmehr ist es bei den beiden Merkmalen verblieben, die sich für die öffentliche Stellung der Kirche und das Leben des Christen in der Gesellschaftsordnung des östlichen Sozialismus in den letzten Jahren herausgebildet hatten. Auf der einen Seite wurden die Bemühungen der staatlichen Organe fortgesetzt, mit den kirchlichen Amtsträgern auf allen Ebenen in Gesprächskontakte zu kommen. Im Hintergrund steht dabei auf politischer Seite die These, daß die Bejahung des sozialistischen Staates eine christliche Möglichkeit oder gar Notwendigkeit ist, wenn auch Christentum und Sozialismus in der Wurzel voneinander geschieden sind. Dieser Grundlage für den öffentlichen Umgang des Staates mit der Kirche und für den Verkehr der beiderseitigen Vertreter miteinander wird bei vielen Gelegenheiten in immer neuen Formulierungen laufend Ausdruck gegeben. Verständlicherweise bemüht sich besonders die CDU in der DDR um eine solche Sicht der Dinge. So heißt es bei dem Generalsekretär der CDU Gerald Göting, Stellvertreter des Vorsitzenden des Staatsrates der DDR (in einem Vorwort für die Dokumentensammlung „Christentum und Sozialismus heute“, erschienen 1964):

Die Deutsche Demokratische Republik, der erste Friedensstaat in der deutschen Geschichte, ist das Vorbild für ganz Deutschland. Dies gilt auch für die Aktivität und Mitarbeit der Christen in unserer Republik. Noch niemals zuvor hatten in Deutschland christliche Menschen die Möglichkeit, ihre individuelle Friedens- und Nächstenliebe mit einer auf die Sicherung des Friedens gerichteten und von Menschlichkeit erfüllten Politik so in Übereinstimmung bringen zu können, wie unser sozialistischer Staat sie ihnen bietet.

In Erkenntnis dieser Tatsache unternehmen die christlichen Bürger der Deutschen Demokratischen Republik große Anstrengungen, um Seite an Seite mit allen anderen demokratischen Kräften in gemeinsamer Arbeit unseren Arbeiter- und Bauern-Staat zu stärken und den Frieden zu festigen.

Der Vorsitzende des Staatsrates der Deutschen Demokratischen Republik, Walter Ulbricht, hat zu dieser Entwicklung entscheidend beigetragen. Seine Feststellung in der Programmatischen Erklärung vor der Volkskammer am 4. Oktober 1960, daß das Christentum und die humanistischen Ziele des Sozialismus keine Gegensätze sind, sowie sein historisches Gespräch mit einer Delegation von Theologen, kirchlichen Amtsträgern und christlichen Bürgern am 9. Februar 1961, in dem er die aktive Rolle der übergroßen Mehrheit der Christen in der DDR beim Aufbau anerkennend würdigte und darauf hinwies, daß Marxisten und Christen sich in den Fragen des Friedens und der Sorge für den Nächsten von den gleichen Zielsetzungen leiten lassen, haben jedem christlichen Bürger den Weg zur vollen und ganzen Mitwirkung bei der Gestaltung unserer sozialistischen Zukunft erschlossen. In dem bedeutsamen Gespräch des Vorsitzenden des Staatsrates mit dem Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen, D. Dr. Moritz Mitzenheim, am 18. August 1964 auf der Wartburg stand die gemeinsame humanistische Verantwortung im Vordergrund, die uns alle im Kampf um die Erhaltung des Friedens, um die Überwindung der von Bonn her drohenden Atomkriegsgefahr und um die friedliche Lösung unserer nationalen Frage miteinander verbindet. Diesem Gespräch vorausgegangen war die Kanzelabkündigung Bischof D. Dr. Mitzenheims, in der er aus Anlaß der Gedenktage an den Ausbruch der beiden Weltkriege die deutschen Menschen mahnt, dafür zu sorgen, daß nicht wieder ein neuer Weltkrieg entsteht. Das Wort des Landesbischofs ist von tiefer christlicher Verantwortung bestimmt. Es zeigt den Christen, was heute not tut, und hat in der gesamten Bevölkerung Anerkennung und Zustimmung gefunden.

Die Erklärungen und Feststellungen Walter Ulbrichts gehen von den Erfahrungen einer bald zwanzigjährigen vertrauensvollen Zusammenarbeit aus. Sie sind eine Ermutigung und gleichzeitig eine Aufforderung an Christen und Marxisten, dieses Zusammenwirken weiter zu vertiefen. Sie stärken das Vertrauen der christlichen Bürger zur Deutschen Demokratischen Republik und festigen dadurch die politisch-moralische Einheit unserer Bevölkerung. Sie zeigen den christlichen Bürgern, daß sie einbezogen sind in die sozialistische Entwicklung und einer gesicherten Zukunft entgegensehen.

In der Deutschen Demokratischen Republik haben die Menschen die Frage nach dem Sinn des Lebens eindeutig beantwortet: Der Sinn des Lebens besteht darin, das Leben menschlich zu gestalten, er besteht im Füreinanderdasein und in der Verantwortung für den Mitmenschen, für das Wohl der ganzen Gesellschaft, in der Beseitigung jeder und aller Quellen des Krieges.

Das Leben in unserer Republik und die tägliche Arbeit haben uns Christen erkennen lassen, wie eng sich christliche und sozialistische Ethik – bei allen bestehenden ideologischen Unterschieden – in diesen humanistischen Grundsätzen begegnen, wie sehr die christlichen Gebote der Friedensliebe, der Nächstenliebe und Brüderlichkeit mit den Interessen der ganzen sozialistischen Gesellschaft übereinstimmen.

Auf der anderen Seite wirkt sich aber die weltanschauliche Zielsetzung des

sozialistischen Staates dahin aus, daß die Lebensbedingungen für Kirche und christliches Bekenntnis unverändert schwierig bleiben. Man versteht das Verhältnis von Kirche und Staat in der DDR, kirchliches Reden und Handeln, auch den Umgang von Christen mit ihrem Staat und umgekehrt des Staates mit seinen christlichen Gliedern nicht, wenn man nicht diese beiden Komponenten im Staat-Kirche-Verhältnis im Auge hat.

Dem entsprechen auch die Urteile leitender kirchlicher Persönlichkeiten, indem sie auf der einen Seite die Möglichkeiten des Gespräches, auf der anderen Seite aber auch ständige Erschwerungen im Alltagsgeschehen hervorheben. So führt Landesbischof D. Gottfried Noth in seinem der Evangelisch-Lutherischen Landessynode in Dresden am 9. November 1964 erstatteten Tätigkeitsbericht aus:

Zwischen Vertretern der Räte der drei Bezirke Dresden, Leipzig und Karl-Marx-Stadt und Vertretern des Landeskirchenamtes haben in gewissen Abständen Aussprachen stattgefunden, in denen die schwebenden Fragen erörtert werden konnten. Ebenso kam es zu zahlreichen Gesprächen zwischen den Vertretern des Staates und der Pfarrerschaft auch in den Kreisen. Wir haben aus den Berichten darüber den Eindruck gewonnen, daß diesen Gesprächen gerade die rückhaltlose Offenheit, in der sie geführt worden sind, zugute gekommen ist. Es wäre nicht sachdienlich und unehrlich, wollte man verschweigen, daß man in vielen Fragen zu unterschiedlichen Urteilen gelangen mußte, je nachdem ob man sie vom marxistischen oder vom christlichen Standpunkt aus ansieht. Wo man Gemeinsamkeiten entdeckt – und solche gibt es sicher –, soll man sich dessen freuen. Wo die Meinungen auseinandergehen, soll man dem anderen die Aufrichtigkeit seiner Überzeugung zubilligen und diese achten. Nur so ist ein Zusammenleben von Menschen verschiedener Glaubensüberzeugungen und Weltanschauungen möglich und ersprießlich.

In ähnlicher Weise hat sich Generalsuperintendent D. Günter Jacob ebenfalls im November 1964 in seinem Synodalbericht für die Evangelische Kirchenleitung Berlin-Brandenburg (Ost) geäußert:

Das Verhältnis zu den kommunalen und staatlichen Behörden auf allen Ebenen hat sich in der Berichtszeit erfreulich verbessert. In zahlreichen sehr offen geführten Aussprachen zwischen Pfarrkonventen und den Räten der Kreise konnten mancherorts Schwierigkeiten und Spannungen behoben werden. Auf der Ebene der Bezirke waren die Kontakte zwischen den Bevollmächtigten der Kirchenleitung, bzw. Superintendenten, und den Räten der Bezirke wiederum im Klima der Sachlichkeit und der Offenheit mit der Ausnahme eines Bezirkes gut. Dabei ging es nicht nur um innerkirchliche Anliegen, sondern auch um die notvollen Fragen im Blick auf die Familienzertrennung, die uns als Seelsorgern ja besonders aufgetragen sind. Wir müssen aber beklagen, daß besonders in Bausachen noch viele Wünsche offengeblieben sind. So können wir es nicht verstehen, daß z. B. der so dringend notwendige Bau eines kapellenartigen Andachtsraumes im Jugendheim Hirschluch trotz unserer vielfachen Anträge und Bitten bis heute nicht genehmigt worden ist, obwohl diese Kapelle ausschließlich durch freiwilligen Einsatz der jungen Christen und ohne Inanspruchnahme zusätzlicher Baumaterialien errichtet werden soll.

Am 9. Januar 1964 kam es zu einer Begegnung zwischen dem Herrn Staatssekretär Seigewasser und seinen Mitarbeitern einerseits und der Kirchenleitung andererseits. In der Stephanus-Stiftung fand ein fünfstündiges, auf beiden Seiten sehr freimütig geführtes Gespräch statt. In einer großen Sachlichkeit wurden hier auch so heiße Eisen wie die

Frage nach dem Verhalten bei den Wahlen am 20. Oktober 1963, die Frage nach der Belastung durch eine staatlich unterstützte Jugendweihe-Propaganda und die Frage nach wichtigen Punkten im Jugend-Gesetz, die uns Anlaß zu großer Sorge boten, angeschnitten. Wir haben auf dieser Begegnung auch ganz offen die Frage nach der Rückkehr von Präses D. Scharf als unseren dringenden Wunsch angemeldet. Die Frage wurde leider dahin beantwortet, daß diese Rückkehr nicht mehr zur Diskussion stünde, aber die Kirche kann sich mit dieser Antwort nicht zufriedengeben. Schwierigkeiten, wie sie immer wieder einmal auftauchen, konnten in zahlreichen Gesprächen mit den Mitarbeitern des Staatssekretärs, des Magistrats von Groß-Berlin und der Bezirke behoben werden, wenn auch manche uns beschwerende Frage eine positive Erledigung bis heute nicht gefunden hat. Es kann aber gesagt werden, daß diese Gespräche auf beiden Seiten in der Bereitschaft geführt wurden, Spannungen abzubauen. Akklamationen wurden nicht verlangt und auch nicht gegeben. Der besondere Auftrag und Dienst der Kirche wurde respektiert. Andererseits besteht völlige Klarheit darüber, daß die Kirche nicht in einem grundsätzlichen „anti“ zum Staat die Rolle einer Fünften Kolonne spielt, sondern in der Regierung der DDR nach Römer 13 die Obrigkeit achtet. Damit ist eine Basis auch für alle weiteren Gespräche zwischen Staat und Kirche auf allen Ebenen gegeben.

Und schließlich sei zum Gesamtklima des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche noch auf den Bericht der Kirchenleitung vor der Synode der Pommerischen Evangelischen Kirche in Züssow bei Greifswald (vom 8. bis 11. März 1964) verwiesen, den Bischof D. Friedrich Wilhelm Krummacher erstattet hat. Dort heißt es unter anderem:

Niemand von uns meint, daß unsere Landeskirche und unsere Gemeinden in einem luftleeren, von der übrigen Welt abgeschnittenen Raum vegetieren können. Alles ... Leben der Gemeinde ... vollzieht sich ja im Raum dieser Welt, dieses Staates, dessen Bürger wir sind, dieser sozialistischen Gesellschaftsordnung, deren Aufbau wir als Kirche respektieren, und in dieser ständig durch neue Kriegsgefahr und Atombedrohung gefährdeten Welt aller Völker auf dieser Erde ... Wir Christen können unseren besonderen Dienst an dieser Welt um so freudiger leisten, je mehr wir in unserem eigenen Lande in Frieden und Freiheit des Gewissens unseres Glaubens leben können. Wir wollen dankbar feststellen, daß die Bereitschaft zum Gespräch und zum Hören zwischen den Vertretern der Kirche und des Staates im Berichtsjahr gewachsen ist. Wir werden uns guten Gesprächen, die keine propagandistischen Nebentöne haben, nie versagen.

Bischof Krummacher führt für solche guten Gespräche einige positive Beispiele an, bedauert aber zu gleicher Zeit, „daß es staatliche Organe gibt, die offenbar von solcher Klimaverbesserung noch nichts gehört haben“. Auch für diese Feststellung gibt der Bericht eine Reihe von Beispielen. Bischof Krummacher fährt dann fort:

Zum Klima der von uns ernstlich gewünschten Entspannung, der Verständigung und des Friedens gehört auch der Respekt vor den Glaubens- und Gewissensüberzeugungen Andersdenkender. Der Direktor der Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten (beim Ökumenischen Rat) hat wieder bei der Tagung des Ökumenischen Rates in Odessa (Sowjetunion) den Gesichtspunkt vertreten, daß es Gewissensfreiheit in der Welt nicht nur für die verschiedenen Religionen, sondern auch für den Atheismus geben muß, daß aber umgekehrt nicht nur die atheistische Weltanschauung, sondern auch der christliche Glaube volle missionarische Möglichkeiten haben muß. Wenn das

so ist, dann sollten die Vertreter der atheistischen Weltanschauung aufhören, ihre Weltanschauung mit staatlicher Gewalt, besonders auf dem Wege über die staatliche Schulpflicht, andersdenkenden Menschen aufzunötigen, wie es in unserem Kirchengebiet leider auch in letzter Zeit christlichen Eltern gegenüber geschehen ist ... Zum Respekt vor der Glaubensüberzeugung gehört auch, daß man aufhören sollte, den Unterschied zwischen der atheistischen Ideologie und dem christlichen Glauben zu bagatellisieren. Man kann es doch wirklich nicht so primitiv abtun, indem man sagt, die einen glauben an Gott und die anderen nicht, aber mit dem Leben auf der Erde hat das nichts zu tun. Nein, wenn ich an Gott, den Vater unseres Herrn Jesus Christus, glaube, dann hat das sehr praktische Konsequenzen für meinen Dienst an den Mitmenschen, für meinen Beruf, mein Familienleben, meine gesamte Einstellung zu dieser Welt und zu dem Sinn des Menschenlebens.

Aber an dies alles wird hier wiederum nur deshalb erinnert, weil wir uns selbst an die Brust schlagen müssen: Wie kommt es eigentlich, daß unsere atheistischen Mitbürger offenbar so wenig von der das Leben prägenden Kraft des christlichen Glaubens bei uns gespürt haben, so daß sie dauernd den Glauben für eine unwissenschaftliche Ideologie halten? Warum machen wir selbst von der uns angebotenen Glaubensfreiheit und Freiwilligkeit z. B. bei der Jugendweihe so wenig Gebrauch und beugen uns viel zu schnell aus Angst dem vermeintlichen Zwang? ... Nur vor einem klaren Bekenntnis und vor einem praktischen Zeugnis des Glaubens kann ein Marxist Respekt haben. Wir werden in unserem Land und für unsere Kinder genauso viel Glaubens- und Gewissensfreiheit haben, wie wir selbst ohne Menschenfurcht praktizieren.

Das bedeutendste, jedenfalls am meisten hervorgehobene und sichtbare Ereignis in den Beziehungen zwischen Staat und Kirche in der DDR im Jahre 1964 war das Gespräch des Vorsitzenden des Staatsrates, Walter Ulbricht, mit Landesbischof Moritz Mitzenheim am 18. August auf der Wartburg. Dieses Gespräch muß nach Form und Inhalt als programmatisch für die staatliche Kirchenpolitik angesehen werden. Entsprechend sorgfältig und protokollgerecht wurde es auch gestaltet, publiziert und später noch weiterhin ausgewertet. Das Hauptorgan der CDU (Ost), „Neue Zeit“, brachte am 19. August 1964 folgende Meldung:

WALTER ULBRICHT BEI D. MITZENHEIM

Gespräch über die Frage: Was muß zur Erhaltung des Friedens getan werden?

Der Vorsitzende des Staatsrates der Deutschen Demokratischen Republik, Walter Ulbricht, traf am 18. August 1964 auf der Wartburg bei Eisenach mit dem Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen, D. Dr. Moritz Mitzenheim, zu einem Gespräch zusammen. An dieser Begegnung nahmen teil: der Sekretär des Staatsrates, Otto Gotsche, der Stellvertreter des Staatssekretärs für Kirchenfragen, Fritz Flint, und Oberkirchenrat Gerhard Lotz, Eisenach.

Hauptinhalt des in vertrauensvoller Atmosphäre geführten Gesprächs war die Frage: Was kann und muß zur Erhaltung und Festigung des Friedens getan werden? Es bestand volle Übereinstimmung darüber, daß alle Menschen guten Willens das in ihren Kräften Stehende tun müssen, um einer für das deutsche Volk gefährvollen Entwicklung zu begegnen, die sich ergeben würde, wenn die Kreise in der Bundesrepublik, die die durch den Ausgang des Zweiten Weltkrieges geschaffenen Realitäten nicht anerkennen wollen, die Verfügung oder Mitverfügung über Atomwaffen erhalten.

Im Anschluß an die fast zweistündige Unterredung lud der Vorsitzende des Staatsrates die Teilnehmer des Gesprächs zu einem Mittagessen ein, an dem auch der Bürger-

meister der Wartburgstadt Eisenach, Sigfried Moeckel, teilnahm. In lebhaften Tischgesprächen wurden Fragen der Stadt und des Kreises Eisenach erörtert. Landesbischof D. Mitzenheim nahm Gelegenheit, dem Vorsitzenden des Staatsrates einzelne menschliche und kirchliche Probleme vorzutragen, die an ihn herangebracht wurden.

Unter Hinweis auf die humanistische Verantwortung, die den Christen und den Sozialisten gemeinsam sei, und gleichzeitig unter Betonung des programmatischen Charakters dieses Gespräches für das Verhältnis von Christentum und Sozialismus überhaupt folgten dann in der SED- und CDU-Presse sowie in einer Reihe von Broschüren und Dokumenten-Sammlungen ausführliche Veröffentlichungen aus dem Gespräch. Die Bedeutung dieses Vorganges rechtfertigt es, auch hier die ausführlichste der veröffentlichten Fassungen dieses Gesprächs zu zitieren (aus der schon genannten Broschüre „Christentum und Sozialismus heute“):

Walter Ulbricht: In der letzten Woche habe ich die schönsten Wälder Thüringens durchwandert. Sehr viele Urlauber erholen sich hier in diesem herrlichen Land.

D. Mitzenheim: Wenn mir in anderen Ländern das Schönste gezeigt wurde, war mein höchstes Lob, daß ich sagte: Beinahe so schön wie in Thüringen!

Walter Ulbricht: Herrlich ist dieses Land. Ich weiß hier Bescheid, denn ich war 1921 bis 1922 Bezirkssekretär der Partei. Damals hatten die Bewohner der Walddörfer ein schweres Leben. Damals halfen wir der Bevölkerung im Kampf um das Recht, Streu und Äste aus dem Wald holen zu dürfen.

Ich sehe, daß sie Ihre Residenz gleich gegenüber haben. Von der Wartburg aus kann man ihre Residenz sehen.

D. Mitzenheim: Und umgekehrt sieht man von uns aus die Wartburg.

Walter Ulbricht: Sie haben sich ein schönes Fleckchen Erde ausgesucht.

D. Mitzenheim: Doch, es ist sehr schön, besonders im Sommer. Wir haben viel Besuch, und unsere Besucher freuen sich immer, wenn sie den Blick auf die Wartburg tun können, denn sie ist weltbekannt.

Unsere gemeinsame Aufgabe: die Verhinderung eines neuen Krieges

Walter Ulbricht: Ich habe von Ihrer Kanzelabkündigung gehört. Sie ist sehr interessant und dient der Sache des Friedens. Besonders hat uns Ihre Mahnung beeindruckt, *mehr zu tun, damit Kriege verhindert werden*. Das ist doch das Wichtigste: Menschen machen Kriege, also können Menschen auch Kriege verhindern. Ihre Mahnung, *mehr zu tun, um Kriege zu verhindern*, ist eigentlich *das Wort an alle Deutschen, in der Deutschen Demokratischen Republik und in der Bundesrepublik*.

Wir sind beide alt genug, wir haben schon zwei Weltkriege hinter uns. Wir wissen, wie Kriege vorbereitet und provoziert wurden und daß es sehr schwer ist, etwas zu tun, wenn der Krieg schon begonnen hat. Wir wissen, daß es das Wichtigste ist, solche Provokationen rechtzeitig zu verhindern. Mir scheint, das ist in Ihrer Kanzelabkündigung sehr schön gesagt.

Sie sagen darin weiter, daß *Vernunft und Menschlichkeit Verhandlungen, Entspannung, Verständigung und Abrüstung erfordern*. Das stimmt völlig mit dem Standpunkt unserer Regierung und der Auffassung der Nationalen Front des demokratischen Deutschland überein. Die Regierung unserer Republik ist für allgemeine und vollständige Abrüstung in Deutschland. Wenn wir eine Nationale Volksarmee haben, so nur deshalb, weil es in Westdeutschland Revanchepolitiker gibt, die das Verfügungsrecht über Atomwaffen erstreben. Aber das beste wäre doch, wenn sich beide deutsche Staaten über die schrittweise Abrüstung bis zur allgemeinen und vollständigen Abrüstung verständigen

würden. Das deutsche Volk kann durch Aufrüstung nichts gewinnen. Es hat noch niemals durch Aufrüstung etwas gewonnen. Wir können nur durch friedliche Arbeit, durch ein hohes wissenschaftlich-technisches Niveau und durch eine humanistische Politik gewinnen. Das ist der einzig gangbare Weg für das deutsche Volk, einen anderen Weg gibt es nicht.

Das sind unsere Grundsätze seit der Gründung der DDR. Aus dem Grunde haben wir auch in völliger Übereinstimmung mit der Sowjetunion vorgeschlagen, keinem der beiden deutschen Staaten Verfügungsgewalt über Atomwaffen zu gewähren. Wir stimmen völlig mit Ihren Darlegungen überein, daß sich beide deutschen Staaten über eine atomwaffenfreie Zone verständigen sollten und keiner der beiden deutschen Staaten ein Mitbestimmungsrecht über den Einsatz von Atomwaffen bekommen soll. Das ist unser klarer Standpunkt in dieser Grundfrage des Lebens des Volkes. Nach den Schrecken von zwei Weltkriegen haben wir eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe, nämlich alles zu tun, um Kriege zu verhindern.

D. Mitzenheim: Herr Vorsitzender des Staatsrates unserer Deutschen Demokratischen Republik! Darf ich Ihnen zunächst einmal für die Einladung zu diesem Empfang auf der Wartburg, für Ihre herzlichen Worte der Begrüßung und die guten Wünschen danken, die Sie ausgesprochen haben.

Mein Mitarbeiter, Oberkirchenrat Gerhard Lotz, und ich sind dieser Einladung gern gefolgt. Eine solche Einladung, die vom höchsten Repräsentanten unseres Staates ausgeht, hat eine hohe Bedeutung, besonders in so bewegten Zeiten, wie die unseren es sind.

Daß Sie uns auf der Wartburg zu diesem Gespräch eingeladen haben, hat für uns ebenfalls seine Bedeutung; denn obwohl Burgen immer etwas mit Krieg zu tun haben, ist die Wartburg in der Welt nicht bekannt geworden durch kriegerische Ereignisse. Diese Burg ist bekannt geworden durch drei friedliche Höhepunkte in ihrer Geschichte. Das ist erstens die Frühblütezeit deutscher Dichtung zur Zeit der Minnesänger im Mittelalter; zweitens die Verdeutschung und Vergegenwärtigung des Neuen Testaments und damit – sozusagen als Nebenprodukt – die Schaffung einer einheitlichen deutschen Sprache durch Martin Luther in der Reformationszeit und drittens das Eintreten der Burschenschaft für Demokratie, Freiheit und Einheit im deutschen Vaterlande, zur 300-Jahr-Feier der Reformation. Friedliche Dinge haben die Wartburg weltbekannt gemacht. Wir bitten zu verstehen, daß wir Männer der Kirche diese Punkte auch für unser Gespräch symbolhaft nehmen und darin Impulse sehen für ein Wirken von Staat und Kirche zum Besten unseres Volkes, für unser Eintreten für soziale Gerechtigkeit, für Verständigung, Annäherung und für den Weltfrieden mit den Mitteln, die uns gegeben sind.

Das Eintreten für Frieden und Verständigung ist Christenpflicht

Wir kommen von der II. Allchristlichen Friedensversammlung in Prag. Dort waren Ende Juni an die 1000 Vertreter christlicher Kirchen aus aller Welt versammelt. Wie ich hörte, waren zwei Drittel aus der westlichen Welt und ein Drittel aus den sozialistischen Staaten. Diese Versammlung hat die Kirchen und die Christen, die Regierungen und die leitenden Männer der Nationen aufgerufen, alles zu tun, daß der Friede erhalten bleibt und Verständigung und Annäherung gefördert werden, daß die Völker nicht gegeneinander stehen, sondern miteinander leben und füreinander eintreten. Dort wurde immer wieder von den Rednern in die Versammlung hineingerufen: Leben heißt heute Zusammenleben, im einzelnen Volk und für die Völker der Welt. – In diesem Sinne bitte ich zu verstehen, was in meinem Grußwort an das Präsidium des Nationalrates der Nationalen Front und in der Abkündigung an die Gemeinden im Gedenken an den Beginn der beiden Weltkriege vor 50 und vor 25 Jahren von mir gesagt wurde. Ich hielt gerade diese Gedenktage für einen geeigneten Zeitpunkt, um

unsere Gemeindeglieder an ihre Pflicht zu mahnen, für die Erhaltung des Friedens, für Verständigung und Annäherung mit Wort und Tat einzutreten. Als Männer der Kirche wollen wir nicht den Männern des Staates in ihre Aufgaben hineinreden. Wir denken an Luthers Wort, der ja sehr volkstümlich zu reden verstand: „Man soll das Rathaus nicht zur Kirche und die Kirche nicht zum Rathaus machen.“ Nach Luthers Lehre hat die Kirche eine andere Aufgabe als der Staat.

Aber wir erheben unsere Stimme, wenn es im öffentlichen Leben um Lebensfragen geht, die nicht nur von der Vernunft her, sondern auch vom Evangelium her zu vertreten sind, wie dies immer wieder die großen internationalen ökumenischen Versammlungen getan haben. In diesem Sinne ist auch unser Vorgehen zu verstehen, nicht als ein Sicheinmischen in Dinge, die nicht Sache der Kirche sind, sondern als eine Hilfe zum Besten unseres Volkes und zur Förderung des Weltfriedens.

Die Zeiten sind bewegt, in die wir hineingestellt sind, sehr bewegt. Es vergeht fast kein Tag, an dem nicht aus irgendeinem Winkel der Welt gemeldet wird: Es knistert im Gebälk der Weltpolitik. Die Gefahr eines Krieges ist nicht behoben. Im Zeitalter der Atombombe wäre ein Krieg ungleich verheerender als die hinter uns liegenden Kriege, so daß nicht nur die Menschlichkeit, sondern auch die Selbsterhaltung, die Erhaltung unseres Volkes für uns Antrieb sein sollte, konsequent einzutreten für Verhandeln, Verständigung, Abrüstung und Frieden. In diesem Bestreben, Herr Vorsitzender, wissen sich die Männer der Kirche dankbar mit Ihnen und den Bestrebungen unseres Staates verbunden und verbündet.

Unser Kampf stärkt demokratische Kräfte in Westdeutschland

Walter Ulbricht: Ihre Darlegungen stimmen völlig mit unserer Auffassung überein, daß die Grundfrage die Erhaltung des Friedens ist. Sie sagten sehr treffend: Angesichts der Existenz der nuklearen Waffen würde ein Krieg in der Gegenwart viel furchtbarere Folgen haben als in den beiden vergangenen Weltkriegen. Diese beiden Weltkriege waren schon eine Hölle.

(D. Mitzenheim: Das kann man wohl sagen!)

Aber ein dritter Krieg hätte geradezu ungeheuerliche Folgen. Wir gehen dabei von der besonderen Lage in Deutschland aus. Wir sind der Meinung, daß es Wahnsinn ist, in Deutschland – mitten in Europa – eine Atomrüstung durchzuführen. Atomrüstung bedeutet für denjenigen, der sie durchführt und durch Kriegsprovokationen bestimmte politische Ziele erstrebt, Selbstvernichtung. Atomrüstung bedeutet aber nicht nur Selbstvernichtung derjenigen, die verantwortlich sind, sondern leider wird die ganze Bevölkerung in Mitleidenschaft gezogen. Und dieses Furchtbare gilt es zu verhindern.

Herr Bischof, Sie haben hier Ihr Telegramm an die Tagung des Nationalrates der Nationalen Front des demokratischen Deutschland Anfang August dieses Jahres erwähnt. In diesem Telegramm sagen Sie: Wenn in beiden Teilen Deutschlands humanistische Auffassungen vertreten würden, wäre eine Verständigung nicht schwer. Ich bin überzeugt, daß nicht nur die Bevölkerung der Deutschen Demokratischen Republik, sondern auch große Teile der Bevölkerung Westdeutschlands humanistische Auffassungen vertreten. Aber diese breiten Kreise der Bevölkerung haben gegenwärtig nicht die Macht, diese humanistischen Auffassungen staatspolitisch wirksam werden zu lassen. Das ist die besondere Schwierigkeit. Während bei uns die Bevölkerung mitberät, mitentscheidet, selbst an der Festigung des Friedens mitwirkt, die Vorschläge über Abrüstung unterstützt, wie sie die Sowjetregierung unterbreitet hat und wie sie von der Volkskammer, vom Staatsrat und dem Ministerrat der Deutschen Demokratischen Republik den entsprechenden Organen der westdeutschen Bundesrepublik übermittelt wurden, ist die *Wirksamkeit der friedliebenden, humanistischen Kreise in Westdeutschland – und das sind breite Kreise der Bevölkerung – durch die Macht des militaristischen Apparates*

eingeschränkt. Wir sind aber der Überzeugung, daß sich die Friedenskräfte in Westdeutschland in dem Maße, wie die Friedenskräfte in der Welt wachsen, ermutigt fühlen, aktiver auftreten und sich Geltung verschaffen werden. Man kann in Westdeutschland über die Deutsche Demokratische Republik erzählen, was man will, eines kann man nicht leugnen: Alle Kreise der Bevölkerung der DDR, gleichgültig, welcher sozialen Herkunft oder Weltanschauung, gleichgültig, welcher Generation: Alle, ob Alte oder Junge, sind sich einig in der von unserer Regierung verfolgten Politik der Sicherung des Friedens, der Abrüstung und gleichberechtigter Verhandlungen zur Erreichung einer Verständigung mit der westdeutschen Regierung. Verständigung kann man nur durch Verhandlungen erreichen. Dabei ist nicht entscheidend, ob dem einen Staat der andere gefällt oder nicht.

Anerkennung der Realitäten ist Grundlage für Verhandlungen

Sie haben im Interview zur Vorbereitung der Prager Friedenskonferenz sehr richtig gesagt: *Der Ausgangspunkt ist eine reale Einschätzung der Lage.* Man muß von den Realitäten ausgehen und nicht von den Einbildungen. – Manche Leute sagen zwar, die Einbildung sei auch eine Bildung, aber das ist doch sehr zweifelhaft. Man muß von der realen Lage ausgehen, wie sie ist, und auf dem Wege gleichberechtigter Verhandlungen eine Verständigung erstreben. Das ist von Ihnen vor der Prager Konferenz sehr treffend dargelegt worden. Sie beantworten in Ihrem Interview zur Vorbereitung der Prager Friedenskonferenz auch die Frage, die viele Geistliche aus westlichen Ländern gestellt haben und noch stellen: *Wie soll es in Deutschland weitergehen?* Sie sagten: Man muß von der realen Lage ausgehen, die darin besteht, daß es gegenwärtig zwei deutsche Staaten gibt. – Man kann darüber sprechen, wer daran schuld ist. Wir jedenfalls waren an der Spaltung Deutschlands und an der Entstehung der Grenzen in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg nicht beteiligt. Wir waren gegen die Schaffung einer separaten Westwährung, denn die separate Westwährung war der erste Schritt zur Spaltung. Wir waren gegen die Vereinigung der Westzonen zur Bundesrepublik, denn das bedeutete die Spaltung Deutschlands. Selbstverständlich war es dann notwendig, die Deutsche Demokratische Republik zu einer Bastion des Friedens zu machen, um den militaristischen Kräften den Weg zu versperren und dafür zu sorgen, daß nie wieder ein Krieg von Deutschland ausgehen kann.

Auch wenn man der Meinung ist, es lohne sich nicht, bei Verhandlungen darüber zu sprechen, wie die Spaltung Deutschlands erfolgte, durch welche Beratungen in London, New York, Paris und Frankfurt (Main) das geschah, so muß man doch von der realen Lage ausgehen, die sich im Ergebnis des Krieges entwickelt hat.

In meinem Brief an den Bundeskanzler Erhard habe ich ihn eindringlich gebeten, die Lage real einzuschätzen und zu verstehen, daß es höchste Zeit ist, die Nachkriegszeit zu beenden und eine Periode des Friedens zu beginnen. Wir sind bereit, uns mit Vertretern der Bonner Regierung zusammenzusetzen. Der amtierende Ministerpräsident, Willi Stoph, ist bereit, mit Bundeskanzler Erhard darüber zu verhandeln, wie diese Nachkriegszeit beendet werden und eine Periode des Friedens beginnen kann. Wenn Herr Erhard die Besprechungen weder in der Hauptstadt der DDR noch in Bonn führen will, dann kann er ja hier auf die Wartburg kommen, das ist eine nationale Gedenkstätte.

Durch Friedensvertrag zur Annäherung beider deutscher Staaten

Es kommt darauf an, aus der realen Lage, wie sie sich nach dem Krieg entwickelt hat, im Interesse der Bevölkerung beider deutscher Staaten die Schlußfolgerungen zu ziehen. Die Bürger beider deutscher Staaten stellen sich die Frage:

Wie ist es möglich, aus dem kalten Krieg herauszukommen? Wie kann man die Reste des Krieges beseitigen? Wie kann man zu einer Verständigung kommen?

Wir sind der Meinung, daß der einzig reale Weg zur Beendigung der Nachkriegszeit der Abschluß eines Friedensvertrages ist. Dieser Weg wurde von den Siegermächten mit allen anderen Ländern, die am Krieg beteiligt waren, gegangen. Der Abschluß eines Friedensvertrages mit beiden deutschen Staaten würde eine Annäherung der beiden deutschen Staaten bedeuten. Er würde die Normalisierung der Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten regeln. Man könnte sich über die Bildung eines Deutschen Rates verständigen und würde dann schrittweise den Weg zur Wiedervereinigung frei machen.

Ich habe gelesen, daß Sie auf der Prager Friedensberatung Ihren Freunden aus den westlichen Ländern die Notwendigkeit eines derartigen Friedensweges zu erklären versucht haben. Das Wort „Friedensvertrag“ steht im Zusammenhang mit Schritten der Abrüstung. Ein Friedensvertrag darf keine Aufrüstung zulassen. *Ein Friedensvertrag muß Schritte der Abrüstung enthalten.* Das würde eine echte Entspannung bedeuten. Damit würden alle Gefahren beseitigt, die gegenwärtig noch bestehen. Auch die westdeutschen Kirchen müßten an einem derartigen friedlichen Weg interessiert sein; *denn ein Friedensvertrag und die Herstellung normaler Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten würden auch normale Beziehungen zwischen den Kirchen beider deutscher Staaten gewährleisten.* Ich habe nicht die Absicht, mich in die inneren Angelegenheiten der Kirche einzumischen. Ich glaube aber, es entspricht den ureigensten Interessen der Kirche, daß ein Friedensvertrag zustande kommt, weil das auch normale Beziehungen zwischen den Kirchen ermöglicht. Niemand wird doch behaupten wollen, daß die Beziehungen zwischen den Kirchen beider deutscher Staaten normal sind. Sie können nicht normal sein. Aber auch durch die Herbeiführung eines Friedensvertrages würden die objektiven Bedingungen geschaffen, die Ihnen ermöglichen, auch die Beziehungen zwischen den Kirchen beider deutscher Staaten zu normalisieren.

Sicherung der Staatsgrenze am 13. August 1961 rettete den Frieden

Sehen Sie, wir als Abgeordnete der Volkskammer und als leitende Staatsfunktionäre der Deutschen Demokratischen Republik haben seit der Existenz der Republik niemals irgendwelche Vorschläge gemacht oder Forderungen an die westdeutsche Regierung oder an andere Regierungen gestellt, die gegen deren Interessen gerichtet waren. Wir haben keine Grenzforderungen gestellt und uns nicht in die inneren Angelegenheiten anderer Länder eingemischt. Das heißt, es gibt keinen Grund, weder für die westdeutsche Regierung noch für andere Regierungen, mit der Regierung der DDR keine normalen Beziehungen zu pflegen. Wir haben niemandem etwas zuleide getan und keine Forderungen an andere gestellt, die unbillig wären. Wir haben sogar, um die letzten Möglichkeiten für eine Verständigung zu nutzen, lange Zeit auf die Sicherung unserer Grenze verzichtet, obwohl uns das ungeheure Verluste gekostet hat. Schließlich mußten wir die Grenze sichern, weil die Bonner Regierung und der Bonner Bundestag die Eingliederung ganz Deutschlands in die NATO proklamierten und erklärten, daß sie mit klingendem Spiel durch das Brandenburger Tor ziehen wollten. Wir haben ihnen den Weg versperrt, da es unsere Aufgabe ist, Kriegsprovokationen zu verhindern. Damit haben wir der Entspannung gedient; denn unsere Sicherungsmaßnahmen haben zu einer Ernüchterung geführt. Seitdem haben auch in Westdeutschland führende Politiker über die reale Lage nachgedacht. Dabei ist ihnen wahrscheinlich klargeworden, daß das Streben der Adenauer-Regierung, durch Aufrüstung zur Wiedervereinigung zu gelangen, zu keinem Resultat, sondern in die Sackgasse geführt hat. Mit der Sicherung der Grenzen haben wir unsere Pflicht erfüllt, alles zu tun, damit nie wieder von deutschem Boden ein Krieg ausgeht. *Wo Gefahren der Kriegsprovokation bestehen, müssen*

Sicherungsmaßnahmen durchgeführt werden. Da in Berlin die Gefahr bestand, mußte man in Berlin die Sicherungsmaßnahmen durchführen. Aber die Sicherung der Grenze bedeutet nicht, daß es keinen Reiseverkehr zwischen Westdeutschland und der DDR gibt. Es gibt einen sehr umfangreichen Verkehr. Wahrscheinlich ist dieser Verkehr größer als der Westdeutschlands mit irgendeinem anderen Land. Ich weiß nicht, wieviel Millionen Westdeutsche jedes Jahr in die DDR kommen. Es sind sicher einige Millionen.

(Gerhard Lotz: Eine Kollegin vom Rat des Kreises sagte mir, daß während der Ferien je Woche 1000 Besucher aus Westdeutschland in Eisenach waren.)

Freundschaftsvertrag mit der UdSSR – wichtiger Beitrag zur Entspannung und Verständigung

Wenn man in Westdeutschland auf die Diskriminierung der DDR verzichten, wenn man die Bürger der DDR entsprechend dem Völkerrecht achten und behandeln würde, wäre es leichter, die Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten zu normalisieren.

Der Unterschied zwischen Westdeutschland und der Deutschen Demokratischen Republik besteht eben darin, daß wir alle für den Ersten und Zweiten Weltkrieg Verantwortlichen aus staatlichen Funktionen entfernt haben. Wir haben bei uns nur solche Menschen in staatlichen Funktionen, die entweder ihr ganzes Leben lang für den Frieden gekämpft haben oder uns garantieren, keinerlei Kriegs- oder andere für die Menschheit gefährliche Interessen zu haben. In Westdeutschland aber haben diese Leute, die eine solche für das deutsche Volk lebensgefährliche Politik gemacht haben, noch entscheidenden Einfluß im Staatsapparat. Das ist das Bedauerliche.

Wir hoffen, daß durch den Vertrag über Freundschaft, gegenseitigen Beistand und Zusammenarbeit auch politische Kreise in Westdeutschland, die bisher nicht wußten, welchen Weg sie gehen sollen, sich veranlaßt fühlen, darüber nachzudenken, daß man von der gegebenen Lage, von der Existenz beider deutscher Staaten, von der Existenz dieser Grenze ausgehen und einen Weg der Verständigung suchen muß.

Dieser Vertrag, der zwischen der Sowjetregierung und der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik abgeschlossen wurde, hat zur Entspannung beigetragen. Darüber besteht gar kein Zweifel. Er ist ein bedeutender völkerrechtlicher Akt zur Sicherung des Friedens. Er hat auch deshalb eine bestimmte erzieherische Wirkung auf gewisse Bonner Sektierer, weil er manche revanchistische Kreise zur Ernüchterung bringen und zum Nachdenken veranlassen wird.

Unsere Hauptidee, die ich im Brief an Bundeskanzler Erhard dargelegt habe, daß die Nachkriegszeit beendet werden muß, ist durch diesen Vertrag zwischen der Sowjetunion und der Deutschen Demokratischen Republik völkerrechtlich fixiert worden. Völkerrechtlich gültig ist in ihm dargelegt: Was ist die DDR? Welche freundschaftlichen Beziehungen verbinden die UdSSR und die DDR? Welche gegenseitigen Beistands- und Hilfsverpflichtungen gehen beide Staaten ein? Wie sind die Grenzen gesichert?

Ich denke, daß dieser Vertrag zwischen der Sowjetregierung und der Regierung der DDR dazu beitragen wird, allmählich normale Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten herzustellen. Es finden ja auf vielen Gebieten Verhandlungen zwischen Vertretern der Regierungen beider deutscher Staaten statt, nur die Vertreter der westdeutschen Regierung wollen im Haus der Ministerien in Berlin und im Regierungsgebäude in Bonn keine offiziellen Verhandlungen. Das ist der Unterschied.

Gemeinsamkeit des Handelns stärkt deutschen Friedensstaat

Manche Vertreter Westdeutschlands belieben die Entwicklung der Deutschen Demokratischen Republik in einem falschen Lichte darzustellen. Aber wie hat sich die Lage hier entwickelt? Die Bevölkerung der Deutschen Demokratischen Republik, die Volkskammer,

die Staatsorgane können wohl mit Recht sagen, daß wir zum ersten Male in Deutschland es fertiggebracht haben, eine echte Gemeinschaft von Menschen verschiedener sozialer Herkunft und Stellung, verschiedener Weltanschauung und Vergangenheit zu schaffen, deren Streben der Sache des Friedens und des Humanismus dient. Jeder Bürger der Deutschen Demokratischen Republik hat eine Perspektive, eine Zukunft. Die Unsicherheit, die für einen großen Teil der westdeutschen Bevölkerung, vor allem der Werktätigen, charakteristisch ist, gibt es bei uns nicht.

In diesen Fragen stimmen unsere Auffassungen – wir sind Anhänger der materialistischen Weltanschauung – mit den Auffassungen der Christen und der Anhänger anderer Weltanschauungen völlig überein.

Einige Leute in Westdeutschland haben darauf spekuliert, daß Menschen verschiedener Herkunft oder verschiedener Weltanschauung eigentlich Differenzen haben müßten. Dabei ist der Wunsch der Vater des Gedankens. Wir haben aber gar keinen Grund zu Differenzen. Vielleicht können Sie sich entsinnen, daß ich auf dem Nationalkongreß in meiner Begründung zum Nationalen Dokument sagte: Der Weg geht in der ganzen Welt zum Sozialismus, die Menschen kommen aber von verschiedenen Traditionen und Auffassungen her zum Sozialismus. Die Arbeiter kommen auf Grund ihrer sozialen Stellung in der Gesellschaft, Teile der Intelligenz auf Grund philosophischer Gesichtspunkte und Christen auf Grund ihres humanistischen Standpunktes zum Sozialismus.

Wir können es als einen großen Erfolg buchen, daß wir alle diese Kräfte in der Nationalen Front vereint haben. In den ersten Jahren nach 1945, als die Nachwirkungen des Krieges noch furchtbar waren, haben wir uns manchmal gestritten. Das war ganz normal; denn wir kamen mit ganz verschiedenen Auffassungen zusammen. Aber bei der Lösung der großen Aufgabe, eine deutsche Friedensordnung zu schaffen, sind wir uns immer näher gekommen. Jetzt arbeiten wir verständnisvoll zusammen. Diese Zusammenarbeit der fünf Parteien und der gesellschaftlichen Organisationen in der Nationalen Front ist das Ergebnis einer sehr konstruktiven Entwicklung, der der Erhaltung des Friedens und der Stärkung der Arbeiter- und Bauern-Macht dient. Dadurch ist die Deutsche Demokratische Republik als Friedensstaat gestärkt worden, ist sie zur Bastion des Friedens geworden. Anzunehmen, die SED hätte alles allein machen können, ist ein Irrtum. Das ist nur durch die Gemeinschaft möglich gewesen. Wir haben auch verschiedene Auffassungen und sitzen doch zusammen. Herr Flint ist Mitarbeiter des Staatsapparates. Er gehört der CDU an. Wir gehören verschiedenen Parteien an und haben in manchen Fragen unterschiedliche Meinungen. Aber in den Grundfragen, in den Fragen der Sicherung des Friedens, der humanistischen Entwicklung, der friedlichen Lösung der deutschen Frage und des Aufbaus des Sozialismus sind wir uns einig. Das ist das Positive. Dieses Positive findet u. a. seinen Ausdruck darin, daß wir hier so freundschaftlich beraten. *Wir können also sagen, daß wir uns bemüht haben, eine Zusammenarbeit aller Bürger guten Willens zu erreichen.* Gibt es in manchen Fragen verschiedene Meinungen, so sprechen wir darüber, klären diese Fragen und verständigen uns. Wir haben jedenfalls bewiesen, daß nicht nur fünf Parteien, sondern daß auch Menschen mit verschiedenen Weltanschauungen zusammenarbeiten können. Das ist das Wichtigste.

Das stimmt völlig mit dem überein, was Sie, Herr Bischof, die gemeinsame humanistische Verantwortung nannten. *Die gemeinsame humanistische Verantwortung verbindet uns alle.*

Diese Erscheinung haben wir auch in anderen Ländern. In einigen arabischen Ländern baut man den Sozialismus auf und pflegt die mohammedanische Religion. Der Aufbau des Sozialismus verträgt sich ganz mit ihrem mohammedanischen Glauben und den Gebräuchen der mohammedanischen Religion.

Gerhard Lotz: Vielleicht, Herr Vorsitzender, darf ich in dankbarem Aufgreifen Ihrer Gedanken einiges zur Ergänzung vorbringen insbesondere darüber, worin nach un-

serer Meinung die Bedeutung der Prager Konferenz besteht. Landesbischof Mitzenheim hat nicht darüber gesprochen, weil er selbst aktiv beteiligt war. Uns ist dort in Prag sogar von hohen kirchlichen Würdenträgern die Ansicht eines gewissen resignierenden Fatalismus entgegengehalten worden: Wir als Deutsche könnten doch nichts tun. Erst müßten sich die Großen einigen, dann fielen uns die Entspannung und die Einheit Deutschlands in den Schoß. – Landesbischof Mitzenheim ist in einer Rede diesem Standpunkt entgegengetreten und hat gefordert, daß die Verantwortung besonders von den Deutschen selbst wahrgenommen werden muß. Ich bitte zu entschuldigen, wenn ich das jetzt zur Ergänzung sage. Sie werden verstehen, weshalb Bischof Mitzenheim es nicht selbst vorgetragen hat.

Ich bin Ihnen, Herr Vorsitzender des Staatsrates, dankbar für das, was Sie über die Aufgabe der Kirche und über die Möglichkeit gesagt haben, die die Kirche hat, um die christlichen Menschen zur aktiven Beteiligung an diesen großen Zielen, die uns alle am Herzen liegen, zu gewinnen. Wir begrüßen dankbar die Entwicklung, die das Verhältnis zwischen Staat und Kirche seit dem Kommuniqué von 1958, seit Ihrer Programatischen Erklärung 1960 und seit dem Gespräch mit dem ehrwürdigen Professor Fuchs genommen hat. Wir wehren uns gegen jeden Mißbrauch des Christentums. Es gibt eine besondere Kommission der Prager Friedenskonferenz zur Bearbeitung dieses Themas. Als Mißbrauch des Christentums sehen wir es an, wenn gewisse staatliche, wirtschaftliche oder politische Kreise meinen, sie seien die allein christlichen, wenn sie ihre bestimmte kapitalistische Gesellschaftsstruktur mit den Zielen des Christentums identifizieren. Sie wissen, daß gerade Landesbischof Mitzenheim immer den Gedanken vertreten hat: Wir als Kirche fühlen uns keiner Gesellschaftsordnung verpflichtet und an keine gebunden. Die Kirche weiß sich aber in jeder Gesellschaftsordnung beauftragt, den Menschen in ihrer Not das helfende, das tröstende und das wegweisende Wort zu sagen.

Ich darf noch einmal wiederholen, daß 70 Prozent der Teilnehmer der Prager Konferenz aus blockfreien oder aus kapitalistischen Ländern kamen. Es ist keine Resolution oder kein Beschluß durchgegangen – es gab manchmal Kampfabstimmungen –, der irgendwie grundsätzlich gegen die Friedensbestrebungen der sozialistischen Länder gerichtet gewesen wäre. Das gewinnt eine gewaltige Bedeutung insofern, als die christlichen Menschen in der ganzen Welt für das menschliche und vernünftige Ziel des Friedens aufgerufen werden.

Ich habe noch nicht vollständig die Berichte der Frankfurter Versammlung des Reformierten Weltbundes gelesen, aber ich bin dankbar, daß auch dort Gedanken laut geworden sind, die für die Erhaltung des Friedens und die Politik der Entspannung eintreten. Das Groteske ist ja immer wieder die Fiktion vom „Nichtexistieren“ der DDR. Manche Leute denken so, wie es in einem Gedicht von Morgenstern heißt, daß „nicht sein kann, was nicht sein darf“. Zu behaupten, der Ort, zu dem man reist, die Wartburg, die man besichtigt, die Stadt, in der man das Theater besucht, existiere nicht, das ist wirklich grotesk. Wir freuen uns, daß wir auf der Wartburg immer eine Reihe von Besuchern aus vielen ausländischen Staaten haben. Das Gästebuch der Wartburg ist ein Dokument, mit dem wir diese Theorie von der Nichtexistenz unseres Staates ad absurdum führen.

Walter Ulbricht: Vielleicht führen wir einmal mit den westdeutschen Sängern einen Sängerstreit auf der Wartburg durch?

(Zuruf: Sehr gern!)

Fritz Flint: Erst müssen wir einmal mit einigen Kirchenvertretern aus Westdeutschland streiten.

Gerhard Lotz: Ich darf vielleicht noch zur Ergänzung sagen: Die erwähnte Kanzelabkündigung hat Landesbischof Mitzenheim sämtlichen evangelischen Bischöfen mit einem Privatbrief zugeschickt, der die Bitte enthält, doch zu prüfen, ob sie nicht in ihrem

eigenen Wirkungsbereich einen ähnlichen Appell ergehen lassen können. Wir hoffen, daß die Gedanken, die in der Abkündigung enthalten sind, ins Gespräch kommen. Sie werden diskutiert, in Konferenzen, in der kirchlichen Presse und in der Öffentlichkeit, und wir wissen ja: Die Politik besteht aus vielen kleinen mühsamen Schritten. Wir hoffen, vielleicht auch wieder einen kleinen Schritt zur Klärung und Meinungsbildung getan zu haben.

Walter Ulbricht: Sie sprachen von Grotesken. Ich will Ihnen eine Groteske erzählen. Man informierte uns vor einiger Zeit darüber, daß sich der Bonner Bundeskanzler Erhard an den Papst gewandt hat, um dessen Zustimmung zur Teilnahme Westdeutschlands an der multilateralen Atomrüstung der NATO zu erhalten. Er hat angefragt, ob von seiten des Papstes Einwendungen gegen eine solche Politik der Bonner Regierung bestünden, denn die führenden Kräfte der Bonner Regierung sind Vertreter des Katholizismus.

(Zuruf: Erhard selbst ist evangelisch!)

Das ist auch eine pikante Note, daß der evangelische Ministerpräsident beim Papst fragt. Der Papst hat die Zustimmung nicht gegeben. Herr Erhard kann sich also nicht darauf berufen, daß der Papst seine Zustimmung zur Teilnahme Westdeutschlands an der multilateralen Atomstreitmacht der NATO gegeben habe.

Hier wird offensichtlich, daß diese Forderungen der Bonner Regierung und aller sie unterstützenden Kräfte in der Welt wenig Beifall finden, denn alle friedliebenden Kräfte in der Welt sind dagegen, weil sie sich sagen, daß das Wahnsinn ist.

D. Mitzenheim: Darf ich dazu etwas sagen. Sie, Herr Vorsitzender des Staatsrates, lächelten vorhin, als Sie sagten, man könnte auf der Wartburg verhandeln. Da möchte ich doch einfügen, daß wir vor Jahren von der Thüringer Kirche aus mit Politikern und Männern der Kirche aus der Bundesrepublik – ich will keine Namen nennen – darüber verhandelt haben, ob nicht die evangelischen Politiker von hüten und drüben einmal auf der Wartburg zusammenkommen könnten, um über diese Lebensfragen unseres deutschen Volkes zu sprechen. Wir hatten uns vorher mit unseren Regierungsstellen hier in Verbindung gesetzt. Sie waren einverstanden. Aber es ist dann nichts geworden, weil man drüben nicht wollte oder nicht konnte.

(*Otto Gotsche:* Beides!)

Der Gedanke jedenfalls ist uns durchaus sympathisch. Wir sind ja auch darum bemüht. Herr Lotz erwähnte schon, daß diese Abkündigung an sämtliche evangelische Bischöfe gegangen ist mit der Bitte, zu erwägen, ob nicht in den anderen Landeskirchen in ähnlicher Weise zu den Gemeinden gesprochen werden könnte. Wir sind also von der Kirche aus, ohne in der Öffentlichkeit großes Aufheben zu machen, in dieser Richtung tätig gewesen. Besonders aber haben wir uns bemüht, dafür zu sorgen, daß im kalten Krieg nicht kirchliche Dinge als Munition verwendet wurden.

(*Walter Ulbricht:* Das ist gefährlich für die Kirche.)

Gerhard Lotz: Das wissen wir! – Der Gedankengang, den Sie, Herr Vorsitzender, vorhin ausführten, war auch in einem Interview des Landesbischofs für eine west-deutsche Zeitschrift enthalten. Eine Interview-Frage lautete: Wie denken Sie über die Zusammenarbeit der Kirche in beiden deutschen Staaten? – Landesbischof Mitzenheim sagte darauf: Das ist ein sekundäres Phänomen, zuerst muß das Verhältnis zwischen den beiden Staaten in Ordnung kommen, dann werden auch die Kirchen wie alle anderen Institutionen wieder normal miteinander verkehren können. Diese Antwort ist drüben nie gedruckt worden.

D. Mitzenheim: Ich habe schon öfter gesagt: Das Verhältnis zwischen den Kirchen in Ost und West ist gestört. Wir müssen alles tun, damit es sich bessert. Der Herr Vorsitzende sagte schon, wie wir den Weg sehen müssen. Wenn die anderen Fragen geklärt wären, dann würden wir auch auf diesem Gebiet weiterkommen.

Ich teile Ihre Meinung, Herr Vorsitzender, daß der Vertrag mit der UdSSR wichtig

ist. Ich finde, daß sich das Ost-West-Verhältnis seitdem etwas gelockert hat. Wir sind gern bereit, alles zu tun, was in unseren Kräften steht, um mit unseren Mitteln unserem Volk zu helfen. Wenn ich mit Staatsfunktionären zu reden hatte, habe ich oft gesagt: Die Kirche ist nicht Selbstzweck, sondern sie ist um des Volkes willen da. – Ich habe aber auch hinzugefügt: Auch der Staat ist nicht Selbstzweck, sondern um des Volkes willen da. Wir wollen beide, jeder in seinem Auftrag und jeder mit den Mitteln, die ihm gegeben sind, für unser Volk wirken. Wir sind dienende Kirche. Es geht der Kirche nicht um Prestigefragen. Dienende Kirche, Kirche im Volk und für das Volk wollen wir sein und werden.

Christen der DDR sind sich ihrer Verantwortung bewußt

Nun ist es so, daß wir manchmal bei bestimmten äußeren Dingen die Hilfe des Staates brauchen. Wir selber sind auch bereit – und wir tun es –, in Dingen zu dienen, die durch Gesetz und Macht nicht geregelt werden können. Man kann sie befehlen, aber das wäre zwecklos. Es muß eine innere Bereitschaft dasein. Wir wollen durch unser Dienen helfen, daß diese inneren Voraussetzungen geschaffen werden. Darum sage ich: dienende Kirche, Gemeinschaft verschiedener Menschen.

Durch die Verkündung des Grundsatzes der Toleranz ist der Weg zur Zusammenarbeit gewiesen. Daran müssen wir festhalten. Es gibt auf allen Seiten, hüben und drüben, Extremisten.

Ich möchte zum Schluß kommen: Wir sind für gemeinsames Handeln zum Besten des Volkes. Es ist immer unser Ziel gewesen, dem Volk zu dienen. Wir erstreben nicht nur Toleranz. Tolerant heißt duldsam sein. Wir müssen Achtung vor der Überzeugung des anderen haben. So weit müssen wir kommen. Wir sind uns durchaus einig, daß wir gemeinsam die Verantwortung tragen, daß die Menschlichkeit im Volk und unter den Völkern gewahrt bleibt. Nach dem, was wir 70jährigen in diesen letzten 50 Jahren erlebt haben, will ich gern alles tun, wozu ich die Kraft bekomme, um mit meinen Mitteln und Möglichkeiten unserem Volk zu helfen.

Walter Ulbricht: Ich danke Ihnen für Ihre tiefgründigen, menschlichen Darlegungen. Sie haben vollständig recht. Es ist notwendig, diese Beziehungen zu der deutschen Bevölkerung im anderen deutschen Staat herzustellen. Ich sagte vorhin, daß mit dem Vertrag über Freundschaft, gegenseitigen Beistand und Zusammenarbeit zwischen der Sowjetunion und der DDR ein neuer Abschnitt eingeleitet worden ist. Selbstverständlich ist noch viel zu tun. Es sind noch Reste des Krieges zu beseitigen, und es muß ein Friedensvertrag abgeschlossen werden. Dieser Vertrag ist ein wichtiger Beitrag zum Übergang zu einer Friedenszeit. Das erfordert selbstverständlich auch, daß Wege beschritten werden, um schrittweise zu regulären Beziehungen zwischen den Regierungen der beiden deutschen Staaten zu kommen.

Bonner Regierung verhindert Verständigung und Entspannung

Ich möchte ein Beispiel in bezug auf staatliche Beziehungen geben: Gegenwärtig finden Verhandlungen zwischen dem Beauftragten der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik, Staatssekretär Wendt, und dem Beauftragten des Senats von Westberlin, Senatsrat Korber, statt. Niemand bestreitet, daß das offizielle Verhandlungen sind. Beide Seiten haben zu Beginn der Verhandlungen erklärt, daß der eine im Auftrage der Regierung der DDR und der andere im Auftrage des Westberliner Senats und seines Regierenden Bürgermeisters verhandelt. Beide haben entsprechende Vollmachten. Die Grundlage der Verhandlungen ist das ordnungsgemäß unterzeichnete Dezemberabkommen. Die Vertreter beider staatlicher Organe gingen davon aus, daß es sich um die Weiterführung des Weihnachtsabkommens handelt. Da dieses Abkommen exakt staatsrechtlich formuliert ist, hat jeder eine klare Vorstellung von den Verantwortlichkeiten.

Und Staatssekretär Wendt wie Senatsrat Korber sind in allen wesentlichen Fragen, die die Regelung des Passierscheinabkommens betreffen, übereingekommen.

Selbstverständlich gab es nach der Durchführung des Weihnachtsabkommens gewisse Erfahrungen, die man auswerten mußte. Darüber hat man lange gesprochen und sich im wesentlichen über alle Punkte geeinigt. Nur jetzt, am Ende, drückt die Bonner Regierung und sagt: Ja aber, ihr sollt euch doch nicht anmerken lassen, daß das Staatssekretär Wendt im Auftrag der Regierung der DDR und Senatsrat Korber im Auftrag des Senats vereinbart haben! – Beide Seiten sollen jetzt erklären, daß sie, gleichsam mit einer Tarnkappe versehen, Besprechungen geführt haben, am Ende der Verhandlungen aber nicht sichtbar sein darf, daß sie Vertreter von zwei Staatsorganen sind. Das ist ein geradezu grotesker Standpunkt, den gewisse Sektierer in Bonn einnehmen. Da es aber in Bonn noch niemand gelungen ist, einen Weg zu finden, auf dem Bürger Westberlins in luft-leerem Raum über die Grenze kommen, ohne von den Grenzposten gesehen zu werden – das hat noch niemand fertiggebracht (Heiterkeit), nicht einmal in „Tausendundeine Nacht“ ist das gelungen –, wird wohl nichts anderes übrigbleiben, als daß sich der Westberliner Senat dazu durchringt, das zu tun, wozu er von den Bürgern Westberlins beauftragt ist. Mit der Bonner Regierung hat die Sache überhaupt nichts zu tun. Das ist nur eine Angelegenheit des Westberliner Senats.

Westberlin ist ein von drei Mächten besetztes Gebiet mit Besatzungsstatut. Also steht nur die Frage, ob die drei Besatzungsmächte Einwendungen gegen die Unterzeichnung eines solchen Protokolls haben, das dem Protokoll vom Dezember 1963 entspricht. Die drei Westmächte haben keinerlei Einwendungen gegen das Dezember-Abkommen erhoben. Bis jetzt ist nicht bekannt – obwohl die Westmächte laufend vom Westberliner Senat informiert werden –, daß irgendwelche Besatzungsmacht Einwände gegen den Verlauf der Verhandlungen und ihr bisheriges Ergebnis erhoben hätte. Es handelt sich also nur darum, daß der Westberliner Senat genügend Mut aufbringen muß, die Interessen der Westberliner Bevölkerung zu vertreten und nicht den Forderungen gewisser Sektierer in Bonn zu entsprechen. In Westberlin kann doch nur einer bestimmen, nämlich der gewählte Senat.

Uns ist bekannt, daß Kreise in Bonn der Meinung sind, dieses Abkommen könne Einwirkungen auf den Verlauf der künftigen Bundestagswahlen haben, wegen der Rücksicht auf die Stimmen aus einigen Landsmannschaften, die gegen das Abkommen sind. Es wäre für die Westberliner Bevölkerung von großem Schaden, wenn die im Sinne des Weihnachtsabkommens liegende Vereinbarung nicht unterschrieben würde. Daß jemand, der es ablehnt, dieses Abkommen zu unterschreiben, bei den Wahlen in Westdeutschland gewinnen würde, scheint mir eine Illusion zu sein, denn hier steht Vernunft gegen Unvernunft, eine Politik der Verständigung und der Verhandlungen gegen eine sektiererische Politik des kalten Krieges. Ich bin überzeugt, daß sich breite Kreise der Bevölkerung auch während der westdeutschen Wahlen für Verhandlungen und Verständigung entscheiden würden. Meines Erachtens ist es besser, von den Interessen der Westberliner Bevölkerung auszugehen und nicht von den Interessen einiger Parteiführer und ihrer Wähler.

Wir sind der Meinung, daß als Ergebnis der Verhandlungen ein Abkommen im Sinne der Dezember-Vereinbarung unterzeichnet werden sollte. Es könnte schon morgen unterschrieben werden, wenn sich der Westberliner Senat an die Verpflichtungen halten würde, die er damals eingegangen ist. Selbstverständlich werden diese Vereinbarungen durch die Regelung einiger praktischer Fragen ergänzt, die jetzt Gegenstand der Verhandlung waren und über die Übereinstimmung erzielt werden konnte. Das einzige Hindernis für die Unterzeichnung des Abkommens sind momentan gewisse Sektierer in Bonn.

D. Mitzenheim: Nicht nur mit Interesse, sondern auch mit Anteilnahme haben wir diese Dinge verfolgt. Ich habe in meiner Weihnachtsansprache im Fernsehfunk auch davon geredet. Es ist unverständlich, nach meinem Dafürhalten auch im Hinblick auf die

Wahl, zu sagen, daß das, was Weihnachten gut und richtig war, Ostern und Pfingsten nicht möglich sei.

Otto Gotsche: Dagegen steht der Ausschließlichkeitsanspruch der Bonner Regierung.

Gerhard Lotz: Das ist die Sache, auf die man früher oder später immer stößt: die Hallstein-Doktrin. Ich habe Jura studiert. Schon nach den damaligen Lehren des Völkerrechts erscheint mir die Hallstein-Doktrin widersinnig. Wir haben die DDR, ein schönes Land; wir haben eine Regierung, ein geordnetes Recht, wir haben ein Staatsvolk, und deshalb ist die DDR Völkerrechtssubjekt.

(*Walter Ulbricht:* Wir haben sogar einen Wirtschaftsplan, einen besseren als die westdeutsche Regierung!)

Ich wollte die modernen Begriffe gar nicht anwenden. Ich wollte nur ausdrücken, selbst nach den Spielregeln des sogenannten klassischen Völkerrechts ist die Hallstein-Doktrin unbegründet.

Walter Ulbricht: Die gegenseitigen Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten und auch zwischen der Bevölkerung werden durch den sogenannten Ausschließlichkeitsanspruch der Bonner Regierung gestört. Diese Regierung maßt sich das Recht an, Bürger der Deutschen Demokratischen Republik wegen ihrer Tätigkeit in der DDR in Westdeutschland vor irgendeinen reaktionären Richter zu stellen. Man hat in Westdeutschland gefragt, warum die Bürger der DDR nicht nach Westdeutschland reisen. – Wenn beide deutsche Staaten gleichberechtigt Verhandlungen führen und die Bürger entsprechend den Gesetzen geachtet würden, dann wäre alles sehr einfach. Da die Bonner Regierung das Recht für sich in Anspruch nimmt, jeden beliebigen Bürger der Deutschen Demokratischen Republik, der nach Westdeutschland kommt, willkürlich vor Gericht zu zerrn und nach westdeutschen reaktionären Gesetzen durch reaktionäre Richter, ja sogar durch Nazirichter abzuurteilen, hindert das jede normale Beziehung. Eine Sportgruppe, die nach Westdeutschland kommt, wird auf dem Sportplatz verhaftet. Sie hat noch gar nichts getan. Sie hat noch nicht einmal den Fußball berührt. Es ist weder der Fußball noch das Fußballfeld von dieser Mannschaft beschädigt worden. Die Spieler werden nur deshalb verhaftet, weil sie in Westdeutschland als Sportler der Deutschen Demokratischen Republik auftreten.

Oder nehmen wir ein anderes Beispiel: Eine Delegation des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes kommt zum westdeutschen Gewerkschaftskongreß und wird am Eingang des Konferenzsaales von der Geheimpolizei verhaftet. Die Mitglieder der Delegation haben keine Möglichkeit gehabt, irgend etwas zu tun, was gegen westdeutsche Gesetze verstößt. Sie hatten eine Eisenbahnfahrkarte – das ist gesetzlich – und einen Brief, in dem gar nichts gegen die Gesetze Verstößendes drin stand, sondern in dem nur stand: Wir Gewerkschafter wollen uns verständigen und zusammenarbeiten.

D. Mitzenheim: Wir müssen alles tun, damit eine Entgiftung der öffentlichen Meinung erreicht wird. – In Helsinki sprach mich ein schwedischer Pfarrer an. Als er hörte, daß wir aus der DDR kommen, sagte er: Das ist doch unmöglich. Es ist doch gar nicht möglich, daß Sie in der DDR Dienst tun können. Ich sagte: Kommen Sie doch einmal zu uns, sehen Sie sich's an.

(*Walter Ulbricht:* Sie haben ihn eingeladen? – Hoffentlich kommt er.)

Ich erzähle das nur als ein Beispiel, wie vergiftet die Meinung in der Welt ist.

Otto Gotsche: Heute geht durch die Presse die Meldung, daß in Essen einige Pfarrer angegriffen werden. Sie sind in ähnlicher Weise, wie Sie das mit Ihrer Kanzelabkündigung gemacht haben, öffentlich aufgetreten. Ein Pfarrer hat vor seiner Kirche selbsthergestellte Flugblätter verteilt und in diesen Flugblättern u. a. gesagt, man müsse mit der Diskriminierung der DDR und der Bevölkerung der DDR Schluß machen. Man hat ihn sofort am Kragen genommen und erwägt, ihn von seiten der Kirche zu maßregeln. Es werden in der Zeitung fünf oder sechs Namen von Pfarrern genannt, die sich mit ihm solidarisch erklären. Ich bin davon überzeugt, daß Sie, Herr Bischof, wenn Sie in einer

westdeutschen Stadt oder Kirche auftreten würden, dasselbe zu erwarten hätten. Man würde Sie ans Kreuz schlagen. So ist die Lage drüben.

Die Zukunft gehört dem Frieden und dem Sozialismus

Walter Ulbricht: Lassen Sie mich, Herr Bischof, unser Gespräch abschließen. An dieser nationalen Gedenkstätte können wir sagen, daß wir in der gemeinsamen humanistischen Verantwortung ein gutes Stück vorwärtsgekommen sind. Die Aufgabe besteht darin, diesen Weg weiterzugehen. Je fester diese Einheit in der humanistischen Verantwortung und beim Aufbau des Sozialismus in der Deutschen Demokratischen Republik ist, um so eher wird es möglich sein, die Bürger Westdeutschlands dafür zu gewinnen, daß sie ihre friedlichen Auffassungen und ihre Politik der Verständigung durchsetzen. Der Sache des Friedens und des Sozialismus gehört die Zukunft in ganz Deutschland.

Das Wartburg-Gespräch vom 18. August 1964 wird unter den Stationen der staatlichen Kirchenpolitik auch künftig einen besonderen Rang einnehmen (siehe Kirchl. Jahrbuch 1961, S. 109–134, und Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 171–175). Es hat zu einer Fülle von Spekulationen Anlaß gegeben. Die Auffassung, durch das Gespräch solle Landesbischof Mitzenheim, den die Regierung der DDR auch weiterhin als kirchlichen Repräsentanten und Partner ihrer staatlichen Kirchenpolitik bevorzugt, erneut ausgezeichnet und auch in seiner umstrittenen kirchlichen Position gestärkt werden, reicht zur Erklärung kaum aus. Man wird vielmehr Motiv und Zielsetzung dieses Gespräches in dem Bestreben Walter Ulbrichts suchen dürfen, seiner These von der praktischen Kooperationsmöglichkeit zwischen Christentum und Sozialismus einen sowohl innen- wie außenpolitisch wirksamen starken Ausdruck zu geben. Außerdem wird man in diesem Gespräch und der in ihm zum Ausdruck kommenden Beurteilung der EKD ein Stück Deutschlandpolitik der Regierung der DDR zu sehen haben. Landesbischof Mitzenheim hat die Existenz der EKD auch nach dem 13. August 1961 nie in Frage gestellt. Nach seiner mehrfach gebrauchten Formulierung sind die Funktionen der EKD zwischen Ost und West zwar gestört, doch nicht zerstört. Es ist nicht uninteressant, daß der Staatsratsvorsitzende der DDR im Unterschied zur üblichen Tagespropaganda offenbar Möglichkeiten sieht, diesen Standpunkt des thüringischen Landesbischofs zu respektieren. Dabei ist der Versuch unverkennbar, die EKD für die politischen Ziele eines Friedensvertrages und weitergehender Schritte zur Normalisierung zwischen den beiden deutschen Teilstaaten in Anspruch zu nehmen. Ein politischer Einsatz der EKD wird in diesem Sinne zwar nicht möglich sein. Dennoch aber wird man urteilen müssen, daß im Selbstverständnis der EKD Elemente vorhanden sind, die auf Ausgleich und Vermittlung in der Teilungssituation Deutschlands tendieren. Dieses richtig erkannt und geschickt ins Spiel gebracht zu haben wird man dem staatlichen Partner des Wartburg-Gespräches zugestehen müssen.

b) Erinnerung an den Beginn der beiden Weltkriege

Der Beginn der beiden Weltkriege vor 50 bzw. 25 Jahren war zum 2. August und zum 1. September 1964 Anlaß besonderen kirchlichen Gedenkens. Dieses

bekam durch eine Aktion des thüringischen Landesbischofs eine besondere politische und kirchenpolitische Note. Landesbischof Mitzenheim erließ Anfang August eine Kundgebung an die Gemeinden, die in den Gottesdiensten am 12. Sonntag nach Trinitatis, dem 16. August, oder an einem der folgenden Sonntage im August von den Kanzeln verlesen werden sollte. Diese Kundgebung, an die auch das Wartburg-Gespräch am 18. August anknüpfte, lautete:

WORT DES LANDESBISCHOFS

In Trauer und Scham gedenken wir Deutschen zwischen dem 2. August und dem 1. September der Zeit vor 50 und vor 25 Jahren, als von deutschem Boden aus die Weltkriege begannen, die soviel unersetzliche Verluste in aller Welt zur Folge hatten. Es dürfte auch kaum eine deutsche Familie geben, in die diese beiden Kriege nicht schmerzliche Lücken gerissen hätten. Wir beugen uns unter das Gericht, das Gott mit dem Ausgang dieser Kriege über unser Volk gehalten hat.

Stellvertretend für unser Volk haben 1945 nach dem schrecklichen Vernichtungskrieg unsere evangelischen Kirchen ein Schuldbekenntnis abgelegt und öffentlich ausgesprochen, wie tief sie bereuen, nicht mehr getan zu haben, um dem Beginn des Unheils zu wehren. Dieses Wort verpflichtet noch heute. Wir dürfen das Gedenken an den Beginn der Kriege nicht nur als Trauertage begehen. Sie mahnen alle deutschen Menschen, nach Kräften mit dafür zu sorgen, daß nicht wieder ein neuer Weltkrieg entsteht. Noch ist die Gefahr nicht gebannt, wenn auch die Völker bemüht sind, durch internationale Organisationen und Absprachen Kriege zu verhindern.

Die Kirchen in Deutschland, aber auch der Weltkirchenrat, der Lutherische Weltbund und vor kurzem die Prager Allchristliche Friedensversammlung haben die Christen und die Kirchen aufgerufen zum Gebet und zur Tat für den Frieden. Dieser Ruf darf nicht ungehört verhallen. Krieg ist im Zeitalter der Atombombe kein Mittel zur Lösung politischer Fragen. Vernunft und Menschlichkeit fordern Verhandeln, Entspannung, Verständigung, Abrüstung.

Insbesondere wir Deutschen, die wir schwer an der Blutschuld des letzten Vernichtungskrieges zu tragen haben, sind gerufen, für den Frieden durch Vertrauen und Verträge, für den atomwaffenfreien Raum in Mitteleuropa einzutreten. Wir wollen keine Verfügungsgewalt oder Mitverfügung über die unmenschlichen Massenvernichtungsmittel.

Lasset uns den Herrn anrufen um Frieden für die gequälte und gefährdete Menschheit. Der Herr, der Menschenherzen lenkt wie Wasserbäche, führe uns auf den Weg des Friedens. Wir vertrauen auf das Wort des Herrn, der da verheißt hat: Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen.

Landesbischof D. *Mitzenheim*

Den Text dieser Kundgebung sandte Landesbischof Mitzenheim allen evangelischen Bischöfen und Präsidien in der DDR und in der Bundesrepublik Deutschland zu mit der Anregung, in gleicher Weise zu verfahren. Das Begleitschreiben an die Bischöfe in der DDR hat folgenden Wortlaut:

Im Interesse des Zusammenwirkens unserer Landeskirchen erlaube ich mir, Ihnen die Abkündigung zugehen zu lassen, die aus Anlaß des Gedenkens an den Ausbruch der Weltkriege vor 50 und vor 25 Jahren in den thüringischen Kirchen an einem der August-Sonntage von der Kanzel verlesen wird.

Im Blick auf die Gefährdung des Weltfriedens in unseren Tagen halte ich es für gut,

den Gemeinden ein Wort zu sagen über das Eintreten unserer evangelischen Kirchen und der ökumenischen Bewegung für die Erhaltung des Friedens in der Welt.

Ich bitte Sie zu erwägen, ob es nicht gut wäre, wenn auch in Ihrer Kirche ein ähnliches Wort den Gemeinden bekanntgegeben würde, und grüße Sie mit guten Wünschen für Ihr Amt, Ihr Haus und Ihr Ergehen.

Den Bischöfen in der Bundesrepublik schrieb Landesbischof Mitzenheim:

Im Gedenken an den Beginn der beiden Weltkriege vor 50 und vor 25 Jahren und im Blick auf die Gefährdung des Weltfriedens in unseren Tagen habe ich es für gut gehalten, den Gemeinden der Thüringer Kirche ein Wort zu sagen.

Ich erlaube mir, diese Abkündigung, die an einem der August-Sonntage in Thüringen von den Kanzeln verlesen wird, Ihnen in der Anlage zugehen zu lassen. Angesichts von Äußerungen anderer Kirchen zur Frage des Friedens erschien es mir notwendig, die Gemeinden darauf hinzuweisen, wie unsere evangelischen Kirchen und die ökumenische Bewegung sich zur Friedensfrage geäußert haben. Ich würde es für gut halten, wenn in allen evangelischen Kirchen eine ähnliche Äußerung der Kirchenleitungen den Gemeinden bekanntgegeben werden würde.

Die Bischöfe in der DDR folgten dem Beispiel des thüringischen Landesbischofs und wandten sich nun auch ihrerseits mit Erklärungen zu diesen Gedenktagen an die Gemeinden oder an die Pfarrerschaft. Eine Auswahl dieser Erklärungen folgt hier im Wortlaut. Ein genaues Studium dieser Erklärungen zeigt den Wunsch der Autoren, so konkret wie möglich zu den Gedenktagen und auch zu der gegenwärtigen Situation politischer Spannung zu reden, ohne doch einseitig bestimmten politischen Auffassungen und Positionen eine kirchliche Zustimmung zu geben. Insofern ist dieser ganze Vorgang symptomatisch für die Art und Weise kirchlichen Mitredens in politischen Dingen überhaupt.

WORT DES BISCHOFS D. JOHANNES JÄNICKE

*an die Gemeinden der Kirchenprovinz Sachsen
zum 25. Jahrestag des Ausbruchs des 2. Weltkrieges*

Zum mahnenden Gedenken an den Tag, an dem vor 25 Jahren durch uns Deutsche das furchtbare Blutvergießen des 2. Weltkrieges entfesselt wurde, rufe ich den Gemeinden der Kirchenprovinz Sachsen das Wort des Apostels Paulus aus dem 2. Brief an die Korinther im 5. Kapitel, Vers 19, zu: „Gott hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.“

Wir können dieses Wort nicht hören, ohne zu bekennen, wie wir uns vor den Völkern der Erde am Frieden Christi und am Wort von der Versöhnung schuldig gemacht haben. Schuld aber wird nicht verjährt oder vergessen, Schuld muß vergeben werden. Dazu hat Gott das Wort von der Versöhnung unter uns aufgerichtet. Es bezeugt, daß in Jesus Christus die gegen Gott und gegeneinander rebellierende Welt zum Frieden Gottes gerufen und daß die Versöhnung in Jesu Kreuz und Auferstehung wirklich geschehen ist. Dies im Glauben anzunehmen, rettet uns vom ewigen Gericht, das wir um unserer Schuld willen verdient haben.

Wir können aber die Versöhnung, die Gott uns anbietet, für uns nur annehmen, wenn wir selber Werke des Friedens und Schritte zur Versöhnung tun. Dazu möchte ich in dreifacher Weise rufen:

1. Weil wir Deutsche durch unsere militärische Gewalt an den anderen Völkern so schrecklich schuldig geworden sind, sollte jetzt auch bei uns der Anfang gemacht wer-

den zu einem atomwaffenfreien, entmilitarisierten Raum, der sich als ein Bereich des Friedens auf andere Gebiete der Erde heilend ausbreiten könnte.

2. Mit der äußeren Entwaffnung allein ist es nicht getan. Damit sollte Hand in Hand gehen eine Absage an jede Form des kalten Krieges. Wer um die Versöhnung weiß, die in Christus geschehen ist, sollte unmöglich den verlästern und verteufeln können, für den unser Herr Sein Leben gab. Laßt uns um Seinetwillen damit Schluß machen, die Ehre des andern, wer er auch sei und wo er auch lebe und welchen Glaubens er auch sei, herabzusetzen, laßt uns vielmehr darum bemüht sein, ihn zu entschuldigen, Gutes von ihm zu reden und alles zum besten zu kehren (Luther: Erklärung zum 8. Gebot)!

3. Das muß im kleinen, persönlichen Bereich beginnen. Laßt uns mit erfinderischer Liebe darauf aus sein, in unseren Gemeinden und Häusern Friedlose zum Frieden zu bringen und Unfriedlichen zur Versöhnung untereinander zu helfen! Welch notwendiger Dienst des Friedens ist das! Laßt uns in der Nachfolge des Herrn lieber Unrecht leiden als unser Recht mit Gewalt durchsetzen! Laßt uns dessen gewiß sein, daß jedes noch so geringe Werk des Friedens und der Versöhnung unter der besonderen Verheißung des Herrn steht, der für die Versöhnung der Welt den Kreuzestod starb!

„Er aber, der Gott des Friedens, heilige euch durch und durch, und euer Geist ganz samt Seele und Leib müsse bewahrt werden unversehrt, unsträflich auf die Ankunft unseres Herrn Jesus Christus“ (1. Thess. 5, 23).

In Seinem Namen verbunden grüßt Euch

Euer Bischof D. Jänicke

BRIEF VON LANDESBISCHOF D. NIKLOT BESTE

an die Kirchengemeinden der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs

„So spricht der Herr: Tretet auf die Wege und schauet und fragt nach den vorigen Wegen, welches der gute Weg sei, und wandelt darin, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele!“ (Jeremia 6, 16.)

In diesen Wochen blicken wir als Glieder unseres Volkes auf die Ereignisse vor fünf- und zwanzig und vor fünfzig Jahren zurück. Wir wissen, wieviel Not über viele Menschen anderer Völker und über unser deutsches Volk seit jenen Tagen gekommen ist. Als Christen müssen wir nüchtern und wahrhaftig den Weg ansehen, den wir gegangen sind, auch dann, wenn viele unter uns sich nicht mehr gern an die Vergangenheit erinnern lassen und nur der Gegenwart leben wollen. Niemand wird sich selbst rechtfertigen oder gar freisprechen können, wenn die Vergangenheit ihn anklagt. Aber wir wissen aus dem Wort unseres Gottes, daß Er uns Vergebung und Frieden in dem Kreuz Jesu Christi zusagt. Bußfertig und demütig laßt uns in diesen Wochen zu unserm Herrn Jesus Christus kommen!

Wir müssen aber auch aus der Vergangenheit lernen. Das eigentliche Versagen der christlichen Gemeinden ist darin zu finden, daß sie verlernt hatten, unter dem Wort selber die Geister zu unterscheiden. „Ihr Lieben, glaubet nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind“ (1. Joh. 4, 1). Wir wollen Gott bitten, daß Er uns vor Leichtgläubigkeit, Leichtfertigkeit, Haß gegen Andersdenkende und Überheblichkeit bewahrt, wobei sich sogar die Liebe zu unserem deutschen Volk in Nationalismus und Fanatismus verkehren konnte. Wir wollen Gott bitten, daß Er uns Klarheit über uns selbst und über die Aufgaben, die uns gestellt sind, gibt. Laßt uns unter dem Worte Gottes leben und nach seinen Geboten fragen. Gott der Herr möge uns die rechte geheiligte Liebe zu unserem Volk schenken. Friedfertigkeit wächst aus dem Fragen nach Gottes heiligem Willen. Im Blick auf die vergangenen Jahrzehnte, in denen wir die Gerichte Gottes erfahren haben, laßt uns auf Sein Wort hören! „Bessert euer Leben und Wesen, so will ich bei euch wohnen an diesem Ort“ (Jeremia 7, 3).

Landesbischof D. Beste

*der Evangelischen Kirche von Schlesien an die Gemeinden
zum Gedenken an den Kriegsausbruch vor 25 Jahren*

Liebe Brüder und Schwestern!

Der 1. September ist für viele Völker, besonders aber für uns Deutsche, ein ernster Gedenktag, an dem wir als Kirche nicht vorübergehen dürfen. An diesem Tag sind 25 Jahre vergangen, seit unser Volk sich von seinen damaligen Führern mißbrauchen ließ, den Zweiten Weltkrieg zu beginnen. Als Gott uns in seinem Gericht die Waffen aus der Hand geschlagen hatte, hat unsere Evangelische Kirche die innere Kraft und Freiheit gehabt, vor den Vertretern der Weltchristenheit im August 1945 in Stuttgart zu bekennen: „Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden ... Wir klagen uns an, daß wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.“

Zu diesem Bekenntnis unserer Schuld stehen wir auch heute und beugen uns unter das Gericht Gottes über unser Volk. Das verpflichtet uns, für den Frieden in der Welt und die Versöhnung unter den Völkern zu beten und auch durch unser Handeln dafür einzutreten. Darum sagen wir allem Machtdenken ab, das in Divisionen rechnet und mit Bomben droht. Darum setzen wir uns dafür ein, miteinander zu reden, statt aufeinander zu schießen. Darum können wir Verleitung zum Haß und propagandistische Verhetzung der Menschen nicht mitmachen, sondern rufen dazu auf, einander gelten zu lassen und echte Toleranz zu üben. Darum widersprechen wir aller Entrechtung der einen durch die andern und befürworten, daß alle Völker einschließlich unseres Volkes in freier Rechtsentscheidung ihr Leben selbst gestalten können, um so dem Frieden und der Versöhnung untereinander zu dienen.

Wir verwerfen den glaubenslosen Standpunkt, daß der einzelne nichts tun könne, und bitten einen jeden, der Macht Gottes etwas zuzutrauen, der in unserer Schwachheit mächtig sein will. Gott mache uns frei von aller Menschenfurcht und schenke uns ein tapferes und festes Herz, das sich allein auf ihn verläßt.

Bischof Fränkel

RUNDSCHREIBEN

*von Bischof D. Friedrich-Wilhelm Krummacher
an die Gemeinden der Pommerschen Evangelischen Kirche*

(Auszug)

Greifswald, im August 1964

Meine lieben Brüder und Schwestern!

...

Nun stehen wir in diesen August- und Septembertagen unter der schweren Erinnerung an den Beginn der beiden Weltkriege vor 25 und vor 50 Jahren. Wir Älteren wissen aus eigenem schmerzhaftem Erleben, wieviel Schuld, Leid und Schmerz mit diesen Erinnerungen verbunden ist. Aber auch die Jüngeren unter uns haben schon in ihrer Jugend und Kindheit die tiefen Wunden gespürt, die uns und vielen Menschen in anderen Völkern durch uns geschlagen sind. Über die ersten historischen und politischen Fragen, die uns in diesem Zusammenhang bewegen, will ich jetzt nichts sagen. Wohl aber möchte ich Sie alle, meine lieben Brüder und Schwestern, bitten, in diesen erinnerungsschweren Wochen sowohl in der Verkündigung wie auch in Ihren persönlichen Gesprächen mit Gemeindegliedern Ihren seelsorgerlichen Auftrag recht wahrzunehmen. Das erfordert von jedem Seelsorger, daß er sorgsam und gewissenhaft den Menschen hilft, die

gemeinsame Schuld unseres Volkes nicht zu verschweigen, sondern die Folgen zu tragen in der demütigen Beugung unter die gewaltige Hand Gottes, der auch im Gericht dennoch der Gott der Gnade ist. Mit unserem Volk haben wir auch die Trennung vieler Familien und den Verlust der Heimat von Millionen Menschen zu tragen als das, was Gott uns infolge vergangener Schuld zu tragen auferlegt hat. Die Antwort des Christen auf solche Lasten, die Gott uns auferlegt, darf nicht Haß oder Resignation oder eine billige Illusion sein. Vielmehr haben wir nach dem zu trachten, was dem Frieden dient! Sie wissen, daß unsere Kirchenleitungen und unsere Synoden gemeinsam mit den großen ökumenischen Zusammenschlüssen, denen unsere Landeskirche angehört, dem Ökumenischen Rat der Kirchen und dem Lutherischen Weltbund, seit Jahren immer wieder die Menschen, die Völker und die Staatsmänner gemahnt haben, der gefährlichen Illusion den Abschied zu geben, als wenn ein Krieg oder gar ein Atomkrieg ein Mittel zur Lösung politischer Spannungen sein könnte. Die Kirche Jesu Christi hat zwar keine politischen Machtmittel; sie kann auch schwer politische Ratschläge im einzelnen geben. Wohl aber haben wir als Christen unermüdlich daran zu erinnern, daß Gott, der Herr aller Menschen, nicht Krieg und Zerstörung, sondern Frieden und Versöhnung will. Wenn in unserem eigenen Volk und in allen Völkern sich immer mehr eine Atmosphäre wirklicher Verständigungsbereitschaft und Versöhnung statt entstellender Propaganda durchsetzt, so kann sich daraus für die ganze Menschheit eine öffentliche Atmosphäre echten Verstehens und Friedens ausbreiten, so daß es unmöglich wird, mit politischer Gewalt oder gar mit den Mitteln eines Atomkrieges Menschen und Völker erneut in unübersehbares Unheil zu stürzen.

Um aber in rechter seelsorgerlicher Weise den Menschen helfen zu können, möchte ich uns allen das in Erinnerung rufen, was bereits 1945 die verantwortlichen Männer der Evangelischen Kirche in Deutschland stellvertretend für uns alle gesagt haben:

„Wir bekennen unsere Schuld und beugen uns unter die Last ihrer Folgen. Aus der Tiefe schauen wir auf zu Christus, dem Gekreuzigten. Er allein rettet uns. Er tritt für uns ein. Er vergibt uns.“

„Heute bekennen wir: Längst, ehe Gott im Zorn sprach, hat er uns gesucht mit dem Wort seiner Liebe, und wir haben es überhört. Längst, ehe Kirchen in Schutt sanken, waren Kanzeln entweiht und Gebete verstummt. Hirten ließen die Herden verschmachten, Gemeinden ließen ihre Pfarrer allein“ (Treysa, August 1945).

„Mit großem Schmerz sagen wir: Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden. Wir klagen uns an, daß wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.

Wir hoffen zu Gott, daß durch den gemeinsamen Dienst der Kirchen dem Geist der Gewalt und der Vergeltung, der heute von neuem mächtig werden will, in aller Welt gesteuert werde und der Geist des Friedens und der Liebe zur Herrschaft komme, in dem allein die gequälte Menschheit Genesung finden kann“ (Stuttgart, Oktober 1945).

Wenn wir aus seelsorgerlicher Verantwortung als rechte Hirten unserer Gemeinden diese Worte für uns erneut in stiller Besinnung bedenken, dann wird uns auch für unsere heutige Verkündigung und Seelsorge das rechte Wort gegeben werden.

...

In brüderlicher Verbundenheit

Ihr Krummacher

c) Öffentliche Verantwortung der Kirchen

Die Kirchenleitungen in der DDR sehen sich immer wieder neu genötigt, zu politischen und gesellschaftlichen Vorgängen Stellung zu nehmen. Spätere Abschnitte dieses Berichtes werden dies noch im einzelnen zu behandeln haben. Hand in

Hand mit solchen konkreten Stellungnahmen geht der Versuch, immer wieder neu zu präzisieren, in welcher Weise die Kirche sich politisch äußern kann und wie sie gerade angesichts der umfassenden politischen Beanspruchung, der sie in den sozialistischen Staaten des Ostens unterliegt, verstanden oder nicht verstanden werden will. Landesbischof Noth äußerte sich hierzu in dem schon erwähnten Tätigkeitsbericht vor der sächsischen Landessynode am 9. November 1964 wie folgt:

Der Verständigung herüber und hinüber könnte es dienen, und unnötiges Mißtrauen könnte abgebaut werden, wenn die allgemein anerkannte Einsicht folgerichtig angewandt würde, daß die Kirche kein politisches Mandat im eigentlichen Sinne hat. Man würde dann nicht dem argwöhnischen Hintergedanken Raum geben, es sei eben doch eine politische Absicht dabei beteiligt, wenn die Kirche bestimmte politische Erwartungen nicht erfüllt, sondern in den Fragen der großen Politik Zurückhaltung übt. Die Kirche schuldet der Welt zuerst und vor allem die Predigt von Gottes Gericht und Gnade in Jesus Christus. In ihrer Verkündigung handelt es sich also um das zeitliche und ewige Heil der Menschen. Darin besteht der unauswechselbare und unvertretbare Dienst der Kirche. Es bedarf keines Wortes darüber, daß die Fragen eines Zusammenlebens der Menschen und Völker in Eintracht und Frieden in der Konsequenz des christlichen Glaubens liegen, sich also aus dem Evangelium ergeben. Die Kirche wird infolgedessen auch zum Völkerfrieden und einer möglichst gerechten sozialen Ordnung das Wort nehmen müssen. Aber sie überschreitet ihre Kompetenzen in den Fragen des menschlichen Wohls, wenn sie sich anheischig macht, dieser oder jener gesellschaftlichen Ordnung, diesen oder jenen Vorschlägen für die Erhaltung des Völkerfriedens den Vorzug zu geben und andere abzuwerten. Selbst der Ökumenische Rat der Kirchen, der im Februar dieses Jahres durch seinen Exekutivausschuß in Odessa zu den Abrüstungsverhandlungen erneut das Wort genommen hat, hat im Blick auf konkrete Vorschläge an die Regierungen bzw. den Achtzehn-mächte-ausschuß für Abrüstungsfragen jene Zurückhaltung geübt, die den Kirchen im Blick auf die diffizilen Fragen, die hier anstehen, geboten ist. Ich habe im Juni dieses Jahres an einer Konsultation teilnehmen können, die die Kommission für Internationale Angelegenheiten im Ökumenischen Rat der Kirchen mit den Delegierten des Achtzehn-mächte-ausschusses für Abrüstungsfragen in Genf gehabt hat, und mich dabei von der Kompliziertheit des Problems überzeugen lassen müssen. Ich kann nur wünschen, daß den Verhandlungen der Staatsmänner weitere Erfolge beschieden sein mögen, nachdem durch das Moskauer Atomteststopabkommen im Jahre 1963 ein erster wichtiger Schritt in der Richtung auf die Erhaltung des Weltfriedens getan worden ist.

Das Jahr 1964 hat uns besonders an den Beginn der beiden schrecklichen Weltkriege 1914 und 1939 erinnert. Ich habe unsere Pfarrer auf diese Gedenktage hingewiesen und sie aufgefordert, ihren Gemeinden dazu ein ernstes Wort zu sagen und sie aufzurufen, in der Fürbitte für den Frieden in der Welt nicht müde zu werden. Gewiß beschränkt sich der Friedensdienst der Kirche nicht auf die Fürbitte. Er muß auch in der Verkündigung und im Wort der Kirche seinen Ausdruck finden. Aber dieses Wort der Kirche zum Frieden kann kein politisches Wort sein, sondern es soll die sittlichen und menschlichen Voraussetzungen für die Erhaltung des Friedens so zum Ausdruck bringen und die Dinge, die sich dem friedlichen Zusammenleben der Menschen und Völker in den Weg stellen, so konkret beim Namen nennen, daß die Herzen der Menschen zur Friedfertigkeit verwandelt und erneuert werden.

Das gleiche gilt für den Umwandlungsprozeß, den wir in unserem Staat in gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Hinsicht erleben. Ich kann mich der zuweilen vertretenen Meinung nicht anschließen, erst im Sozialismus könne der Christ die gesellschaftlichen Konsequenzen aus seinem Glauben ziehen. Zu allen Zeiten und in jeder Gesellschafts-

ordnung kann und muß ein Christ sich bewähren. Keine Gesellschaftsordnung kann für sich in Anspruch nehmen, daß sie dem Gebot Gottes in besonderer Weise nahestehe. In einem solchen Urteil liegt ein unerlaubtes Ineinandermischen geistlicher und weltlicher Bezüge. Die Kirche kann nur darauf hinweisen, daß sich aus dem Evangelium bestimmte sittliche und menschliche Normen ergeben, denen jede Gesellschaftsordnung Raum geben muß.

In ähnlicher Weise äußerte sich auch Bischof Jänicke in seinem Bericht über das Jahr 1964 auf der Provinzialsynode der Kirchenprovinz Sachsen zu Halle/Saale am 13. März 1965 zur Art und Weise und zu den Voraussetzungen eines gesellschaftlichen Dienstes der Kirche:

Zeuge für Jesus sein, das heißt ja immer auch, dem Menschen dienen. Es kann sich niemals allein darum handeln, daß wir unsere Belange wahren, daß wir uns abgrenzen gegen den Einbruch der Welt in die Kirche. Dienst an dem Menschen heute geschieht durch die Kirche ganz gewiß in erster Linie in dem Wort, das sie der Welt schuldig ist, in dem Dienst der Nächstenliebe, wie er in den Werken der Diakonie seinen zeichenhaften Ausdruck findet. Aber die Kirche wird zugleich auch immer ihre Verantwortung im öffentlichen Leben und in den großen Lebensfragen des Volkes wahrzunehmen haben, weil es ja da um den Menschen geht. Hier finden wir uns auch in mancherlei gemeinsamer Verantwortung und fruchtbaren Gesprächen mit Vertretern des Staates, denen das Wohl der Menschen und die Förderung des Friedens verpflichtender Auftrag ist.

Bischof Jänicke erinnert dann an den kirchlichen Beitrag zur Diskussion über die Grundsätze für die Gestaltung des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems (s. diesen Bericht S. 168 ff.).

In grundsätzlichen Erwägungen heißt es dann weiter:

Es geht und ging der Kirche bei ihrem Memorandum zum sozialistischen Bildungssystem nicht in erster Linie um das Interesse ihres Bestandes. Gewiß sind auch solche Fragen am Platz: Bleibt hier auch Raum für den jungen Menschen, als tätiges Glied der Gemeinde zu leben? Ist die Wahl eines kirchlichen Berufes als Möglichkeit in dem Gesetz überhaupt drin? Ist die atheistische Erziehung verpflichtendes und zu dem Bekenntnis zwingendes Soll, oder ist sie das Angebot der Kenntnisnahme einer Ideologie, mit der sich der junge Mensch eben wissenschaftlich auseinanderzusetzen hat? Alle diese Fragen sind wichtig und dringlich. Aber wichtiger ist die Frage nach dem Menschen der Zukunft angesichts der technischen Revolution, in der wir stehen. Daß diese Entwicklung ein hohes Maß technisch-wissenschaftlicher Bildung voraussetzt und daß daraus für Bildung und Erziehung des jungen Menschen ungeheuer große Forderungen und Aufgaben erwachsen, dagegen wird sich keiner verschließen können. Das ist in der ganzen Welt so, auch in ihrer westlichen Hälfte. Unsere Sorge aber muß sein, daß der Mensch in der Welt der Kybernetik und Automatisierung nicht Schaden leidet. Wir stehen da in Entwicklungen in der ganzen Welt, angesichts deren man wohl mit dem Wort Jesu fragen möchte: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Mit dieser Frage die Entwicklung, einschließlich der Eroberung des Weltraumes, begleiten, das ist nicht rückständige Haltung, sondern das ist die Frage, die dem Menschen durch die Jahrtausende hindurch immer neu gestellt ist.

...

Die gemeinsame Verantwortung für den Menschen heute kommt auf uns besonders

dringlich zu in der Frage nach dem rechten Dienst des Friedens. Auch wir haben im vergangenen Jahr versucht, diesen Auftrag in mannigfaltiger Weise wahrzunehmen. Daß das oft mißverstanden wird und nicht überall Zustimmung findet, darf uns nicht irremachen. Unsere einzige Sorge muß sein, daß wir wirklich Botschafter der Versöhnung sind, die in Christus geschehen ist. Die Friedfertigen nach Matth. 5, 9 sind ja nicht allein die Menschen mit der friedlichen Gesinnung, sondern nach dem Urtext die Väter des Friedens, die Aktivisten des Friedens. Es geht also nicht allein darum, daß Christen sich von dem sündhaften Mitmachen in kriegerischen Handlungen freizuhalten suchen, um persönlich ein unverletztes Gewissen zu behalten – wer kann sich heute schon aus den schuldhaften Zusammenhängen freihalten, in die alle verstrickt sind! –, es geht vielmehr um die gesellschaftliche Verantwortung, die Christen in der Sache des Friedens wahrzunehmen haben. Es gilt für den Christen, gegenüber den Ministerien des Krieges in aller Welt ein Ministerium (= Dienst) des Friedens zu organisieren. Daß dies gerade in den beiden Teilen unseres Vaterlandes, das in der Vergangenheit an der Welt so unheilvoll schuldig geworden ist, die vordringliche Aufgabe ist, habe ich wiederholt ausgesprochen, so auch in meinem Kanzelwort anläßlich des Gedenkens an den Ausbruch der beiden Weltkriege. Deswegen werde ich auch nicht müde, die Forderung nach atomwaffenfreiem und entmilitarisiertem Raum im Herzen Europas nach beiden Seiten hin immer wieder laut werden zu lassen.

d) Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen

Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht durch das Wehrpflichtgesetz vom 24. Januar 1962 war die Frage des gesetzlichen Schutzes für Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen zu einem brennenden Problem geworden (s. Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 193–209). Ein solcher gesetzlicher Schutz, also die legale Möglichkeit einer Wehrdienstverweigerung, war zunächst in der DDR mit der Begründung verweigert worden, daß angesichts der friedlichen Ziele der eigenen Politik im Unterschied zu der des Westens die sittliche Notwendigkeit und der innere Sinn einer solchen Regelung entfielen. Freilich war es zu umfassenderen Konflikten bisher nicht gekommen, da die Regierung der DDR dem Problem einer Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen durch nüchterne Verwaltungsmaßnahmen von Fall zu Fall aus dem Wege zu gehen versuchte. Kirchlicherseits war nie ein Zweifel daran gelassen worden, daß man sich des Wehrdienstverweigerers aus Gewissensgründen seelsorgerlich anzunehmen und für seinen Rechtsschutz durch Staat und Gesellschaft einzutreten habe, wenn auch die ethische Bewertung der Wehrdienstverweigerung strittig blieb. So hatten die Kirchenleitungen in der DDR in den „Zehn Artikeln über Freiheit und Dienst der Kirche“ des Jahres 1963 ausdrücklich erklärt: „Die Kirche setzt sich für den gesetzlichen Schutz der Wehrdienstverweigerer aus Glaubens- und Gewissensgründen ein, wie sie auch für ihre Glieder, die Soldaten werden, den Auftrag zur Seelsorge behält.“

Die Regierung der DDR hat offenbar erkannt, daß die Wehrdienstverweigerung auf die Dauer nicht als ein verwaltungsmäßiges oder gar strafrechtliches Problem behandelt werden konnte, sondern einer klaren Regelung zugeführt werden mußte.

Eine solche erfolgte durch folgende Anordnung des Nationalen Verteidigungsrates der DDR:

ANORDNUNG

des Nationalen Verteidigungsrates der Deutschen Demokratischen Republik über die Aufstellung von Baueinheiten im Bereich des Ministeriums für Nationale Verteidigung

Vom 7. September 1964

(Gesetzblatt der DDR Teil I Nr. 11 vom 16. September 1964)

§ 1

1. Im Bereich des Ministeriums für Nationale Verteidigung sind Baueinheiten aufzustellen.

2. Der Dienst in den Baueinheiten ist Wehersatzdienst gemäß § 25 des Wehrpflichtgesetzes vom 24. Januar 1962 (GBl. I S. 2). Er wird ohne Waffe durchgeführt.

§ 2

1. Die Baueinheiten haben die Aufgabe, Arbeitsleistungen im Interesse der Deutschen Demokratischen Republik zu erfüllen. Dazu gehören insbesondere:

- a) Mitarbeit bei Straßen- und Verkehrsbauten sowie Ausbau von Verteidigungs- und sonstigen militärischen Anlagen;
- b) Beseitigung von Übungsschäden;
- c) Einsatz bei Katastrophen.

2. Der Einsatz der Baueinheiten erfolgt durch den Minister für Nationale Verteidigung oder die von ihm dazu Beauftragten.

§ 3

Für die Angehörigen der Baueinheiten gelten die gesetzlichen und militärischen Bestimmungen, die den Grundwehrdienst bzw. den Reservistenwehrdienst in der Nationalen Volksarmee regeln, soweit nicht in dieser Anordnung etwas anderes festgelegt ist.

§ 4

1. Zum Dienst in den Baueinheiten werden solche Wehrpflichtigen herangezogen, die aus religiösen Anschauungen oder aus ähnlichen Gründen den Wehrdienst mit der Waffe ablehnen.

2. Die Angehörigen der Baueinheiten tragen den Dienstgrad „Bausoldat“.

§ 5

1. Die Angehörigen der Baueinheiten leisten keinen Fahneneid nach § 3 der Dienstlaufbahnordnung vom 24. Januar 1962 (GBl. I S. 6).

2. Die Angehörigen der Baueinheiten legen ein Gelöbnis ab (Anlage).

§ 6

Neben der Heranziehung zu Arbeitsleistungen gemäß § 2 Abs. 1 ist mit den Angehörigen der Baueinheiten folgende Ausbildung durchzuführen:

- a) staatspolitische Schulung,
- b) Schulung über gesetzliche und militärische Bestimmungen,
- c) Exerzierausbildung ohne Waffe,
- d) militärische Körperertüchtigung,
- e) Pionierdienst und spezialfachliche Ausbildung,
- f) Schutzausbildung,
- g) Ausbildung in der Ersten Hilfe.

§ 7

Die Bausoldaten der Baueinheiten tragen eine steingraue Uniform mit Effekten und der Waffenfarbe „oliv“. Als besonderes Kennzeichen tragen sie das Symbol eines Spatens auf den Schulterklappen.

§ 8

Ungediente Reservisten, bei denen die Voraussetzungen des § 4 Abs. 1 zutreffen, sowie gediente Reservisten, die Dienst in den Baueinheiten geleistet haben, können als Ersatz für den Reservistenwehrdienst zur Ausbildung oder zu Übungen in den Baueinheiten einberufen werden.

§ 9

Die Vorgesetzten der Angehörigen der Baueinheiten (Ausbildungspersonal) sind bewährte Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere der Nationalen Volksarmee.

§ 10

Im Interesse der Steigerung der Arbeitsproduktivität können den Angehörigen der Baueinheiten als materieller Anreiz zusätzlich zum Wehrsold Zuschläge gezahlt werden. Voraussetzung für die Zahlung von Zuschlägen ist die Übererfüllung der geforderten Arbeitsleistungen.

§ 11

Der Minister für Nationale Verteidigung erläßt zur Durchführung dieser Anordnung die erforderlichen Durchführungs- und militärischen Bestimmungen.

§ 12

Diese Anordnung tritt mit Wirkung vom 1. September 1964 in Kraft.

Berlin, den 7. September 1964

Der Vorsitzende
des Nationalen Verteidigungsrates
W. Ulbricht

ANLAGE

Gelöbnis

Ich gelobe: Der Deutschen Demokratischen Republik, meinem Vaterland allzeit treu zu dienen und meine Kraft für die Erhöhung ihrer Verteidigungsbereitschaft einzusetzen.

Ich gelobe: Als Angehöriger der Baueinheiten durch gute Arbeitsleistungen aktiv dazu beizutragen, daß die Nationale Volksarmee an der Seite der Sowjetarmee und der Armeen der mit uns verbündeten sozialistischen Länder den sozialistischen Staat gegen alle Feinde verteidigen und den Sieg erringen kann.

Ich gelobe: Ehrlich, tapfer, diszipliniert und wachsam zu sein, den Vorgesetzten unbedingten Gehorsam zu leisten, ihre Befehle mit aller Entschlossenheit zu erfüllen und die militärischen und staatlichen Geheimnisse immer streng zu wahren.

Ich gelobe: Gewissenhaft die zur Erfüllung meiner Aufgaben erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, die gesetzlichen und militärischen Bestimmungen zu erfüllen und überall die Ehre unserer Republik und meiner Einheit zu wahren.

Diese Anordnung eines Wehrrersatzdienstes ohne Waffe, zu dem nur solche Wehrpflichtige herangezogen werden sollen, die aus religiösen Anschauungen oder aus ähnlichen Gründen den Wehrdienst mit der Waffe ablehnen, führte zu umfangreichen Erörterungen in den leitenden kirchlichen Organen. Ohne Zweifel

schaffte diese Einrichtung von Baueinheiten für viele Verweigerer eines Wehrdienstes mit der Waffe große Gewissenserleichterungen. Die offizielle Anerkennung von „religiösen Anschauungen“ als eines Hindernisses für die Leistung von Wehrdienst mit der Waffe stellt für den Bereich der sozialistischen Staaten des Ostens ein bemerkenswertes Entgegenkommen dar. Auf der anderen Seite ist unverkennbar, daß es sich bei dieser Regelung nicht um den Schutz von Wehrdienstverweigerern aus Gewissensgründen handelt, den die leitenden Organe der EKD seit der Synode von Berlin-Weißensee 1950 immer wieder gefordert haben und wie er in der Bundesrepublik Deutschland in befriedigender Weise verwirklicht ist. Die Baueinheiten bleiben militärische Einheiten, wenn auch solche besonderer Art. Durch diesen Wehrrersatzdienst sollen die Verweigerer eines Wehrdienstes mit der Waffe der militärischen Verteidigung dienen. Gerade dieses aber ist für den konsequenten Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen der entscheidende Anstoß. So konnte es nicht ausbleiben, daß die Kirchen auf der einen Seite zwar ihrer Genugtuung über diese Regelung Ausdruck gaben, auf der anderen Seite aber auch deren Unzulänglichkeit betonen mußten. In diesem Sinne faßte die Regionalsynode Ost der Berlin-Brandenburgischen Kirche folgende EntschlieÙung zur „Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen“:

Die Regionalsynode Berlin- Brandenburg hat sich auf ihrer Tagung vom 8. bis 13. November 1964 in Berlin-Weißensee auf Grund des Berichtes der Kirchenleitung mit der Lage befaßt, die durch die Anordnung des Nationalen Verteidigungsrates der DDR über die Aufstellung von Baueinheiten vom 7. September 1964 für die Wehrdienstverweigerer unter den wehrpflichtigen Gliedern ihrer Gemeinden entstanden ist. Sie sah sich dazu auch veranlaßt durch Erfahrungen, die Synodale innerhalb der letzten Wochen in seelsorgerlichen Gesprächen mit jungen Menschen gesammelt haben, die von der genannten Anordnung betroffen sind.

Mit großer Dankbarkeit hat die Synode festgestellt, daß nunmehr in einem Gesetzestext der DDR auf Wehrpflichtige Rücksicht genommen wird, die „aus religiösen Anschauungen oder aus ähnlichen Gründen“ den Wehrdienst mit der Waffe ablehnen. Sie erblickt darin die Erhöhung vieler Gebete und eine Berücksichtigung von Bitten, die in den letzten Jahren immer wieder sowohl von jungen Gemeindegliedern als auch von berufenen Sprechern der Kirche an die Staatsorgane gerichtet wurden. Sie weiß auch, daß der Dienst in den Baueinheiten, den die Anordnung vorsieht, von vielen der durch ihr christliches Gewissen am Wehrdienst Gehinderten als ein wirklicher Wehrrersatzdienst angesehen wird, den sie zu leisten vermögen.

Zugleich muß die Synode jedoch zur Kenntnis nehmen, daß die Gewissensbedenken anderer junger Christen durch die Anordnung des Nationalen Verteidigungsrates nicht ausgeräumt sind. Manche von ihnen meinen, jede Form eines Wehrdienstes ablehnen zu müssen, werde er nun mit der Waffe oder ohne Waffe geleistet. Anderen macht das Gelöbnis Not, das von ihnen als Bausoldaten erwartet wird, obwohl sie die Unterschiede nicht übersehen, die gegenüber dem Text des Fahnenreides bestehen. Die Gewissensbedenken werden durch die nicht eindeutige Formulierung vermehrt, daß die Baueinheiten zum Ausbau von „Verteidigungs- und sonstigen militärischen Anlagen“ eingesetzt werden sollen.

Die Regionalsynode Berlin-Brandenburg beauftragt die Kirchenleitung, in Koordinierung mit den anderen evangelischen Kirchenleitungen in der DDR auf eine ihr geeignet erscheinende Weise in ein Gespräch mit der Regierung der DDR über den hier angeschnittenen Fragenkreis einzutreten. Darin sollten den staatlichen Stellen der Dank für die geschaffene Erleichterung ausgesprochen und die noch vorhandenen Gewissens-

bedenken geschildert werden. Zugleich sollten dabei Vorschläge unterbreitet werden, wie ein nichtmilitärischer Wehrersatzdienst aussehen könnte. Innerhalb der Synode wurde dazu an den Einsatz bei Katastrophen, bei land- und forstwirtschaftlichen Notständen, im Straßen- oder Bergbau, in der Feuerwehr oder auch in Anstalten für Schwachsinnige erinnert; die zum Ersatzdienst Herangezogenen sollten finanziell nicht besser gestellt werden als Soldaten und mindestens für die gleiche Dienstzeit verpflichtet werden.

In diesem Sinne haben auch mehrere Bischöfe die neue Anordnung begrüßt, zugleich aber ihren bleibenden Bedenken Ausdruck gegeben. So heißt es in dem Tätigkeitsbericht des sächsischen Landesbischofs D. Noth vor seiner Landessynode am 9. November 1964:

Wir erkennen dankbar an, daß damit eine Gewissensentscheidung respektiert wird. Wir wissen nicht, wie groß die Zahl der Wehrdienstverweigerer ist; aber die Kirche hat von Anfang an solche Entscheidungen ernst genommen und ist deswegen bei der Regierung vorstellig geworden. Ich habe dies – im Namen der Kirchenleitung – erneut getan, nachdem dieses Gesetz über Wehrersatzdienst erlassen worden ist; denn alle Betroffenen haben wieder vor einer Gewissensentscheidung gestanden. Wenn auch jede Tätigkeit dem Kriegsdienst nutzbar gemacht werden kann, so kann doch mittelbarer militärischer Dienst für manche zu einer besonderen Gewissensbelastung werden. Wie auch immer die jungen Christen sich entscheiden mögen, wir sind der Überzeugung, daß auch diejenigen jungen Christen, die sich aus Gewissensgründen nicht in der Lage sehen, in den Baueinheiten Dienst zu tun, zu jedem nicht unmittelbar militärischen Ersatzdienst bereit sind, und haben die Regierung gebeten, dem Rechnung zu tragen.

Zu den Bischöfen, die sich immer wieder besonders dieses Fragenbereiches annehmen, gehört Bischof Jänicke, Magdeburg. In seinem entsprechenden Tätigkeitsbericht vom 13. März 1965 heißt es:

Von daher bitten wir auch zu verstehen, daß es den jungen Christen, die den Dienst mit der Waffe verweigern, nicht allein darum geht, daß sie persönlich nicht zu schießen brauchen. Es hat gewiß für die gesamte Entwicklung dieser Frage eine hohe Bedeutung, wenn in der Deutschen Demokratischen Republik jungen Menschen dies konzidiert wird und sie statt dessen einen waffenlosen Dienst in der Bautruppe tun können. Wir achten das nicht gering und können dafür dankbar sein. Aber weil es diesen jungen Menschen eben nicht allein darum geht, daß sie persönlich vom Waffendienst befreit werden, weil es ihnen darum geht und der Kirche Jesu Christi darum gehen muß, daß der ganze Teufelskreis militärischer Rüstung und Ausbildung zerbrochen wird, darum bedeutet es eine Beschwernis, wenn der Wehrersatzdienst nun doch ausdrücklich als Wehrdienst bezeichnet wird, wenn an seinem Beginn ein Gelöbnis steht, das zwar ausdrücklich nicht Eid genannt wird, das aber seinem Inhalt nach dem Fahneeid sehr ähnlich ist, vor allem, wenn Baueinheiten für militärische Objekte verwendet werden und darin der Zusammenhang mit dem Wehrdienst und der Rüstung vollends deutlich wird. Wir sprechen das hier auch im Interesse des Staates aus, weil wir wissen, daß man sich auch dort darum müht, Konflikte nach Möglichkeit zu vermeiden und den Gewissensbedenken Rechnung zu tragen. Wir meinen, daß die Kirche ihre jungen Christen, wenn sie ihre Gewissensbedenken auf mannigfaltige Weise zum Ausdruck bringen, bis hin zur radikalen Verweigerung, nicht allein lassen darf, daß sie zu ihnen und für sie sprechen muß, um diese gewiß nicht leichten Fragen im Gespräch mit ihnen und dem Staat zu klären. Der Friedensdienst, zu dem junge Christen sich bereitfinden wollen, soll und darf ja gewiß nicht leichter und bequemer sein als der Dienst der

Soldaten. Er soll den ganzen Einsatz fordern, aber es möchte eben ein echter ziviler Ersatzdienst sein. Das Gespräch hierüber wird weitergehen müssen. Dankbar sei ausgesprochen, daß jungen Christen, wie wir erfahren haben, mannigfach Gelegenheit gegeben wurde, sich an Gottesdiensten zu beteiligen und auch im Wehrdienst oder dem Ersatzdienst nicht gehindert wurden, ihres Glaubens zu leben. Wenn dies sich überall durchsetzt, so meinen wir darin einen besseren Weg zu sehen als in einer Militärseelsorge, die immer und überall eine fragwürdige Sache sein wird.

Am Schluß der Berichtszeit läßt sich noch nicht übersehen, welche praktischen Auswirkungen diese Errichtung von Baueinheiten hat. Bisher besteht der Eindruck, daß die Regierung der DDR größere Konflikte nach Möglichkeit verhindern will.

3. ALLGEMEINE KIRCHLICHE SITUATION

Daß die Umweltsbedingungen sich in der allgemeinen kirchlichen Situation in bestimmter Weise widerspiegeln, ist eine anerkannte kirchengeschichtliche Erfahrung. Das muß für die Kirchen in der DDR in besonderer Weise gelten, da sie hier mit starker Intensität in einen allgemeinen gesellschaftlichen und geistigen Umbruch hineingenommen sind. Es ist nicht verwunderlich, daß dabei auch das doppelte Vorzeichen, unter dem man das Kirche-Staat-Verhältnis sehen muß, sich in einer Weise ausprägt, die ein allzu pauschales Urteil über die kirchliche Gesamtlage ausschließt.

Das Jahr 1964 hat keine weithin sichtbaren Manifestationen der kirchlichen Gemeinschaft der EKD zwischen den beiden Teilen Deutschlands gebracht. Eine Gesamtsynode für Ost und West fand nicht statt. Dennoch muß die Fortführung der EKD-Gemeinschaft auch hier besonders hervorgehoben werden. Das geschieht beinahe in jedem Rechenschaftsbericht, den die Bischöfe jährlich ihren Landessynoden geben. Als Beispiel zitieren wir Äußerungen des Kirchenleitungsberichtes 1964 von Bischof Krummacher, der zusammen mit seinem Stellvertreter Landesbischof Noth auch im Jahre 1964 wieder zum Vorsitzenden der Konferenz der evangelischen Kirchenleitungen in der DDR gewählt wurde:

Wir sind überzeugt, daß auch die Gemeinschaft der Evangelischen Kirche in Deutschland, deren Rat ich seit 1961 auf Grund der Wahl durch die gesamtdeutsche Synode angehöre, unseren Gemeinden ständig als geistliche Kraft zugute kommt. Das wird an unserer engen Verbindung mit unseren Patenkirchen spürbar, denen wir für viele Zeichen geistlicher und brüderlicher Treue dankbar sind. Vielleicht darf man sagen, daß die Gemeinschaft der Liebe und des Gebets zwischen unserer Pommerschen Kirche und ihren vier Patenkirchen in der letzten Zeit nicht nachgelassen hat, sondern vertieft worden ist. Wenn wir trotz mancherlei Unkenntnis, die uns hinsichtlich der Evangelischen Kirche in Deutschland hier und da entgegentritt, an der unaufgebbaren Gemeinschaft der EKD festhalten, so tun wir das einfach, weil uns die Aufgabe vor die Füße gelegt ist, stellvertretend für unser Volk zu zeigen, daß Menschen gleichen Glaubens sich nicht trennen lassen durch politische und gesellschaftliche Unterschiede; zugleich tun wir es auch als stellvertretenden Dienst an der ganzen Ökumene, um zu bewähren, daß – genauso wie in dem großen Ökumenischen Rat der Kirchen, so auch in unserem eigenen Vaterland – Christen und Kirchen, die in völlig verschiedenen äußeren wirtschaftlichen,

staatlichen und gesellschaftspolitischen Verhältnissen leben, dennoch durch ihren Herrn Jesus Christus zusammengehören und sich durch keine äußeren Umstände in ihrer Gemeinschaft stören oder trennen lassen.

Bischof Krummacher führt für die Verwirklichung dieser Gemeinschaft eine Reihe von Beispielen an. Dabei hebt er besonders die geistlichen Lebensäußerungen der Kirche hervor, mit denen man sich in der Gemeinschaft der EKD gegenseitig diene. Er fährt dann fort:

Wir sind überzeugt, daß mit allen diesen Diensten, die die EKD trotz aller Anfeindungen als echten geistlichen Auftrag für jede einzelne Gemeinde tut, auch ein Dienst an unserem zerspaltenen Volk getan wird, das heute nur noch wenige Stellen hat, wo Männer und Frauen aus beiden Teilen Deutschlands in echter Kommunikation friedlich zusammenwirken können. Ich denke, daß das für die Zukunft unseres Volkes Frucht bringen wird.

In ähnlicher Weise würdigte auch Generalsuperintendent Jacob in seinem Kirchenleitungsbericht vor dem Ostteil der Synode Berlin-Brandenburg im November 1964 das kirchliche Zusammenwirken über die politischen Grenzen hinweg. Die besondere Situation der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg bringt es freilich mit sich, daß hier die Grenzen für die Fortführung einer engeren Gemeinschaft zwischen Ost und West sehr stark empfunden werden:

Nach wie vor leiden wir unter der Trennung vom Westberliner Teil unserer Kirche. Wenn auch eine Kooperation fast unmöglich geworden ist, so doch nicht eine Koordinierung unserer Arbeit im Rahmen unserer Regionalgesetzgebung. Auch unser Zusammenwirken mit den übergreifenden Zusammenschlüssen der EKV und EKD ist weiterhin gestört. Die Aufgabe des gemeinsamen Zeugnisses im Bereich unserer deutschen Umwelt nötigt uns, über die staatlich gezogenen Grenzen hinauszudenken, und läßt uns nach Formen suchen, die das Gespräch zwischen der Kirche in Ost und West auch unter den gegenwärtigen Bedingungen ermöglichen. Im Einklang mit dieser Pflege kirchlicher Gemeinschaft muß uns gerade hier in Berlin die Herstellung einer immer enger werdenden Verbundenheit mit der Ökumene, ihren Konferenzen und Studienkommissionen ein besonderes Anliegen sein.

Gerade dieser ökumenische Aspekt in der kirchlichen Gesamtsituation der DDR bedarf besonderer Hervorhebung. Es gehört zu den Kennzeichen der dortigen kirchlichen Arbeit, daß die ökumenischen Beziehungen eine immer größere Bedeutung gewinnen und auch ganz bewußt gepflegt und ausgebaut werden. Die Regierung der DDR hat sich dem Drängen der Kirchen nach diesen ökumenischen Beziehungen nicht verschließen können, sondern sie vielmehr in mancherlei Hinsicht auch praktisch ermöglicht, ohne daß freilich den kirchlichen Wünschen immer im vollen Umfange entsprochen worden wäre. Wir folgen hier am besten wiederum dem Bericht von Generalsuperintendent Jacob, der die Bedeutung der ökumenischen Beziehungen für eine Landeskirche an einer Reihe von praktischen Beispielen erläutert:

Wir haben uns über manche Besuche aus der Ökumene in der Kirchenleitung und in unseren Gemeinden aufrichtig gefreut. Ein Höhepunkt dieser Besuche war zweifellos

der Vortrag des amerikanischen Negerpastors Martin Luther King, der bekanntlich im Kampf um die Beseitigung der Rassendiskriminierung in den USA heute in vorderster Front steht. Ihm schlug in den überfüllten Kirchen von St. Marien und Sophien spontan eine Welle der Sympathie und der Liebe entgegen. Wir konnten auch Delegierte entsenden zu der 4. Weltkirchenkonferenz der Bewegung „Glauben und Kirchenverfassung“ in Montreal im Juli 1963, zu der Tagung des Lutherischen Weltbundes in Helsinki im Sommer 1963, zu der Tagung des Reformierten Weltbundes 1964 in Frankfurt a. M., zu den Tagungen des Nordisch-Deutschen Konventes und zu der Europäischen Konferenz der Kirchen im Oktober 1964, die auf dem dänischen Schiff „Bornholm“ gehalten wurde, auch wenn wir es beklagen müssen, daß die Zahl der von der Kirche vorgesehenen und unter sachlichen Gesichtspunkten ausgesuchten Teilnehmer auf Grund staatlicher Einsprüche, die politisch motiviert waren, oft genug beschränkt werden mußte. Unsere Kirchenleitung konnte sich nicht entschließen, zu der 2. Allchristlichen Friedensversammlung in Prag offizielle Beobachter zu entsenden, aber Brüder im leitenden Amt haben in persönlicher Verantwortung teilgenommen und darüber berichtet. Die Besuche ökumenischer Brüder und Gäste in unseren Gemeinden, die leider bisher nur allzu sporadisch erfolgen konnten, haben das ökumenische Bewußtsein in der einzelnen Gemeinde und am Ort vertieft. Unsere Gemeinden beteiligen sich jetzt auch im wachsenden Maße an der jährlichen ökumenischen Gebetswoche für die Einheit der Christen in der Zeit zwischen Exaudi und Pfingsten. Wir hoffen fest darauf, daß sich die ökumenischen Begegnungen auf dem Boden der Ortsgemeinde in Zukunft häufiger werden ereignen können, auch als Begegnung der jungen Christen aus verschiedenen Ländern in den ökumenischen Aufbaulagern und in den Lagern der Aktion „Sühnezeichen“. Solche Begegnungen sind ein sehr wesentlicher Brückenschlag im Zeichen der Versöhnung über die in der Vergangenheit aufgebrochenen Abgründe hinweg. Sie sind damit zugleich ein indirekter Beitrag zu der so unerhört wichtigen Aufgabe der Entspannung und der Verständigung zwischen den Völkern, die angesichts der noch immer gefährdeten Welt-situation und der Bedrohung im Zeichen der atomaren Vernichtungswaffen auch von der christlichen Gemeinde mit ganzem Ernst als vordringlich gesehen werden muß.

Zu der vom „Referat für Fragen der Verkündigung“ beim Ökumenischen Rat auf Initiative seines Sekretärs Dr. Margull in Genf für April 1964 in das Ökumenische Institut von Bossey einberufenen Studientagung konnte ein Arbeitsdokument über „Struktur und Gestalt der missionierenden Gemeinde“ vorgelegt werden, das von einem ökumenischen Studienkreis in der DDR auch unter Beteiligung von Theologen aus unserer Gliedkirche erstellt worden war. Dieses Dokument hat auf der Tagung in Bossey eine ungewöhnliche Beachtung bei den aus allen Erdteilen zusammengekommenen Delegierten gefunden, nachdem es dort vom Verwalter des Bischofsamtes in einem ausführlichen Kommentar unter Darlegung unserer besonderen Erfahrungen im Raum der DDR erläutert worden war. Um so mehr müssen wir es bedauern, daß zwei jüngere Pastoren unserer Landeskirche der an sie ergangenen Einladung des Ökumenischen Instituts und der Universität Genf zu einem einsemestrigen Hochschulstudium in Bossey nicht Folge haben leisten können, weil das Ministerium des Inneren trotz einer dringenden Befürwortung durch den Verwalter des Bischofsamtes die beantragte Ausreisegenehmigung verweigert hat. Durch solche schmerzliche Erfahrungen können wir uns jedoch nicht entmutigen lassen. Wir werden auch in Zukunft um eine Vertiefung unserer ökumenischen Beziehungen zur Christenheit im Westen und im Osten bemüht sein. Auch die Begegnungen mit der Russisch-orthodoxen Kirche und mit der Römisch-katholischen Kirche haben das wechselseitige Verständnis und eine brüderliche Annäherung der Konfessionen gefördert. Der Fortgang des Zweiten Vatikanischen Konzils im Zeichen einer tiefgreifenden Erneuerung der Römisch-katholischen Kirche wird nicht nur von Pfarrkonventen und in theologischen Arbeitsgemeinschaften, sondern auch in lebendigen Gemeindekreisen mit einer starken inneren Anteilnahme und nicht aus irgendeiner kühlen Zu-

schauerhaltung heraus verfolgt. Das reformierte Moderamen kann davon berichten, daß die Begegnung zwischen unseren und schweizerischen, westdeutschen, ungarischen und französischen Pfarrern und Gemeindegliedern, besonders Presbytern, in der Berichtszeit wesentlich erweitert und vermehrt werden konnte.

Mehr aus der Sicht der Pfarrerschaft als aus einer Kirchenleitung vermittelt der nachstehend wiedergegebene „Brief aus Mitteldeutschland“ einen Gesamteindruck von der kirchlichen Situation in der DDR. Auch hier wird besonders auf die bleibende Bedeutung eines kirchlichen Zusammenwirkens zwischen Ost und West hingewiesen. Gerade dieses Zusammenwirken kann dazu dienen, die Kirche und ihre Amtsträger vor einseitiger politischer Abhängigkeit zu bewahren und gerade so zu einem politischen Dienst im Spannungsfeld zwischen Ost und West zu befähigen:

DIE EVANGELISCHE KIRCHE UND DIE EINHEIT DEUTSCHLANDS

(aus epd B Nr. 12 vom 19. März 1964)

Nach wie vor ist es eine unbestreitbare Tatsache, daß die Evangelische Kirche in Deutschland eine Einheit darstellt. Den Spannungen und Trennungen zum Trotz ist das Bewußtsein der veränderten und unaufgebbaren Zusammengehörigkeit in den Landeskirchen in Ost und West lebendig. Mag es im Augenblick keine Kirchentage und keine Synoden und keine Konferenzen von leitenden kirchlichen Persönlichkeiten geben, die aus beiden Teilen Deutschlands beschiedt werden, mag auch die Zusammenarbeit der großen evangelischen Verbände (Gustav-Adolf-Werk, Evangelischer Bund, Frauenhilfe, Männerwerk, Jugendverbände) sehr unter der Teilung Deutschlands zu leiden haben, so ist doch bei den Beratungen und Versammlungen, die im Osten und Westen getrennt stattfinden, und ebenso in der praktischen Arbeit der kirchlichen Organisationen das Wissen um das Miteinander-Verbundensein und das Aufeinander-Angewiesensein sehr stark.

Es sind, wenn auch in Abwandlungen, auf beiden Seiten dieselben Aufgaben, die darauf warten, in Angriff genommen zu werden. Dieselben kirchlichen Probleme werden hüben und drüben durchdacht. Dieselben theologischen Fragen wollen in beiden Teilen Deutschlands beantwortet sein. (So ist, um ein Beispiel anzuführen, an der Revision der Lutherübersetzung des Alten Testaments, die jetzt abgeschlossen wurde, im Gesamtgebiet der Evangelischen Kirche in Deutschland mit dem gleichen Eifer gearbeitet worden.) Aber auch in sozialer Hinsicht (sozialethisch und sozialpolitisch) und in kultureller Beziehung (literarisch, musikalisch, künstlerisch) ist eine bestimmte gesamtdeutsche Orientierung kennzeichnend.

Keine Politisierung

Andererseits muß festgestellt werden, daß sich die politischen Meinungsverschiedenheiten und Gegensätze, die in den letzten Jahren immer schärfer geworden sind, auch im Leben der Kirche nachteilig auswirken. In steigendem Maße werden Versuche unternommen, die Kirche – die leitenden Organe und ebenso die Pfarrer und die Gemeinden – auf einen bestimmten politischen Kurs festzulegen. Die staatlichen Organe und die politischen Parteien und andere Organisationen sind darum bemüht – mit unterschiedlichen Mitteln und Methoden, die sich aus der Unterschiedlichkeit der politischen Verhältnisse in den beiden Teilen Deutschlands ergeben –, die Kirche jeweils für ihre Ziele und Programme zu gewinnen und sie, wenn es sein kann, in den Kampf der Meinungen als einen Bundesgenossen einzuspannen. So muß etwa der „Bund evangelischer Pfarrer in der DDR“, der seinen organisatorischen Mittelpunkt in Leipzig hat (seine Mitglieder-

zahlen sind bescheiden), als ein von politischen Stellen unternommener oder doch stark geförderter Versuch angesehen werden, die mitteldeutsche Pfarrerschaft im gewünschten politischen Sinne „auf Vordermann“ zu bringen. Andererseits werden wohl auch im Westen Bemühungen angestellt, politische und kirchliche Bestrebungen zu koordinieren und miteinander zu koppeln.

Was ist durch derartige Politisierungsversuche erreicht worden? Ich möchte sagen, im ganzen erfreulicherweise wenig genug. Gegenüber dem Bemühen, sie parteipolitisch für bestimmte Zwecke zu gebrauchen, haben sich die mitteldeutschen Pfarrer in ihrer über- großen Mehrheit in sehr bemerkenswerter Weise zurückgehalten. Diese Zurückhaltung ist im Laufe der Jahre immer größer geworden. Das zeigt sich etwa an dem Beispiel der (Ost-)CDU, der nach 1945 eine ziemlich erhebliche Zahl von Pfarrern als Mitglieder angehörten, während heute nur noch ganz vereinzelt Pfarrer Mitglieder der CDU sind. Im Gegenteil: Die sogenannte „CDU-Theologie“ stößt überall auf scharfe Ablehnung. Eine ähnliche Zurückhaltung gegenüber der Parteipolitik ist, soweit wir wissen, bei vielen westdeutschen Pfarrern festzustellen. Die Pfarrer sind zwar keineswegs der Auffassung, daß sich die Kirche aus der politischen Mitverantwortung heraushalten darf, indem sie sich etwa ausschließlich um religiöse und karitative Angelegenheiten kümmert und vor allem anderen die Augen verschließt, aber sie weigern sich grundsätzlich, die Maßstäbe für eine solche politische Orientierung von einer staatlichen Instanz oder von einer politischen Partei bestimmen zu lassen. Sie wissen sich in ihren Entscheidungen durch Bibel und Bekenntnis bestimmt. Im letzten Jahr haben sich bei uns die „Zehn Artikel von Freiheit und Dienst der Kirche“ als Orientierungsmaßstab auch in diesem Bereich sehr positiv ausgewirkt.

In demselben Sinne sind die Glieder der evangelischen Gemeinden in Gesamtdeutschland darum bemüht, sich in der Wirklichkeit des politischen Lebens zurechtzufinden. Sie haben es oft nicht leicht – vor allem bei uns in Mitteldeutschland –, Forderungen der Tagespolitik auf ihre christliche Einstellung abzustimmen. Es ergeben sich Reibungen und Zusammenstöße, oft schmerzhaft und tragisch.

Entspannungsaufgabe

Ihrem ganzen Wesen nach hat die Kirche im Hinblick auf die wiederzugewinnende Einheit Deutschlands nicht in erster Linie eine politische Aufgabe. Das Handeln der Kirche spielt sich auf einer ganz anderen Ebene ab. Im Raum der Politik prallen die Meinungen hart aufeinander. Verschiedenheiten der Auffassung und Gegensätze gibt es zwar auch in der Kirche. Aber das Klima ist ein anderes. Es sind Gespräche und Diskussionen möglich, und sogar ein gemeinsames Handeln über trennende Unterschiede hinweg kommt zustande. Aus der Gemeinsamkeit des Glaubens erwächst eine starke Gemeinsamkeit in allen menschlichen Fragen. Auf der Ebene der Kirche ist es leichter, sich gegenseitig zu verstehen, als auf der politischen Ebene.

Von diesen Voraussetzungen aus fällt der Kirche im Rahmen der Bemühungen, die auf eine Entspannung gerichtet sind, eine wichtige Aufgabe zu. Es ist ihr Anliegen und muß ihr Anliegen bleiben, das Bewußtsein kirchlicher und menschlicher Zusammengehörigkeit aller politischen Verhärtung zum Trotz lebendig zu erhalten. Sie kann mit den Mitteln, über die sie verfügt, Verbindungen herstellen und Brücken bauen, wo sonst eine solche Gemeinsamkeit nicht zustande kommen würde. Sie kann Wunden heilen, wo sonst ein solcher Hilfsdienst nicht möglich wäre.

Evangelische Christen glauben daran, daß sie auf diese Weise einen wichtigen Beitrag für die Wiedererlangung der politischen Einheit Deutschlands leisten können.

Immer wieder wird nach statistischen Angaben über die kirchliche Situation in der DDR gefragt. Solche Angaben sind für den Gesamtbereich der DDR nicht

greifbar. Die Gründe dafür sind mehrfach dargelegt worden (s. Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 282). Zahlenangaben über kirchliche und geistliche Sachverhalte können die Lebenswirklichkeit noch weniger zuverlässig wiedergeben, als es auch sonst bei Statistiken hin und wieder der Fall ist. Zweifellos befinden sich die Kirchen in der DDR in einer Übergangssituation, die unter anderem durch ein Mißverhältnis zwischen der alten volkskirchlichen Struktur und Tradition auf der einen Seite und den Erfordernissen einer auf kleine Zahlen gewiesenen missionarischen Gemeindekirche auf der anderen Seite gekennzeichnet ist. Eine solche Übergangssituation mit ihren positiven und negativen Begleiterscheinungen kann aber durch Zahlenangaben nicht sachgemäß kenntlich gemacht werden. Mit diesen Vorbehalten bringen wir als ein Einzelbeispiel einen Einblick in die kirchliche Statistik, wie er im Jahre 1964 von der evangelischen Landeskirche von Anhalt bekanntgegeben worden ist:

MITTELDEUTSCHE KIRCHE IM UMBRUCH

Sinkende und wachsende Zahlen – Anhalt als Beispiel (epd B Nr. 48 vom 26. November 1964)

Konkrete Zahlen über den Rückgang der Beteiligung am kirchlichen Leben und der Zahl der Gemeindeglieder in der Evangelischen Landeskirche von Anhalt wurden bei der Tagung der Landessynode dieser kleinen mitteldeutschen Landeskirche bekannt. Danach ist bei gleichbleibender Zahl der Gottesdienste die Zahl der Gottesdienstbesucher im Jahre 1963 gegenüber 1954 auf die Hälfte abgesunken: 1954 wurden 700 000 Gottesdienstbesucher registriert. 1963 nur noch 350 000. Im gleichen Zeitraum ging die Zahl der Gemeindeglieder infolge von Kirchenaustritten, Flucht und sinkender Taufziffer von 423 000 auf etwa 260 000 zurück. Während sowohl 1954 wie 1963 in den Gemeinden der anhaltischen Kirche je etwa 3500 kirchliche Beerdigungen vorgenommen wurden, sank die Zahl der kirchlichen Trauungen von 2100 auf 860 und der Taufen von 5700 auf 2400. An der kirchlichen Unterweisung nahmen 1963 11 000 Kinder teil, 1954 waren es 23 000. Die Kirchensteuereinnahmen sind im gleichen Zeitraum langsam, aber stetig abgesunken.

Während diese Zahlen den quantitativen Rückgang der formalen Bindung an die Kirche im letzten Jahrzehnt dokumentieren, läßt sich aus anderen statistischen Angaben auf eine intensivere Beteiligung eines Teiles der verbleibenden Gemeindeglieder am Gemeindeleben schließen. So ging zum Beispiel die Abendmahlsziffer nicht so stark zurück wie die Taufziffer, so daß, bezogen auf die Seelenzahl, hier von einer Aufwärtsentwicklung gesprochen werden kann. Die Summe der freiwilligen Opfergaben für kirchliche Zwecke ist sogar relativ wie absolut ständig gestiegen und erhöht sich weiter. In einem Kirchenkreis, in dem 1954 außerhalb der Kirchensteuer 45 000 DM für gemeindliche Zwecke freiwillig gegeben worden waren, konnte 1963 der Betrag von 108 000 DM registriert werden.

Die mit dieser Statistik vorgenommene „mechanische Diagnose“ des evangelischen Gemeindelebens war eine der Vorarbeiten für einen grundsätzlichen Plan zum Neuaufbau der kirchlichen Gemeinde unter den heutigen Verhältnissen in Mitteldeutschland, der der anhaltischen Landessynode vorgetragen wurde. Es geht von der Erkenntnis aus, daß die Gemeinde niemals der Selbstrepräsentation verfallen dürfe, sondern dienende Gemeinde sein müsse. „Dieser Dienst geschieht an der Welt, die ohne Rücksicht auf ihre eigene Selbsteinschätzung immer Gottes Welt bleibt.“ Der in einem Synodalauschuß ausgearbeitete Plan sieht eine Reihe von Reformen unter geistlichen Gesichtspunkten vor. Unter anderem soll der kirchliche Unterricht in Lehrplan und Praxis ver-

ändert und bis zum 16. Lebensjahr fortgeführt werden. Beschlüsse darüber sind noch nicht gefaßt worden.

In seinem Rechenschaftsbericht hatte der im Verlauf der Synodaltagung wiedergewählte anhaltische Kirchenpräsident D. Martin Müller auf die Schwierigkeit und Verantwortlichkeit des Vorhabens hingewiesen, „eine traditionsgebundene und -belastete Volks- und frühere Staatskirche in eine neue staatsfreie, unabhängige und zugleich den heutigen Menschen ansprechende Gestalt ihres Lebens und Wesens hinüberzuführen. In diesem Prozeß des Neuwerdens zwischen guter und falscher Tradition und der Entfaltung neuer geistlicher Kräfte stehen wir mitten drin“. Müller betonte unter anderem auch, daß für die anhaltische Landeskirche „die Gemeinschaft in der Evangelischen Kirche in Deutschland keine platonische Angelegenheit“ ist. In anderem Zusammenhang erklärte der Kirchenpräsident: „Es erfüllt uns mit Sorge, daß die Achtung der Atomtests noch immer nicht vollkommen durchgeführt ist. Der Friede in der Welt kann auf die Dauer nicht gesichert sein, wenn nicht alle Mächte grundsätzlich auf Atomwaffen verzichten und die von der Weltchristenheit geforderte allgemeine Abrüstung tatsächlich durchgeführt wird.“ Im Verhältnis Staat und Kirche sei die Verständigung zur Zeit in den Fragen der Jugendziehung immer noch am schwierigsten.

Dieser statistische Einblick in die kirchliche Situation in der DDR kann durch Mitteilungen aus der Arbeit der Inneren Mission ergänzt werden:

MITTELDEUTSCHE DIAKONIE VOR SCHWEREN AUFGABEN

Jahrestagungen der Inneren Mission in Halle und Dresden (epd ZA Nr. 115 vom 21. Mai 1964)

epd Berlin, 21. Mai. Bei Jahrestagungen der Inneren Mission in zwei mitteldeutschen evangelischen Landeskirchen wurden Zahlen über den Stand der diakonischen Arbeit bekanntgegeben. Während Oberkirchenrat Walter Rohkohl (Magdeburg) in Halle an der Saale beim Jahresfest der Inneren Mission in der Evangelischen Kirchenprovinz Sachsen als Hauptproblem den Mangel an jungen Menschen herausstellte, die zur Fortführung der diakonischen Arbeit bereit seien, konnte Oberkirchenrat Ulrich von Brück (Dresden-Radebeul) bei der entsprechenden Veranstaltung der lutherischen Landeskirche Sachsens in Dresden auf eine erfreuliche Entwicklung der sächsischen Ausbildungsstätten für Gemeindedienste hinweisen. Allerdings nannte auch er die Gewinnung von Mitarbeitern ein Hauptproblem.

An dem Jahresfest der Kirchenprovinz Sachsen in Halle nahm auch der Präsident des Diakonischen Werkes „Innere Mission und Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland“, Direktor Dr. Theodor Schober (Stuttgart), teil. Oberkirchenrat Rohkohl teilte mit, daß zu den bestehenden diakonischen Einrichtungen in der Kirchenprovinz u. a. 13 evangelische Krankenhäuser und Heilstätten mit 2380 Plätzen, 40 Alters- und Pflegeheime, 14 Heime für körperlich und geistig behinderte Kinder, sechs Erholungsheime und 109 Kindergärten und -horte, die täglich von insgesamt rund 6000 Kindern besucht werden, gehören. Er bezeichnete es als ein besonderes Problem, daß es nach wie vor in evangelischen Kreisen noch an der nötigen Kenntnis über die Diakonie mangle, was um so nachdenklicher stimmen müsse, als dieser Dienst tätiger Nächstenliebe stellvertretend für die Gemeinde geschehe. Daraus erwache die schwere Frage nach der Fortführung der Arbeit, die nicht in erster Linie ein Finanzproblem sei, sondern eine Nachwuchsfrage.

Beim Dresdner Jahresfest der Inneren Mission in der lutherischen Landeskirche Sachsens gab Oberkirchenrat von Brück bekannt, daß in drei Ausbildungsstätten die Zahl der jungen Mädchen, die auf verschiedene diakonische Gemeindedienste vor-

bereitet werden, auf insgesamt 130 gestiegen ist. Bisher haben außerdem aus dem Bereich der Landeskirche 56 Mädchen und vier junge Männer ein diakonisches Jahr geleistet. In Heimen und Anstalten der Inneren Mission Sachsens sind gegenwärtig 1128 Frauen und 192 Männer tätig, unter ihnen 261 Diakonissen und 29 Diakone. Immer größere Bedeutung gewinne die Sorge für alte Menschen schon vor der Aufnahme in ein Altersheim, da die Zahl der in solchen Heimen verfügbaren Plätze weit hinter dem Bedarf zurückbleibe. Neu aufgenommen hat die sächsische Innere Mission die Ausbildung von Mitarbeitern für Verwaltungsdienste. Es sollen hier künftig die für die Innere Mission im Gesamtbereich der DDR nötigen Verwaltungsfachkräfte auf ihre Aufgaben vorbereitet werden.

Die Statistik bedarf wie immer, so auch hier einer sachverständigen Bewertung. Darum gehört es zu den hervorragenden Aufgaben des Chronisten, sich immer wieder neu um ein abgewogenes Gesamturteil zu bemühen und seine Elemente festzuhalten. Je weniger aufsehenerregende Einzelvorkommnisse im kirchlichen Leben der DDR berichtet werden können oder sollten, desto größere Bedeutung kommt der immer wieder neu zu übenden Gesamtschau zu. Dieser Aufgabe unterzieht sich am Ende des Berichtsjahres 1964 in einer sehr nüchternen Weise der nachstehende Bericht eines westdeutschen Beobachters:

FRAGE SECHS

Die Lage der Kirche in der DDR

Von Reinhard Henkys

(Sonntagsblatt Nr. 1 vom 3. Januar 1965)

Eine umfassende Bilanz wird an diesem Jahresende in Mitteldeutschland gezogen: Nachdem durch die Sperrmaßnahmen vom 13. August 1961 sich eine gewisse Zwangsstabilität der Bevölkerungsentwicklung eingestellt hat, schien es der DDR-Regierung jetzt an der Zeit, ihre erste große Volks- und Berufszählung anzuordnen. Stichtag ist der 31. Dezember 1964.

Jede Volkszählung dient sachlichen Zwecken, auch in kommunistischen Staaten. Und gerade hier, wo das Wort Planen so groß geschrieben wird, könnten die Ergebnisse der Zählung die Tendenz zur Versachlichung der Staatsplanung stützen. Das dürfte auch für die Frage 6 der Haushaltsliste gelten, in der nach dem Religionsbekenntnis gefragt wird. Es gibt keine Anzeichen dafür, daß aus der wahrheitsgemäßen Beantwortung dieser Frage für den einzelnen unerfreuliche Konsequenzen zu erwarten sind.

Tatsächlich dürften die Antworten auf die Frage 6 Aufschluß über eine große Unbekannte geben. Im offiziellen Sprachgebrauch der Staatsfunktionäre und Propagandisten ist schon längst die Formel vom Zusammengehen der „Marxisten und Christen“ üblich. Gewiß entspricht die darin zum Ausdruck kommende Rechnung, daß die Christen nur einen Teil (und nicht den größten) der mitteldeutschen Bevölkerung bilden, der Realität. Jedoch muß hier ein Unterschied zwischen christlichem Engagement und förmlicher Kirchenzugehörigkeit gemacht werden. Während man noch vor einem Jahrzehnt davon ausgehen konnte, daß über 90 Prozent der Deutschen, die die DDR als ihre Bürger bezeichnet, getauft und somit Angehörige einer christlichen Kirche waren, trifft dies heute mit Sicherheit nicht mehr zu. Völlig offen ist jedoch die Frage, wie weit Bevölkerungszahl und Zahl der Kirchenmitglieder inzwischen auseinanderklaffen. Staatliche Unterlagen, etwa durch die Methode der statistischen Fortschreibung der Bevölkerungsentwicklung, gibt es hierfür nicht, und die kirchlichen Karteien sind außerordentlich lückenhaft.

Nur eine einzige Landeskirche, nämlich die anhaltische, hat in letzter Zeit eine konkrete Angabe veröffentlicht. Danach hat sich von 1954 auf 1963 die Zahl der getauften evangelischen Christen, die keine förmliche Kirchaustrittserklärung abgegeben haben, im Bereich dieser Landeskirche, von 423 000 auf 360 000 vermindert. Mit einem weiteren Rückgang wird gerechnet, denn 1963 wurden dort mit 2400 Kindern nur 15 Prozent aller Neugeborenen im Kirchengebiet getauft. Es ist schwer zu sagen, ob und inwieweit diese anhaltischen Angaben repräsentativ für die Entwicklung in der gesamten DDR sind. In Mecklenburg z. B. wird geschätzt, daß dort noch 90 Prozent aller Dorfbewohner Glieder der evangelischen Landeskirche sind, während in den Städten nur mit 60 bis 70 Prozent gerechnet werden kann. Für andere Gebiete nennt man wieder andere Zahlen. Eindeutig ist jedenfalls, daß die Zahl der Kirchenangehörigen im Vergleich mit der Gesamtbevölkerung im letzten Jahrzehnt um gewichtige Prozentsätze geschrumpft ist und daß dieser Schrumpfungsprozeß sich zunächst mit zeitweise vielleicht noch stärkerem Gefälle fortsetzen wird.

Auch wenn man eine erhebliche Fehlerquote einkalkuliert, weil Bekenntnischeu und Unkenntnis der konstitutiven Bedeutung der Taufe für die Kirchenzugehörigkeit manchen Hausvater zu fehlerhaften Antworten auf die Frage 6 veranlassen dürften, wird die Volkszählung vor Augen führen, daß es in Mitteldeutschland mit der Volkskirche zu Ende geht – jedenfalls, soweit sich Volkskirche als Deckungsgleichheit von Kirchen- und Volkszugehörigkeit äußert. Es wäre jedoch kurzschlüssig, diese Entwicklung allein der Gottesfeindschaft des Regimes, seiner atheistischen Propaganda und den zeitweise sehr massiv angewandten Methoden der Gewissensbedrückung und Benachteiligung der Christen anzulasten. Wäre dem so, dann dürfte es in Mitteldeutschland nur noch Rudimente öffentlichen kirchlichen Lebens geben, während sich die wahren Gläubigen in Formen von Katakombenkirchen zusammenfänden. Von einer Katakombenkirche kann jedoch zwischen Oder und Elbe auch nicht in Anfängen die Rede sein.

Sonntäglich rufen in Stadt und Land die Glocken zum Gottesdienst – anders als in der Tschechoslowakei, wo immer noch keine Kirchenglocke läuten darf. Unbeschadet zahlloser Einzelbehinderungen können Kinder zu Christenlehre und Konfirmandenunterricht, Jugendliche zu Veranstaltungen der Jungen Gemeinde oder Bibelrüstzeiten eingeladen werden, ohne daß der Staat bisher einen Versuch gemacht hat, dem sowjetischen Vorbild zu folgen und der Kirche *prinzipiell* jede Einwirkung auf Minderjährige zu untersagen. Das kirchliche Leben spielt sich öffentlich ab, auch dann, wenn es im Einzelfall das ausgesprochene Mißfallen der Behörden oder allzu eifriger Funktionäre erregt oder sich gar in Widerspruch zu staatlichen Forderungen stellt. So wurde z. B. die im November von der sächsischen Landessynode beschlossene Kanzelabkündigung, die die Christen ziemlich massiv zum Widerspruch gegen die sozialistischen Schulreformpläne auffordert, nicht im geheimen von Hand zu Hand weitergereicht, sondern in den Gottesdiensten verlesen. In den Jugendbibelrüstzeiten während der großen Ferien, die der Staat in den letzten beiden Jahren mit den verschiedensten Methoden zu unterbinden versucht hatte, zeigte sich dennoch kein Zug zur „Geheimbündelei“.

Ursächlich für die Tendenz, traditionelle kirchliche Bindungen zu ignorieren oder abzustreifen, ist nicht in erster Linie direkte oder getarnte staatliche Pression, sondern Gleichgültigkeit, Unverständnis für die Aufgabe einer Kirche in einer nichtbürgerlichen Gesellschaft. Diese in der Bundesrepublik und anderen westlichen Staaten gewiß ebenso verbreitete, aber statistisch kaum erfassbare Gleichgültigkeit ist als Folge der gesellschaftlichen Umschichtung in der DDR und einer Reihe gegen die Volkskirche als Ganzes, nicht so sehr gegen den einzelnen Christen gerichteter restriktiver Maßnahmen – z. B. die totale Privatisierung der Kirchensteuer und die Ausschaltung des Religionsunterrichtes – gleichsam virulent geworden. Auf eine Formel gebracht läßt sich sagen, daß in der west-

europäischen Gesellschaft weithin noch die Gleichung gilt, ein „anständiger“ Mensch müsse eine Religion haben oder zumindest achten, während es in den fast 20 Jahren kommunistischer Herrschaft in Mitteldeutschland die SED zwar noch nicht geschafft hat, die Mehrheit der Bevölkerung zu ideologisch linientreuen Anhängern des Marxismus-Leninismus zu erziehen, wohl aber doch die Vorstellung aufzulösen, daß „Anstand“ Kirchenmitgliedschaft bedinge. Eine Rolle spielt hier natürlich auch die Ausblutung der einst tonangebenden bürgerlichen Schicht. Von der Fluchtbewegung dieser Gruppe gen Westen ist das kirchliche Leben besonders stark getroffen worden, und die verbliebenen Reste haben vielfach ihr kirchliches Interesse aufgegeben, als immer deutlicher wurde, daß die Pfarrer nicht in der Bewahrung bürgerlicher Lebensformen und in der Sammlung politischen Widerstandes ihre Hauptaufgabe sehen.

Die sinkenden Mitgliedsziffern der Kirchen, der Rückgang der Beteiligung an Taufe, Konfirmation und Trauung sind gewiß als Stationen einer zunehmenden Entkirchlichung in Mitteldeutschland zu werten. Sie kennzeichnen aber nicht in gleichem Maße die Entchristlichung, machen diese vielmehr meist nur sichtbar. Von kirchlichen Bindungen gelöst haben sich nämlich im wesentlichen solche Leute, für die ihre Kirchenzugehörigkeit eine Sache des guten Tones, der allgemeinen Sitte oder einer völlig unreflektierten Gewohnheit war. Hingegen ist im Regelfalle derjenige, der es aus eigener Entscheidung mit seinem Glauben ernst meint, nicht übermäßig versucht, sich von der Gemeinde zu lösen und in ein „Kryptochristentum“ auszuweichen. Allerdings muß eingeräumt werden, daß es diese Erscheinung auch gibt. Zur Zeit der großen Kirchenaustrittspropaganda vor einigen Jahren dürfte mancher um seiner beruflichen Zukunft oder etwa einer guten Schulbildung seiner Kinder willen dem damals auf ihn ausgeübten Druck nachgegeben, seine Kirchensteuerzahlungen deshalb aber nicht eingestellt haben. Auch andere Formen solchen Ausweichens sind registriert worden und werden vereinzelt auch heute praktiziert: Taufe des Kindes nicht in der Ortsgemeinde, sondern an entferntem Ort, wo einen niemand kennt; kirchliche Trauung, besonders bei Soldaten der „Volksarmee“, während des Urlaubs in irgendeinem Kurort usw.

Die im ganzen unleugbare Auflösung der Kongruenz von Volks- und Kirchenzugehörigkeit wird in den konkreten Ortsgemeinden in sehr unterschiedlichem Maße evident. Das kirchliche Leben orientiert sich weithin noch an der traditionellen Situation der „Betreuungskirche“, wie das von einigen benutzte bittere Schlagwort heißt. Auch früher beteiligte sich daran ja nicht die ganze in der Pfarramtskartei registrierte Gemeinde, und wenn heute die Zahl der Karteiblätter mancherorts erheblich zusammengeschmolzen ist, so doch nicht in gleichem Maße die Zahl der Gottesdienstbesucher, der Teilnehmer an Gemeindeveranstaltungen, der Gemeindekreise. Die derzeitige, voraussichtlich noch lange sich nicht wesentlich ändernde Übergangssituation und der von Ort zu Ort sehr unterschiedliche Stand der sozialen Strukturveränderungen verbieten summarische Feststellungen. Auch der Versuch, die differenzierte Situation durch eine Einteilung in vier nebeneinander vorhandene Gemeindetypen sichtbar zu machen, kann nicht mehr als eine Hilfskonstruktion sein.

Zwischen Fassade und Mission

Nach diesem „Typenschema“, mit dessen Hilfe ein kenntnisreicher mitteldeutscher Geistlicher fragenden Besuchern jüngst die aktuelle Lage in dem von ihm übersehenen Bereich deutlich machte, gibt es im Bereich der DDR einmal Kirchengemeinden in geschlossenen Dörfern oder Städten, die noch durch fortwirkende volkskirchliche Tradition geprägt sind. Die Gemeinde lebt dort noch ganz in der hergebrachten Betreuungs- und Familienstruktur. Statistisch zeigt sie intakte Fassaden. Die Verantwortlichen der Gemeinde sehen deshalb noch keine Notwendigkeit, ihr gesichert scheinendes Ufer zu verlassen und über den Strom des Risikos sich auf den Weg zum anderen Ufer freiwillig-

keitsgemäßen Kirchentums aufzumachen. Die Gemeinde bleibt missionarisch inaktiv und unmündig, ist aber gut kirchlich.

Demgegenüber steht als zweiter Typ die Gemeinde in der Situation einer fast abgeschlossenen Entkirchlichung. In ihrem Bereich wohnen kaum noch kirchliche Familien. Bis zu 90 Prozent der Bevölkerung sind nicht einmal mehr auf ihre formale Zugehörigkeit zur Kirche ansprechbar, obgleich Pfarrer und Mitarbeiter den Versuch dazu immer wieder machen. Im Gottesdienst begegnet sich stets die gleiche kleine Schar von Kirchentreuen; der Vollzug einer Taufe oder einer kirchlichen Trauung ist für den Pfarrer fast schon zu einer Ausnahme geworden. Die Gemeinde geht in ihrer Arbeit noch vom Leitbild der Volkskirche aus, kommt damit aber nicht sichtbar vorwärts.

Als drittes gibt es den Typ der Dörfer und Städte – oft neue, durch die Veränderung der industriellen Situation entstandene Siedlungen –, in denen keine volkskirchliche Sitte prägend spürbar ist, in der aber um einen lebendigen Gemeindekern die christliche Gemeinde auf breiterer Basis neu in situationsgerechten Formen gesammelt wird. Nach der volkskirchlichen „Entrümmung“ hat hier der missionarische Aufbruch nach vorn begonnen. Wer sich hier zur Gemeinde hält, will nicht nur Objekt kirchlicher Versorgung sein, sondern ist in einem Team mitarbeitendes Subjekt. Er macht nicht nur kein Hehl aus seiner Kirchenzugehörigkeit, sondern stellt sich der Aufgabe, sein Christsein im Alltag zu verwirklichen und es Nachbarn und Arbeitskollegen werdend spüren zu lassen.

Der eigentlich hoffnungslose Typ ist nach dieser Darstellung der vierte: Dörfer oder Städte, in denen im Rahmen der überkommenen Ortsgemeinde nur noch ganz kleine Gruppen von Getreuen um den Pfarrer herum leben, im krampfhaften Versuch, chemisch rein die Gemeinde darzustellen. Sie kapseln sich nach außen ab, halten die „Lauen“ durch Kirchenzuchtmaßnahmen fern und führen ihr von der Umwelt unberührtes, nach innen gerichtetes Eigenleben.

Noch einmal: Diese Einteilung kann nicht mehr als eine Hilfskonstruktion sein. Sie berücksichtigt die Übergänge und Zwischenformen nicht. Jeder Versuch, die Zugehörigkeit der mitteldeutschen Gemeinden zu einem dieser Typen statistisch zu erfassen, müßte scheitern. Auch die Auswertung der Frage 6 der Volkszählung kann keinerlei Hinweis auf die Intensität des Engagements derer geben, die sich am 31. Dezember in die Haushaltslisten als Glieder der Kirche eintragen. Hier können die wenigen bekannten kirchlichen Zusammenstellungen über die sogenannten „Äußerungen des kirchlichen Lebens“, so bruchstückhaft sie sind, eher etwas aussagen: Durchgängig zeigt sich ihnen ein Rückgang der Tauf-, Konfirmations- und Trauungszahlen (nicht unbedingt der Beerdigungen) gegenüber der Zeit vor zehn Jahren. Auch der Gottesdienstbesuch ist zum Teil geringer geworden. Jedoch – und das weist auf den inneren Wandlungsprozeß der Gemeinden hin –: Die Zahlen der Abendmahlsbeteiligung steigen langsam an, sowohl relativ (bezogen auf die Zahl der Gemeindeglieder) als auch mancherorts absolut. Und ein Weiteres: Während das Aufkommen an Kirchensteuern seit Jahren ungefähr gleich bleibt oder örtlich auch langsam sinkt, ist die Summe der freiwilligen Opfer, der Kollekten und sonstigen aus eigenem Entschluß gegebenen finanziellen Beiträge für gemeindliche und andere kirchliche Zwecke, vielfach in manchmal bemerkenswerter Weise gestiegen.

Die im Westen oft zu hörende Meinung, unter kommunistischer, christusfeindlicher Herrschaft werde die Gemeinde zwar kleiner, aber dafür zugleich lebendiger und bekenntnisbewußter, ist in Mitteldeutschland demnach in dieser Absolutheit nicht belegbar. Aber die Tendenz zu einer ernsthafteren Zuwendung zur Gemeinde ist vorhanden und wirkt sich sogar, wie die beiden zuletzt angeführten Tatsachen zeigen, statistisch aus.

4. BILDUNGS-, ERZIEHUNGS- UND JUGENDFRAGEN

a) Staatliche Jugendpolitik

Im Mittelpunkt der staatlichen Jugendpolitik im Jahre 1964 stand das „Gesetz über die Teilnahme der Jugend der Deutschen Demokratischen Republik am Kampf um den umfassenden Aufbau des Sozialismus und die allseitige Förderung ihrer Initiative bei der Leitung der Volkswirtschaft und des Staates, in Beruf und Schule, bei Kultur und Sport“ (Jugendgesetz der DDR). Dieses Gesetz wurde vor über 3000 Jugendlichen im Club der Jugend und Sportler in der Berliner Karl-Marx-Allee in der 4. Sitzung der Volkskammer am 4. Mai 1964 verabschiedet. Es ist Teil eines umfassenden und langfristigen Programms zur Erziehung des „sozialistischen Menschen“ und wendet die vom VI. Parteitag der SED im Januar 1963 proklamierte neue Phase des Aufbaus des Sozialismus auf die Jugend an.

Das neue Jugendgesetz der DDR ist außerordentlich sorgfältig vorbereitet worden. Am 5. Oktober 1961 beschäftigte sich der Staatsrat in seiner 14. Sitzung auf der Grundlage einer Beratung des Politbüros des ZK der SED mit Fragen der staatlichen Jugendpolitik. Der Staatsrat beauftragte den Ministerrat, ein neues Jugendgesetz auszuarbeiten (s. hierzu und zum folgenden „Schriftenreihe des Staatsrates der DDR“, Heft 1, 1964: „Jungen und Mädchen der DDR – seid Schmiede der Zukunft, Bauherren des Sozialismus und Pioniere der Nation“). Der vom Ministerrat vorgelegte Entwurf des neuen Jugendgesetzes wurde vom Staatsrat in seiner 32. Sitzung am 19. September 1963 behandelt. Der Entwurf wurde dann öffentlich zur Diskussion gestellt. Zugleich wurde am 21. September 1963 ein Kommuniqué des Politbüros des ZK der SED „Der Jugend Vertrauen und Verantwortung“ veröffentlicht. Mehr als 5000 Vorschläge, Stellungnahmen und Hinweise wurden zum Gesetzentwurf unterbreitet und, wie es in offiziellen Verlautbarungen heißt, weitgehend berücksichtigt. Auch kirchliche Organe und Persönlichkeiten haben sich in längeren, zum Teil kritischen Erklärungen mit dem Gesetzentwurf befaßt (s. zum ganzen Kirchl. Jahrbuch 1963, S. 212–223).

Zum Ergebnis dieser Diskussion äußerte sich Alexander Abusch, Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates, in einer Sitzung des Staatsrates am 20. April 1964 wie folgt:

Die öffentliche Diskussion über den Entwurf des neuen Jugendgesetzes war vielseitig, lebhaft und fruchtbar. Ein weiteres Mal hat sich bewährt, daß grundlegende Entscheidungen getreu den erprobten Prinzipien unserer sozialistischen Demokratie in enger Verbindung mit der Bevölkerung vorbereitet werden.

Der Inhalt und Verlauf der Diskussion und die in den letzten Monaten in der staatlichen Jugendpolitik gesammelten Erfahrungen bestätigen, daß der Gesetzentwurf mit den im Programm des Sozialismus und im Jugendkommuniqué des Politbüros des ZK der SED dargelegten Grundsätzen für die Erziehung, Bildung und Förderung der Jugend in der Periode des umfassenden Aufbaus des Sozialismus in der DDR übereinstimmt. Es war daher nicht erforderlich, den im September 1963 veröffentlichten Gesetzentwurf vollständig neu zu formulieren (in dem obengenannten Heft der Schriftenreihe des Staatsrates der DDR, S. 23).

Von Interesse dürfte sein, in welcher Weise der Generalsekretär der CDU, Gerald Götting, Stellvertreter des Vorsitzenden des Staatsrates, bei der gleichen Gelegenheit die kirchliche Diskussion würdigt:

Auch in kirchlichen Kreisen wurde das Jugendgesetz lebhaft diskutiert. In vielen Briefen und Äußerungen wurde dankbar begrüßt und festgestellt, daß der Entwurf des Gesetzes Elemente enthalte, die von den Kirchen positiv zu bewerten wären. Dabei wurde vor allem auf das Anliegen der Jugendpolitik in der DDR hingewiesen, die umfassende Ausbildung der Kenntnisse und Fähigkeiten der Jugend zu fördern, den Sinn für Gemeinschaftsarbeit zu wecken, selbständiges, kritisches und verantwortliches Denken und Entscheidungsfreudigkeit zu entwickeln. Hervorgehoben wurden ebenso die moralischen Prinzipien, von denen das Gesetz bestimmt ist und deren weiterer Durchsetzung es dient, wie Kameradschaftlichkeit, sauberes Verhältnis der Geschlechter zueinander, ein auf Anerkennung und gegenseitiger Achtung beruhendes Verhältnis von alt und jung, Erziehung zu einer kulturvollen Lebensführung und anderes mehr. Begrüßt wurde, daß die Jugendlichen nicht nur Objekt der Erziehung sein sollen, sondern ein ständiges wachsendes subjektives Mitspracherecht und Mitentscheidungsrecht im Hinblick auf die Gestaltung ihres eigenen Lebens und die Errichtung unserer sozialistischen Gemeinschaft erhalten. In fast allen Stellungnahmen wurde dankbar gewürdigt, daß unser Staat allen jungen Menschen, unabhängig von ihrem Glauben und ihrer Weltanschauung, eine sichere Perspektive und damit eine glückliche Zukunft garantiert.

Gerald Götting hatte in dieser in der 6. Sitzung des Staatsrats am 20. April 1964 gehaltenen Rede unter anderem darauf hingewiesen, daß die CDU nach Beratungen mit jungen Christen und Diskussionen in den eigenen Reihen eine Reihe von Änderungsvorschlägen vorgelegt habe. Dazu heißt es dann in einer abschließenden Würdigung:

Wir begrüßen dankbar, daß die Vorschläge und Anregungen, die wir gegeben haben, in der vorliegenden überarbeiteten Fassung des Gesetzes weitestgehend berücksichtigt worden sind.

Die Zukunft des Sozialismus wird nicht nur von den jungen Marxisten gestaltet, sie wird ebenso von den jungen Christen mitgestaltet. Was junge Christen in der Vergangenheit von einer Zukunft in Glück und Frieden erträumten, das erfüllt sich heute in der Deutschen Demokratischen Republik. Deshalb schätzen sich die christlichen Jugendlichen unserer Republik in ihrer übergroßen Mehrheit glücklich, Bürger eines Staates zu sein, dessen Hauptanliegen die friedliche und erfüllte Zukunft seiner Jugend ist (a.a.O. S. 40, 42).

Ähnlich äußerte sich der stellvertretende Generalsekretär der CDU Wolfgang Heyl in der Zustimmungserklärung der CDU-Fraktion zum Jugendgesetz am 4. Mai 1964 vor der Volkskammer:

Wir können feststellen, daß in der vorliegenden Fassung des Gesetzes die von der CDU gemachten Vorschläge, die viele Anregungen christlicher Kreise, auch von Theologen und Kirchenleitungen, einschließen, vollauf berücksichtigt worden sind („Neue Zeit“ B, Nr. 104 vom 5. Mai 1964, S. 2).

Das neue Jugendgesetz der DDR, in dem wie auch in anderen Zeitdokumenten der DDR des Jahres 1964 Wirtschafts- und Arbeitsprobleme im Vordergrund stehen, besteht aus sechs Teilen:

- I. (Präambel) Die junge Generation der Deutschen Demokratischen Republik und die Zukunft Deutschlands.
- II. §§ 1–9 Die Teilnahme der Jugend an der Entwicklung der Volkswirtschaft.
- III. §§ 10–20 Die Ausbildung und Qualifizierung der jungen Generation.
- IV. §§ 21–33 Die Entwicklung einer gesunden, kulturvollen und lebensfrohen Generation.
- V. §§ 33–44 Die Mitwirkung der Jugend an der Leitung des Staates und die Verantwortung der Staats- und Wirtschaftsorgane für die Verwirklichung der Grundsätze der sozialistischen Jugendpolitik.
- VI. §§ 45–48 Schlußbestimmungen.

Die Präambel hat mehr den Charakter einer sehr umfangreichen Proklamation, während die Paragraphen so aufgebaut sind, daß sie in der Regel zuerst die Aufgaben der Jugend, ihr Streben und ihre Rechte bestimmen, danach werden die Verantwortlichen zur Durchführung des Gesetzes festgelegt: überwiegend sind es die Leiter der Staats- und Wirtschaftsorgane, die Leiter der Betriebe und staatlichen Einrichtungen, die Vorstände der Genossenschaften, die Leiter von Schulen usw.

Von Interesse für diese sehr speziellen Hinweise auf das Jugendgesetz unter kirchlichen Gesichtspunkten sind Fragen des weltanschaulichen Gehaltes. Ohne Zweifel ist dieses Gesetz auch als Instrument weltanschaulicher Erziehung gedacht. Auf der anderen Seite sind aber doch auch einige Änderungen im endgültigen Gesetzestext gegenüber dem Entwurf von 1963 zu verzeichnen, die als Milderungen in weltanschaulichen Fragen gemeint sein dürften. Diese Änderungen zeigen zugleich, an welchen Punkten es eine vornehmlich kritische Diskussion gegeben haben dürfte. Wir zählen hier die wichtigsten dieser Punkte auf und verweisen zugleich auf die kritischen Einwendungen der Kirchen zu dem ursprünglichen Entwurf (s. Kirchl. Jahrbuch 1963, S. 212–223).

1. Schon die Präambel hat einige weltanschaulich bemerkenswerte Umformulierungen erfahren. So heißt es jetzt in Abs. 4 der Präambel:

Frieden und soziale Sicherheit, Menschenwürde und Brüderlichkeit, Freiheit und Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Lebensfreude haben in der Deutschen Demokratischen Republik ihre feste Heimat gefunden. *Alle humanistischen und fortschrittlichen Traditionen unserer Geschichte werden in unserem Staat geachtet und bewahrt* (fehlt im Entwurf 1963). Unter der *bewährten* (Entwurf: sicheren) Führung der Partei der geeinten Arbeiterklasse gestalteten die Werktätigen den ersten Friedens- und Rechtsstaat auf deutschem Boden zu einem der leistungsfähigsten Industriestaaten der Welt.

Noch wichtiger ist eine Änderung in Abs. 8 der Präambel:

Noch nie stand eine Generation in Deutschland vor einer so begeisternden, aber auch verpflichtenden Aufgabe. Das verlangt von jedem Jugendlichen *ohne Unterschied der Weltanschauung und des Glaubens* (fehlt im Entwurf), daß er ehrlich arbeitet und sich ausgezeichnete Fachkenntnisse aneignet, charakterliche Stärke und Kampfesmut erwirbt. Alle Mädchen und Jungen sollen eine hohe Bildung erwerben, in die Gesetzmäßigkeiten von Natur und Gesellschaft eindringen und sich nie mit dem erworbenen Wissen zufriedengeben.

Schließlich ist hierunter noch auf eine Änderung in § 35 Abs. 2 des Gesetzes (im Entwurf § 29 Abs. 2) hinzuweisen. Dieser heißt jetzt:

Im Interesse der Persönlichkeitsentwicklung jedes jungen Menschen sind die Volksvertretungen und ihre Organe, die Leiter der Betriebe, die Vorstände der Genossenschaften und die Lehrkräfte und Erzieher verpflichtet, gemeinsam mit den Eltern und den Leitungen der gesellschaftlichen Organisationen die Jugend zum aktiven Kampf gegen die imperialistische Ideologie zu befähigen. Es ist die Pflicht aller Staats- und Wirtschaftsorgane, gesellschaftlichen Organisationen und Bürger der Deutschen Demokratischen Republik, *die Jugend bei der Überwindung alter überlebter kapitalistischer Gewohnheiten zu unterstützen* (im Entwurf hieß es an dieser Stelle: „... daß die Jugend zum aktiven Kampf gegen die Einwirkungen imperialistischer Ideologien und überlebter Gewohnheiten befähigt und wirksam davor geschützt wird.“).

Gerald Götting hatte dazu in seiner schon erwähnten Rede vor dem Staatsrat am 20. April 1964 ausgeführt:

Eine andere Frage, die bei der Diskussion in kirchlichen Kreisen eine Rolle spielte, war das in § 29 der ursprünglichen Fassung des Entwurfes enthaltene Problem der überlebten Gewohnheiten. Obwohl dieser Paragraph durchaus eindeutig sagt, um was es geht, nämlich um die Bekämpfung und Überwindung imperialistischer Ideologien und der durch sie immer wieder genährten und oft noch lange nachwirkenden überlebten kapitalistischen Gewohnheiten, meinten einige Kleingläubige, in diese Formulierung einen anderen – gegen den christlichen Glauben gerichteten – Inhalt interpretieren zu müssen.

Die richtige Interpretation hat der Vorsitzende des Staatsrates, Walter Ulbricht, sehr klar in dem bekannten Gespräch vom 9. Februar 1961 gegeben, als er ausdrücklich darauf hinwies, daß man weder die christliche Lehre noch die christlichen Kirchen in einen Topf mit dem Kapitalismus und Imperialismus werfen kann. In der Programmatischen Erklärung des Staatsrates, die ja Ausgangspunkt dieses Gespräches war, wird eindeutig auf die weitgehende Übereinstimmung der humanistischen Ziele des Christentums und des Sozialismus hingewiesen, die keinen Gegensatz bilden, sondern Christen und Marxisten zur Zusammenarbeit und gemeinsamen Verantwortung für das Wohl der ganzen Gesellschaft geradezu verpflichten.

Die jetzt in § 35 Abs. 2 vorgenommene Formulierung wird zweifellos diese Bedenken beseitigen (a.a.O. S. 41).

Ähnlich äußerte sich dann Wolfgang Heyl am 4. Mai 1964 in der Zustimmungserklärung der CDU-Fraktion zum Jugendgesetz vor der Volkskammer:

Um jedoch allen Mißdeutungen zu begegnen, wird im Gesetz die Aufgabe gestellt, die Jugend „zum aktiven Kampf gegen die imperialistische Ideologie zu befähigen“ und „sie bei der Überwindung alter, überholter kapitalistischer Gewohnheiten zu unterstützen“. Einer solchen Aufgabe kann nicht nur, sondern muß jeder Christ von Herzen zustimmen, der seinen Glauben nicht mit der überlebten Vorstellungswelt des Kapitalismus identifizieren, sondern als Christ bewußt am umfassenden Aufbau des Sozialismus in unserer Republik mitarbeiten will (a.a.O.).

2. Nicht unbeachtet sollte bleiben, daß im endgültigen Gesetzestext die Rolle der Eltern und des Elternhauses bei der Erziehung der Jugend gegenüber dem Entwurf eine stärkere Unterstreichung gefunden hat. Während der Entwurf das Elternhaus nur in drei Paragraphen erwähnt, geschieht dies im endgültigen Text

darüber hinaus in der Präambel und in fünf weiteren Paragraphen. Natürlich wird in einem sozialistischen Jugendgesetz den Eltern keine andere Aufgabe als eben die Mitwirkung an einer sozialistischen Erziehung zugewiesen. Die stärkere Berücksichtigung freilich der Eltern- und Familienerziehung, überhaupt einer gewissen Selbständigkeit der Familie entspricht auch sonst zu beobachtenden Tendenzen in der DDR. Daß dies im Jugendgesetz der DDR ganz bewußt geschieht, zeigen die längeren Ausführungen, die Walter Ulbricht in der schon erwähnten Sitzung des Staatsrates am 20. April 1964 dem Problem und den Mängeln der häuslichen Erziehung und Gemeinschaft widmete. Bei derselben Gelegenheit sagte auch Gerald Götting:

In den bei uns eingegangenen Beiträgen wurde häufig der Vorschlag gemacht, die Rolle und Bedeutung des Elternhauses für die Bildung und Erziehung der Jugendlichen stärker hervorzuheben. Diesem Wunsch ist in dem neuen vorliegenden Entwurf des Gesetzes bereits Rechnung getragen worden.

3. Besonders stark wurde in kirchlichen Kreisen diskutiert, daß das neue Jugendgesetz erstmalig die Jugendweihe gesetzlich verankert. Hierzu hieß es in § 9 Abs. 5 des Entwurfes:

Die Jugendweihe als Bestandteil der Vorbereitung der jungen Menschen auf das Leben und die Arbeit in der sozialistischen Gesellschaft ist von den örtlichen Volksvertretungen und ihren Organen und den Patenbetrieben zu unterstützen.

Die endgültige Formulierung im Gesetzestext lautet jetzt (§ 10 Abs. 5):

Die Jugendweihe ist ein fester Bestandteil der Vorbereitung der jungen Menschen auf das Leben und die Arbeit in der sozialistischen Gesellschaft. Die Durchführung der Jugendstunden und der Jugendweihe ist von den örtlichen Volksvertretungen und ihren Organen, den sozialistischen Betrieben, den Genossenschaften und den Schulen zu unterstützen.

Es ist in der weitergehenden Diskussion strittig geblieben, ob die neue Formulierung die Verpflichtung zur Jugendweihe und damit den weltanschaulichen Charakter des Gesetzes gegenüber dem Entwurf verschärfen wollte. Daß es derartige Tendenzen in der Schule und bei sonstigen Beteiligten gibt, ist unbestreitbar. Gerald Götting hatte aber bereits in der Sitzung des Staatsrates am 20. April 1964 erklärt:

In der Diskussion über den Gesetzentwurf mit kirchlichen Vertretern tauchte auch die Frage der Jugendweihe auf. Dabei wurde die Meinung vertreten, daß durch die Aufnahme der Verpflichtung der örtlichen Volksvertretungen und ihrer Organe sowie der sozialistischen Betriebe und Schulen die Jugendweihe als Bestandteil der Vorbereitung der jungen Menschen auf das Leben und die Arbeit in der sozialistischen Gesellschaft zu unterstützen, die Teilnahme an der Jugendweihe zu einer gesetzlichen Pflicht werde.

Diese Frage ist in unseren Aussprachen geklärt worden. Da die Jugendweihe nach wie vor freiwillig ist, verstößt ihre gesetzliche Fixierung und die Unterstützung durch die staatlichen Organe in keiner Weise gegen die verfassungsmäßig garantierte Glaubens- und Gewissensfreiheit und das Recht auf ungestörte Religionsausübung. Die Jugendweihe ist ausschließlich eine Entscheidung für die Deutsche Demokratische Republik und den Aufbau des Sozialismus.

Keiner der vielen jungen Christen, die an der Jugendweihe teilnahmen, hat dadurch Schaden an Leib und Seele genommen. Sie war aber allen jungen Menschen, die die Jugendstunden besuchten und die feierliche Abschlußveranstaltung erlebten, eine Hilfe für die Vorbereitung auf die Gestaltung ihres eigenen Lebens in unserer Zeit.

Weil der Sozialismus nicht nur Raum läßt für die Christen, sondern sie geradezu mit an eine viel konsequentere christlich-ethische Haltung heranführt, ist es verständlich, daß es für den jungen Christen überhaupt kein Gewissenskonflikt sein kann, ein freudiges Ja zum Sozialismus zu sagen.

Tatsache ist, daß wir, wie an unseren Schulen, so auch mit der Jugendweihe das modernste Wissen vermitteln. Wir würden unverantwortlich handeln, ob wir Marxisten oder Christen sind, würden wir unsere Jugend nicht die modernsten Erkenntnisse der Naturwissenschaften und vor allem der Gesellschaftswissenschaften lehren. Das wäre ein Verbrechen an unserer Jugend. Die Schlußfolgerungen, zu glauben oder nicht zu glauben, die der einzelne aus den Kenntnissen zu ziehen willens ist, hängen von jedem selbst ab und ergeben sich aus vielen unterschiedlichen Gründen. Vor dieser Entscheidung stehen sowohl die jungen Christen wie auch die jungen Marxisten. Aber wir sehen keinen Grund, den jungen Christen die neuesten Kenntnisse über die Eroberung des Weltraumes vorzuenthalten. Wir müssen entsprechend unserem christlichen Auftrag „Machet euch die Erde untertan!“ bemüht sein, für den Nächsten, für den Frieden und die Weiterentwicklung der Menschen die besten Kenntnisse und das beste Wissen zur Verfügung zu haben (a.a.O. S. 41/42).

Auch Wolfgang Heyl äußerte sich in dieser Weise vor der Volkskammer am 4. Mai 1964:

Wir haben dabei immer wieder hervorheben können, daß die Förderung der Jugendweihe durch örtliche Volksvertretung und Betriebe weder ihren Freiwilligkeitscharakter verändert noch das Bekenntnis zum Atheismus einschließt (a.a.O.).

In derselben Weise hatte sich auch während der öffentlichen Diskussion des Entwurfes für das Jugendgesetz Professor Gerhart Eisler in der Zeitung „Junge Welt“ Nr. 10 B vom 11./12. Januar 1964 geäußert:

Die Teilnahme eines Jugendlichen an der Jugendweihe ist und bleibt freiwillig, und niemand kann und wird gezwungen, an der Jugendweihe teilzunehmen. Es gibt auch keinen Gesetzentwurf, es gibt überhaupt keine Absicht, daran etwas zu ändern.

Wir haben in der DDR Glaubensfreiheit. Man kann einer religiösen Gemeinschaft angehören, ohne irgendwelchen Schaden für sich zu erleiden, und niemand bei uns hat das Recht, einen christlichen oder jüdischen jungen Menschen ob seiner Religion zu beschimpfen oder beeinträchtigen zu wollen.

Die Erziehung in unseren verschiedenen Schulen vollzieht sich auf wissenschaftlicher Basis. Aber kein Schüler wird gezwungen und kann gezwungen werden, Marxist zu werden ...

Auch Gerald Götting hat bei der Gelegenheit von Zusammenkünften mit kirchlichen Amtsträgern im selben Zusammenhang offiziell erklärt, es werde an den Schulen der DDR keine atheistische Propaganda getrieben, es gebe an ihnen keine Bekenntnisse zum Atheismus. Die Kirchen sehen darin eine Bestätigung

ihres Standpunktes, daß jede Anwendung des Jugendgesetzes gegen das kirchliche Leben und gegen den kirchlichen Dienst dem geltenden Recht widerspricht.

Bei dieser Gelegenheit mag hinzugefügt werden, daß am 13. November 1964 im Foyer des Museums für Deutsche Geschichte eine Ausstellung unter dem Motto „Zehn Jahre Jugendweihe in der DDR“ eröffnet wurde. Zehn Jahre zuvor, am 14. November 1954, hatte sich der „Zentrale Ausschuß für Jugendweihe in der Deutschen Demokratischen Republik“ konstituiert. Die Ausstellung gab unter anderem einen Überblick über den Prozentsatz der Jugendlichen, die an der Jugendweihe teilnahmen: 1955: 17,7%, 1956: 23,7%, 1957: 26,4%, 1958: 44,1%, 1959: 80,4%, 1960: 87,8%, 1962: 90,7%.

4. Als wichtig für die kirchliche Arbeit, unter Umständen auch als eine Quelle von Konflikten hat sich der prinzipielle Anspruch der staatlichen und gesellschaftlichen Erziehungsträger auf Freizeit- und Feriengestaltung der Jugend erwiesen. Die Behandlung der kirchlichen Bibelrüstzeiten durch staatliche Organe gehört in diesen Zusammenhang. Ihre Durchführung konnte auch im Jahre 1964 wieder nach mancherlei Verhandlungen sichergestellt werden (s. Kirchl. Jahrbuch 1963, S. 234–238). Die Beanspruchung der Jugend in Freizeit und Feriengestaltung wurde zwar auch im Jugendgesetz verankert, doch weisen die endgültigen Texte gegenüber dem Entwurf einige nennenswerte Milderungen auf. So hieß es im Entwurf von 1963 in § 9 Abs. 4:

Die außerunterrichtliche Tätigkeit ist während des ganzen Schuljahres ein fester Bestandteil der Arbeit unserer allgemeinbildenden polytechnischen Oberschule. Sie ist durch die Lehrkräfte und Erzieher unter Hinzuziehung von ehrenamtlichen Helfern zu gewährleisten.

Der endgültige Text erweitert in § 11 Abs. 1 diese Bestimmung beträchtlich, dürfte aber zugleich eine Lockerung hinsichtlich der Bindung der außerunterrichtlichen Tätigkeit der Jugendlichen an die Oberschule bedeuten:

Die außerunterrichtliche Tätigkeit gehört zum einheitlichen System der Bildung und Erziehung der jungen Generation. Für alle Schüler und Lehrlinge sind die Voraussetzungen zu schaffen, damit sie ihre Freizeit sinnvoll gestalten, sich erholen und entsprechend ihren Neigungen, Fähigkeiten, Begabungen und Talenten auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Technik, des Sports und der Kultur vielseitig betätigen können. Die außerunterrichtliche Tätigkeit auf dem Gebiet der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Technik ist dabei vorrangig zu entwickeln.

Entsprechendes ist auch zu den Bestimmungen über die Feriengestaltung zu sagen. Dazu hieß es in § 26 des Entwurfes:

Die Feriengestaltung für die Schüler der allgemeinbildenden und berufsbildenden Schulen dient der Erholung, Kräftigung und Gesunderhaltung der Schüler und Lehrlinge in der Gemeinschaft lebensfroher und selbstbewußter junger Menschen. Ihre Durchführung ist durch die Staats- und Wirtschaftsorgane, die Leiter der Betriebe und Vorstände der Genossenschaften in enger Zusammenarbeit mit der Freien Deutschen Jugend und dem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund sowie der Pionierorganisation zu gewährleisten. Die Erziehung in der Schule und in den Ferien bildet einen einheitlichen

Prozeß. In den Schuljahresarbeitsplänen sind für die Ferienzeiten die Aufgaben festzulegen.

Auch hier hat der endgültige Text die absolute Bindung der Feriengestaltung an die Erziehung in der Schule gelockert und noch dazu die Eltern als Mitwirkende ausdrücklich genannt (§ 31):

1. In ihren Ferien sollen sich die Schüler und Lehrlinge in der Gemeinschaft lebensfroher und selbstbewußter junger Menschen kräftigen und erholen. Diesem Zweck dient die Feriengestaltung für die Schüler der Oberschulen und Einrichtungen der Berufsbildung. Träger der Feriengestaltung sind die Staats- und Wirtschaftsorgane, die sozialistischen Betriebe und Genossenschaften. Sie wirken dabei eng mit den Eltern, der Freien Deutschen Jugend, der Pionierorganisaion „Ernst Thälmann“ und dem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund zusammen.

2. In den Schuljahresarbeitsplänen sind für alle Ferienzeiten die Aufgaben festzulegen.

Der Werdegang des Jugendgesetzes und seine endgültige Formulierung machen deutlich, wie sehr man in der Beurteilung von Maßnahmen, Verhaltensweisen und Sachverhalten in der DDR auf die Nuancen achten muß. Mit derartigen Nuancen umzugehen und ihre Möglichkeiten zu nutzen ist keine leichte, aber eine unumgängliche Aufgabe der Kirchen in der DDR.

b) Grundsätze für die Gestaltung des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems

In engem Zusammenhang mit dem „Jugendgesetz“ der DDR vom 4. Mai 1964 müssen die „Grundsätze für die Gestaltung des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems“ gesehen werden. Diese Grundsätze, die zunächst in einem Entwurf am 2. Mai 1964 bekanntgegeben wurden, um bis zum 31. Oktober 1964 öffentlich diskutiert zu werden, nahmen in der Tagespresse sowie in Zeitschriften während der Berichtszeit einen breiten Raum ein. Der Entwurf, der auch die Kirchen eingehend beschäftigt hat, erschien Ende Mai in einer Veröffentlichung des Ministerrates der DDR mit einem Umfang von 136 Seiten. Mit seinen Gegenständen geht er weit über den Bereich des Jugendgesetzes hinaus, indem er den Aufriß für ein umfassendes Volksbildungssystem gibt. Die hier angebahnte grundlegende Umgestaltung des gesamten Bildungs- und Ausbildungswesens verdient um so größere Beachtung, als die gleichzeitigen Pläne zur Schul- und Bildungsreform in der Bundesrepublik Deutschland einer recht mühsamen Diskussion unterliegen.

Die Vorgeschichte dieser Bildungsgrundsätze geht zurück auf den VI. Parteitag der SED vom 15. bis 21. Januar 1963. Damals erklärte Walter Ulbricht:

Die Hebung der wissenschaftlichen Qualität der Ausbildung an unseren Schulen erfordert ein einheitliches Bildungssystem vom Kindergarten bis zur Hochschule und bis zur Erwachsenenqualifizierung. Den höheren Anforderungen an die Wissenschaftlichkeit der Ausbildung entsprechend ist es notwendig, den gesamten Inhalt der Bildung und Erziehung und das Zusammenwirken aller Bildungseinrichtungen und -stufen vom Kinder-

garten bis zum Hochschulwesen zu gewährleisten. Dabei ist es erforderlich, den Übergang von einer Bildungsstufe oder Einrichtung zur anderen inhaltlich aufeinander abzustimmen und einen kontinuierlichen Bildungs- und Erziehungsprozeß zu sichern. Den Aufgaben in der Periode des umfassenden Aufbaues des Sozialismus und der Vorbereitung der Schüler auf die Perspektive des kommunistischen Aufbaus muß auch das Lehrprogramm für die Schulen und das Programm der Lehrerausbildung entsprechen („Der Ministerrat der Deutschen Demokratischen Republik – Grundsätze für die Gestaltung des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems [Entwurf]“ – Staatsverlag der DDR, S. 5).

Entsprechend dem Vorschlag von Walter Ulbricht beschloß der Parteitag die Bildung einer Staatlichen Kommission beim Ministerrat der DDR, die die Grundsätze für ein einheitliches Bildungssystem beraten und ausarbeiten sollte. Diese Forderung wurde auch in das ebenfalls von dem Parteitag 1963 beschlossene Programm der SED aufgenommen (Programm der SED, Berlin 1963, S. 366 bis 371). Der daraufhin gebildeten Kommission, die unter dem Vorsitz des Stellvertretenden Vorsitzenden des Ministerrates Alexander Abusch arbeitete, gehörten 65 Mitglieder an. Bei der Vorlage des Arbeitsergebnisses erklärte Alexander Abusch vor dem Ministerrat der DDR am 16. April 1964:

Der vorliegende Entwurf von Grundsätzen für die Gestaltung des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems soll den Inhalt und den Aufbau unseres Bildungswesens einen längeren Zeitraum, etwa für die nächsten 10–15 Jahre, bestimmen. Der Entwurf ist orientiert auf die Erfordernisse der technischen Revolution und des neuen ökumenischen Systems der Planung und Leitung der Volkswirtschaft. Es ist aber auch klar, daß die Grundsätze mit den weiterreichenden Perspektiven unserer sozialistischen Gesellschaft übereinstimmen müssen, daß die jungen Menschen, die in den nächsten Jahren in unseren Schulen ausgebildet werden, die Produktionsprozesse auf der Grundlage des vorwärtsschreitenden Höchststandes von Wissenschaft und Technik beherrschen sollen, aber auch daß sie die Generation sind, die das gesamte gesellschaftliche Leben im Übergang zum Kommunismus wird gestalten müssen (a.a.O. S. 13).

In der Präambel des Entwurfes heißt es:

Die wichtigsten Ziele beim umfassenden Aufbau des Sozialismus bestehen darin, die nationale Volkswirtschaft der Deutschen Demokratischen Republik zu entwickeln, die Produktion und die Arbeitsproduktivität auf der Grundlage des höchsten Standes von Wissenschaft und Technik vor allem in den führenden Zweigen zu steigern. Eine wesentliche Bedingung für die rasche Entwicklung der Produktivkräfte, die Steigerung der Arbeitsproduktivität und den weiteren gesellschaftlichen Fortschritt auf allen Gebieten ist die geistige Formung sozialistischer Menschen. Das sozialistische Bewußtsein der Werktätigen wird in wachsendem Maße zur Grundlage ihrer schöpferischen Aktivität (a.a.O. S. 24).

Und schließlich sei noch zitiert, wie Alexander Abusch anläßlich der Veröffentlichung des Entwurfes seinen Hauptsinn herausstellt. Er ist

die große sozialistische Bildungs- und Erziehungsaufgabe, wie von der Kindheit bis zum Erwachsensein der Grundsatz von Karl Marx verwirklicht wird, produktive Arbeit mit Unterricht und Erziehung zu verbinden, nicht nur als ein Mittel zur Steigerung der wirtschaftlichen Produktion, sondern als einzige Methode zur Produktion vollseitig entwickelter Menschen („Neues Deutschland“ vom 3. Mai 1964).

Einen interessanten Einblick in die Methode, die für das Zustandekommen großer Gesetzgebungswerke in der DDR heute angewandt wird, gibt folgende Darstellung:

Die Ausarbeitung des Dokumentes, besonders aber die öffentliche Aussprache, wurden zu einem bereicherten Ausdruck für die lebendige sozialistische Demokratie in unserer Republik. In Zehntausenden von Gesprächen und Versammlungen, in Bildungseinrichtungen, Betrieben, staatlichen Organen, Parteien und gesellschaftlichen Organisationen, in zahlreichen Veröffentlichungen der Presse, in Sendungen des Rundfunks und Fernsehens, in Tausenden von Zuschriften an die Staatliche Kommission beteiligte sich die Bevölkerung der Deutschen Demokratischen Republik an der Aussprache und gestaltete sie zu einer wahren Sache des Volkes. In Veranstaltungen der Schulen und auf Ausspracheabenden der Nationalen Front in den Wohngebieten berieten viele Eltern über die Zukunft ihrer Kinder.

Es zeigte sich eine hohe Qualität der demokratischen Mitarbeit. Nicht nur Einzelmeinungen wurden geäußert. Ganze Arbeitskollektive, Schulen und Hochschulen, die Parteien des demokratischen Blocks und gesellschaftliche Organisationen übermittelten umfassende Stellungnahmen zum Entwurf der Grundsätze, die sich auf viele Hunderte und Tausende von Einzelvorschlägen stützten („Unser Bildungssystem – wichtiger Schritt auf dem Wege zur gebildeten Nation“, Materialien der 12. Sitzung der Volkskammer der DDR, Heft 5, herausgegeben von der Kanzlei des Staatsrates der DDR 1965, S. 6).

Unter welchen Gesichtspunkten der Entwurf für die neuen Bildungsgrundsätze in den Kirchen diskutiert wurde, zeigt eine Handreichung, die das Evangelische Konsistorium der Kirchenprovinz Sachsen unter dem 18. September 1964 für Besprechungen der Pfarrer, Katechetten, Eltern und Jugendlichen herausgab (die darin und auch später noch angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die oben schon erwähnte offizielle Ausgabe des Entwurfes für die Bildungsgrundsätze, erschienen im Staatsverlag der DDR):

Im Mai dieses Jahres sind die „Grundsätze für die Gestaltung des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems (Entwurf)“ veröffentlicht und bis zum 31. Oktober 1964 zur Diskussion gestellt worden. Nach diesen Grundsätzen soll sich die Schulpolitik der DDR in den nächsten 10 bis 15 Jahren richten. Die Kirchenleitungen werden der Regierung gegenüber prinzipiell und umfassend zu dem Entwurf Stellung nehmen. Den Hauptanteil an der Diskussion des Entwurfs in den kommenden Wochen werden jedoch die Eltern in der Verantwortung für ihre Kinder leisten müssen. Sie haben an entscheidenden Punkten Einwände zu erheben und kritische Fragen an den Entwurf zu stellen:

1. Erziehung unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit und Verwertbarkeit des Erziehungsproduktes

In den „Grundsätzen“ geht es *allein* um die Erziehung sozialistischer Produzenten. Die Kinder in der Schule sollen zu „hochqualifizierten, vielseitig gebildeten und damit disponiblen (verfügbaren) Fachleuten entwickelt“ werden, wie sie von der Volkswirtschaft benötigt werden. Das Schulkind wird nur als künftige sozialistische Arbeitskraft bewertet; daher soll es eine ökonomisch-intensive Ausbildung erfahren, um später „überall dort zu arbeiten, wo es der sozialistische Aufbau unserer Republik erfordert“ (S. 47). Der Schwerpunkt dieser Ausbildung liegt in dem Erwerb „fester und anwendungsbereiter Grundkenntnisse in der Mathematik, den Naturwissenschaften, der Technik und der Ökonomie, die zur Beherrschung hochentwickelter Produktionsprozesse erforderlich sind“ (S. 37).

Christliche Eltern haben dazu festzustellen: Kinder sind mehr als nur künftige sozialistische Arbeitskräfte, über die im Interesse der Volkswirtschaft verfügt werden dürfte. Die mathematisch-naturwissenschaftliche, technisch-ökonomische Bildung und Erziehung erhält nach dem Entwurf ein nicht zu vertretendes Übergewicht. Nicht der ganze Mensch ist in den Grundsätzen ins Auge gefaßt, sondern das, was im Blick auf seine zukünftige Verwertbarkeit für den Aufbau des Sozialismus wesentlich erscheint.

Die Bedeutung der naturwissenschaftlich-technischen Bildung ist im Zeitalter der zweiten technischen Revolution nicht zu unterschätzen. Jedoch muß jeder Einseitigkeit gewehrt und darf die musische und geisteswissenschaftliche Bildung nicht vernachlässigt werden. Erziehung hat dem *ganzen* Menschen zu dienen. Verantwortlichkeit und Mitmenschlichkeit sind Ziele der Erziehung im christlichen Elternhaus.

II. Erziehung unter dem Gesichtspunkt der sozialistischen Bewußtseinsbildung (ideologischer Totalitätsanspruch)

Die Grundsätze sind nur von ihrem radikal ideologischen Ansatz her zu verstehen. Um eine „optimale Verfügbarkeit“ zu erreichen, geht die Fachausbildung in der Schule Hand in Hand mit der sozialistischen Charakterbildung. Durch die Vermittlung der Weltanschauung des Marxismus-Leninismus soll das Kind befähigt werden, „den Sinn des Lebens in unserer Zeit zu begreifen“; denn „diese wissenschaftliche Weltanschauung ist die feste Grundlage für das sozialistische Denken, Fühlen und Handeln der Jugend“ (S. 44). Die Grundsätze sprechen von sozialistischen Charakterzügen, sozialistischem Lebensgefühl, sozialistischer Menschlichkeit usw. Von Stufe zu Stufe soll das sozialistische Bewußtsein in ideologischer und moralischer Hinsicht umfassend entwickelt werden. „Erstmalig wird in unseren Oberschulen und Berufsschulen der Marxismus-Leninismus als Wissenschaft und als Weltanschauung Gegenstand des Unterrichts und Teil der Allgemeinbildung der Schüler“, heißt es in der Zeitschrift für Theorie und Praxis der sozialistischen Erziehung, „Pädagogik“, Heft 5/64, S. 385. Den Schwerpunkt der weltanschaulichen Beeinflussung bildet der Staatsbürgerkunde-Unterricht, in dessen Mittelpunkt, wie der mit Beginn des Schuljahres 1964/65 in Kraft tretende Lehrplan vorsieht, das Parteiprogramm der SED (nicht die Verfassung!) stehen wird. Der Unterricht soll in Zukunft im politischen Stil der Parteipropaganda erfolgen (Pädagogik 12/1963).

Die Grundsätze sind durchgehend von der marxistischen Auffassung bestimmt, daß die Arbeit das entscheidende Kennzeichen für den Menschen ist. So soll schon für das Kind „die Arbeit zum ersten Lebensbedürfnis“ werden (S. 27). Die Präambel der Grundsätze spricht davon, daß „im Zentrum“ einer lebendigen und sogleich systematischen sozialistischen Erziehung „die Erziehung zur Arbeit“ stehen muß.

Die weltanschauliche Ausrichtung der schulischen und außerschulischen Erziehung stellt christliche Eltern und Kinder in eine ständige Konfliktsituation. Der Charakter der Schule als Instrument zur Durchsetzung der atheistischen materialistischen Weltanschauung wird in steigendem Maße gesetzlich untermauert. Ein einheitliches sozialistisches Bildungssystem nimmt die Tatsache nicht mehr ernst, daß es in der DDR junge Christen gibt, die ihres Glaubens leben wollen. Damit wird Artikel 41 der Verfassung praktisch außer Kraft gesetzt. Die Kinder und Jugendlichen, Christen und Nichtchristen, werden zur Zweigleisigkeit im Denken und Handeln verführt, die Lehrer zu Funktionären und Technikern. Die Arbeit wird zum Götzen gemacht, sie erhält die Funktion der Selbstlösung.

Gegenüber den hier sichtbar werdenden Tendenzen fordern christliche Eltern erneut, daß die Schule wohl Kenntnisse vermitteln soll, nicht aber Bekenntnisse fordern oder aufnötigen darf. Erziehung muß Erziehung bleiben und darf nicht in Beeinflussung, Manipulation und Gewissensverletzung ausarten. Sie kann nur in Wahrhaftigkeit und Freiheit geschehen.

Erziehung zur Arbeit ist *ein* wichtiges Moment der Bildung der Persönlichkeit, aber es darf nicht das alles andere beherrschende sein. Arbeit ist nicht der letzte Sinn des menschlichen Lebens. „Christus will nicht, daß der Mensch zum Sklaven der Arbeit werde. Er hilft uns zu einer rechten Ordnung von Arbeit, Muße und Gebet. Wir handeln im Unglauben, wenn wir dem Irrtum verfallen, als habe die Arbeit den Menschen geschaffen und könne ihn nun auch erlösen“ (10 Artikel über Freiheit und Dienst der Kirche).

III. Erziehung unter dem Gesichtspunkt der Aushöhlung der eigenständigen Aufgabe des Elternhauses

Der Entwurf weist den Eltern bei der Erziehung der Kinder lediglich die Aufgabe zu, tatkräftig die Erziehung und Bildung in der Schule zu unterstützen. „In der sozialistischen Gesellschaft entsprechen die gesellschaftlichen Erziehungsabsichten den Wünschen und Bestrebungen der Eltern, die für ihre Kinder das Beste wollen“ (S. 45). Nach dem Entwurf soll die Schule das Zentrum aller Erziehungseinflüsse auf den heranwachsenden Menschen bilden. Einrichtungen der Vorschulerziehung „sichern den Kindern eine frohe und glückliche Kindheit“ (S. 54). Die Tagesschule wird als „Schule der Zukunft“ bezeichnet (S. 52).

Den Eltern ist damit jede eigenständige Aufgabe innerhalb des Erziehungsprozesses ihrer Kinder genommen. Erzieherischer Einfluß wird ihnen nur soweit zugestanden, als er mit dem der anderen Erziehungsträger konform geht. Sie werden damit zu Zubringern für die sozialistische Erziehung entwürdigt. In ihrer pädagogischen Bedeutung werden sie geringer als die Jugendorganisationen bewertet (S. 45). Mit dieser Einordnung des Elternhauses ist Artikel 31 der Verfassung ausgehöhlt. Die Feststellung, daß in der sozialistischen Gesellschaft „die gesellschaftlichen Erziehungsabsichten den Wünschen und Bestrebungen der Eltern, die für ihre Kinder das Beste wollen“, entsprechen, ist eine Herausforderung an alle christlichen Eltern. Sie besagt, daß Eltern, die sich nicht mit der materialistischen atheistischen Zielsetzung der sozialistischen Pädagogik einverstanden erklären, ihren Kindern wissentlich das Beste vorenthalten.

Die Tatsache, daß der Freiwilligkeitscharakter der Ganztagschule in den Grundsätzen nicht verankert ist, öffnet für die Zukunft schweren Konflikten zwischen Schule und christlichem Elternhaus Tor und Tür.

Eltern dürfen ihre von Gott übertragene Verantwortung für ihre Kinder an keine andere Stelle delegieren. Wenn sie diese Verantwortung ernst nehmen, werden sie danach trachten, in Wahrhaftigkeit und Liebe Vorbild für ihre Kinder zu sein, ihr Vertrauen zu gewinnen und zu bewahren, Zeit für sie zu haben und sie insbesondere in ihren durch den weltanschaulichen Totalitätsanspruch der anderen Erziehungsmächte hervorgerufenen Konflikten ernst zu nehmen und ihnen darin beizustehen. Angesichts des allgemeinen Wirrwarrs unterschiedlicher Meinungen einerseits und dem Sog *einer* geschlossenen Anschauung von Wahrheit und Wirklichkeit andererseits gilt es, den Kindern vom Wort Gottes her Maßstäbe zur Urteilsbildung zu vermitteln, die sie in die Lage versetzen, im pragmatischen Bereich richtig und falsch, im ethischen Bereich gut und böse, im Miteinander der Menschen und Völker Wahrheit und Lüge unterscheiden zu lernen.

IV. Erziehung unter dem Gesichtspunkt einer möglichst frühen fachlichen und ideologischen Einwirkung auf das Erziehungsobjekt (Verfrühung)

Der im Entwurf angestrebte Umfang des Wissens und Könnens ist sehr groß und wird in einem frühen Alter an die Kinder herangebracht. Schon für den Kindergarten wird ein Bildungs- und Erziehungsplan ausgearbeitet, damit durch ein „richtig gelenktes Spiel“ Kenntnisse und Fertigkeiten erworben werden, die „für die Vorbereitung auf

den systematischen Schulunterricht erforderlich sind“ (S. 55). Man geht deshalb von einem „höheren Niveau des Lernanfängers“ aus. Größtmögliche „Intensität“ und „Effektivität“ des Schulunterrichts soll erreicht werden, um eine „optimale Entwicklung aller Fähigkeiten“ zu gewährleisten. So wird die Unterstufe um ein Schuljahr verkürzt, der Beginn des Fremdsprachenunterrichts auf das vierte Schuljahr vorverlegt, die Lehrpläne werden auf ein höheres Niveau gebracht, und es wird verlangt, daß auf der Oberstufe (12.–15. Lebensjahr) eine Berufsentscheidung getroffen wird.

Hier werden sich die Einwände der Eltern u. a. auf folgendes konzentrieren: Verfrühung des Fachunterrichts und der Berufslenkung bringen die Gefahr der Überforderung und der Dressur mit sich. Das organische Wachstum des Bildungsgutes, durch das Wissen erst zur Bildung werden kann, ist in Frage gestellt. Die Kinder verlieren immer mehr die für ihre Entwicklung lebensnotwendige freie Zeit, indem ihr Spiel gelenkt und ihre Beschäftigung bestimmten Zwecken untergeordnet wird.

Gott will, daß Kinder Kinder sein dürfen. Das zwecklose Spiel gehört zum Wesen des Kindes. Dem Kinde gewährte angemessene und nicht gelenkte Freizeit ist die Voraussetzung dafür, daß es seinen späteren Platz im Leben verantwortlich und schöpferisch ausfüllen kann. Jede Entwicklungsphase trägt ihren Wert in sich. Die Gegenwart darf nicht um der Zukunft willen aufgeopfert werden.

V. Erziehung unter dem Gesichtspunkt einer totalen Inanspruchnahme der Jugendlichen (Überforderung)

Die Grundsätze erwecken den Eindruck, daß in Zukunft die gesamte Zeit der Kinder und Jugendlichen durch staatlich gelenkte Erziehungs- und Bildungsveranstaltungen inner- und außerschulischer Art sowie in einer minutiösen Planung der Feriengestaltung beschlagnahmt werden soll. So heißt es u. a.: „Es ist die Aufgabe der Volksvertretungen und ihrer Organe, insbesondere des Gesundheits- und Volksbildungswesens, innerhalb ihrer Verantwortungsbereiche dafür zu wirken, daß die Jugend auch außerhalb der staatlichen Bildungseinrichtungen in sozialistischem Sinne erzogen wird. Dabei stützen sie sich auf die gesellschaftlichen Organisationen im Wohngebiet und im Betrieb“ (S. 46).

Einen weiteren Anspruch auf die Zeit der Kinder und Jugendlichen erheben die Kinder- und Jugendorganisationen, für die der Grundsatz der Freiwilligkeit im Blick auf die Mitgliedschaft nirgends niedergelegt ist.

Die Gefahr der leiblichen und seelischen Schädigung durch eine solche Verplanung der Zeit, die über den Kopf der Kinder und Jugendlichen hinweg geschieht, liegt auf der Hand. Die Gewährung eines möglichst weiten Spielraumes für eigene Planung, die auch das Risiko des Irrtums zugesteht, ist die Voraussetzung für die Entwicklung selbständiger Charaktere, die auch im späteren Berufsleben fähig sein werden, eigene Initiative zu ergreifen.

Darüber hinaus fragen christliche Eltern angesichts der totalen zeitlichen Beschlagnahme der Kinder und Jugendlichen, wie es ihren getauften Kindern möglich sein soll, als Glieder der christlichen Gemeinde zu leben, an Gottesdiensten, Christenlehre, Konfirmandenunterricht, Zusammenkünften der Jungen Gemeinde, Bibelrügen u. ä. teilzunehmen, die sämtlich zu den Lebensäußerungen des christlichen Glaubens zählen.

VI. Erziehung unter dem Gesichtspunkt einer umfassenden Berufslenkung

Schon in der Mittelstufe der Oberschule soll eine „systematische, dem Entwicklungsstand der Kinder angemessene Berufsaufklärung“ erfolgen (S. 62). Der Unterricht in der Oberstufe hat besonders im polytechnischen Unterricht berufsorientierende Funktionen. Zugleich setzt die berufliche Grundausbildung ein, der nach Abschluß der Ober-

schule die spezielle fachliche Ausbildung folgt. Die Schüler werden bei der Berufswahl auf die volkswirtschaftlich wichtigen Berufe (die Mädchen besonders auf technische und landwirtschaftliche Berufe) gelenkt, wobei der einzelne nur ortsgebunden wählen kann. „Volkswirtschaftliche Erfordernisse“ werden „persönlichen Begabungen und Neigungen“ vorgeordnet. Auch die Freizeitgestaltung und Ferienbetreuung sollen durch gelenkte Selbstbetätigung im Dienste der Berufsvorbereitung stehen.

Wie bereits in den vorhergehenden Punkten verschiedentlich festgestellt worden ist, drängt sich auch im Blick auf das in den Grundsätzen über Berufslenkung Gesagte der Eindruck, daß über den Jugendlichen verfügt werden soll, zwingend auf. Der Zeitpunkt, in dem die Berufsentscheidung von dem oder für den Jugendlichen gefordert wird, liegt bei einem Alter von 12 bis 15 Jahren zu früh. Den Eltern wird das bestimmende Mitspracherecht bei der Berufswahl nicht gewährleistet.

Die Berufswahl ist eine der schwerwiegendsten Entscheidungen im Leben der Jugendlichen. Hier müssen die Eltern, die normalerweise ihre Kinder am besten kennen, auch ihre ersten und ausschlaggebenden Berater sein. Dabei werden sie sich gegebenenfalls gewissen Einsichten in volkswirtschaftliche Notwendigkeiten nicht verschließen können, jedoch allen bürokratischen Zuteilungsversuchen, die unter Gesichtspunkten einer schematischen Planung und Kontingentierung die Fähigkeiten und Neigungen der Kinder zu vergewaltigen drohen, widerstehen müssen.

In mehreren Schreiben und Stellungnahmen machten die Kirchen Gebrauch von der Einladung, auch offiziell zu dem Entwurf für die Bildungsgrundsätze Stellung zu nehmen. So sandte die „Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR“ folgendes Schreiben an Ministerpräsident Stoph:

An den
Vorsitzenden des Ministerrates
der Deutschen Demokratischen Republik
Herrn Ministerpräsidenten Stoph
Berlin

Berlin, den 20. Oktober 1964

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident!

Der Ministerrat der Deutschen Demokratischen Republik hat am 18. April 1964 dem Entwurf der „Grundsätze für die Gestaltung des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems“ zugestimmt und beschlossen, diese bis zum 31. Oktober 1964 in der Öffentlichkeit zur Diskussion zu stellen. Mit Aufmerksamkeit haben wir die „Grundsätze“ studiert und die öffentliche Diskussion verfolgt. Auch wir, die unterzeichneten leitenden Geistlichen der evangelischen Landeskirchen, halten es für notwendig, Ihnen gegenüber zu den „Grundsätzen“ Stellung zu nehmen.

Wir entnehmen den „Grundsätzen“, daß das gesamte Bildungssystem in der DDR ausgerichtet wird auf die sich in der ganzen Welt vollziehende technische Revolution und auf die sich daraus ergebenden Erfordernisse für die Stärkung der Wirtschaft. Deshalb wird der Mathematik und den Naturwissenschaften der Vorrang eingeräumt. Wir verstehen das Bestreben der Regierung, allen Jugendlichen breite Bildungsmöglichkeiten zu bieten und sie anzuleiten, die Technik der Zukunft und die sich daraus ergebenden Aufgaben zu meistern. Wir erkennen das Besondere des in den „Grundsätzen“ entwickelten Bildungssystems darin, „Bildung und Erziehung eng mit dem Leben und mit der Produktion zu verbinden“ (S. 31).

Es ist selbstverständlich, daß bei dieser Aufgabe neue Probleme entstehen, worauf in dem Entwurf selbst hingewiesen wird (z. B. S. 71). Uns ist nun aber aufgefallen, daß durch den ganzen Entwurf hindurch von einer Steigerung und Intensivierung der

Bildungsaufgaben gesprochen wird, ohne daß an irgendeiner Stelle nach dem Maß gefragt wird, was man jungen Menschen im Blick auf die gestellten Aufgaben in ihrem jugendlichen Alter zumuten darf. Wenn z. B. auf den Oberschulen neben der beruflichen Grundausbildung an den restlichen Tagen ein Schulunterricht von jeweils sieben Stunden erteilt wird, muß die Frage gestellt werden, ob damit nicht eine Überforderung der Jugend vorliegt. Jedenfalls erscheint es uns nicht als brauchbare Lösung, deshalb die fachliche Schulbildung bereits in früheren Jahren beginnen zu lassen. Da aber diese Probleme noch ungelöst sind, besteht die Gefahr, daß in den kommenden Jahren mit den Jugendlichen in einer Weise experimentiert wird, daß Schädigungen einer gesunden und stetigen Entwicklung befürchtet werden müssen.

Mit der Hervorhebung der Mathematik und der Naturwissenschaften wird in den „Grundsätzen“ *nur* nach der Disponibilität des Menschen für eine hochtechnisierte Volkswirtschaft gefragt und die Erziehung zur Arbeit als wesentliche Aufgabe herausgestellt. Das darf aber nicht dazu führen, daß der Mensch *nur* als künftiger Produzent gesehen wird. Wir Christen jedenfalls wissen, daß der Mensch mehr ist als nur ein produzierender Arbeiter.

Damit weisen wir bereits auf einen Grundzug des vorliegenden Bildungssystems hin, der für uns Christen ernste Fragen aufwirft. Der ganze Entwurf ist bestimmt von der Inanspruchnahme der Jugend durch die Weltanschauung des Marxismus-Leninismus. Der Marxismus-Leninismus wird als Grundlage für den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaftsordnung gesehen und als Anleitung, die Gesetzmäßigkeit dieser sozialistischen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung zu erkennen, richtig anzuwenden und damit die Arbeitsproduktivität zu steigern. Wir müssen feststellen, daß diese Weltanschauung, die sich selber eine wissenschaftliche Weltanschauung nennt, jegliche Bindung an Gott bewußt ablehnt und damit in ihrem Wesen atheistisch ist, was in dem Entwurf ausdrücklich betont wird (vgl. S. 103). Christen werden darum wohl in der Produktion und beim wirtschaftlichen Aufbau loyal mitarbeiten, sie können sich aber nicht zu dem weltanschaulichen Fundament des Marxismus-Leninismus bekennen. Man kann nicht zu gleicher Zeit Christ und Atheist sein. Der christliche Glaube umfaßt immer den ganzen Menschen in allen seinen Lebensbereichen und stellt ihn bis in die einzelnen Entscheidungen hinein unter die Herrschaft Christi. Es geht darum für den Christen nicht um die Zugeständnisse, daß er privat religiöse Gefühle haben und an den kultischen Handlungen teilnehmen kann, sondern es muß für ihn um die Respektierung seiner christlichen Überzeugung gehen, die ihn in allen Lebensbereichen bindet. Daß es in unserem Staat solche Christen gibt, findet in dem gesamten Entwurf keinerlei Berücksichtigung. Gerade bei der Erziehung der Kinder aus christlichen Familien bringt diese Tatsache die Gefahr von ersten Konflikten mit sich, die sich dann auch auf die Bereitschaft zur Mitarbeit der Christen auswirken muß. In diesem Zusammenhang weisen wir auch darauf hin, daß die Durchsetzung dieses Bildungssystems mit der umfassenden Inanspruchnahme der Jugend (z. B. in der Ganztagschule) die Durchführung einer christlichen Erziehung durch die Kirche und ihre Gemeinden nahezu unmöglich macht.

Wir müssen in diesem Zusammenhang auch etwas zur Bedeutung der Familie für die Gesamterziehung der jungen Menschen sagen. Wir verkennen nicht, daß in der modernen Gesellschaft mit ihren weitgesteckten Aufgaben die Schule einen wesentlichen Teil der Bildung und Erziehung übernehmen muß. Gleichwohl kann die Familie ihre Verantwortung für ihre Kinder nicht einfach an andere Erziehungsmächte delegieren. Sie wird sich in ihrer Erziehung auch nicht allein von anderen Erziehungsmächten bestimmen lassen, sondern immer eine eigene Verantwortung wahrnehmen. Gerade weil Eltern „das Beste für ihre Kinder wollen“ (S. 45), werden sie sich eine eigene Verantwortung auch etwa in der Berufswahl nicht nehmen lassen. Christliche Eltern werden insonderheit einer atheistischen Erziehung ihrer Kinder widersprechen. Gerade sie werden Wert darauf legen, daß ihren Kindern auch kirchliche Berufe in gleicher Weise offenstehen

wie alle anderen Berufe. Solche kirchlichen Berufe werden in den „Grundsätzen“ überhaupt nicht mehr in Betracht gezogen.

Wir haben Ihnen, sehr geehrter Herr Ministerpräsident, damit Fragen vorgetragen, die für Christen Gewissensfragen und damit von wesentlicher Bedeutung für ihr Leben in unserem Staate sind. Deshalb schlagen wir Ihnen vor, daß einige von uns genannte Vertreter mit Ihnen ein Gespräch über die Probleme führen. Dabei könnten wir ausführlicher unsere Bedenken darlegen und begründen. Jedenfalls bitten wir Sie, dazu zu helfen, daß christliche Menschen in Freiheit und Wahrhaftigkeit zu verantwortlicher Mitarbeit im gesellschaftlichen Leben unseres Staates bereit sein können.

Mit ausgezeichnetener Hochachtung

D. Dr. *Krummacher*, Bischof

D. *Jacob*, Verwalter des Bischofsamtes

Fränkel, Bischof

Förster, Unitätsdirektor

D. *Noth*, Landesbischof

Dr. *Müller*, Kirchenpräsident

D. *Jänicke*, Bischof

D. Dr. *Beste*, Landesbischof

Auch Landesbischof Mitzenheim, der dieses Schreiben nicht mit unterzeichnet hat, wandte sich mit einem besonderen Schreiben an den Ministerpräsidenten:

Landesbischof D. Mitzenheim

Eisenach, den 29. Oktober 1964

An den

Vorsitzenden des Ministerrates

der Deutschen Demokratischen Republik

Herrn Willi Stoph

Berlin C 2

Sehr geehrter Herr Vorsitzender des Ministerrates!

Der Ministerrat der Deutschen Demokratischen Republik hat am 16. April 1964 dem Entwurf der „Grundsätze für die Gestaltung des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems“ zugestimmt und beschlossen, diesen Entwurf bis zum 31. Oktober 1964 in der Öffentlichkeit zur Diskussion zu stellen. Es ist mir bekannt, daß evangelische Bischöfe in der Deutschen Demokratischen Republik in dieser Angelegenheit über den Herrn Staatssekretär für Kirchenfragen eine Eingabe vorgelegt haben. Wegen dienstlicher Verpflichtungen, die mit meinem Ordinationsjubiläum und der Betreuung ökumenischer Gäste zusammenhingen, konnte ich auf die endgültige Formulierung dieser Eingabe keinen Einfluß nehmen und habe deshalb auch die Unterschrift unter dieses Dokument nicht vollziehen können. Gleichwohl möchte ich in Wahrnehmung des der Kirche durch Artikel 41 Abs. 2 der Verfassung bestätigten Rechtes, zu den Lebensfragen des Volkes von ihrem Standpunkt aus Stellung zu nehmen, auch meinerseits mich zu dem Entwurf der „Grundsätze“ äußern.

Erlauben Sie, daß ich vorerst zum Ausdruck bringe, daß ich die Bitte der Bischöfe, die dieses Dokument unterzeichnet haben, um ein Gespräch mit Ihnen oder mit von Ihnen beauftragten Vertretern der Regierung zu der meinen mache und insoweit gewissermaßen nachträglich das Dokument unterzeichne. Es erscheint mir wichtig, bei der Gestaltung des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems zu klären, daß im Sinne der Verfassung unserer Republik, im Sinne des Kommuniqués von 1958, im Sinne der Programmatischen Erklärung des Herrn Staatsratsvorsitzenden 1960 vor der Volkskammer und im Sinne anderer verbindlicher Äußerungen maßgebender Vertreter der Staatsgewalt das Prinzip der Toleranz unzweideutig gewährleistet bleibt.

Ich darf versichern, daß ich für das Anliegen des Entwurfes weithin Verständnis habe und daß ich hoffe, daß auch die christlichen Familien in unserer Republik die Bedeutung

dieser geschlossenen Konzeption des Bildungswesens erkennen und würdigen. Ich sehe als wesentlich an, daß die Ausbildung in den naturwissenschaftlichen Fächern und der Mathematik gefördert wird; denn die Jugend in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die die Wissenschaftler des Jahres 2000 zu stellen haben wird, muß in der Lage sein, die komplizierten Erkenntnisse über den Aufbau der Materie und die Funktionsgesetze in der Natur selbständig und kritisch zu würdigen. Ich sehe als wesentlich an, daß den jungen Menschen umfassende Kenntnisse über Entwicklungsgesetze in Natur und Gesellschaft vermittelt werden, und räume ein, daß die Methoden des Marxismus-Leninismus hilfreich und förderlich sein können zur Analyse der Vorgänge in Natur und Geschichte.

Aber gerade weil ich das sehe, kann ich mich den Bedenken, die aus christlichen Familien, von Pfarrern und Gemeindegliedern an mich herangetragen werden, nicht verschließen. Es besteht die Befürchtung – sie dürfte nicht ganz unbegründet sein, wenn man das Gesamtgefälle der „Grundsätze“ würdigt –, diese „Grundsätze“ könnten als eine Festlegung der Kinder auf die weltanschauliche Überhöhung der marxistischen Methode mißdeutet werden. Ich habe hier insbesondere auch die Aussage auf Seite 103 im Auge, wo die weltanschaulich atheistische Propaganda als wichtige Verantwortung der in das Gesamtgefüge des künftigen Erziehungssystems eingegliederten Philosophie bezeichnet wird.

Ich bin dankbar für die Festlegungen, die der Vorsitzende der Christlich-Demokratischen Union, Präsident August Bach, in seinem großen Referat am 30. September 1964 in Erfurt vor dem 11. Parteitag der Christlich-Demokratischen Union getroffen hat, mit denen er sich gegen Versuche wehrt, „die in den Erziehungszielen des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems festgelegte Vermittlung von Kenntnissen über den Marxismus-Leninismus als Forderung zu einem Bekenntnis im Sinne des marxistischen Atheismus zu interpretieren“. Ich begrüße dankbar seine Feststellung, daß „unsere Schule keine atheistische Bekenntnisschule“ ist. Ich bin dankbar für seine Anregung, durch „Abänderung einiger mißdeutbarer Formulierungen im Entwurf“ „die Bereitschaft in den christlichen Elternhäusern zur Unterstützung der sozialistischen Bildungsinstitutionen zu entwickeln“.

Mein Anliegen geht in die gleiche Richtung. Ich möchte durch klärende Formulierungen und durch verbindliche zitierfähige Aussagen maßgebender Stellen gesichert wissen, daß nach wie vor das Prinzip umfassender Toleranz auch im Erziehungswesen Maxime der Staatspolitik bleibt.

Neben diesem Hauptanliegen bitte ich, in sorgfältiger Überprüfung durch Sachverständige – ich denke hier besonders an Jugendärzte und Psychologen – darum besorgt zu sein, daß die an die jungen Menschen gestellten Aufgaben im Rahmen des Zumutbaren bleiben. Daß an den Oberschulen und erweiterten Oberschulen neben dem Schulunterricht eine berufliche Grundausbildung erfolgen soll, kann ein wertvolles Erziehungsmittel sein. Ich möchte aber doch bitten, dafür zu sorgen, daß jeder Überforderung der Jugend, die erfahrungsgemäß zu Spätschäden führen kann, vermieden bleibt.

Es wäre ein weiteres Anliegen, daß vielleicht noch klarer, als dies bisher in den „Grundsätzen“ zum Ausdruck gebracht wurde, der Verantwortung der Eltern für die Erziehung der gebührende Platz eingeräumt wird. Ich verkenne nicht, daß in den „Grundsätzen“ z. B. auf Seite 45 ausgesprochen wird, die Familie habe „bei der Erziehung und Bildung der Kinder und Jugendlichen eine sehr große Aufgabe“. Aber im Unterschied zu den Aussagen über die anderen Erziehungsfaktoren bleiben die Aussagen über die Aufgaben und Zuständigkeit der Eltern und der Familie blaß.

Es wäre weiter mein Anliegen, daß auch bei der umfassenden Koordinierung des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems ausreichend Raum bleibt für die in der Verfassung den christlichen Eltern und Kindern gewährleistete religiöse Unterweisung.

Christen und Marxisten müssen gemeinsam mitarbeiten an den großen Aufgaben

unserer Gegenwart, vor allem an der Sicherung des Friedens. Damit dies ohne Vorbehalt und mit ungebrochenem Gewissen von der christlichen Bevölkerung geschehen kann, ist es wichtig, die Glaubens- und Gewissensfreiheit der Kinder, die durch die Verfassung unserer Republik geschützt ist, auch bei der Gestaltung des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems nicht aus dem Auge zu verlieren.

Ich darf der Überzeugung Ausdruck geben, sehr geehrter Herr Vorsitzender des Ministerrates, daß Sie mein Anliegen verstehen. Ich wäre dankbar – und insoweit greife ich die Bitte der anderen evangelischen Bischöfe auf und mache sie zu der meinigen –, wenn Gelegenheit gegeben würde, in einem verbindlichen Gespräch zwischen Vertretern der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik und legitimierten Vertretern der evangelischen Kirchen die Anliegen, die zu skizzieren ich mich bemühte, ausführlicher zu begründen, und wenn in geeigneter Form klargestellt würde, daß auch die Anliegen der christlichen Bevölkerung der Deutschen Demokratischen Republik, die zu vertreten sich die Bischöfe beauftragt wissen, die gebührende Berücksichtigung finden werden.

Genehmigen Sie, sehr geehrter Herr Vorsitzender des Ministerrates, den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung.

Besonders eingehend hat sich die 18. Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens auf ihrer Tagung im November 1964 mit dem Entwurf für die Bildungsgrundsätze befaßt. Sie hat folgende Stellungnahme an Ministerpräsident Stoph gerichtet:

ZUM ENTWURF DER GRUNDSÄTZE DES SOZIALISTISCHEN BILDUNGSSYSTEMS
DER 18. LANDESSYNODE DER EV.-LUTH. LANDESKIRCHE SACHSENS

Die Öffentlichkeit ist aufgefordert, zu dem Entwurf der „Grundsätze für die Gestaltung des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems“ Stellung zu nehmen. Die 18. Ev.-Luth. Landessynode Sachsens tut dies im Namen der von ihr vertretenen Glieder der Landeskirche in der Verantwortung ihres Amtes. Was sie am 9. November 1963 zum Entwurf des Jugendgesetzes vorgebracht hat, ist freilich vom Gesetzgeber fast durchweg nicht berücksichtigt worden. Das Jugendgesetz enthält darum Mängel und Lücken, mit denen sich ein Christ nicht abfinden kann. Wir hatten auf Stellen hingewiesen, an denen in den vergangenen Jahren erhebliche Nöte und Schwierigkeiten aufgetreten waren. Die Gelegenheit, an diesen Stellen unnötige Konfliktstoffe zu beseitigen, ist leider nicht wahrgenommen worden.

Das wird uns in unserer Bereitschaft zur Mitarbeit im Rahmen und Sinne unseres Auftrages nicht irre machen und entmutigen. Denn die uns von Gott auferlegte Verantwortung bleibt in jedem Falle bestehen. So müssen wir auch heute wieder reden.

Die Synode hat von den Darlegungen Kenntnis genommen, die Herr Bischof D. Krummacher am 20. Oktober 1964 namens der mitunterzeichneten Bischöfe dem Herrn Vorsitzenden des Ministerrates zugeleitet hat. Sie macht sich diese Darlegungen zu eigen. Darüber hinaus möchte sie auf folgendes hinweisen. Es besteht kein Zweifel darüber, daß der technischen Umwälzung, die wir erleben und der sich niemand entziehen kann, in einem modernen Bildungssystem Rechnung getragen werden muß. Was wir kritisch vorzubringen haben, hat nicht den Sinn, diese Entwicklung zu hemmen. Die heranwachsende Generation steht vor großen Aufgaben, für die sie tüchtig gemacht werden muß. Das rapide Anwachsen des Wissensstoffes verlangt eine große pädagogische Zielstrebigkeit. Wir spüren diese Zielstrebigkeit in dem Entwurf. Nach unserer Einsicht und Überzeugung wird ein nach den hier vorgeschlagenen Grundsätzen gestaltetes Bildungssystem in wesentlichen Grundzügen und auf den ihnen beruhenden Folgerungen gerade dem nicht gerecht, was hier erforderlich ist. Es geht uns um eine realistische Sicht des Menschen. Wenn wir den Menschen nicht sehen, wie er ist, und in der Praxis des Lebens

nicht danach verfahren, wird der Mensch auf die Dauer Schaden leiden und auch an seiner Aufgabe scheitern. Die hochentwickelte Technik soll dem Menschen dienen, macht ihn aber – nicht nur bei uns, sondern überall – nur zu leicht zu ihrem Sklaven. Der Mensch unseres Jahrhunderts muß, wo auch immer er lebt, darum kämpfen, daß Maschinen und Apparate ihn nicht tyrannisieren. Je entschlossener er sich technisches Wissen und Können aneignet, desto mehr muß er auf sein Personsein, auf seine unvertretbare Verantwortlichkeit, auf seine innere Wachheit und auf die Selbständigkeit seines Denkens, Urteilens und Sich-Entscheidens bedacht sein. Sonst wird er selbst ein Stück Apparat. Er wird dann an den sittlichen Aufgaben scheitern, die gerade das technische Zeitalter an ihn stellt. Die einleitenden Bemerkungen zum Entwurf von Alexander Abusch weisen erfreulicherweise darauf hin, daß es nicht auf „Technokraten“ abgesehen ist (S. 17 der Broschüre). Aber gerade hier gibt der Entwurf zu Besorgnissen Anlaß. Schon der Jugendliche erscheint hier als der total verplante Kollektivmensch. Bereits in den ersten Jahren seines Lebens wird er vom Kollektiv vereinnahmt. Das Spiel, in dem viel Raum zu Improvisation, zum ungesuchten Entdecken und zur freien Entfaltung der Phantasie bleiben muß, wird viel zu stark verzwecklicht.

Von „Berufswahl“ wird man kaum noch reden können. Verfehlte Berufe bringen aber tragische Konflikte und bleibende Schäden mit sich. Die Schwierigkeiten werden dadurch verstärkt, daß der junge Mensch für sich selbst kaum noch Zeit behält. Von der Kinderkrippe an ist sein Leben organisiert und gesteuert. Den Eltern wurde bei Einführung der Tagesschule versichert, daß deren Freiwilligkeitscharakter gewahrt bleibe für alle Zeit; diese Zusicherung ist in den Entwurf nicht eingegangen. Die Familie erscheint in dem Entwurf als eigenständiger Erziehungsfaktor neben den anderen: die Schule gilt als Zentrum aller Erziehungseinflüsse (S. 45). Die gewachsene Urzelle des Gemeinschaftslebens gerät in die Nebenrolle des Zubringers. Auch die Freizeit- und Feriengestaltung wird von den großen Kollektiven aufgesogen. Das wird, auch wenn es nicht gewollt ist, zu einer gefährlichen Entpersonalisierung des Menschen führen. Wo immer hochentwickelte Technik ist, wird die Gefahr vorhanden sein. Wir werden ihr nur dann nicht zum Opfer fallen, wenn wir sie klar sehen. An dieser Stelle zeigt der Entwurf ernste Mängel.

In dem bisher Gesagten haben wir zwar vom christlichen Verständnis des Menschen her gedacht, aber für alle jungen Glieder der Gesellschaft gesprochen. Wir müssen jetzt noch einiges vorbringen, was – nicht ausschließlich – aber vornehmlich – im Blick auf die jungen Christen zu sagen nötig ist. Die sächsische Landessynode hat, wie die anderen kirchlichen Gremien auch, im Laufe der Jahre immer wieder darauf hingewiesen, daß die Schule, die doch auch *unsere* Schule sein soll und will, sich immer mehr zur atheistischen Bekenntnisschule entwickelt hat. Der Entwurf stellt in dieser Entwicklung einen Markstein dar. Er geht zwar von dem Grundsatz aus, daß alle Bürger, unabhängig von ihrer Weltanschauung, Religion usw., gleiche Rechte besitzen (S. 23). Aber im Widerspruch dazu erklärt er die marxistisch-leninistische Philosophie zur Grundlage für die Formung der wissenschaftlichen Weltanschauung (S. 38, 44). Der Atheismus ist, wie jeder weiß, in dieser Philosophie nicht Beiwerk, sondern Wesensmerkmal. Wer sich in marxistischer Literatur auskennt, weiß auch, daß nicht der Mißbrauch des christlichen Glaubens und dessen Verfälschung und Entstellung, sondern dieser selbst als „fortschrittsfeindliche Ideologie“ (S. 28) angesehen wird. „Weltanschauliche Bildung und Erziehung“ (S. 66), „Überwindung der Reste alter überlebter Anschauungen und Gewohnheiten“ (S. 101), die Verantwortung der Philosophie auch für „weltanschaulich atheistische Propaganda“ (S. 103) – dies weist alles in die gleiche Richtung. Wir haben immer wieder betont: wir fordern keine christliche Bekenntnisschule. Menschen verschiedenen Glaubens und verschiedener Weltanschauung müssen und wollen miteinander leben. Das ist nur möglich, wenn die Überzeugungen aller mit gleichem Recht nebeneinander stehen. Die Kämpfe um die Freiheit des Glaubens und Denkens, die besonders zu Beginn der Neu-

zeit unter großen Opfern geführt worden sind, dürfen nicht sich unter neuem Vorzeichen wiederholen.

Mehrmals spricht der Entwurf von exakten Methoden und gesicherten Ergebnissen der Wissenschaft. Genau darauf kommt es uns an. Hier liegt die Aufgabe der Schule und der anderen öffentlichen Erziehungsfaktoren. Die Diskussion ist zu unserem Bedauern durch die Meinung belastet, der Christ sperre sich aus Glaubensgründen gegen wissenschaftliche Erkenntnis. Träfe diese Meinung zu, dann wäre es selbstverständlich, daß ein Erziehungs- und Bildungsprogramm sich nur für die Geltung wissenschaftlicher Methoden und Ergebnisse, das hieße aber dann: gegen den Glauben entscheiden kann. Aber diese Meinung trifft nicht zu. Gerade dem Glauben muß daran gelegen sein, daß, was Gegenstand wissenschaftlicher Forschung ist, sachlich erkannt werde, ohne Vermischung mit weltanschaulichen Interpretamenten, also ohne irgendwelche (als Wissenschaft sich ausgebende) Ideologisierung. Auf wie unechten Voraussetzungen die landläufige Einschätzung des christlichen Glaubens beruht, zeigt die uns zugängliche atheistische Literatur zur Genüge. Einen solchen „christlichen Glauben“, wie er dort bekämpft wird, lehnen auch wir ab. Wir erwähnen dies, weil sich am vorliegenden Entwurf zum Bildungsgesetz zeigt, wie ein Zueinanderkommen von Christen und Marxisten durch solche unechte Polemik nur erschwert wird und in der Erziehungspolitik auf Grund solcher Polemik Entscheidungen getroffen werden, die unvermeidliche Konflikte mit sich bringen. Ein Student z. B., der Christ ist, kann nun einmal die Verpflichtung nicht unverletzten Gewissens eingehen, die die Karl-Marx-Universität Leipzig den Neuzumatrikulierenden abverlangt: „Ich gelobe ... mir die Wissenschaft auf der Grundlage des Marxismus-Leninismus ... anzueignen.“ Es kann der Wissenschaft nicht gut bekommen, wenn sie auf vorausbestimmter Marschroute gehen muß. Und es muß auf Menschen zermürend wirken, wenn von ihnen verlangt wird, daß sie ihrer Überzeugung oder gar ihrer Glaubensbindung zuwider denken, reden und handeln sollen. Wir müssen um der Menschen, Christen wie Nichtchristen, willen darauf hinweisen. Wir sind auch überzeugt, daß den ökonomischen, technischen und gesellschaftlichen Erfordernissen nicht gedient wird, wenn Menschen mit gebrochenem Gewissen leben müssen oder zu Opportunisten entarten. Mit der in der pädagogischen Literatur der Deutschen Demokratischen Republik immer wieder propagierten Alleingeltung der marxistisch-leninistischen, d. h. atheistischen Lehre werden wir uns nicht abfinden, weil wir uns damit nicht abfinden können. Ein Bildungssystem, das allen – Marxisten, Christen und anderen – Hilfe sein soll, muß in dieser Hinsicht klare Verhältnisse schaffen. Es muß so strukturiert sein, daß die jungen Menschen Raum und Zeit auch für ihre persönlichen Anliegen – wenn sie Christen sind, also auch für Gott und für gemeinsames Leben mit Glaubensgenossen – haben. Wir sind gewiß, daß eine solche Selbstbeschränkung des öffentlichen Bildungswesens den Ertrag der Bemühungen um die jungen Menschen nicht mindert, sondern vermehrt.

Wir würden es auch bedauern, wenn die in dem Entwurf enthaltenen guten Einsichten, Vorschläge und Hinweise dadurch in ihrer Wirkung beeinträchtigt würden, daß an diesen uns so beschwerenden Punkten keine Abhilfe geschähe.

Gleichzeitig erließ die Sächsische Landessynode ein Wort an die Gemeinden als Kanzelabkündigung:

KANZELABKÜNDIGUNG DER EVANGELISCH-LUTHERISCHEN LANDESKIRCHE SACHSENS

Beschluß der 18. Ev.-Luth. Landessynode Sachsens

Das folgende Wort wird an die Gemeinden gerichtet. Es soll von den Kanzeln bekanntgegeben und in geeigneten Kreisen der Gemeinden besprochen werden.

Unser Herr Jesus Christus spricht: „Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater“ (Matth. 10, 32/33).

Liebe Eltern, liebe Paten, liebe Gemeinde!

Unser Herr ruft uns zum Bekennen, gerade heute; denn die christliche Erziehung unserer Kinder ist in Gefahr. Der Staat hat den Entwurf der „Grundsätze für die Gestaltung des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems“ vorgelegt. Schon oft haben wir gegen die Entwicklung des Schulwesens zu einer weltanschaulichen Bekenntnisschule unsere Stimme erhoben. Wird dieser Entwurf Gesetz, dann erhalten wir eine Schule, in der auf ein Bekenntnis zum Marxismus-Leninismus hin erzogen wird. In der Taufe hat sich der Herr zu unseren Kindern bekannt. Wir Eltern und Paten haben durch unser Versprechen dazu „Ja“ gesagt. Nun sollen wir uns auch unbeirrt zu ihm bekennen.

Es ist klar, daß die Ausbildung unserer Kinder mit den Erfordernissen der technischen Revolution Schritt halten muß. Aber die Schule dient nicht dem ganzen Menschen, wenn sie so einseitig auf die Naturwissenschaft und Technik ausgerichtet ist. Unsere Kinder sollen nicht Werkzeuge der Produktion werden. Noch weniger kann die Schule das Instrument einer Weltanschauung oder eines Parteiprogramms sein. Das ist in den neuen Lehrplänen für Staatsbürgerkunde und alle anderen Unterrichtsfächer vorgesehen. Zu einem solchen Instrument wird sie, wenn sie das Denken, Fühlen und Handeln unserer Kinder sozialistisch formen will. Wir verlangen nicht, daß die Schule christlich erzieht. Aber wir können es auch nicht hinnehmen, wenn unsere Kinder atheïstisch erzogen werden sollen. Eine Schule soll Kenntnisse vermitteln, darf die Schüler aber nicht auf eine Weltanschauung festlegen.

Darum, liebe Eltern und Paten, rufen wir euch auf: Erkennt das Gebot dieser Stunde und bekennt euch! Laßt eure christlichen Lehrer nicht allein! Meldet euch zum Wort in den Elternabenden der Schule! Stellt euch dort vor eure Kinder, wenn sie ihren Glauben verleugnen sollen und dadurch der Lüge anheimfallen! Ihr seid zur Stellungnahme aufgefordert. Wie soll der Gesetzgeber erfahren, daß christliche Eltern mit wesentlichen Punkten der Grundsätze nicht einverstanden sind, wenn ihr nicht redet! Ihr könnt auch noch bis zum Jahresende eure Meinung über die „Grundsätze“ an die staatliche Bildungskommission in Berlin schreiben. Auch Synode und Kirchenleitung haben in dieser Sache ein klares Wort an die Regierung gerichtet.

Die Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik sichert das Eltern- und Erziehungsrecht (Art. 31) sowie die volle Glaubens- und Gewissensfreiheit (Art. 41) zu. Auch wenn es nicht so wäre: Christen brauchen sich nicht zu fürchten!

Sollten uns Nachteile entstehen, bleibt doch der Auftrag unseres Herrn. Und wir haben es immer wieder erfahren, daß der Herr uns das, was uns auf der einen Seite entgehen mag, vielfältig erstattet. Eltern tun ihren Kindern keinen guten Dienst, wenn sie der Zweigleisigkeit Vorschub leisten und einer klaren Entscheidung ausweichen.

Zu alldem können wir nicht schweigen, wenn wir nicht schuldig werden wollen. Aber wir dürfen erst recht nicht dort schuldig werden, wo unser Herr mit seinem guten Gebot und seinen Verheißungen uns helfen will. Darum ermutigen wir euch: Betet mit euren Kindern, ehe sie aus dem Hause gehen! Haltet Familienandacht! Betet für eure Kinder, daß sie bewahrt werden vor der Verführung zur Gottlosigkeit! Haltet eure Kinder an zum Besuch des Kindergottesdienstes und geht auch mit ihnen zusammen in den Gottesdienst. Laßt sie regelmäßig an der Christenlehre teilnehmen!

Die ganze Gemeinde aber rufen wir: Betet für die Lehrer eurer Kinder! Nehmt euch mit Wort und Tat aller getauften Kinder und ihrer Eltern an! Steht ihnen bei in Bedrängnissen! Sprecht mit euren Nachbarn und Arbeitskollegen über die christliche Erziehung ihrer Kinder! Stellt euch der Gemeinde zur Mitarbeit an Kindern und Eltern

zur Verfügung. Kümmerst euch um jeden Vater, um jede Mutter, die allein in der Familie für die christliche Erziehung ihrer Kinder eintreten müssen.

Holt einander zu Elternabenden und Familiengottesdiensten, zu Kinder- und Familiennachmittagen ab! Stärkt einander durch eure Fürbitte. Je besser die Gemeinde selbst ihres Glauben lebt, desto besser wird sie der heranwachsenden Jugend zum Glauben helfen.

Die kirchliche Diskussion des Entwurfs für die Bildungsgrundsätze und die entsprechenden Stellungnahmen blieben auf politischer Seite nicht ohne Beachtung. Dies zeigte sich daran, daß noch im Jahre 1964 einige Äußerungen hierzu erfolgten. So wandte sich vor dem 11. Parteitag der CDU am 30. September 1964 in Erfurt August Bach, der Vorsitzende der CDU, dagegen, „die in den Erziehungszielen des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems festgelegte Vermittlung von Kenntnissen über den Marxismus-Leninismus als Forderung zu einem Bekenntnis im Sinne des marxistischen Atheismus zu interpretieren“. Er stellte weiter fest, daß „unsere Schule keine atheistische Bekenntnisschule“ ist, und trat im folgenden dafür ein, mißdeutbare Formulierungen des Entwurfes abzuändern. Auch Alexander Abusch äußerte sich vor seiner Kommission am 11. November 1964 zur Inanspruchnahme der Jugend durch die Weltanschauung des Marxismus-Leninismus:

In den Grundsätzen wird davon gesprochen, daß unser sozialistisches Bildungswesen den Schülern und Studenten die wissenschaftliche Weltanschauung des Marxismus-Leninismus vermittelt. Diese Kenntnisse der fortschrittlichsten Wissenschaft, die in den kapitalistischen Ländern den heranwachsenden jungen Menschen vorenthalten wird, ist eine Notwendigkeit für die Bildung und Erziehung in unserem Staat. Sie gibt eine feste Grundlage für sozialistisches Denken, Fühlen und Handeln („Neues Deutschland“ B, Nr. 315 vom 12. November 1964, S. 4).

Abusch nahm in dieser Rede auch Stellung zu Gefahren einer Über- oder Unterforderung der Schülerschaft, zur Rolle der Familie in der sozialistischen Gesellschaft und zu Fragen der Disponibilität. Mit der Weltanschauungsfrage befaßte sich auch Gerald Götting auf der Tagung des Präsidiums des Hauptvorstandes der CDU Mitte November 1964:

Habt Mut zum Wissen! – das heißt in unserer Zeit, die Gesetzmäßigkeiten in Natur und Gesellschaft zu erkennen und sie bewußt zu nutzen. Voraussetzung dafür ist die Kenntnis des Marxismus-Leninismus. In den staatlichen Bildungsinstitutionen werden die zukünftigen sozialistischen Staatsbürger erzogen, die – voller Freiheit der eigenen weltanschaulichen Entscheidung – als Sozialisten in einem sozialistischen Deutschland ihr Leben ... gestalten werden und die zur Lösung dieser Aufgabe gründliche Kenntnisse der modernen Natur- und Gesellschaftswissenschaften benötigen („Neue Zeit“ B, Nr. 273 vom 21. November 1964, S. 3).

Auf derselben Tagung der CDU ging auch Frau Hannah-Ruth Lohde auf Einwendungen von christlicher Seite zu dem Entwurf für die Bildungsgrundsätze ein:

In Verantwortung zu handeln, das verlangt Kenntnisse von den Zusammenhängen, von den Gesetzmäßigkeiten, die in Natur und Gesellschaft vorherrschen und die wir Menschen

schöpferisch nutzen müssen. Deshalb halten unsere Freunde es für notwendig, daß Schülern und Studenten gründliche Kenntnisse über den Marxismus-Leninismus vermittelt werden, der als einzig geschlossenes philosophisches System die Erkenntnisse unserer Zeit über die Gesetzmäßigkeiten in Natur und Gesellschaft zusammenfaßt und methodologische Grundlage aller Einzelwissenschaften ist ...

Wenn heute die Bedeutung der Arbeit für die Erziehung unserer Kinder so stark betont wird, dann werden damit Erkenntnisse aufgegriffen, die uns Christen vom Evangelium her vertraut sind. Was uns Christen zur verantwortungsfreudigen Mitarbeit beim Aufbau des Sozialismus, zur Mitgestaltung des sozialistischen Erziehungswerkes ruft, ist gerade die Tatsache, daß der von der Ausbeutung befreite Mensch die Arbeit nicht länger als „Fluch“, als „Last“ empfinden muß, sondern daß er frei wird zur schöpferischen Arbeit, die ihn als Menschen bestätigt ... Gerade die Bewertung der Arbeit als schöpferischer Akt gehört zu den Übereinstimmungen zwischen dem sozialistischen Menschenbild und den Auffassungen des Christen von den Aufgaben des Menschen in der Gesellschaft. Nirgends ist im Entwurf der „Grundsätze“ davon die Rede, daß die Arbeit der *letzte* Sinn des Lebens sei ...

Daß die religiöse Erziehung, für die christliche Eltern und Kirchengemeinden gemeinsam sorgen, durch die Arbeit der Schulhorte und Tagesschulen auch in Zukunft nicht eingeschränkt wird, steht außer Frage („Neue Zeit“ B, Nr. 273 vom 21. November 1964, S. 3).

Es bleibt abzuwarten, in welcher Weise die endgültige Fassung der Bildungsgrundsätze, die im Jahre 1965 in Gesetzesform erscheinen sollen, die besprochenen kritischen Gesichtspunkte berücksichtigt.

c) Kirchliche Jugendarbeit

Über die kirchliche Jugendarbeit wird am besten in der Weise berichtet, daß einige charakteristische Abschnitte aus Berichten von Kirchenleitungen zitiert werden. Über den Stand der „Christenlehre“ berichtete Generalsuperintendent Jacob der östlichen Regionalsynode von Berlin-Brandenburg im November 1964:

Auch wenn exakte statistische Unterlagen über die Teilnahme an der Christenlehre für das gesamte Kirchengebiet nicht vorliegen, so darf doch gesagt werden, daß die in den letzten Jahren zu beklagende rückläufige Bewegung in dem Besuch der Christenlehre im ganzen wohl zum Stillstand gekommen ist. Gerade in dieser Frage spiegelt sich auf eine krasse Weise die große Unterschiedlichkeit in unserem heutigen Gemeindeleben wider ... In unseren Landgemeinden schwankt der Besuch der Christenlehre zwischen 100% und 50% der in den kirchlichen Karteien erfaßten Kinder, in unseren Städten, vor allem in den Industriegebieten, ist die Zahl auf 30% bis 20%, in Berlin und in einigen anderen großen Städten sogar auf 13%-10% abgesunken! Es liegen leider keine Erfahrungsberichte vor, wie weit es möglich wird, die Schulanfänger 1964, die 1957 oder 1958 getauft worden sind, jetzt der Christenlehre zuzuführen. In einer mittleren Industriestadt hat eine intensive Besuchsaktion durch die Pastoren, die Katecheten und durch Gruppen aus der Gemeinde, in der die Eltern auf ihr damals bei der Taufe gegebenes Gelübde hin angesprochen wurden, ihre Kinder der christlichen Unterweisung zuzuführen, zu dem überaus schmerzlichen Ergebnis geführt, daß nur noch ein knappes Drittel dieser Eltern jetzt bereit war, zu ihrem damaligen Versprechen zu stehen und ihre Kinder nunmehr nach Schulbeginn zur Christenlehre zu schicken. Dies ist ein alarmierender Vorgang, der natürlich auch die Frage nach einer verantwortlichen Tauf-

praxis in ein neues Licht rückt. Wir müssen ja im Blick haben, daß mit diesen Eltern damals vor der Taufe sehr ernste seelsorgerliche Taufgespräche geführt worden sind.

Die Gründe für diese katastrophale Schrumpfung können hier im einzelnen nicht untersucht werden. Selbstverständlich wirken sich das allgemeine öffentliche Klima, die erschreckende Gleichgültigkeit in den Kreisen derer, die formell als Glieder der Kirche anzusprechen sind, und auch die atheistische Beeinflussung im Kindergarten, Kinderhort und Schule negativ aus. Die Christenlehre-Kinder, die oft eine winzige Minderheit in ihrer Schulklasse darstellen, leiden dann unter dem Gefühl der Vereinsamung und sind auch nicht selten dem Spott ihrer Klassenkameraden ausgesetzt. So wird der tägliche Dienst der Katecheten oft sehr mühsam. Es ist wirklich zu verstehen, daß manche Katecheten unter den großen Belastungen ihres aufopferungsvollen Dienstes in der Gefahr sind, auf die Dauer der Zeit angesichts einer solchen Entwicklung müde und resigniert zu werden. Diese schwere Last, die täglich auf unseren Katecheten liegt, wenn sie auf ihren weiten Wegen von Dorf zu Dorf bei Wind und Wetter unterwegs sind, hat dann zur Folge, daß sich zu wenige junge Menschen für die hauptberufliche katechetische Arbeit zur Verfügung stellen. Die Altersschichtung der Katecheten ist schon heute besonders in Berlin recht ungünstig. Die Fortführung der kirchlichen Unterweisung im bisherigen Rahmen wird dadurch für die Zukunft ernsthaft in Frage gestellt. Unsere Kirchenleitung hat gemeinsam mit der Erziehungskammer Richtlinien über den Dienst des Katecheten erarbeitet und diese Richtlinien mit Schreiben vom 16. Januar 1964 allen Gemeindekirchenräten und Katecheten erläutert. In ihnen sind wichtige Anregungen mit dem Ziel gegeben worden, den isolierten und oft nur noch krampfhaft aufrechterhaltenen Unterrichtsbetrieb zu überwinden und die katechetische Arbeit anders als bisher in die Gemeindearbeit als Ganzes einzufügen.

Der gleiche Bericht sagt über die Arbeit der „Jungen Gemeinde“ folgendes:

Im letzten Bericht mußte von kleiner werdenden Zahlen im Blick auf die Junge Gemeinde gesprochen werden. Hier zeichnet sich jetzt ein erfreulicher Wandel ab. Die Kirchentage der Jungen Gemeinde in Hermannswerder und in Burg 1963 und 1964 waren mit jeweils über 2000 Teilnehmern ausgezeichnet besucht. Die Bibelrüstzeiten für junge Christen in unseren ständigen Heimen waren überfüllt. Jugendwochen und Kreisjugendsonntage waren vielfach durch eine stärkere Beteiligung als in früheren Jahren gekennzeichnet. Andererseits sind natürlich manche Jungen Gemeinden vor allem auf den Dörfern zusammengeschrumpft als Folge der Abwanderung der Jugendlichen, im Zuge ihrer Berufsausbildung oder durch Einberufung zur Volksarmee. Viele junge Christen haben sich sehr ernst mit der Frage des Wehrdienstes beschäftigt ... Auch das innere Bild der Jugend unserer Kirche ist gegenwärtig einem Wandel unterworfen. Wir haben es heute im wesentlichen mit einer Generation „kleiner Erwachsener“ zu tun, die bestrebt sind, sich so schnell wie möglich der Welt der Erwachsenen anzupassen. Hinter der Maske eines selbstsicheren Auftretens verbirgt sich oft eine Unsicherheit, die sich im Grund nach einer echten Partnerschaft der Erwachsenen sehnt. Diese Jugend wünscht nicht belehrt oder betreut zu werden, sondern sie erwartet durch Gespräch und Vorbild Anleitung und Hilfe für den eigenen Weg zu einem Leben der Bindung an den Herrn der Kirche. Für diese Aufgabe einer echten Partnerschaft sind unsere Gemeinden im ganzen noch nicht gerüstet. Zu stark herrscht in ihnen noch ein ziemlich patriarchalisches Betreuungsdenken. Die jungen Christen fühlen sich durch eine solche Betreuung, in der ihnen dann oft nur Handlangerdienste beim Ausschmücken der Gotteshäuser oder im Zusammenhang mit der Straßensammlung zugewiesen werden, abgestoßen. Und sie schalten dann eben ab, wenn sie den Eindruck gewinnen, in ihrer Eigenständigkeit nicht als verantwortlicher Partner von der Gemeinde der Erwachsenen ernst genommen zu werden.

...
Es muß mit Freude und Dankbarkeit erfüllen, daß trotz des bekannten allgemeinen Klimas unter dem Vorzeichen der atheistischen Propaganda, der Säkularisierung im Zeitalter der Wissenschaft und Technik und einer weithin um sich greifenden, nur noch am Lebensstandard interessierten Gleichgültigkeit auch heute junge Menschen da sind, die, von der Botschaft von Jesus Christus ergriffen, gerade auch in unserem Raum als Christen leben möchten. Unsere Gemeinden sollten diese gewiß oft unbequemen und Unruhe schaffenden jungen Christen mit ihrer ganzen Liebe begleiten. Denn gerade diese Lehrlinge und Jungarbeiter, Oberschüler und Studenten sind in den weltanschaulichen Auseinandersetzungen unserer Tage besonders exponiert.

Aus dem entsprechenden Tätigkeitsbericht von Landesbischof Noth vom November 1964 seien diesem Gesamtüberblick noch Ausführungen zu zwei speziellen Fragen der kirchlichen Jugendarbeit hinzugefügt. Dort heißt es zu den „Bibelrüstzeiten“ (s. auch Kirchl. Jahrbuch 1963, S. 236–238):

Die Durchführung der Bibelrüstzeiten war auch in diesem Jahre Gefährdungen ausgesetzt. Im letzten Tätigkeitsbericht konnte die Hoffnung ausgesprochen werden, daß die durch die persönliche Vermittlung des Herrn Staatssekretärs für Kirchenfragen am 2. August 1963 herbeigeführte Regelung ein für allemal klare Verhältnisse geschaffen habe, nachdem das Recht der Kirche, echte Bibelrüstzeiten zu halten, dabei eindeutig festgestellt worden war. Dabei übernahm die Landeskirche die Garantie dafür, daß es sich bei den im Auftrage der Landeskirche durchgeführten Rüstzeiten um echte Bibelrüstzeiten handelte, in deren Mittelpunkt Umgang mit der Bibel und Gesangbuch, Behandlung von Glaubens- und Lebensfragen, Zurüstung für den Dienst des Laien in der Kirche und unter den Gesichtspunkt christlicher Lebensgemeinschaft gestellte Freizeit stehen. Leider kam es jedoch auch in diesem Jahre wieder zu Verhandlungen über die Bibelrüstzeiten zwischen staatlichen und kirchlichen Vertretern, die damit begannen, daß die Vertreter der Kirche überraschenderweise am 22. April 1964 zu einer Besprechung in das Staatssekretariat für Kirchenfragen in Berlin gebeten wurden. Bis zum 27. Juli 1964 fanden dann mehrere Gespräche in Berlin – und in Verfolg davon auch in mehr oder weniger harter Form in einzelnen Bezirken, Kreisen und Gemeinden – statt. Die Kirche ging dabei nach wie vor von den am 2. August 1963 getroffenen Abmachungen aus, die sie auch praktizierte. Eine völlige Übereinstimmung konnte – vor allem in der Frage der zeitlichen Dauer – nicht erzielt werden. Trotzdem konnten die Rüstzeiten in dem von der Kirche festgelegten Umfang, wenn auch bisweilen mit Schwierigkeiten, durchgeführt werden. Im Raum unserer Landeskirche ist es nur bei einer Bibelrüstzeit zu einer vorzeitigen Auflösung gekommen. Daß es sich bei den Bibelrüstzeiten für Schüler und Lehrlinge, wenn überhaupt bei den kirchlichen Rüstzeiten, nicht um eine Einrichtung handelt, die zwar schön, aber nicht unbedingt nötig ist, bedarf in unserem Kreis keines Beweises.

Zur Frage der Konfirmation und zum Verhältnis von Konfirmation und Jugendweihe heißt es in dem Bericht von Landesbischof Noth:

Die Konfirmationsfrage, die jahrelang die synodale Diskussion beherrschte, ist keineswegs zum Abschluß gekommen. Sie ruht auch im Bereich unserer Landeskirche nicht, es hat sich immer mehr herausgestellt, daß diese Teilfrage kirchlichen Lebens und kirchlichen Handelns nur im Zusammenhang mit dem Wandlungsprozeß der gesamten Volkskirche gesehen werden darf und verstanden werden kann. Daß die sächsische Landessynode sich nicht zu radikalen Lösungsversuchen in Richtung auf Abschaffung der

Konfirmation überhaupt oder von ganzen Jahrgängen oder zu einer Umdeutung der Konfirmation als bloßem ersten Abendmahlsgang entschlossen hat, findet zwar nicht allseitige Zustimmung, hat sich aber bewährt. Fragestellungen von vorgestern sind heute zum Teil bereits überholt. Die Konfirmation als gottesdienstliches Geschehen findet im Bewußtsein der Gemeinde immer mehr Resonanz. Sitte, die nicht nur negativ zu beurteilen ist, beginnt sich auf neue Weise zu vertiefen. Es ist ein Gewinn, daß die Anregungen zu einer Auflockerung des Konfirmandenunterrichts allseitig aufgenommen worden sind und auf vielfältige Weise mit den Konfirmanden ein Stück Lebensgemeinschaft praktiziert wird.

Die Konfirmation kann nun freilich bei uns nicht ohne das Gegenüber zur Jugendweihe gesehen werden. Die Entscheidung der sächsischen Landessynode ist im Blick auf die grundsätzliche Unvereinbarkeit von Konfirmation und Jugendweihe eindeutig und ist trotz aller praktischen Schwierigkeiten und Versuchlichkeiten eine Hilfe für die unvermeidlichen Entscheidungen. Daß nicht alle Gliedkirchen aus der gleichen Beurteilung der Jugendweihe die gleichen Folgerungen ziehen, ist nach wie vor Anlaß zur Beunruhigung der Gemeinden. Wir müssen erneut die Pfarrer und die Kirchenvorstände eindringlich auf ihre Verantwortung ansprechen. Wo den Jugendgeweihten die Konfirmation automatisch nach einem Jahr gewährt und darum von vornherein damit gerechnet wird, verliert das Wort der Kirche seine Glaubwürdigkeit, und es wird verharmlöst, was eindeutig unter atheistischen Vorzeichen steht. Wenn man früher von einer gesellschaftlichen Nötigung zur Konfirmation sprechen konnte, so wird heute umgekehrt etwas Ähnliches offenbar, wenn nämlich die Anpassung an das, was die anderen tun, gepaart mit Müdigkeit und Sorge um berufliche Nachteile, der Jugendweihe den starken Antrieb gibt, der sich in großen Zahlen widerspiegelt. Es wird zwar bisweilen von staatlicher Seite dazu aufgefordert, Übergriffe, also etwa angedrohte Benachteiligungen wegen Nichtteilnahme an der Jugendweihe, zu melden. Wir wissen auch von Fällen, in denen Abhilfe geschaffen wurde. Aber die im Jugendgesetz ausdrücklich ausgesprochene Verpflichtung der Lehrer zur Unterstützung der Jugendweihe (die viele Lehrer in schwere Gewissenskonflikte bringt), die weithin geübte Befragung der Jugendlichen und die erstmalige Verankerung der Jugendweihe in einem Gesetz als „fester Bestandteil der Vorbereitung der jungen Menschen auf das Leben und die Arbeit in der sozialistischen Gesellschaft“ (s. dieses Kirchl. Jahrbuch, S. 165) bedeuten eine indirekte Nötigung. Der stellvertretende Staatsratsvorsitzende Gerald Götting hat in dieser Eigenschaft im Zusammenhang mit der Verabschiedung des Jugendgesetzes die Teilnahme an der Jugendweihe als nach wie vor freiwillig bezeichnet, freilich erklärt er zugleich, daß die Jugendweihe das modernste Wissen vermittele und es ein Verbrechen an der Jugend wäre, ihr die modernsten Erkenntnisse vorzuenthalten. Wir werden trotzdem immer wieder die Gemeinden auf die Zusage des Freiwilligkeitscharakters der Jugendweihe hinzuweisen haben. Im übrigen aber sollten wir aus der Bibel wissen und aus der Geschichte der Kirche bis in die jüngste Vergangenheit hinein gelernt haben, daß Nachfolge auf die Dauer nicht möglich ist ohne Bereitschaft zum Verzicht auf äußere Vorteile.

Abschließend zu diesem Abschnitt sei noch ein Bericht über den Thüringer Landesjugendtag im Juli 1964 zitiert:

4000 BEIM THÜRINGER LANDESJUGENDTAG

(epd B Nr. 29 vom 16. Juli 1964)

Über 4000 junge Menschen aus den Thüringer Kirchengemeinden nahmen am diesjährigen Landesjugendtreffen in Bad Blankenburg teil. Es war das Doppelte dessen, was

man erwartet hatte. Die Versammlungshalle der Blankenburger Allianzkonferenz erwies sich schon vor Beginn des Jugendtages als zu klein, und so wurden in der Stadtkirche und im Saal der Evangelischen Gemeinschaft Parallelversammlungen eingerichtet. Landesbischof D. Moritz Mitzenheim suchte alle drei Versammlungsstätten auf und bekundete in seiner Predigt die Verbundenheit der Landeskirche mit ihrer Jugend.

In einer Begegnung mit Mitgliedern der Landessynode brachten Sprecher der Jugend ihren Wunsch nach Ausdruck, nicht nur Statisten in den Kirchengemeinden zu bleiben, sondern Mitverantwortung zu übernehmen. Unter anderem wurde die Bildung von Jugendausschüssen in den Gemeindekirchenräten vorgeschlagen. Die Schlußveranstaltung mit einem Verkündigungsspiel und Darbietungen der „Thüringer Sängerknaben“ mußte wegen der großen Besucherzahl wiederholt werden.

5. THEOLOGISCHE BESINNUNG

Es ist nur natürlich, daß die Auseinandersetzungen um heutige Fragestellungen der Theologie auch die Kirchen in der DDR berührt. Dabei stellen sich der besonderen weltanschaulichen Anforderungen wegen die Probleme oft schärfer als in der Bundesrepublik. Die Bewältigung der theologischen Aufgaben ist ebenso unausweichlich und lebenswichtig wie die gleichzeitige Wahrung der Substanz christlicher Verkündigung in einer radikal säkularisierten, in einer betont atheistischen Umgebung. In seinem Bericht vor der östlichen Regionalsynode von Berlin-Brandenburg im November 1964 hat Generalsuperintendent Günter Jacob diese theologische Aufgabe, ausgehend von der Predigt, wie folgt gekennzeichnet:

Die Predigtnot, von der schon im letzten Bericht die Rede war, ist heute im gesamten evangelischen Bereich, und nicht nur bei uns, eine tiefe Not, in der sich die sonntägliche Predigt, aber auch der Verkündigungsdienst der Kirche in der Seelsorge und im Zusammenhang mit den Amtshandlungen befinden. Es wird gewiß viel Fleiß und Sorgfalt an die Zurüstung der Predigt gewandt. So ist das Bemühen um eine textgemäße Schriftauslegung dankbar anzuerkennen. Dennoch muß von einer Krise der heutigen Predigt gesprochen werden. Diese Krise hat ihre wesentliche Ursache in einer Grundlagenkrise der heutigen evangelischen Theologie. Wir stehen auch theologisch eben nicht mehr in der Situation des Kirchenkampfes der Bekennenden Kirche. Damals konnte man sich in der Abwehr der Irrlehre und der modernen Verwässerungen der biblischen Botschaft, im wesentlichen angeleitet von dem großen theologischen Werk von Karl Barth, auf eine „Theologie des Wortes“ und auf die Proklamation des zweiten Artikels konzentrieren. Damals konnte man in der augenötigten Abwehrstellung die von der kritischen Bibelwissenschaft schon angemeldeten und dann in der Entmythologisierungsdiskussion weiter entfalteten Fragen beiseite lassen mit der schlichten Feststellung „es steht geschrieben“. Inzwischen hat sich die Situation aber grundlegend verändert. Seit mehr als einem Jahrzehnt üben die existentielle Interpretation und die Schule der Hermeneutik in ihren verschiedenen Richtungen einen sehr starken Einfluß auf die junge Theologengeneration aus. Die im Kirchenkampf zurückgestellten Fragen und kritischen Einwände gegen die weltbildhaften und zeitgebundenen Elemente des biblischen Zeugnisses, die von uns Zeitgenossen des säkularisierten, wissenschaftlichen und technischen, ja religionslosen Zeitalters so nicht mehr übernommen werden können, geben der exegetischen Arbeit ein anderes Gefälle. Die damit gegebenen Probleme reißen einen tiefen

Gegensatz zwischen den von solcher Theologie und Exegese bestimmten Predigern und unseren Gemeinden auf, die, während sie sich doch in allen heutigen Anfechtungen eine handfeste Sicherheit in der Gestalt einer schrift- und bekenntnisgebundenen Predigt wünschen, durch die auf sie einstürzenden Erkenntnisse einer kritischen Bibelwissenschaft tief beunruhigt werden in dem Gefühl, daß hier alle Fundamente unterminiert werden.

Zugleich befinden wir uns in einer tiefen Krise im Blick auf die uns überkommenen Worte und Bilder unserer Kirchensprache. Die traditionelle Predigtsprache mit ihren landläufigen Formelketten wie „Sünde, Tod, Teufel“, „Himmel, Erde, Hölle“, „Glaube, Liebe, Hoffnung“ usw. hat in langen inflationistischen Prozessen und durch routinehaften Mißbrauch ihre ursprüngliche Leuchtkraft weithin verloren. Die konventionellen Worte unserer Predigtsprache sind zu bloßen Vokabeln geworden, in denen die biblische Botschaft dem heutigen Menschen offenbar nicht mehr vollmächtig so bezeugt werden kann, daß sie ihn in seiner gegenwärtigen Alltagsexistenz erschüttert und wandelt. Die Prediger stehen hier in einer gemeinsamen Ratlosigkeit und Hilflosigkeit. Es muß immer wieder zu gemeinsamer Predigtarbeit auf den Pfarrkonventen und in den Pastoralkollegs, aber auch zu Predigtbesprechungen in Gemeinschaft mit den berufstätigen Laien Mut gemacht werden. Es muß auch immer wieder der Versuch gewagt werden, unsere Gemeindeglieder auf eine taktvolle und verantwortliche Weise mit den unbestrittenen Erkenntnissen der heutigen Bibelwissenschaft bekanntzumachen, wenn es nicht zu schweren Zerreißproben im Spannungsfeld zwischen den Forschungen der wissenschaftlichen Theologie und den in der Gemeinde gängigen Vorstellungen kommen soll. Eine Kirche, die das „Sola Scriptura“ („allein die Heilige Schrift“) bezeugt, muß alle Fragen einer rechten Schriftauslegung und einer sachgemäßen Exegese der Texte in Redlichkeit durchstehen, auch wenn die Erörterung dieser Fragen zunächst manche Not und Verwirrung mit sich bringen mag. Dieser ganze Fragenkomplex ist von der Kirchenleitung sehr ernst bedacht und zum Thema des nächsten Gesamtphorenkonvents gemacht worden: „Die Predigt der Kirche zwischen Fundamentalismus und moderner Theologie“. Unsere Kirche wird aber auch sehr auf der Hut sein müssen, daß die zentrale Botschaft der Bibel von dem für uns gekreuzigten und auferstandenen Herrn Jesus Christus die Mitte aller Verkündigung bleibt und nicht durch geistvolle Existenzanalysen, durch geschichtsphilosophische und politische Deutungen der Weltsituation und auch nicht durch die Proklamation eines vom Humanismus nicht mehr abgehobenen Ethos der Mitmenschlichkeit überwuchert und überfremdet wird.

In ähnlicher Weise behandelte auch Bischof Johannes Jänicke in seinem vor der Provinzialsynode der Kirchenprovinz Sachsen in Halle am 13. März 1965 gehaltenen Tätigkeitsbericht für das Jahr 1964 die „notwendige Auseinandersetzung zwischen Gemeindefrömmigkeit und kritischer Theologie“. In diese Auseinandersetzung gehört aber nach Bischof Jänicke auch eine kritische Aufmerksamkeit gegenüber den besonderen synkretistischen Gefahren für kirchliche Verkündigung und kirchliches Handeln in der DDR. Eine solche Gefahr ist offenbar dort jedenfalls nicht von der Hand zu weisen, wo man jede negative Frontstellung gegenüber der weltanschaulichen und gesellschaftlichen Umgebung vermeiden und die Kirche zu einem sicherlich grundsätzlich unausweichlichen Dienst an der Umwelt führen will. Hierzu heißt es bei Bischof Jänicke:

„Der Heilige Geist weiß nichts als Jesus“ – in diesem Wort von Martin Kähler ist eindeutig und klar eine Abgrenzung gegeben. Jesus Christus ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben. Um Ihn allein geht es in dem Zeugnis, das uns verheißen und geboten ist. Die große Ge-

fahr der Kirche ist immer wieder gewesen, daß sie dies Zeugnis mit anderen Namen und Mächten so zusammengestellt hat, daß dadurch eine Vermischung des einen Wortes Gottes mit menschlichen Ideen oder Bewegungen wird. Synkretismus – so nennen wir es auf dem Gebiet der Religionsgeschichte. Man hat da wohl auch von „Bindestrich-Christentum“ gesprochen, wie es etwa in den Worten „deutsch-christlich“ oder „national-kirchlich“ seinen Ausdruck findet. Wo aber Jesus Christus nicht mehr das eine Wort ist, das gilt, wo Er so synkretistisch mit anderen Größen zusammengestellt wird, da ist eine Gefahr für die Verkündigung des Evangeliums, die größer ist, als wenn die Kirche von außen, etwa vom Atheismus angegriffen wird.

Gibt es heute solch eine Gefahr? Ich meine, sie ist mit Händen zu greifen. Ganz gewiß werden wir die Nähe zum Evangelium nicht verkennen, wo die Menschenwürde geachtet, für eine gerechte Ordnung unter den Menschen gesorgt und der Friede gewahrt wird. Wo aber, wie man es lesen kann, die Ordnung des Sozialismus mit dem Reich Gottes in eins gesetzt wird, da eben ist jene große Gefahr für die Verkündigung des Evangeliums und damit für die Kirche. Es gibt ungezählte Äußerungen in Reden wie in der Presse, in denen Christen, die zu ihrer Existenz in der Deutschen Demokratischen Republik mit Recht ihr Ja sagen, in enthusiastischer Weise den Sozialismus als die eine große Möglichkeit preisen, den Willen Gottes zu verwirklichen und Seine Herrschaft unter uns zu realisieren. Das ist Synkretismus, und hier hat die Kirche klar und deutlich ihr Nein zu sagen. Wenn man bei manchen kirchlichen Verlautbarungen über unseren Weg heute bemängelt hat, daß das Nein lauter sei als das Ja, daß sie einen negativen Grundton hätten und das Positive nicht fröhlich genug zu seinem Recht kommen lassen, so wollen wir uns schon kritisch fragen, ob wir vielleicht mehr grämlich und besorgt reden, anstatt die Macht und Güte Gottes zu preisen. Evangelium muß frohe Botschaft bleiben und darf nicht der aufgehobene Finger einer ängstlichen Kritik werden. Das entbindet uns aber nicht von der Aufgabe, die Irrlehre unserer Zeit zu erkennen und sie als eine Gefahr für die Menschen auszusprechen!

Das Evangelium wendet sich an eine in Sünde und Tod verlorene Welt. Es wendet sich an Menschen, die niemals durch ihr Tun, sondern allein durch Gottes Gnade gerechtfertigt sind. Es gibt aber nicht nur einen religiösen, es gibt auch einen politischen Pharisäismus, der uns oft aus unseren Zeitungen anspricht und dem der Christ ein klares Nein sprechen muß. Denn in diesem politischen Pharisäismus wird kalter Krieg geführt, und der kann leicht die Ursache zum heißen Krieg werden. Wenn aber der politische Pharisäismus religiös untermauert und mit pseudo-christlichen Worten ausgesprochen wird, so ist er vollends unerträglich. Der Sozialismus ist niemals die Vollendung des Reiches Gottes, er ist immer nur ein durch die Geschichte gegebener Versuch, es auf der Welt besser zu machen, man wird diesen Versuch bejahen können, ohne in den Enthusiasmus und Synkretismus zu verfallen, der nicht mehr mit der Neuschöpfung Gottes an Seinem Tage rechnet. Welt bleibt Welt, und Mensch bleibt Sünder, und es ist einfach nicht wahr, daß erst eine sozialistische Gesellschaftsordnung die Verwirklichung des Willens Jesu ermöglicht. Gerade auch der nüchterne Politiker, der um die Grenzen seiner Möglichkeiten und das Bruchstückhafte seines Lebenswerkes weiß, wird diesen Enthusiasmus als Illusion erkennen. Für den Christen heißt es, Gott als den Richter und Erlöser der Welt, auch einer sozialistischen Welt, ernst nehmen. Menschen zu allen Zeiten und in allen Gesellschaftsordnungen werden sich diesem Richter stellen müssen und diesen Erlöser brauchen. Wir dienen nicht der Wahrheit, sondern der Lüge, wenn wir das nicht sehen und sagen.

Ohne solche Abgrenzungen und Negationen kann es niemals eine christliche Kirche auf Erden geben. Sie dürfen allerdings unter dem Ja Gottes stehen, das Er über einer verlorenen Welt und über sündigen Menschen spricht. Solche Abgrenzungen sind nicht eine feste Burg, in der sich die Kirche gegen die böse Welt verschant und absondert. Sie sind aber die notwendigen Wegweiser, damit wir den rechten Weg unter den Füßen

nicht verlieren und nicht in Abgründe zur Rechten oder zur Linken hineingeraten. Das wird gerade in Gesprächen mit der Politik und mit Politikern immer wieder gesagt werden müssen, und wir können nur hoffen, daß wir das so getrost und fröhlich und positiv sagen können, daß wir dafür auch Gehör finden.

In den Zusammenhang mit der theologischen Besinnung gehört auch die Auseinandersetzung mit dem Atheismus als Weltanschauung und als einer den Menschen für seine Lebensgestaltung bestimmenden geistigen Kraft. Das Kirchliche Jahrbuch 1963 hat dazu von der Möglichkeit eines neuen Stadiums in dieser Auseinandersetzung gesprochen (s. S. 148–153). Von einem solchen neuen Stadium kann aber für die DDR noch kaum die Rede sein. Dazu bedürfte es eines wirklichen Dialogs in der Auseinandersetzung zwischen christlichem Glauben und atheistischer Weltanschauung. Die Errichtung eines „Lehrstuhls für Wissenschaftlichen Atheismus“ (s. Kirchl. Jahrbuch 1963, S. 149) allein führt noch nicht zu einem solchen Dialog. Der Inhaber dieses Lehrstuhls in Jena, Professor Dr. Olof Klohr, hat die Grundlagen seiner Arbeit in der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“ (Nr. 2/64) eingehend beschrieben. Diesem Aufsatz wird folgender Auszug entnommen:

... Tausende von Christen stehen Seite an Seite mit den Marxisten im täglichen Ringen um die Verwirklichung der Ideale des Sozialismus. In wichtigen Grundfragen sind die christlichen Bevölkerungsteile mehr und mehr zu politischen Einsichten gelangt, die den Traditionen der „Staatskirche“ in Deutschland widersprechen und eine Hinwendung zu den Ideen des Friedens, der Demokratie und des Sozialismus bedeuten ...

Das optimistisch-kämpferische Streben des Kommunisten für eine Gesellschaftsordnung echter Menschlichkeit, brüderlicher Gemeinsamkeit, sozialer Sicherheit und kultureller Blüte ist in seiner weltbejahenden Grundhaltung, seiner auf die Entfaltung der Humanität gerichteten Aktivität im 20. Jahrhundert einmalig unter allen philosophischen und weltanschaulichen Bestrebungen. Als Ideologie der Arbeiterklasse, die zugleich die Interessen aller werktätigen Menschen zum Ausdruck bringt, steht sie in allen grundsätzlichen Fragen den verschiedenen Spielarten der bürgerlichen Ideologie und allen idealistischen Anschauungen über den Menschen und seine Zukunft diametral gegenüber. Hier liegen auch eindeutige Grenzen einer christlichen Haltung zur Geschichte. Daher gilt es, den christlichen Auffassungen von einem Schicksal, das dem Menschen als unverkennbare Macht entgegentritt, von der letzten Ohnmacht des Menschen gegenüber dem göttlichen Ratschluß entschieden zu widersprechen.

Der Kern des christlich-idealistischen Welt- und Menschenverständnisses liegt in der christlichen Theologie im Mensch-Gott-Verhältnis. Es ist nicht so sehr die Welterschöpfung, die im Mittelpunkt der Argumentation steht, als die Glaubensbindung des Menschen an Gott und die Behauptung, daß der Mensch jederzeit in der Hand Gottes ist ...

Es wäre natürlich zu billig, wollte man heute einfach behaupten, der christliche Glaube beschränke sich auf Weltflucht, Weltverachtung und Weltfremdheit. Der moderne Christ verwürfe eine solche Behauptung ohne Zögern als unsachlich und sähe jede weitere Diskussion als zwecklos an. Es ist nicht zu bestreiten, daß auch der Christ aus seiner weltanschaulichen Überzeugung für Sputniks und Atomkraftwerke, für soziale Verbesserungen und kulturvolles Leben eintreten kann. Und doch ist ebenfalls nicht zu bestreiten, daß dem Streben des Christen nach sozialem, politischem, wissenschaftlichem Fortschritt aus den weltanschaulichen Grundlagen seines Glaubens *a priori* Grenzen gesetzt sind, denn die christliche Weltanschauung geht davon aus, daß der Fortschritt und die Befreiung der Menschheit weder vollständig noch vom Menschen selbst vollzogen werden können ...

Was könnte deutlicher die Berechenbarkeit der Geschichte und die Kraft der Volksmassen beweisen als die Geschichte der vergangenen 50 Jahre? Die marxistische Arbeiterbewegung hat auf einem Drittel der Erde die Zukunft „berechnet und herbeigeführt“. Der Einwand, daß nicht jede einzelne Berechnung gestimmt und nicht jeder Versuch zur Veränderung der Welt sofort zum Erfolg geführt hat, ist angesichts der außerordentlichen Erfolge des Sozialismus völlig fehl am Platze ...

Unbestreitbar ist, daß die richtigen Voraussagen über die Grundtendenzen der Geschichtsentwicklung von den Marxisten-Leninisten gemacht worden sind. Sie haben auch den Hauptanteil daran, daß sich in den letzten 50 Jahren in der Welt tiefgreifende Umwandlungen vollzogen haben und in den sozialistischen Ländern humane Prinzipien des Zusammenlebens der Menschen geboren wurden. Alle diese Fortschritte wurden nicht durch Gottvertrauen, sondern durch wissenschaftliche Erkenntnis und völlig diesseitsbezogenen Kampf der Volksmassen unter der Führung der marxistisch-leninistischen Parteien erzielt. Denn wenn auch der Christ die Möglichkeit, die Welt zu verbessern, nicht bestreitet, sondern bejaht, so geht es doch um die Frage, ob es denn möglich sei, die Menschheit von allem Leid zu befreien und eine wahrhaft freie und glückliche Menschengesellschaft zu erbauen. Der christliche Glaube lehrt, daß diese Welt immer zerrissen bleibe, die sündige Menschheit sich nicht selbst befreien könne und deshalb nur die Hoffnung auf Jesus Christus den Menschen befähige, diese „Welt zu ertragen“. Damit steht das Christentum aber in unüberbrückbarem Gegensatz zur wissenschaftlichen Auffassung des Marxismus ... Es bedarf keiner großen Mühe, nachzuweisen, daß (von zahlreichen Ausnahmen sei hier abstrahiert) die Anhänger des Marxismus, insbesondere die Mitglieder der marxistisch-leninistischen Partei, bewußter und aktiver für den Sozialismus eintreten als die Christen. Die Rolle der Weltanschauung für das praktische Handeln läßt sich daran eindeutig ablesen. Die umfassende Verwirklichung des Sozialismus kann und muß also dadurch verstärkt werden, daß weitere Teile der Bevölkerung für die marxistisch-leninistische Weltanschauung gewonnen und in die Lage versetzt werden, sie schöpferisch zu betätigen. Die Hauptaufgabe besteht darin, eine hochqualifizierte ideologisch-politische Massenarbeit aufzubauen, in der die philosophischen Grundfragen eine bedeutende Rolle spielen, in der der atheistische Charakter unserer Weltanschauung nachgewiesen wird und idealistische Vorstellungen widerlegt werden.

Der Atheismus, als Grundzug des dialektischen und historischen Materialismus, muß integrierender Bestandteil der ideologischen Arbeit sein. Das Ziel der atheistisch-weltanschaulichen Propaganda, das ist offensichtlich, ist jedoch nicht der Atheismus an sich, sondern die Förderung des aktiven Handelns der Volksmassen im Sinne des Sozialismus. Die weltanschaulich-atheistische Propaganda darf somit die christlichen Werktätigen nicht davon abhalten, sich an unserem großen Aufbauwerk zu beteiligen. Sie muß vielmehr zwei Aufgaben zur gleichen Zeit bewältigen: die idealistischen Vorurteile erschüttern und abbauen und gleichzeitig das Vertrauen der Christen zur Partei und damit die moralisch-politische Einheit unseres Volkes stärken ...

Es gibt Ansichten, die besagen, daß die Weltanschauung auf das praktische Verhalten in der Produktion und im politischen Leben kaum einen Einfluß habe. Diesen Erscheinungen liegt eine Tendenz zur ideologischen Koexistenz zugrunde. Sie verharmlosen den grundsätzlichen Gegensatz von Materialismus und Idealismus und degradieren die Rolle der Weltanschauung. Sie gehen von einem praktizistischen Standpunkt aus, übersehen die tieferen Zusammenhänge und klammern die Weltanschauung aus dem Tagesgeschehen aus. Weicht man jedoch der weltanschaulichen Auseinandersetzung aus „taktischen“ Gründen aus, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn eine „keimfreie“ Atmosphäre entsteht, in der nicht diskutiert wird. Daß in einer solchen Sterilität der Idealismus an Boden gewinnt, ist nicht verwunderlich, denn die wissenschaftliche Weltanschauung setzt sich, da sie höhere Ansprüche an das Denken und Fühlen stellt, nur im

Kampf gegen den Idealismus durch. Dieser Kampf aber ist ohne aktive atheistische Propaganda nicht denkbar. Zusammenarbeit mit allen christlichen Werktätigen schließt die weltanschauliche Debatte ein. Toleranz auf weltanschaulichem Gebiet kann nicht Abstinenz, Koexistenz oder Abstrich vom Marxismus bedeuten. Toleranz im weltanschaulichen Gespräch – und wir sind für echte Toleranz – bedeutet, in der Diskussion den Andersdenkenden ernst zu nehmen, zu versuchen, sein Anliegen zu verstehen, nicht an ihm vorbeizureden und sachgerecht zu diskutieren, ohne den Partner in seinem ernstgemeinten Glauben zu verletzen. Das erfordert selbstverständlich auch Kenntnis des Christentums.

Bei aller Toleranz aber ist diese Diskussion eine Debatte um weltanschauliche Gegensätze, an deren Umgehung oder Verschleierung auch der Christ kein Interesse haben kann. Wahrheit erfordert Klarheit und Deutlichkeit; ihnen dürfen wir nicht ausweichen. Die Debatte erfordert Qualität der Argumentation und Prinzipienfestigkeit, verbunden mit menschlichem Feingefühl und psychologischem Geschick. Ehrlichkeit und Offenheit sind in der atheistischen Propaganda, wie überall in der sozialistischen Ideologie, unbedingtes Postulat, denn nicht Ausweichen und Versteckspielen, sondern aufrechte Überzeugung wird dem weltanschaulichen Gegner imponieren und ihn zu ernsthaftem Nachdenken veranlassen.

Professor Klohr bemüht sich unverkennbar um eine möglichst zutreffende Erfassung christlicher Positionen. Da er aber selbst an den klassischen Grundlagen des Marxismus-Leninismus festhält, diese absolut setzt und an ihnen christliche Auffassungen mißt, ist das Stadium eines Dialogs noch nicht erreicht. Dazu würde es erforderlich sein, allgemeine menschliche Existenzprobleme, auf die der Marxismus-Leninismus nach christlicher Auffassung bisher eine Antwort schuldig geblieben ist, offen zu diskutieren und die beiderseitigen Antworten miteinander zu konfrontieren. Ein Dialog zwischen Christentum und Atheismus würde damit also die Frage nach dem Menschen, nach dem Sinn des Lebens und nach der Erfüllung seiner Bestimmung in den Mittelpunkt zu rücken haben. Für eine solche Diskussion liegen Ansätze vor allem in der Tschechoslowakei vor; sie auch in der DDR wirksamer zu führen, ist offenbar der Zeitpunkt noch nicht gekommen. Ohne Zweifel werden die Kirchen bereit sein, sich einer solchen Diskussion zu stellen. Ein Beispiel für eine solche Bereitschaft sei hier ein Beitrag der „Mecklenburgischen Kirchenzeitung“ zitiert, der sich mit einem von Professor Klohr herausgegebenen Sammelband befaßt:

ATHEISMUS FÜR CHRISTEN?

(„Mecklenburgische Kirchenzeitung“ Nr. 31 vom 9. August 1964)

Diese Frage drängt sich dem Leser auf, wenn er sich mit dem Vorwort von Olof Klohr zu dem von ihm herausgegebenen Buch befaßt: „Moderne Naturwissenschaft und Atheismus“ (Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1964). Darin heißt es nämlich, daß dieses Buch sich an den *christlichen* Leser wende, von dem man „hofft, daß er uns ehrliches Bemühen um sachliche Klärung konzederen möge und keine Böswilligkeit irgendwelcher Art unterstellt“.

Nun, das erste (ehrliche Bemühen einräumen) wollen wir und das zweite (Böswilligkeiten unterstellen) wollen wir nicht tun und damit diese Hoffnung des Herausgebers erfüllen. Denn wir sind mit ihm der Meinung, daß es im Interesse beider Seiten liegt, „sachlich, unter Achtung des Standpunktes und der Überzeugung des Diskussions-

partners miteinander zu sprechen, auch wenn es, wie in den Fragen ‚Wissenschaft und Glaube‘, um gegensätzliche Meinungen geht“. Ein Gespräch dieser Art stellt man sich freilich im allgemeinen so vor, daß der Äußerung einer Seite in Gestalt eines Buches die Äußerung des Gesprächspartners in gleicher Weise, also auch in Form eines Buches, folgen müßte. Es wäre eine sehr gute Sache, wenn sich die Voraussetzungen dafür schaffen ließen.

In der genannten Veröffentlichung nehmen eine Reihe atheistischer Wissenschaftler zu Fragen Stellung, die als mögliche Spannungsgebiete zwischen Glauben und Wissenschaft angesehen werden können. Wir nennen nur zwei Beispiele: Christlicher Schöpfungsglaube und Weltentstehung in naturwissenschaftlicher Sicht, die von der Kirche verkündete Erschaffung des Menschen und das Werden des Menschen als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. Der christliche Leser nimmt mit Freuden zur Kenntnis, daß sich diese Darstellung von vielen früheren wohltuend unterscheidet. Hier ist unverkennbar das Bemühen festzustellen, christliche Auffassungen zum Gebiet der Naturwissenschaft auch in ihrer Verschiedenheit zu sehen und auf sie einzugehen. Da werden z. B. die drei großen Konfessionen (evangelisch, römisch-katholisch, russisch-orthodox) für sich betrachtet und auch innerhalb der einzelnen noch unterschiedliche Auffassungen wahrgenommen. Der evangelische Leser sieht, vielleicht mit Überraschung, auf jeden Fall mit Interesse, daß sogar einige Tatsachen, die ihm Not machen, von der anderen Seite sehr deutlich gesehen und genannt werden: Wir denken an den leider vorhandenen Graben zwischen wissenschaftlicher Theologie und verschiedenen Formen des Gemeindeglaubens und an die nicht zu leugnende Gefahr des „Subjektivismus“ in der modernen evangelischen Theologie. Was letztere angeht, können wir allerdings von erfreulichen Ansätzen zur Überwindung der Schwierigkeiten sprechen; das Buch von Helmut Gollwitzer, „Die Existenz Gottes im Bekenntnis des Glaubens“, wird vielen hilfreich werden, so schwer es sich liest.

Wie weit in dem von Olof Klohr herausgegebenen Band das katholische und das russisch-orthodoxe Verhältnis zur Naturwissenschaft richtig gesehen ist, muß von Vertretern dieser Kirchen beurteilt werden. Die evangelische Stellung ist, soweit wir sehen, zutreffend wiedergegeben: sachliche Trennung und sachliches Nebeneinander von Glaube und Wissenschaft.

Freilich wird diese evangelische Auffassung von den Verfassern des Buches für unmöglich erklärt und als haltlose These angesehen. Im besten Falle wird sie als eine Theorie betrachtet, die in der Wirklichkeit des Lebens undurchführbar ist. Denn im praktischen Leben muß der Mensch sich entscheiden, ob er den Erkenntnissen der Wissenschaft oder den Vorschriften des Glaubens folgen will.

Nun ist gewiß in unserer Sicht das friedliche und sachliche Nebeneinander von Glaube und Wissenschaft nicht als ein spannungsloses Verhältnis zu denken. So etwas gibt es überhaupt nicht. Wo wirkliches Leben ist, ist auch notwendig Spannung. Alle Lebensgebiete sind miteinander in Spannung. In jedem Menschen besteht z. B. die Spannung zwischen berechtigtem Eigen- und notwendigem Kollektivinteresse oder zwischen natürlichem und zivilisationsbedingtem Verhalten, zwischen gefühlsmäßigem und verstandesmäßigem Reagieren. In ähnlicher Weise können und müssen Glaube und Wissenschaft in mir in Spannung sein. Es kommt nur darauf an, daß die Spannung in mir ausgehalten und durchgetragen wird und daß ich nicht versuche, das eine auf Kosten des anderen zu verdrängen oder zu beseitigen.

Aber wir können und wollen nicht an dieser Stelle in eine Auseinandersetzung mit der genannten Veröffentlichung eintreten. Das ist für einen einzelnen schon deshalb nicht möglich, weil er ja nicht auf verschiedenen Wissensgebieten gleichzeitig in erforderlicher Weise zu Hause sein kann. Grundsätzlich wird man als evangelischer Christ den zahlreichen und vielfältigen Ausführungen zustimmen, die alle darauf hinauslaufen, daß wissenschaftliche Erkenntnisse das Dasein oder Wirken Gottes nicht beweisen können.

Ebenso wird man sie freilich als Beweismittel für das Gegenteil ablehnen. Über andersartige Deutungen wissenschaftlicher Erkenntnisse, wie sie in den einzelnen Abschnitten dieses Buches vorgenommen werden, müßten sich nun christliche Wissenschaftler äußern. Sie sollten den Versuch ernstlich unternehmen.

Dem christlichen Leser dieses Buches, sei er „Laie“ oder Pfarrer, drängt sich freilich eine Frage auf: Warum unternimmt keiner der atheistischen Wissenschaftler einmal ernsthaft den Versuch, die Existenz Gottes zu denken? Also nicht den Versuch, an Gott zu glauben, sondern sein Dasein zu denken? Das wäre deshalb für ein Gespräch mit dem Christen, wie es im Vorwort gewünscht wird, sehr wichtig, weil der Atheist dann verstünde, daß Gott, an den wir Christen glauben und den wir bezeugen, einer wissenschaftlichen Erforschung nicht zugänglich sein kann. Gott, der sich beweisen ließe, wäre nicht Gott. Daß der nicht beweisbare Gott sich dem Glaubenden als wirklich erweist, das kann man annehmen oder ablehnen, aber das ist keine Frage der Wissenschaft.

Dies soll nicht eine Besprechung, sondern eine Anzeige des Buches sein. Besprechen sollte man die einzelnen Abschnitte des Bandes in vielen Kreisen unserer Kirche. Die eigentliche Aufgabe fällt aber hier weniger den Pastoren zu, sondern den Wissenschaftlern des jeweiligen Fachgebietes, die ihrer Kirche diesen Dienst gewiß nicht versagen werden.
H. St.

Eine wichtige Phase der theologischen Besinnung für die Kirchen in der DDR hatten die „Zehn Artikel über Freiheit und Dienst der Kirche“ vom 8. März 1963 eröffnet. Ihnen ging es um eine Klärung der unaufgebbaren Substanz kirchlicher Verkündigung und um eine Beschreibung des besonderen kirchlichen Dienstes unter den Verhältnissen eines sozialistischen Weltanschauungsstaates des Ostens. Die Veröffentlichung der Zehn Artikel hatte zunächst eine sehr heftige Reaktion in der politischen Öffentlichkeit der DDR ausgelöst, da man in ihnen irrtümlicherweise eine kirchliche Kampfansage gegen Staat und Gesellschaft der DDR sah. Zugleich erfolgte aber auch eine kritische Reaktion auf die Zehn Artikel aus kirchlichen Kreisen, die an ihnen einen zu negativen „Geist der Abwehr“ bemängelten. Diese besonders vom „Weißenseer Arbeitskreis“ getragene Kritik an den Zehn Artikeln führte Ende 1963 zur Veröffentlichung der „Sieben Sätze des Weißenseer Arbeitskreises von der Freiheit der Kirche zum Dienen“. Diese Sieben Sätze versuchen, einige sicherlich vorhandene formale und literarische Mängel der Zehn Artikel abzustellen, darüber hinaus aber eine den Zehn Artikeln kritisch entgegengestellte eigene Gesamtposition der ihren Dienst für die Welt freudig bejahenden missionierenden Gemeinde zu erarbeiten. Zum Ganzen sei hier auf das Kirchl. Jahrbuch 1963, S. 180–198, verwiesen, wo sich auch der volle Wortlaut der Zehn Artikel und der Sieben Sätze findet.

Den Kirchenleitungen mußte daran liegen, die hier aufgebrochenen Differenzen nicht als einander ausschließende Gegensätze, sondern mehr im Sinne einander weiterhelfender Ergänzungen zu werten. Sie mußten sich darum bemühen, gerade diejenigen kirchlichen und theologischen Kräfte, die das verantwortliche Gespräch über den Weg der Kirche unter den erschwerenden Umständen der DDR führen, in möglichst enger Arbeitsgemeinschaft beieinander zu halten. Dieser Aufgabe unterzog sich vor allem Generalsuperintendent Günter Jacob mit einem Referat, das er am 20. Januar 1964 als Einleitung eines Gespräches hielt, zu dem der Weißenseer Arbeitskreis eingeladen hatte. Dieses Referat ist für die Urteilsbildung über den kirchlichen Weg in der DDR so unentbehrlich, daß es hier in seinen wesentlichen Teilen wiederzugeben ist:

Versuche einer Wegweisung

Von D. Günter Jacob

(„Junge Kirche“, Heft 4/64 vom 10. April 1964)

Auswirkungen des Theologischen Gutachtens von Karl Barth

In den Sieben Sätzen sind die Einwände, die Karl Barth in seinem Theologischen Gutachten gegen die Zehn Artikel angemeldet hat (mit der Bemerkung: „Die gewissen Schäden, die sie in meinen Augen haben, sind aber nach meinem Urteil immerhin behebbar“), aufgenommen und verarbeitet. Um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich zunächst betonen, daß ich für die positiven Urteile Karl Barths sehr dankbar bin, wie sie z. B. in den Sätzen zum Ausdruck kommen: „So meine ich mit ruhigem Gewissen mit der Feststellung beginnen zu dürfen, daß es sich in den Zehn Artikeln um eine der Kirche, ihren Gliedern und Wortführern gegebene gute Wegweisung handelt. Ich bin in ihrem Text nicht nur auf keinen Satz gestoßen, dem ich, einzeln oder in seinem Zusammenhang genommen, theologisch (von Schrift und Bekenntnis her) widersprechen könnte und müßte. Ich halte vielmehr dafür, daß der Tenor, in welchem ich in jener doppelten Front gesprochen wird, sachlich richtig und wichtig ist. Hätte die Kirche (auch die im Westen!) nur überall so viel gute Weisung zwischen Skylla und Charybdis mitten hindurch! Wem diese nicht genügt, der versuche es, ihr in gleicher Absicht und Ausrichtung eine bessere zu geben – und halte sich unterdessen zunächst einmal an diese!“ Karl Barth hätte den Zehn Artikeln eine viel größere theologische Konzentration gewünscht: „Hätte der vortreffliche Artikel X über die Hoffnung auf Grund der schon geschehenen Versöhnung nicht in die Präambel und also in die entscheidende Grundaussage des ganzen Schriftstücks gehört?“ Es ist festzustellen, daß die Prologe beider Dokumente das Bekenntnis zur Königsherrschaft Jesu Christi und zum dreifachen Werk des dreieinigen Gottes voranstellen und daß im Prolog von Weissensee der zentrale Satz aus Artikel X „Den Sieg ihres Herrn bekennt die christliche Gemeinde als die entscheidende, wenn auch verborgene Realität in Welt und Geschichte“ aufgenommen worden ist. Karl Barth hatte ferner die Frage aufgeworfen: „Warum ist im Haupttitel eigentlich nicht von der ‚Freiheit der Kirche zum Dienst‘ statt in einem gewissen, auch nachher nicht geklärten Nebeneinander je für sich von ihrer Freiheit und von ihrem Dienst die Rede? Der Anschein hätte dann verschwinden können, als ob der Nachdruck der ganzen Aussage – bei allem erkennbaren Willen zur Balance nach beiden Seiten – doch mehr in der Verteidigung der ‚Freiheit‘ der Kirche als in der Erklärung und Einschärfung der Notwendigkeit ihres ‚Dienstes‘ liegen möchte. Es würde dann deutlicher geworden sein, daß die Kirche mit ihrem Ja und Nein (nach links und rechts) – weit entfernt davon, mühsam gegen die verschiedenen fremden Ströme angehen zu müssen – von dem ihr mit ihrer Begründung und ihrem Auftrag gegebenen eigenen Gefälle her bewegt und getragen ist.“ Dieser Einwand Karl Barths hat in den Sieben Sätzen natürlich noch nicht damit seine Beachtung gefunden, daß hier tatsächlich der Haupttitel „Von der Freiheit der Kirche zum Dienen“ gewählt worden ist, sondern vor allem damit, daß dieses Thema als das zentrale Thema in allen Sätzen im Abweis bestimmter Versuchungen durchgehalten worden ist. In Satz I wird die Aufspaltung von Zupspruch und Anspruch und eine in solcher Aufspaltung gegründete Aufgliederung von Freiheit und Dienst ausdrücklich abgewiesen. Es wird die unauflösbare Korrelation von Freiheit und Dienst theologisch begründet, wenn es heißt: „Dieser Auftrag (nämlich der Auftrag der von Jesus Christus in die Welt gesendeten Gemeinde, allen Menschen in allen Bereichen ihres Lebens Gottes anspruchsvolle Liebe zum Sünder zu bezeugen) verbietet es der Gemeinde, die Welt als Reich des Gesetzes unter den Anspruch und sich selbst als Reich der Gnade unter den Zuspruch des Wortes Gottes zu stellen, weil Gott

alle Menschen nur im Zuspruch seiner Gnade beansprucht.“ Diese Zuordnung von Zuspruch und Anspruch als Verordnung des Zuspruchs vor dem Anspruch, als Begründung allen Dienstes in der Freiheit und als Interpretation der Freiheit nicht als Freiheit für sich und an sich, sondern eben als Freiheit zum Dienst entspricht der von Karl Barth in seiner Dogmatik im harten Widerspruch zur traditionellen lutherischen Lehre von Gesetz und Evangelium dargelegten Auffassung von Evangelium und Gesetz. Unter dem konsequent durchgehaltenen Hauptthema „Von der Freiheit der Kirche zum Dienen“ werden ganz bestimmte Versuchungen angezeigt und abgewiesen, die Versuchung einer selbstsüchtigen Absonderung der Kirche von der gottlosen Welt (Satz I), die Versuchung, Gottes Wort selbst schützen und sich selbst den Raum für Gottes Wort schaffen, absichern und verteidigen zu wollen (Satz II), die Versuchung, sich als Partei der Christen in einer bestimmten Frontstellung gegenüber den Nichtchristen zu konstituieren und von da aus der nichtchristlichen Gesellschaft ängstlich oder gehässig zu begegnen (Satz V), die Versuchung, wissenschaftliche Forschung und nützliche und kühne Arbeit aus einem solchen unter dem Motto der „Freiheit“ verteidigten Raum heraus zu verachten und zu beargwöhnen (Satz VI, der auf eine überzeugende Weise die Artikel III Wissenschaft und Wahrheit und VI Arbeit zusammenklammert unter der Überschrift „Der Glaubensgehorsam im Arbeiten und Denken“), und die Versuchung, das geltende Recht für eigensüchtige kirchliche Interessen zu mißbrauchen (Satz VII, 2).

Karl Barth hatte im Blick auf die Zehn Artikel weiter vermerkt: „Allerlei an sich wohl angebrachte und verständliche Seufzer hätten etwas zurücktreten dürfen hinter dem freudigen Gebrüll des Löwen von Juda, wenn der Satz, daß Jesus Christus der Herr der Welt und der Kirche ist, nicht nur, wie es ja fast in allen Artikeln in irgendeiner Fassung geschehen ist, ausgesprochen, sondern den Erschrockenen und Verwirrten drinnen und den selbstgewissen Fortschrittsgläubigen draußen in einer von Grund aus zuversichtlichen Haltung und Ausrichtung ihrer Aussagen gewissermaßen vorgelebt worden wäre. Im Blick auf die umgebende Welt, den Sozialismus usw. wäre dann etwas hoffnungsvoller und darum beteiligter – im Blick auf den Staat im Geiste tieferen inneren Respektes und größerer Verantwortlichkeit – im Blick auf die an der Existenz Gottes ja nur eben vorbeiredende und darum komische atheistische Propaganda hätte dann mit mehr Erbarmen und Humor geredet werden können.“ Wie haben sich diese kritischen Anfragen an die Zehn Artikel in den Sieben Sätzen ausgewirkt? Das ganze Dokument ist von dieser, von Karl Barth gewünschten zuversichtlichen Haltung getragen. So heißt es im Prolog: „Wie sollten, die seine Vergebung glauben, nicht für die hoffen, die sie nicht glauben?“ Satz II: „Dabei wird sie (die Kirche) in der Anfechtung durch den frommen und in der Bedrohung durch den unfrohen Unglauben ihren Weg getrost und fröhlich gehen. Sie wird das Leiden weder suchen noch scheuen.“ Satz IV spricht unter dem Thema „Die Hoffnung der Kirche“ ausführlich von der Zuversicht und der Hoffnung, die die Kirche unter der Verheißung ihres Herrn für die Welt hat: „In dieser Zuversicht setzt sie ihre Hoffnung nicht auf ihre eigenen Werke. Sie läßt sich und ihre Mitmenschen durch die Zusage der barmherzigen Gegenwart Gottes aufrichten.“ Im Schlußabsatz des Weisenseer Dokuments heißt es schließlich: „Wir bitten unseren Herrn Jesus Christus, er möge alle, die ihn noch nicht kennen, erkennen lassen, daß er nicht gegen, sondern für sie gestorben ist.“ Im Blick auf „die umgebende Umwelt, den Sozialismus usw.“ (Barth) ist in den Sieben Sätzen in der Tat hoffnungsvoller und beteiligter geredet worden. Satz III: „Sie (die Kirche) wird ihre Ordnung als Ordnung des Dienstes und nicht der Macht ohne Haß und Polemik von der Ordnung der politischen Gemeinde unterscheiden.“ Satz IV: „Sie ermutigt in der Erwartung einer heilen Welt, Wunden zu heilen und für alle Menschen bessere Lebensbedingungen zu schaffen.“ Satz V: „Wir tragen im freien Gehorsam des Glaubens konkrete gesellschaftliche Verantwortung, die wir im Denken, Arbeiten und politischen Handeln wahrzunehmen haben. Darum stehen wir vor der Aufgabe, für menschliches Leben, Recht und Frieden

Partei zu ergreifen, ohne eine christliche Front aufzurichten. Wir begegnen der nicht-christlichen Gesellschaft hilfsbereit und besonnen und können so auch in der sozialistischen Gesellschaftsordnung verantwortlich mitleben. Dabei haben wir – frei von Antikommunismus und Opportunismus – zu prüfen, was Gott von uns will, und seinen guten Willen zu tun. So werden wir der Erhaltung des Lebens durch Mitarbeit und kritischen Rat dienen und jeder Gefährdung des Lebens wehren.“ Satz VI: „Im Glaubensgehorsam werden wir alle Wissenschaft und Arbeit in den Dienst am menschlichen Leben stellen, vorbildlich und zuverlässig auch durch unsere Forschung und Arbeit der politischen Gemeinde dienen und ihr zeigen, daß wir als Zeugen der Menschenliebe Gottes zugleich zu ihrem irdischen Wohle denken und arbeiten.“ Im Blick auf den Staat hatte sich Barth gewünscht, daß in den Zehn Artikeln im Geiste tieferen inneren Respektes und größerer Verantwortlichkeit geredet worden wäre. Jetzt heißt es in Satz VII, 1, in dem wie in Artikel VII auf die V. These der Barmer Theologischen Erklärung Bezug genommen wird: „Diese gnädige Anordnung Gottes ehren wir, indem wir für diejenigen, die staatliche Funktionen ausüben, beten, ihnen bei der Erfüllung ihrer Aufgabe helfen, uns selber in unserem politischen Handeln allein von der Sorge um Recht und Frieden und nicht von eigensüchtigen Interessen leiten lassen.“ Im Blick auf die atheistische Propaganda hatte sich Barth gewünscht, daß in den Zehn Artikeln mit mehr Erbarmen und Humor geredet worden wäre. Das Problem des Atheismus wird im Weißenseer Dokument in den Sätzen V und VI angesprochen. „Wir werden die in Jesus offenbarte Liebe Gottes zur Welt nur so bezeugen können, daß wir von dem weltanschaulich-philosophischen Gegenüber von Theismus und Atheismus nicht mehr fixiert werden“ (Satz V). „Wir werden den Gegensatz von natürlicher Gotteserkenntnis und natürlicher Unkenntnis Gottes (von Theismus und Atheismus) nicht mit dem Gegensatz von Glauben und Unglauben gleichstellen“ (Satz VI). Hier muß mit Nachdruck auf das außerordentlich bedeutsame Buch von Helmut Gollwitzer „Die Existenz Gottes im Bekenntnis des Glaubens“ (München 1963) verwiesen werden. In der Auseinandersetzung mit der konsequenten existentialen Interpretation hat sich Gollwitzer in sehr subtilen Analysen dem mit der Konfrontation von Theismus und Atheismus gegebenen Problem gestellt. Gollwitzer spricht im Blick auf den Theismus der Bibel von einer ebenso unentrinnbaren wie unangemessenen Bezeichnung des biblischen Gottesglaubens (S. 32). Die aus dem Weißenseer Dokument angeführten Zitate zum Atheismus-Problem werden dieser Problematik in keiner Weise gerecht. Es wird in diesen Zitaten nur die eine Seite der Sache deutlich, daß, um mit Gollwitzer zu sprechen, die Bezeichnung des christlichen Glaubens als Theismus in der Tat unangemessen ist. Es wird aber die andere Seite der Sache überhaupt nicht gesehen, daß die Bezeichnung des christlichen Glaubens als Theismus „unentrinnbar“ (Gollwitzer) ist.

Vergleich der beiden Wegweisungen

Wie sind in den beiden Dokumenten jeweils die Abgrenzungen, Markierungen, Gefährdungen und Versuchungen zur Rechten und zur Linken gesehen und interpretiert? Wie sind in der Beschreibung und Unterstreichungen dieser Versuchungen jeweils die Akzente gesetzt? Mit diesem sehr groben Koordinatensystem zur Rechten und zur Linken ist hier gemeint, was auch Karl Barth im Sinn hatte, als er in seinem Gutachten beiläufig von den Attentisten und Assimilanten sprach. Zunächst geht es um die Abgrenzungen nach rechts, also gegen den Attentismus. Die schematische Aufzählung der in den Dokumenten ausdrücklich benannten Warnschilder bleibt selbstverständlich ganz unzureichend. Man entdeckt bei einem ersten Vergleich beider Dokumente sehr schnell, daß die Sieben Sätze in ihren positiven Darlegungen und ohne ausdrückliche Polemik den Versuchungen zur Rechten ein viel stärkeres Gewicht geben und sie vom Grundsätzlichen her viel umfassender zurückweisen. Erfreulicherweise gibt es bei diesen Grenzziehungen in beiden

Dokumenten auch zahlreiche Übereinstimmungen, oft bis in den Wortlaut hinein. Die wichtigsten Abgrenzungen nach rechts, d. h. gegen eine attentistisch-reaktionäre Mentalität, sollen hier genannt werden. Artikel I: Abgrenzung gegen den Unglauben, wenn wir meinen, daß wir von uns aus dem Worte Gottes Geltung und Ansehen verschaffen müßten, indem wir es zum Mithelfer und Bestätiger irdischer Ziele machen: Artikel II: Abgrenzung gegen den Unglauben, wenn wir meinen, in den gegebenen Verhältnissen von Gott verlassen zu sein. Artikel III: Abgrenzung gegen den Unglauben, wenn wir eine sachgemäße wissenschaftliche Forschung verachten oder beargwöhnen. Entsprechend begegnet in Satz VI diese Abgrenzung in positiver Wendung: „Im Glaubensgehorsam werden wir wissenschaftliche Forschungen ebensowenig wie nützliche und kühne Arbeit verachten und beargwöhnen.“ Artikel IV: Abgrenzung gegen den Unglauben, wenn wir das bestehende Recht in seiner Vorläufigkeit nicht ernst nehmen. Entsprechend begegnet in Satz VII, 2 diese Abgrenzung in positiver Wendung: „Als solchen Versuch, das Miteinander zu regeln, achten wir das geltende Recht. Wir helfen zu seiner Veränderung, wo das zu seinem Zweck dienlich ist, übertreten es nicht ohne konkretes Gebot Gottes.“ Artikel V: Abgrenzung gegen den Unglauben, wenn wir an unserm Friedensauftrag verzweifeln. Sehr viel deutlicher heißt es in Satz VII, 3: „Wir widerstehen dem Ungeist der Revanche und bemühen uns, Frieden zu stiften.“ Artikel VI: Abgrenzung gegen den Unglauben, wenn wir am Sinn der Arbeit verzweifeln, weil wir mit unseren Illusionen scheitern oder wenn wir in der Arbeit unsere eigene Verantwortung preisgeben und gleichgültig werden. Artikel VIII: Abgrenzung gegen den Unglauben, wenn wir die Anordnung Gottes nicht in Dankbarkeit erkennen und meinen, daß ein Staat, der seinen Auftrag verfehlt, der Herrschaft Gottes entlaufen könnte. Entsprechend begegnet diese Abgrenzung in Satz VII, 1 in positiver Wendung: „Im Glaubensgehorsam werden wir die politische Ordnung unserer Gesellschaft, den Staat, weder fürchten noch lieben, sondern uns an der Erfüllung seiner von Gott angeordneten Aufgabe beteiligen.“ Artikel VIII: Abgrenzung gegen den Unglauben, wenn die Kirche sich hinter Kirchenmauern zurückzieht. Entsprechend heißt es in Satz I: „Im Glaubensgehorsam widersteht die Kirche der Versuchung, in der Absonderung von der gottlosen Welt selbstsüchtig ihr Heil zu suchen. Sie wird ihr Heil nur darin finden, daß sie das Heil der Welt sucht.“ Artikel IX: Abgrenzung gegen den Unglauben, wenn die Kirche, statt allein auf die Möglichkeit rechten Dienstes zu schauen, überlieferte Vorrechte lediglich um ihrer selbst willen behauptet. Entsprechend heißt es in Satz III: „Die Kirche wird dann überlieferte Vorrechte preisgeben, Eingriffe von außen in ihre Ordnung zurückweisen und die Rechtsgestalten ihrer Ordnung ändern, wenn solches alles die Erfüllung ihres Auftrages behindert.“ In der Frage nach den Abgrenzungen gegen die Versuchungen zur Rechten (Attentismus, Reaktion) haben wir in erster Hinsicht auf die Zehn Artikel gesehen, die ja grade solcher Haltung bezichtigt worden sind. Diesen simplifizierenden und ziemlich törichten Behauptungen gegenüber machen die Zitate deutlich, daß auch in den Zehn Artikeln klare und eindeutige Warnschilder vor den Irrwegen und Abwegen nach rechts in Richtung Attentismus errichtet worden sind.

Es drängt sich freilich die Erkenntnis auf, daß die Zehn Artikel an den Abgrenzungen gegen die Gefährdungen und Versuchungen zur Linken, also gegen „Assimilanten“ und Opportunisten, sehr viel stärker interessiert sind und hier auch sehr viel profilierter und eindeutiger sprechen. Andererseits könnte man im Blick auf den Weißenseer Arbeitskreis die Vermutung hegen, daß in den Sieben Sätzen die Versuchungen zur Linken vielleicht nicht klar genug gesehen und vielleicht nicht deutlich genug bei Namen genannt werden. Bestätigen sich solche aus bestimmten Vorurteilen und gängigen Klischees genährten Vermutungen? Bei einer Betrachtung der Abgrenzungen gegen die Versuchungen zur Linken wird es von Interesse sein, jeweils die entsprechenden Formulierungen aus den Zehn Artikeln zur Kenntnis zu nehmen. In Satz II wird gesagt, daß die Kirche im Glaubensgehorsam das Leiden nicht scheuen wird. Entsprechend wird

es in Artikel VIII als Unglaube gekennzeichnet, wenn die Kirche dem Leiden in der Nachfolge Christi ausweicht, wenn sie sich durch Prognosen einschüchtern läßt, die den Verheißungen des Herrn zuwider sind, und wenn sie ihre Wirkungsmöglichkeiten in der Welt dadurch sichern möchte, daß sie nicht bei ihrem Thema bleibt. In Satz III ist davon die Rede, daß die Kirche Eingriffe von außen in ihre Ordnung zurückweisen und sich nicht bestechen lassen wird. Entsprechend wird es in Artikel IX als Unglaube gekennzeichnet, wenn die Kirche die Gestalt ihrer Ordnung dem Wechsel der jeweils herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse überläßt und wenn sie die Gestalt ihrer Ordnung an außerkirchliche Bindungen preisgibt. Nach Satz IV bezeugt die Kirche die ewige und vollkommene Gerechtigkeit Gottes, die die Herrlichkeit aller menschlichen Reiche und aller menschlichen Selbstvervollkommenung in den Schatten der Herrlichkeit von Gottes neuer Erde stellt. Die Parallele bietet Artikel X, in dem es heißt: „In dieser Zuversicht wendet sich die Gemeinde ab von allen Ideen und Plänen menschlicher Selbstvollendung und warnt alle Menschen vor dem Versuch, durch eigene Werke sich selbst zu erlösen. Das Reich des Menschen ist niemals das Reich Gottes. Die Weltrevolution kann nicht die letzte Entscheidung und der neue Mensch in der neuen Gesellschaft nicht die Vollendung der Geschichte sein.“ In Satz V wird dazu aufgerufen, in unserm verantwortlichen Mitleben in der sozialistischen Gesellschaftsordnung frei von Opportunismus zu prüfen, was Gott von uns will. Wir werden der Erhaltung des Lebens durch Mitarbeit und kritischen Rat dienen. Sehr viel schärfer warnt Artikel II davor, die gesellschaftliche Gegebenheit als unmittelbare Kundgabe des Willens Gottes vorbehaltlos anzunehmen, sich dem Absolutheitsanspruch einer Ideologie zu unterwerfen und sich an eine von einer atheistischen Weltanschauung bestimmte Moral binden zu lassen. Satz VI sagt aus, daß wir uns nicht durch wissenschaftliche Forschung zum Unglauben an Gottes Wahrheit, die unserm natürlichen Wissen unerkennbar ist, verführen lassen werden. Dazu vergleiche man Artikel III, wo davor gewarnt wird, Grund und Grenze der Wissenschaft zu verkennen, indem man das so begrenzte Wissen unter Leugnung Gottes als die eine, alles umfassende Wahrheit ausgibt, ebenso Artikel VI mit seiner Warnung, in der Arbeit ein Mittel der Selbsterlösung zu sehen und dem Irrtum zu verfallen, als habe die Arbeit den Menschen geschaffen und könne ihn auch erlösen. Mit der Bemerkung, daß wir im Glaubensgehorsam die politische Ordnung nicht lieben werden, wird in Satz VII, 1 im Blick auf den Staat die Abgrenzung gegen Versuchungen zur Linken vollzogen, während es in Artikel VII sehr viel deutlicher Unglaube genannt wird, wenn wir zum Mißbrauch der Macht schweigen und nicht bereit sind, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Im Blick auf das Recht erklärt Satz VII, 2, daß wir das geltende Recht nicht verabsolutieren, während Artikel IV von der Versuchung spricht, das Recht dem Absolutheitsanspruch einer Ideologie zu unterwerfen und es damit zu zerstören, und es Unglauben nennt, wenn wir es nur schweigend hinnehmen, daß das Recht um politischer oder wirtschaftlicher Interessen willen mißbraucht und zerstört wird, und wenn wir nicht für unsere entrechteten und in ihrem Menschsein bedrohten Nächsten eintreten und mit ihnen leiden. In Satz VII, 3 wird eine Identifizierung des irdischen Friedens mit dem Frieden Gottes abgewiesen: „Aller irdische Friede bleibt unvollkommen und vorläufig im Vergleich mit dem vollkommenen und ewigen Frieden Gottes. Gottes Friede ist höher als alle Vernunft; menschlicher Friede ist der durch vernunftgemäße Vereinbarung geschaffene Zustand, in dem die menschliche Gesellschaft in Wohlstand, Sicherheit und Freiheit leben kann.“ Auch hier ist die Abgrenzung in Artikel V sehr viel deutlicher: „Wir handeln im Unglauben, wenn wir den irdischen Frieden mit dem Frieden Gottes verwechseln und wenn wir unser Wirken für den irdischen Frieden den Maßstäben menschlicher Ideologien, politischer Wunschbilder und Vergeltungsgedanken unterwerfen.“

Es ist erfreulich, daß in beiden Dokumenten auch im Blick auf die notwendigen Grenzmarkierungen zur Linken in der Sache weithin Übereinstimmung besteht. Man

kann nicht leugnen, daß auch die Weißenseer Wegweisung bestimmte Gefahren zur Linken anzeigt und abweist, freilich in einer gegenüber den Zehn Artikeln sehr verhaltenen Art. Ist diese natürlich auffallende Tatsache nur eine Frage des Stils? Ist sie notwendiger Ausdruck sachlicher Spannungen, wenn das eigentliche Thema von der Freiheit der Kirche zum Dienen konsequent durchgehalten wird und wenn der Satz, daß Jesus Christus der Herr der Welt und der Kirche ist, in einer von Grund aus zversichtlichen Haltung und Ausrichtung der Aussagen gewissermaßen vorgelebt werden sollte? Oder liegt hier in den Sieben Sätzen eine Verharmlosung akuter Gefahren in der konkreten Situation vor? Man hüte sich vor allzu schnellen Urteilen! Es könnte doch sein, daß diese Abgrenzungen in den Zehn Artikeln gelegentlich zu doktrinar, polemisch und auch nicht frei von gewissen Untertönen und Ressentiments vollzogen wurden und daß andererseits diese Abgrenzungen in den Sieben Sätzen im Blick auf die wirkliche Situation und ihren Anfechtungscharakter gelegentlich als zu harmlos und unscharf beurteilt werden müssen. Es bleibt dennoch eine gemeinsame Basis in beiden Dokumenten. Der Vergleich nötigt zur fruchtbaren und kritischen Weiterarbeit an diesen beiden Versuchen, der Gemeinde Jesu Christi heute in der DDR in dieser bestimmten und anderswo so gar nicht gegebenen Lage mit einer Wegweisung zu helfen, den ihr begegnenden Menschen als Kirche des Evangeliums im Heute dienen zu können.

Diese von Günter Jacob in kluger Weise trotz aller Differenzen doch auf eine gemeinsame Basis gestellten Positionen der Zehn Artikel und der Sieben Sätze des Weißenseer Arbeitskreises trafen freilich in anderen Beiträgen heftiger aufeinander. Das geschieht zunächst in einem Aufsatz von Pfarrer Johannes Hamel, Naumburg, der sich kritisch mit den Sieben Sätzen des Weißenseer Arbeitskreises befaßt. Johannes Hamel würdigt zunächst, ähnlich wie Günter Jacob, die Berücksichtigung einiger kritischer Anfragen Karl Barths an die Zehn Artikel durch die Weißenseer Sieben Sätze, sieht in diesen aber schließlich doch den Ausdruck einer Theologie, die sich nicht mehr auf Karl Barth berufen kann:

KIRCHE FÜR DIE WELT – EIN ABÄNDERUNGSVORSCHLAG
ZU DEN ZEHN ARTIKELN

Von Johannes Hamel

(*„Kirche in der Zeit“*, Heft 5 vom Mai 1964)

...

Wäre nur das alles, was von den Sieben Sätzen zu sagen wäre. Aber schon unsere Interpretation der zitierten Texte ist einseitig in partem optimam erfolgt. Die Sätze enthalten noch eine ganz andere Intention.

III.

Diese so andere Intention hängt mit dem Wort „Welt“ zusammen, das sich in den Sätzen (Pronomina mitgerechnet) gegen dreißigmal, d. h. doppelt soviel wie in den Zehn Artikeln, findet. Das ist kein Zufall. Während nämlich in den Artikeln dieses Wort nur in Zitaten vorkommt einschließlich des fünfmaligen, johanneischen „in der Welt“ oder für Weltall, Umwelt, Schöpfung oder Natur steht, weist der Sprachgebrauch in den Sieben Sätzen auf eine „Welt-“ bzw. „Kirche-Welt-Theologie“ hin. Das mit Gewinn zu lesende Buch über Bonhoeffer „Von der Kirche zur Welt“ von Dr. Hanfried Müller (vgl. KidZ. 1961, H. 10, S. 378 ff.), der sowohl Mitglied des Weißenseer Arbeitskreises wie des Kreises „Unterwegs“ ist und einer der Verfasser dieser Partien der Sieben Sätze sein dürfte, gibt von dieser Theologie ein eindrucksvolles Bild (es mag dahingestellt bleiben, ob Bonhoeffer zutreffend interpretiert und kritisiert ist). Mit dieser „Kirche-

Welt-Theologie“ gehen die Sieben Sätze nun nicht nur über die oben unter II dargestellte Aussagereihe hinaus, sondern schreiten auch in eine ganz andere Richtung!

Was ist eigentlich mit „Welt“ in den Sieben Sätzen gemeint? Auf den ersten Blick scheint die Antwort einfach: es ist der Kosmos des Johannesevangeliums, von dem wörtlich oder in Umschreibung die Stellen 1, 10 und 29; 3, 16 f.; 4, 42 (vgl. 1. Joh. 4, 14); 12, 47 und 17, 18 verwandt werden. Dazu kommen 2. Kor. 5, 19 und Offenb. 11, 15. Damit werden aus Johannes bzw. Paulus die Aussagen aufgenommen:

Die Welt ist von Gott durch Christus geschaffen, sie ist von Gott geliebt, der sie mit sich selbst versöhnt hat; Christus, der die Sünde der Welt trägt, ist ihr Retter und hat sie zum Heil bestimmt; die Kirche ist in die Welt gesandt als Zeugin der Liebe Gottes zum Sünder. Dem Christus ist das Reich der Welt in Ewigkeit übergeben.

Mit diesen Zitaten ist das Zeugnis des Johannes bzw. Paulus über das Handeln Gottes bzw. des Christus an der Welt und über den Auftrag der Kirche in der Welt zwar wiedergegeben, aber nur in einer bestimmten, tendenziösen Reduktion, wie wohl nicht erst zu zeigen ist: vgl. die Konkordanz oder Bultmann, Theologie des Neuen Testaments, § 26 und 42. Diese Reduktion ist aber keine Sache der Quantitäten, sondern deutet darauf hin, daß hier nur scheinbar neutestamentliche Verkündigung weitergegeben wird. Das zeigt sich an einer Reihe von Aussagen, die weder sprachlich noch sachlich biblisch möglich sind:

„... es lebt die ganze Welt aus Gottes Gnade“ (Präambel): wenn Paulus „Gnade“ schreibt, meint er die uns bzw. ihm zugewandte, zugesprochene, uns bzw. ihm offenbare und im Glauben empfangene Güte Gottes in Jesus Christus. So finden sich Aussagen über menschliche Existenz unter der Gnade bei Paulus entweder in Gestalt von eigenen bzw. Wir-Bekennnissen oder von Anreden an die Gemeinden, die darauf hingewiesen werden, daß sie unter der Gnade leben. Auch im Epheserbrief ist das nicht anders, wie 2, 5 f. zeigt, wo Gnade und Lebendigmachung als Erinnerung an das, was Gott an den Glaubenden getan hat, zusammen stehen. So könnte nur bekannt werden: wir, die Glaubenden, leben nicht aus uns und unserem Tun, sondern aus Gottes Gnade (vgl. 1. Kor. 3, 10; 15, 10; Röm. 3, 24 u. a. m.). Aus einer Selbstaussage der Glaubenden, bei der sie von sich wegsehen und Gott in seiner wunderbaren Herablassung, ohne ihr Verdienst und Würdigkeit, preisen, ist eine Qualifizierung der „Welt“ geworden. Das wiederholt sich: „... durch seinen Tod und seine Auferstehung hat er sie mit sich versöhnt und zu seinem Reich berufen“ (Präambel): *Kalein* ist „im Neuen Testament ein terminus technicus für den Heilsvorgang“, so daß „die Christen als die *Keklemenoi* ohne besonderen Zusatz angesprochen werden“ können (ThWNT, III, S. 490 – Karl Ludwig Schmidt). Im Unterschied zur Präambel der Sätze beschreibt Paulus 2. Kor. 5, 18-20 den Ruf an die Welt als Auftrag an die Gemeinde, seine Botin, dessen Grund Gottes Versöhnungshandeln mit der Welt ist. Er vermeidet es also, Aussagen über ein Berufensein von Gemeinde und Welt zu parallelisieren. Wieder werden Selbstaussagen der Gemeinde bzw. Erinnerung an das, was Gott an ihr getan hat, in ein Urteil über den Kosmos verwandelt. Ähnlich:

„Denn er hat sich in Jesus Christus selbst verleugnet und die Welt geliebt. Die Kirche, die in der Nachfolge Jesu sich verleugnet und die Welt liebt, ist durch ihre Selbstverleugnung von der Welt unterschieden und durch ihre Liebe mit ihr verbunden ...“ (Satz I): Warum haben die Verfasser dieses Satzes sich weder durch 2. Tim. 2, 13 – die einzige Stelle, an der Sichverleugnen von Christus ausgesagt wird: „... Er kann sich selbst nicht verleugnen“ – noch durch 1. Joh. 2, 15 – „Habt nicht lieb die Welt“ – stören lassen? Sichverleugnen heißt nämlich „sich in seinem Wesen aufgeben“, so wie es Mark. 8, 34 in dem Nachfolgewort bedeutet: „Ich soll mich nicht zu mir, zu meinem Wesen bekennen und mich an mir festhalten, sondern mich in radikalem Verzicht auf mich selbst (nicht nur auf meine Sünden!) preisgeben“ (ThWNT, I, S. 471 – Heinrich Schlier). Von da aus enthält der erste Halbsatz eine *Kenosis*lehre, deren Unmöglichkeit bei Karl Barth (Die Kirchliche Dogmatik, IV, 1, S. 196–199) nachzulesen ist: aus dem

Gott, der (Joh. 3, 16) seinen einzigen Sohn gibt, damit alle, die an ihn glauben, nicht verlorengehen, sondern das ewige Leben haben, wird der sich selbst preisgebende Gott um der Liebe zur Welt willen. Damit ist dieser „Gott“ zum Vorbild für die Kirche geworden, die sich selbst zu verleugnen und die Welt zu lieben hat. Die Kirche hat sich aber nach dem Neuen Testament gerade *nicht* zu verleugnen und *nicht* die Welt zu lieben! Der alte, adamitische Mensch hat sich nicht zu seinem Wesen zu bekennen und an ihm festzuhalten. Die Versammlung Gottes aber soll und kann zu sich, zur Versammlung des Herrn, nicht nein sagen und nicht „radikal auf sich verzichten“. Vielmehr wird sie, die zum Leiden, ja zum Sterben durch Menschenhand bereit sein muß und die ihre eigene Armseligkeit, ja Sündhaftigkeit sich nicht verhüllen kann und darf, im Neuen Testament laufend aufgefordert, standhaft zu sein, nicht zu wanken, zu widerstehen, sich aufzuerbauen, zusammenzubleiben usw. Was mit dem Ausdruck von der Selbstverleugnung der Kirche anvisiert sein könnte (aber eben nicht formuliert ist), wäre etwas ganz anderes: zur Ethik der Christen gehört grundlegend die Niedrigkeit vor Gott und Menschen, weil der Herr sich um unsertwillen erniedrigt hat (Phil. 2, 5 ff.). Sollte es – Karl Barth erinnert in seinem Gutachten an Richard Rothe redivivus – um ein Aufgehen der Kirche in die „Welt“ gehen? Wir lesen nämlich weiter:

„Wenn sie (sc. die Kirche) den Auftrag ihres Herrn erfüllt, wird sie in seinem Dienst, als sein Leib gebrochen, das Leiden, die Schande und den Tod ihres Hauptes bezeugen dürfen“ (Satz II). „So befreit Jesus Christus seine Kirche dazu ... sich bekennd, liebend und dienend der Welt zuzuwenden“ (Präambel). „Sie (sc. die Kirche) wird ihr Heil nur darin finden, daß sie das Heil der Welt sucht“ (Satz I).

Diesen drei Zitaten ist gemeinsam, daß sie biblische Grundaussagen über das Verhältnis und das Verhalten der Christenheit zu denen draußen (s. 1. Kor. 5, 12; Kol. 4, 5 und 1. Thess. 4, 12) in einer bezeichnenden Überspitzung und Einseitigkeit verändern: die Kirche wird je und dann erfahren, daß sie dem Leiden um Jesu willen und mit Christus nicht ausweichen kann und darf, aber sie wird nicht – gleichsam ein *Christus prolongatus crucifixus* – „als sein Leib gebrochen“. Dieser lapsus linguae ist aber typisch: die Kirche, die geradezu an das „Für-die-Welt-Dasein“ fixiert ist und ihre Existenz eigentlich ausschließlich in diesem „Für“ hat, übernimmt die Funktion des Herrn und übernimmt sich damit hoffnungslos. Weiter: die Befreiung, die an uns durch Jesus Christus geschehen ist, macht uns frei zum Lieben und zum Dienst Jesu untereinander und an allen, denen wir zu Nächsten gesetzt sind, aber die Kirche hat nie und nimmer dem „Kosmos“ zu dienen. Wieder wird von unserem Dienen so geredet, wie es nur vom Herrn ausgesagt wird: Matth. 20, 28 – aber auch da steht nicht „Welt“, sondern „viele“. Wer der Welt dient, verfällt der Welt, die im argen liegt und die einen Fürsten hat. Wer die Welt liebt, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. – Schließlich: von *Ihm* gilt, daß er das Lamm ist, das der Welt Sünde trägt, daß *Er* das Licht und der Retter der Welt ist. Er wäre nicht er selbst, wenn er nicht dieses wäre! Die Christenheit aber bekennt, daß sie das Heil in *Ihm* gefunden hat, der zuvor uns gesucht und gefunden hat, und in *Ihm* allein finden wird bei seiner Ankunft. Sie bekennen ihren Heiland als den Heiland der Welt und nicht als ihren Privatheiland. Sie sucht *Ihn* und *sein* Heil, das im Evangelium allen gilt. Sie findet ihre Errettung, die *Soteria*, durch *seine* Enthüllung. Darum heißt es: „Suchet, so werdet ihr finden.“ Wieder aber übernimmt die Kirche eine Christusrolle: kann man von *Ihm* sagen, daß er so der Heiland ist, daß *Er* das Heil der Welt sucht, so wäre von uns zu sagen: wir suchen und finden unser Heil nur in *Ihm*, der der Retter der vielen ist und uns als Boten seines Heiles in die Welt sendet. Wehe uns, wenn wir *Ihm* ungehorsam werden! Aber auch in dem hingebendsten Suchen der Christenheit nach dem Heil der vielen „findet“ sie ihr Heil nicht!

IV.

Wir kehren zu unserer Frage zurück: Was ist in den Sieben Sätzen mit „Welt“ gemeint?

Daß es – trotz des Anscheins – nicht der Kosmos des Johannes und Paulus sein kann, ist klar. Aber warum haben die Sieben Sätze dann nicht einfach „Nächste“, „Menschen“, „andere“, „die draußen“, „viele“, „alle“ u. ä. gesagt? Man könnte sich vorstellen, daß Glieder des Weißenseer Arbeitskreises antworten würden: „In der Tat, das und nichts mehr haben wir mit Welt gemeint. Ändern wir ruhig die Terminologie.“ Aber das dürfte nicht zureichend sein: die Sieben Sätze sind, wenn sie „Welt“ sagen, Apologeten. Ein Ansatz findet sich bei Bonhoeffer in „Widerstand und Ergebung“, wenn er den Angriffen der Frommen gegenüber die „Mündige Welt“ in Schutz nimmt (a.a.O., Briefe vom Juni/Juli 1944). Aber das ist doch nur ein Ansatz. In der schon erwähnten Arbeit von H. Müller wird dieser Ansatz in Aufnahme wie in kritischer Fortführung ausgebaut (die Frage der zutreffenden Interpretation Bonhoeffers ist eine Frage für sich):

„Die ‚mündige Welt‘ wird Wirklichkeit, und ihr Entstehen bewegt die ganze menschliche Gesellschaft. Man mag darüber klagen, daß hier mit einer tradierten Ordnung der menschlichen Gesellschaft uralte menschliche Vorstellungen und Anschauungen vergehen, und man mag zunächst erschrecken vor dem Ausmaß der menschlichen Autonomie, das damit erreicht ist, daß die Völker beginnen, ihre Geschichte selbst in die Hand zu nehmen. Man soll aber nicht übersehen, daß die Mündigkeit der Welt nur bei jenen begründete Furcht und begründeten Schrecken auslöst, die bisher als Vormünder der unmündigen Welt von deren Unmündigkeit gelebt haben. Man sollte mit Bonhoeffer sehen, daß der mündigen Welt die immanente Zukunft gehört und daß diese Zukunft eine helle und klare Zukunft ist, daß der Wille zu dieser Zukunft die Gesundheit des Lebens ist, die der Kranke nicht anstecken soll. Es ist das Zeugnis Bonhoeffers, daß die Christenheit, die Kirche, im Evangelium die Freiheit hat, diese mündige Welt nicht ‚madig‘ zu machen, vor dieser mündigen Welt nicht in ein Jenseits zu flüchten, gegen diese mündige Welt nicht die Psychotherapeuten und Existenzphilosophen zu Hilfe zu rufen, gegen diese mündige Welt nicht die letzten Reserven eines obskuren Irrationalismus aufzubieten, gegen diese Welt nicht mit einer offenen oder getarnten christlichen Apologetik zu Felde zu ziehen – sondern diese Welt als die Welt, in der und für die Gott in Jesus Christus gelitten hat, zu bejahen“ („Von der Kirche zur Welt“, S. 423 f.; vgl. auch S. 532).

Es geht in den besprochenen Partien der Sieben Sätze um die *Bejahung dieser* so verstandenen mündigen Welt, die auch „Bereich der sozialistischen Gesellschaft“ (Vorrede), „sozialistische Gesellschaftsordnung (Satz V) oder schlicht „politische Gemeinde“ (Satz VI) genannt wird. *Dieser* „Welt“ hat sich die bürgerlich-antikommunistische „Kirche“ entzogen und entzieht sich ihr bis auf den heutigen Tag: richtend und egoistisch (Präambel), voller Ansprüche und Selbstsucht (Satz I), voller Haß und Polemik (Satz III), anklagend oder verteidigend unter Aufrichtung einer christlichen Front, ängstlich, gehässig und antikommunistisch (Satz V), verachtungsvoll und argwöhnisch (Satz VI), das geltende Recht für eigensüchtige kirchliche Interessen mißbrauchend (Satz VII, 2), in der Irrlehre durch christlich-kirchliche Legitimierung der Massenvernichtungsmittel gefangen (Satz VII, 3), um schließlich – und sei es in Wunschträumen – über diese „Welt“ zu triumphieren (Schluß). Im Gegensatz zu dieser, weithin tatsächlich üblichen Perhorreszierung muß man die Weltaussagen der Sieben Artikel verstehen: sie nehmen die in Vergangenheit und Gegenwart in der Kirche so arg diskreditierte „Welt“ in Schutz und rufen zu einem Umdenken an diesem Punkt. Wer wollte bestreiten, daß die sich um Gottes Wort versammelnde Christenheit nicht ein gut Stück Umdenken an diesem Punkt bitter nötig hätte?

Aber die Sieben Sätze gehen noch viel weiter: *dieser* Welt, nicht der bürgerlich-kapitalistischen, schon gar nicht natürlich der einstigen nationalsozialistischen oder christlich-abendländischen „Welt“ hat die Liebe und der Dienst der Kirche zu gelten, denn *diese* (und keine andere!) ist die von Gott qualifizierte „Welt“, für die und nicht über die Christus gesiegt hat (Schluß). Nicht zufällig fehlt in den Sieben Sätzen das in

den Zehn Artikeln sich fünfmal findende, die Christenheit von der Welt distanzierende, johanneische „in der Welt“. Dafür steht in den Sieben Sätzen das in den Artikeln fehlende fünfmalige „für die Welt“, das so etwas wie ein theologisches Modewort geworden ist. Wohl kennen auch die Sieben Sätze eine gewisse Distanzierung von dieser „Welt“ – sie wollen nicht aus dem Geist der Anpassung heraus geschrieben sein (Vorrede); die Welt kennt keine Selbstverleugnung wie die Kirche (Satz I), sie wird sogar einmal „gottlos“ genannt (wenn auch nicht sicher ist, ob hier [Satz I] nicht im Stil der pharisäischen Kirche geredet werden soll); es wird auch mit der Möglichkeit äußerer Bedrohung, Leiden, Bestechung oder Erpressung der Kirche gerechnet (Satz III); die Kirche hat frei von Opportunismus zu handeln (Satz V) und ist „frei gegenüber ... allen menschlichen und also auch sozialistischen Geboten der Moral“ (Satz V). Wir werden den Staat weder lieben noch fürchten (Satz VII, 1) und das geltende Recht weder für politische Interessen mißbrauchen noch verabsolutieren (VII, 2); Gottes Frieden ist vom irdischen Frieden zu unterscheiden (VII, 3).

Aber diese Distanz wird mehr behauptet als konkretisiert, wie das in den Zehn Artikeln geschieht. Konkretisiert wird dagegen in den Sieben Sätzen die Liebe und der Dienst der Kirche *dieser Welt* gegenüber auf Schritt und Tritt, bis hin in die Nähe einer politisch-propagandistischen Sprache:

„Dagegen tragen wir, ihre (sc. der Kirche) Glieder, im freien Gehorsam des Glaubens konkrete gesellschaftliche Verantwortung, die wir im Denken, Arbeiten und politischen Handeln wahrzunehmen haben. Darum stehen wir vor der Aufgabe, für menschliches Leben, Recht und Frieden Partei zu ergreifen, ohne eine christliche Front aufzurichten“ (Satz V).

„Weltall, Erde und Mensch sind das legitime Objekt unserer Arbeit und Erkenntnis ... Der Glaube ... erlaubt uns, die gesamte Wirklichkeit sachgerecht zu erforschen, sie zum Wohle der Menschen zu bearbeiten, zu verändern und zu benutzen ... Im Glaubensgehorsam werden wir ... vorbildlich und zuverlässig auch durch unsere Forschung und Arbeit der politischen Gemeinde dienen ...“ (Satz VI). „Diese gnädige Anordnung (sc. den Staat) Gottes ehren wir, indem wir ... allen, die Recht und Frieden gefährden, entschlossen entgegenreten“ (VII, 1).

„Wir widerstehen dem *Ungeist der Revanche* ...“ (Satz VII, 3). (Der entsprechende Satz in den Zehn Artikeln hieß: „Wir verschließen uns dem Haß und Vergeltungsdrang, weil sie dem Versöhnungshandeln Gottes widersprechen.“)

Diesen die Liebe zu und den Dienst der Kirche an dieser „Welt“ ausdrückenden Hinzufügungen entsprechen die Weglassungen fast aller Sätze aus den Zehn Artikeln, die die der Kirche alle Zeit und gegenüber aller Welt gebotene Distanzierung konkretisieren. Zwei Beispiele für viele! Weggefallen sind:

„Wir handeln im Ungehorsam ..., wenn wir nicht für unsere entrechteten und in ihrem Menschsein bedrohten Nächsten eintreten und mit ihnen leiden“ (Art. IV).

„Die Kirche setzt sich für den gesetzlichen Schutz der Wehrdienstverweigerer aus Glaubens- und Gewissensgründen ein, wie sie auch für ihre Glieder, die Soldaten werden, den Auftrag zur Seelsorge behält. Wer wegen seines Dienstes für die Versöhnung leiden muß, darf der Treue Gottes gewiß sein und soll die Hilfe und fürbittende Liebe der Gemeinde erfahren“ (Art. V).

V.

Die Sieben Sätze enthalten vieles Beherzigenswerte, was in die Weiterarbeit an den Zehn Artikeln eingehen sollte: nicht umsonst haben die Verfasser die Artikel nach Lektüre der hervorragenden Würdigung und Kritik Karl Barths abgeändert. Die Sieben Sätze machen aber nachdenklich: es ist für uns doch schwer, zwischen Szylla und Charybdis den schmalen Weg zu erkennen und anzuzeigen, der zwischen allerlei breiten Straßen recht verborgen liegt – im Osten, aber wohl noch mehr für die Christen im Westen!

Gerade sie haben keinen Grund, auf die „Kirche-Welt-Theologie“ den ersten Stein zu werfen.

Freilich: das selbstgewachsene Stück der Sieben Sätze, eben diese „Kirche-Welt-Theologie“, widerspricht gerade der legitimen Intention, die wir unter II herausstellten: aus der wirklichen Christenheit, die als *ecclesia militans* und da und dort *pressa* mit viel Schuld und Versagen, in Scham und Reue ihrem Herrn dient und Ihn liebt, der die Welt überwunden hat und der Welt Sünde trägt, wird eine gemalte Christenheit, die so „aufgebläht“ (in dem sehr amoralischen Sinn von 1. Kor. 5, 2 und 8, 1) ist, daß sie allzu kühn die „Welt“ liebt und ihr dient. Aus den lebendigen Menschen draußen aber, die Gottes Gnade zur Umkehr ruft, wird eine gemalte und konstruierte „mündige Welt“, die doch wie der ganze Kosmos im argen liegt und deren Fürst der Teufel ist, wie Johannes mit dem ganzen Neuen Testament warnend verkündigt. Noch einmal sei es betont: das relative Recht zur Apologie *dieser* Welt sei unbestritten – die Warnung Heinrich Vogels vor dem „Dibelianismus“ ist nach wie vor aktuell –, aber hier wird aus der Freiheit der Christen, in jeder Gesellschaftsordnung und gewiß auch in der unseren, Gott zu ehren, Ihn zu lieben, Ihm zu dienen und darum liebend und dienend unter den vielen und für Menschen dazusein, streckenweise ein Konformismus, der wohl nicht weniger ungeistlich ist als sein ebenfalls konformistischer Gegenspieler.

Die Heilige Schrift kennt nur an einer Stelle den Ausdruck „Für die Welt“. Jesus betet (Joh. 17, 6 und 9): „Ich habe deinen Namen geoffenbart den Menschen, die du mir von der Welt gegeben hast. Sie waren dein, und du hast sie mir gegeben, und sie haben dein Wort behalten. Ich bitte für sie und bitte nicht für die Welt, sondern für die, die du mir gegeben hast; denn sie sind dein.“

Von Martin Kähler stammt die Warnung, es sei nicht gut, die Sprache des Heiligen Geistes zu verachten.

Diese kritische Anfrage Johannes Hamels an die Sieben Sätze von Weißensee erfuhren eine Antwort von Generalsuperintendent Albrecht Schönherr, Mitglied des Leiterkreises des Weißenseer Arbeitskreises. Da auch dieser Aufsatz wie die vorstehenden von Günter Jacob und Johannes Hamel von hohem dokumentarischem Wert ist und das Bild über die theologische Besinnung in der DDR erst voll abrundet, sei auch er hier im vollen Wortlaut wiedergegeben:

KIRCHE IN DER WELT – KIRCHE FÜR DIE WELT

Antwort an Johannes Hamel

Von Albrecht Schönherr

(„Kirche in der Zeit“, Heft 10 vom Oktober 1964)

Der Weißenseer Arbeitskreis hatte in der Vorrede zu den sieben „Theologischen Sätzen“¹, die leider in dieser Zeitschrift nicht mit abgedruckt war, das Gespräch angeboten. Da die Vorrede zum Verständnis der „Sätze“ von Bedeutung ist, sei sie an dieser Stelle wiedergegeben:

„Seit einigen Jahren sind in den Kirchen der DDR eine Reihe von Versuchen im Gange, das Zeugnis, das der Kirche Jesu Christi im Bereich der sozialistischen Gesellschaft aufgetragen ist, zu finden und der Gemeinde den Weg in dieser so geprägten Welt zu weisen. Sosehr die Tatsache solcher Versuche auch zu begrüßen ist – ihr Ergebnis kann

1. Vgl. „Kirche in der Zeit“, 1964, Heft 5, S. 213 ff. Verweise ohne nähere Bezeichnung beziehen sich auf diesen Artikel. Text der Sätze selbst in KidZ., Heft 4, S. 181 ff.

nicht befriedigen. Wir hören aus manchen von ihnen mehr den Geist der Abwehr oder der Anpassung, nicht so sehr den Geist des frei machenden Evangeliums heraus.

Darum haben wir diese theologischen Sätze entworfen, die den Versuch machen, in den von den früheren Stellungnahmen und Wegweisungen angesprochenen Problemkreisen die Botschaft von dem erniedrigten und erhöhten Herrn deutlicher zur Sprache zu bringen. Wir bitten, unsere theologischen Sätze an der Schrift zu prüfen. Wir sind uns bewußt, daß in diesen wenigen Sätzen nur Richtungen angedeutet werden konnten. Wir hoffen, daß sie die anstehenden Sachfragen von der Mitte, dem Kreuz Christi her, so klären helfen, daß die Kirche eines Tages zu einer befreienden Wegweisung für die suchenden, fragenden und zweifelnden Christen kommen kann.“

Es geht um die Frage, wie der Christ in einer vom Marxismus-Leninismus bestimmten Welt glauben und leben kann. Dazu haben die Kirchenleitungen der DDR in den „Zehn Artikeln“ eine Wegweisung versucht. Die Weisseiser „Sätze“ nehmen in Antithese zu einer bestimmten dort vertretenen Haltung das Gespräch auf. Hamel führt es durch seine Kritik der „Sätze“ weiter. Die folgenden Ausführungen wollen in der Weise in die Diskussion eintreten, daß sie zu dem von Hamel als besonders wichtig bezeichneten Kontroverspunkt Stellung nehmen. Auf andere Fragen können in der Kürze eines solchen Beitrages nur Streiflichter fallen.

I.

Hamel sieht den charakteristischen Gegensatz zwischen den Dokumenten in den Parolen „Kirche in der Welt“ – „Kirche für die Welt“. „Nicht zufällig fehlt in den Sieben Sätzen das in den Zehn Artikeln sich fünfmal findende, die Christenheit von der Welt distanzierende, johanneische ‚in der Welt‘. Dafür steht in den Sieben Sätzen das in den Artikeln fehlende fünfmalige ‚für die Welt‘, das so etwas wie ein theologisches Modewort geworden ist².“

Was Hamel hier „Modewort“ nennt, scheint mir eine der wesentlichen Erkenntnisse der Theologie der Nachkriegszeit zu bezeichnen. Wir verdanken den Anstoß Dietrich Bonhoeffer, die systematische Ausarbeitung Karl Barth, der in der KD IV ein ganzes Kapitel³ „Die Gemeinde für die Welt“ überschreibt. In Neu-Delhi wurden diese Gedanken auf höchster ökumenischer Ebene aufgenommen. Ob Hamel den Zehn Artikeln einen guten Dienst getan hat, als er das „in der Welt“, das ja durchaus auch als ein „miten in der Welt“ (R. Voillaume) verstanden werden kann, im Gegensatz zu „Kirche für die Welt“ interpretiert hat, sei dahingestellt. Durch diese Gegenüberstellung bekommt das „in der Welt“ eine fatal einseitige Betonung. Hinter die Erkenntnis Bonhoeffers, daß Kirche Jesu Christi nicht Selbstzweck sein kann, daß nicht die Kirche, sondern das Reich Gottes das Ziel des Heilshandelns Gottes ist, können wir nicht mehr zurück. Wir sollten an dieser Stelle sehr klar reden – um so mehr, als es genug Beispiele dafür gibt, daß man den Ertrag des Kirchenkampfes in der Überhöhung der Institution „Kirche“, in der Restauration, gesehen hat und so unter Berufung auf die Erfahrungen der Bekennden Kirche um die fällige Reformation wieder einmal herumgekommen ist.

Natürlich kann kein Einsichtiger das Stichwort „Kirche für die Welt“ im Sinne einer abgewandelten Form der alten DC-Parole verstehen: Die Gesellschaft ist unsere Aufgabe, Christus ist unsere Kraft. Mag sein, daß man hier und da in der Ökumene, überdrüssig einer nur um sich selbst kreisenden Frömmigkeit und Kirchlichkeit, das Kind mit dem Bade ausschüttet und überhaupt nicht mehr von Kirche reden mag. Eine besonnene Theologie wird „Kirche für die Welt“ so verstehen: Kirche wird nur „für die Welt“ sein können, wenn sie selbst Kirche ist und bleibt. Wo aber Gott Menschen in

2. A. a. O. 217, linke Sp.

3. KD IV., 3, 872 ff.

seine Bewegung zur Welt hineingerissen hat, da erst ist wirkliche Kirche. „Indem die Gemeinde Jesu Christi zuerst und vor allem für Gott da ist, bleibt ihr gar nichts anderes übrig, als in ihrer Weise und an ihrem Ort ihrerseits für die Welt dazusein... Die Gemeinde Jesu Christi ist die menschliche Kreatur, deren Dasein als ihr Dasein für Gott den Sinn und Zweck hat, um Gottes willen, im Dienst und in der Nachfolge seines Daseins für die Welt, für die Menschen zu sein⁴.“ Genauso und so allein muß „Kirche für die Welt“ verstanden werden. Mit anderen Worten: Das „Für“ in „Für die Welt“ ist in doppeltem Sinne zu verstehen: „Für“ = „der Welt zugewandt“, und „Für“ = „anstelle der Welt“. Die Kirche ist zugleich Dienstschar ihres Herrn und Frucht solchen Dienstes. Sie erweist sich gerade darin als legitime „Frucht“, daß sie sich in den Dienst für die anderen stellen läßt.

Hamel vermutet, daß die Sieben Sätze mit ihrer Betonung des „Für die Welt“ den besonderen Dienst verraten, den nur die Kirche tun kann, und damit das Erlösungswerk Christi nivellieren. Er verweist auf den johanneischen und paulinischen Sprachgebrauch und notiert, daß die Wendung „Für die Welt“ nur in dem Zusammenhang des Satzes „Ich bitte nicht für die Welt“⁵ im Neuen Testament steht. Immerhin dürfte das „Für die Welt“ der Sache nach unübertrefflich und zentral in der Bergpredigt ausgedrückt sein: „Ihr seid das Salz der Erde. Ihr seid das Licht der Welt“⁶. Es ist offenbar nicht im Sinne des Neuen Testamentes, das „Für die Welt“ exklusiv nur vom Heilswerk Christi gelten zu lassen, während das Tun der Gemeinde mit einem bescheideneren „in der Welt“ beschrieben wäre. Zu eng verbindet Jesus seine Sendung mit der seiner Jünger⁷. Gerade Matth. 20, 28 verknüpft die Art des Dienstes, den die Jünger tun sollen, mit dem Dienste Jesu, der sein Leben als „Lösegeld für viele“ gegeben hat⁸.

II.

Dazu kommt die Frage, ob zur Diskussion des Begriffes „Welt“ der bei Johannes und Paulus vorwiegende Sprachgebrauch allein heranzuziehen ist. Dort geht es um „Welt“ im Unterschied zu ihrem Schöpfer⁹ und, nach der Begegnung mit dem Logos, im Gegensatz zum Glaubensgehorsam¹⁰, der die Gemeinde prägt. Zuerst ist an den schlichten Tatbestand zu erinnern, daß die „Welt“ ohne besondere theologische Qualifikation oft einfach das Feld unserer Betätigung bedeutet¹¹. Paulus leitet Röm. 12 seine Ermahnungen mit „Stellet euch nicht dieser Welt gleich“ (V. 2) ein, dann aber gibt er eine Fülle von Anweisungen, die, weniger skrupulös als die Zehn Artikel¹², von außerbiblischer Weisheit durchaus Gebrauch machen¹³. Das Recht dazu, auch außerkirchliches Handeln für prüfbar zu halten und nicht grundsätzlich zu verwerfen, ist in der Tatsache begründet, daß Christus „die Welt“ versöhnt hat, daß „alles vollbracht“ ist, daß „alle Dinge zusammengefaßt“ sind in Christus¹⁴. Es hat schon manche Verklemmung in

4. Barth, a. a. O. 872.

5. Joh. 17, 9.

6. Matth. 5, 13 f. Diese Bibelstelle empfiehlt Barth in seinem Gutachten zu den Zehn Artikeln (KidZ. 1963, Heft 10, S. 414 ff.) statt Hebr. 12, 2 als Vorspruch.

7. Vor allem: Joh. 17, 18; 20, 21. Beachte das „gleichwie“ in beiden Versen!

8. Gegen Hamel, a. a. O., 216, links: „viele“ ist im NT, semitischem Sprachgebrauch folgend, meist inklusiv, in der Bedeutung von „alle“ zu verstehen; vgl. ThWNT VI, 543 ff. (J. Jeremias). Vgl. besonders auch Joh. 6, 51, wo das Wort „Kosmos“ statt des synoptischen „viele“ (Mark. 14, 24) steht.

9. Besonders Joh. 3, 16.

10. Vor allem in den Abschiedsreden und 1. Kor. 1, 20 ff.

11. ThWNT III, 889, Seite 17 ff. (H. Sasse).

12. Vgl. Artikel II, Schluß.

13. Vgl. Otto Michel: Der Brief an die Römer, passim.

14. 2. Kor. 5, 19; Joh. 19, 28. 30; Eph. 1, 10. Siehe auch RGG³, VI, Sp. 1602, Z. 32 ff. (G. Gloege).

Theologie und Gemeinde gegeben, wenn sie nur den soteriologischen Aspekt des Begriffes „Welt“ im Auge gehabt haben.

Dazu kommt eine Überlegung im Blick auf den Gebrauch des Kirche-Welt-Schemas in der kirchengeschichtlichen Tradition, die unser Denken bestimmt. Die mittelalterliche Kirche hat bekanntlich die Diastase Kirche – Welt institutionell mißverstanden, indem sie den „geistlichen“ Stand der Kleriker von dem „weltlichen“ Stand der Laien abhob. Der Ernst der biblischen Diastase war verloren. Der Unglauben, Kennzeichen der Welt, die „im argen liegt“ (1. Joh. 5, 15), taucht nur noch als Kriminalvergehen am Rande einer „christlichen Welt“ auf. Luther hat die falsche Unterscheidung von „geistlich“ und „weltlich“ fortgewischt und dem Christen die „Welt“ als Feld seines Gottesdienstes zugewiesen. Für die geistliche Lage eines großen Teils der Christen in der DDR scheint es aber bezeichnend zu sein, daß sie den soteriologisch verstandenen Gegensatz „Gemeinde – Welt“, der im Neuen Testament allerdings im Vordergrund steht, im Sinne des mittelalterlichen Verständnisses ins Institutionelle verkehren. So entsteht folgende Vorstellung: Hier die Kirche, verstanden als Institution, die die Verheißungen der Bibel für die Gemeinde Jesu Christi ohne weiteres für sich in Anspruch nimmt, dort die Welt der Agnostiker, Atheisten und Kirchengegner, für die Gerichtsworte der Bibel gerade passend sind. Die biblische Diastase Kirche – Welt entsteht an dem Ärgernis der freien Gnade (so vor allem Paulus) und der Liebe (so vor allem 1. Joh.), also an der Person Christi und dem Glaubensgehorsam der Gemeinde. Nach zweitausend Jahren Kirchengeschichte ist die Gemeinde selbst so sehr „Welt“ geworden, daß an der Stelle der echten Diastase das falsche Gegenüber, die Selbstbehauptung der Institution „Kirche“ gegenüber der Nichtkirche, geworden ist. Echte Diastase gibt es heute nur noch als Folge eines Glaubensgehorsams, der unmittelbar aus dem Hören des Wortes Gottes geboren wird. Die Kirche aber ist weithin zur Partei der Frommen geworden, die um ihrer selbst willen existiert. An die Stelle des lebendigen Christuszeugnisses in Wort und Tat tritt die Bejahung einer Weltanschauung oder die Parteinahme für die Institution: „Ich bin für die Kirche“ (verstanden als Gegensatz zu „Ich bin Marxist“).

An dieser Stelle liegt die Leidenschaft der Sieben Sätze. An dieser Stelle vermissen sie ein klares Wort der Zehn Artikel. In der geistlichen Situation, in der wir uns in einem marxistisch-sozialistischen Lande befinden, wird das Reden von der Welt schief und steht in Gefahr, Verführung statt Führung zu werden, wenn die Gemeinde Jesu Christi nicht ihre eigene Gottlosigkeit und damit die vielberufene „Solidarität“ mit der Welt, vor allem aber die Hoffnung auf eine Gnade, die uns allen zugedacht ist, laut und deutlich bekennen wollte¹⁵.

III.

Die Sieben Sätze haben sich darum nicht gescheut, an dieser Stelle bis an die Grenze des Vertretbaren starke Akzente zu setzen. Es kann ja bei einer „Wegweisung“ nicht um die Zusammenstellung wohlabgewogener Richtigkeiten gehen. Einer Wegweisung muß die pastorale Verantwortung dafür abzuspueren sein, daß die Angesprochenen die Gnade wirklich als freie Gnade und nicht als Verführung zur Selbstrechtfertigung hören können. Darum die gewagten Formulierungen. Darum der von Hamel beanstandete,

15. Vgl. die schönen Sätze b. K. Barth, KD IV, 3, 884 ff.; siehe auch KD I, 2, 466. Hier besonders: „Ich könnte nicht an die Kirche glauben, wenn mir in ihr und durch sie nicht auch der Mensch als solcher hoffnungsvoll werden würde.“ – Dort auch zu Hamels Kritik an der Passage des Proömiums „zu seinem Reich berufen“: „Mit der Existenz der Kirche ist ... eine Berufung auch an die sie umgebende nicht zu ihr gehörige Menschheit ausgesprochen, ist dem Menschen als solchem ein character indelebilis mitgeteilt, in welchem er, auch wenn er nicht einmal um die Kirche wüßte, auch wenn sie ihm gleichgültig, auch wenn er ihr Feind sein sollte, als Draußenstehender und nun doch ihr Gegenüberstehender, an ihrer Existenz in seiner Weise Anteil hat“ (ebd.).

häufige Gebrauch des Wortes „Welt“, darum die allerdings ungewöhnliche, aber nach 2. Kor. 5, 19 und nicht zum wenigsten auch nach 2. Petr. 3, 8 ff. legitimierte Aussage „Darum lebt die ganze Welt aus Gottes Gnade“ (Vorspruch). Daß damit keine Heiligsprechung der marxistischen Welt als solcher gemeint sein kann, wie Hamel unverständlicherweise zu unterstellen scheint¹⁶, schämt man sich fast auszusprechen. Welt unter der Gnade heißt doch zuerst „hoffnungsgezeichnete Welt“, die unter der Herrschaft des Gekreuzigten steht. Welt, in die der Herr seine Jünger senden kann, ohne sie damit in die Fremde zu stoßen¹⁷. Weil der Christ in der DDR in der Versuchung steht, die ihn umgebende Welt grundsätzlich abzuschreiben, zu verteufeln, ihre Erfolge mit unqualifizierter Furcht, ihre Mißerfolge mit Schadenfreude zu quittieren, muß vor allem anderen die Wirklichkeit auch dieser Welt als eine durch die Versöhnung am Kreuz und durch die Berufung zum Reich Gottes qualifizierte Wirklichkeit statuiert werden.

Ein Blick auf Satz I, aber auch auf Satz III, sollte das Bedenken zerstreuen, als sei es die Aufgabe der Kirche, die Welt in ihrer Selbstgerechtigkeit zu bestätigen. Die Sieben Sätze richten sich nicht an eine Welt, die sich selbst als so christlich versteht, daß sie des Dienstes der Kirche eigentlich nicht mehr bedürfte, sondern an eine Kirche, die in Gefahr ist, die sie umgebende Welt und damit auch ihren eigenen Dienst als hoffnungslosen Fall anzusehen.

Darum auch das Wort von der „Selbstverleugnung“. Hätte Hamel Heinrich Schlier noch einen Satz weiterzitiert, wäre alles klar¹⁸: „Ich soll nicht mehr von mir aus mein Leben sicherstellen, sondern im Gegenteil, in Entschlossenheit den eigenen Tod ergreifend, von Christus mich sicherstellen lassen in der Nachfolge.“ Genau dies ist gemeint. Die Anwendung des Begriffes der „Selbstverleugnung“ auf Christus ist zwar nicht unmittelbar biblische Ausdrucksweise, aber in dem bei Schlier bezeichneten Sinne durchaus in der Nähe von Phil. 2, 7. Der Kontext, in dem von „selbstloser Liebe“ die Rede ist, hätte unschwer verstehen lassen, was gemeint ist. Und da Barth als Kronzeuge gegen eine abwegige Kenosislehre aufgerufen ist, sei wieder auf KD IV verwiesen¹⁹. Es handelt sich nicht um irgendeine unqualifizierte Selbstaufgabe Christi, sondern um jenen „fröhlichen Wechsel“, von dem Luther schreibt: *Oportet peccatum nostrum fieri Christi proprium peccatum, aut in aeternum peribimus*²⁰.

Darum endlich auch die Kennzeichnung der Kirche: „als sein Leib gebrochen“. Es müßte aus dem Zusammenhang dieses Bildes in Satz II von Weisensee wohl deutlich genug sein, daß es sich hier weder um eine Sakramentalisierung der Kirche handeln kann, weil hier ein Wort aus dem Abendmahlsgeschehen angezogen ist – so etwas liegt wahrhaftig nicht im Blickfeld von Weisensee –, noch daß die Kirche sich damit selbst zur *corredemtrix* ernennt. Sie „übernimmt“ nicht „die Funktion ihres Herrn“²¹, sondern sie „bezeugt“, im „Auftrag ihres Herrn“, „das Leiden, die Schande und den Tod ihres Hauptes“²². Nicht eines „lapsus linguae“ machen sich die „Sätze“ schuldig, von dem man auf eine im Hintergrund stehende unmögliche Erlösungslehre schließen kann.

Der Ausdruck „als sein Leib gebrochen“ versucht von vornherein deutlich zu machen, daß mit einer Christologia crucis eine Ecclesiologia crucis mitgegeben ist. Die Kirche bleibt die dienende Gemeinde ihres dienenden Herrn, so gewiß der Auferstandene mit dem Gekreuzigten identisch ist. So wird sie, ohne Kirchenkampfstimmung zu provozieren, als Nachfolgerin auch am Leiden ihres Herrn mittragen, und ihr Leiden wird von

16. A.a.O., S. 217, li.

17. Matth. 28, 18 ff.

18. ThWNT I 471.

19. KD IV, 1, 261.

20. WA 40, 1, 435, 17 zitiert nach Barth, a.a.O. Dort auch Luthers haarsträubend drastischer Kommentar dazu.

21. Hamel, a.a.O. 216, li.

22. Sätze II.

dem Herrn als das seine erkannt. Der Erhöhte ruft Saulus vor Damaskus zu: „Saul, was verfolgst du mich²³?“

IV.

Es ist hier nicht der Platz für eine ausführliche kritische Würdigung der Zehn Artikel. Aber die Frage sei doch klar gestellt, ob ihr Bemühen, den Weg der Gemeinde zwischen der Szylla der Reaktionären und der Antikommunisten und der Charybdis der Prokommunisten zu markieren, der seelsorgerlich gebotene ist. Die Markierungen nach „rechts“ treffen weitgehend zu. Insofern sind die Zehn Artikel gegenüber allerlei gängigen Ressentiments tatsächlich ein Fortschritt. Nach „links“ schießen sie aber meist dorthin, wo die Gemeinde gar nicht wirklich angefochten ist. Wer behauptet, außer verschwindend kleinen Gruppen, die in der Kirche keinen Einfluß haben, zum Beispiel „Geschichtliche Gegebenheiten als unmittelbare Kundgebungen des Willens Gottes“ (II), wer behauptet, wohlgemerkt im Osten, daß „bestimmte Gesellschaftsordnungen aus sich heraus den Glaubensgehorsam ermöglichen, ja, das in sich verwirklichen, was dem Glaubensgehorsam gemäß ist“ (I)? Wo ist der Gemeinde die „Absolutsetzung der Wissenschaft“ zur Versuchung geworden (III), wo die „Selbstvollendung des Menschen“ (X) oder die „Arbeit als Mittel der Selbsterlösung“ (VI)? Wer verwechselt irdischen Frieden mit dem Frieden Gottes (V)? Wer von uns Christen setzt heute noch das Reich Gottes mit einem menschlichen Reiche gleich oder sieht in der Weltrevolution eine letzte Entscheidung (X)?

Besagen diese Verwerfungen anderes, als daß christlicher Glaube und marxistische Weltanschauung zweierlei sind? Besagen sie weithin anderes, als daß Unglauben eben – Unglauben ist? Das System der „Zehn Artikel“, die mit nach beiden Seiten hin ausgelegten Bojen die Fahrtstraße bezeichnen möchten, leuchtet dem Leser wohl ein, der in Absehung von der besonderen seelsorgerlichen Situation in der DDR in ihnen eine „Anweisung zum christlichen und kirchlichen Dienst, die allenfalls auch zu anderer Zeit und anderswo (wenn nicht immer und überall) Anspruch auf Beachtung und Geltung haben könnte und müßte“²⁴, sucht. Wird diese besondere Situation aber voll ins Auge gefaßt und bemüht man sich um ein wirklich hilfreiches pastorales Wort, bleiben mancherlei Besorgnisse: Wird der Leser aus der DDR bei den (dazu soviel zahlreicheren) Weitschüssen nach „links“ nicht in seiner ängstlichen oder pharisäischen Distanziertheit bestärkt? Ermuntern die Zehn Artikel den Prediger nicht gerade zu Reden aus dem Fenster, in denen er es „denen wieder einmal gibt“? Nicht das ist die Anfechtung, daß von unseren Kanzeln oder innerhalb der Gemeinden der Sozialismus als das wahre, das „positive“ Christentum ausgegeben wird. Die Frage, die sich bewußt christliche Gemeindeglieder stellen, ist, ob man es als Christ verantworten kann, in dieser sozialistischen Gesellschaftsordnung mitzuarbeiten. Wie kann diese Mitarbeit, ohne daß dabei die Grenze zwischen Glauben und Unglauben verwischt wird, realisiert werden? Welche Basis, welche Grenzen hat solche Mitarbeit? Die Zehn Artikel schweigen hier nicht völlig²⁵, aber sie reden zu beiläufig und zu allgemein von diesen Fragen. Wenn aber, wie es Hamel tut, ständig nur die Diastase zwischen Kirche und Welt betont wird, wird gerade das erreicht, was er nicht wollen kann: Daß die Christen in der DDR diese Diastase, wenn sie unter sich sind, kräftig betonen, sich in ihrem praktischen Handeln aber einem Opportunismus hingeben, den sie nicht mehr unter der Kontrolle ihres Glaubensgehorsams haben. An dieser Stelle liegen die Fragen, die in einem künftigen Gespräch verarbeitet werden müssen.

23. Acta 9, 4.

24. K. Barth, KidZ. 1963, 414, li.

25. Zehn Artikel II, Ende des ersten Abschnittes.

V.

Es kann, wie bei jeder seelsorgerlichen Hilfe, nur darum gehen, der Gemeinde zur Freiheit in Christus zu verhelfen. Aus dem Bekenntnis „Christus der Herr“ folge „Alles ist euer“. Die Zehn Artikel lassen eine gewisse Ängstlichkeit erkennen, hier ja nicht zuviel zu sagen. Sollten wir, die wir die letzten Dinge, die Wirklichkeit der Welt in Christus, wissen, nicht den vorletzten gegenüber etwas mehr Toleranz haben? Sollten wir jemandem es verargen, wenn er das als das „Letzte“ ansieht, was seinen Horizont ausmacht? Wäre in den Artikeln III–IV nicht ein wenig mehr Humor am Platze gewesen²⁶? In den Sieben Sätzen wird der Versuch gemacht, etwas von dem „freudigen Gebrüll des Löwen von Juda“²⁷ hören zu lassen. Offenbar ist dieser Ton nicht in aller Ohren als wohlklingend empfunden worden. Mag es an dem Ton, mag es an dem Löwen, mag es vielleicht auch ein wenig an den Ohren liegen – daß das, was wir in Zukunft gemeinsam oder jeder für sich zu tönen haben, von der Freude am Evangelium, von der Freiheit des Glaubens und von der Lust zum Dienst bestimmt sein sollte, sollte unter uns ausgemacht sein.

VI.

Zwei Sätze in Hamels Kritik müssen besonders angemerkt werden. Der eine will die Weißenseer Sätze auf folgendes Weltverständnis festlegen²⁸: „Dieser Welt“ (nämlich der sozialistischen! Der Verfasser), „nicht der bürgerlich kapitalistischen, schon gar nicht natürlich der einstigen nationalsozialistischen oder christlich-abendländischen Welt hat die Liebe und der Dienst der Kirche zu gelten, denn diese (und keine andere!) ist die von Gott qualifizierte ‚Welt‘, für die und nicht über die Christus gesiegt hat.“ Der andere Satz zieht das moralische Fazit: „... Hier wird aus der Freiheit der Christen, in jeder Gesellschaftsordnung, und gewiß auch der unseren, Gott zu ehren, ihn zu lieben, ihm zu dienen und darum liebend und dienend unter den vielen und für Menschen dazwischen, streckenweise ein Konformismus, der wohl nicht weniger ungeistlich ist als sein ebenfalls konformistischer Gegenspieler²⁹.“

Versucht man, den Gedankengang nachzuziehen, auf dem Hamel zu diesen Folgerungen kommt, ergibt sich etwa folgendes Bild: Die Weißenseer haben richtig geredet, als sie sich gegen eine pharisäische Kirche wandten, die die Gnade für sich reserviert, den anderen aber Gottes Zorn zudenkt³⁰. Die „Sätze“ fügen nun aber eine eigenartige „Kirche-Welt-Theologie“ hinzu, in der wesentliche Aussagen des Neuen Testaments derart in den Hintergrund treten, daß auch in den richtigen Sätzen „nur scheinbar newtestamentliche Verkündigung weitergegeben wird“³¹. Worte wie „Gnade“ und „berufen“, die im Neuen Testament den Heilsgang bezeichnen, werden „in ein Urteil über den Kosmos verwandelt“³². Diese Glorifizierung des Kosmos wird auf die Spitze getrieben, als in den „Sätzen“ aus dem Gott, der in souveräner Liebe seinen einzigen Sohn gibt, „der sich selbst preisgebende Gott um der Liebe zur Welt willen“ wird³³. Die sich selbst verleugnende, in der Deutung Hamels: die ihre Berufung aufgebende Kirche legt die Frage nahe: „Soll es ... um ein Aufgehen der Kirche in der Welt gehen“³⁴? Denn: „Wer der Welt dient, verfällt der Welt, die im argen liegt und einen Fürsten hat“³⁵. Diese

26. K. Barth, KidZ. 1963, 416, li. Zum Begriff der letzten und der vorletzten Dinge: D. Bonhoeffer: Ethik¹, 1949, S. 75 ff.

27. K. Barth, a.a.O.

28. A.a.O., S. 217, li.

29. A.a.O., S. 217, re.

30. A.a.O., S. 214, re.

31. A.a.O., S. 215, re.

32. Ebd.

33. A.a.O., S. 216, li.

34. Ebd.

35. Ebd.

Welt ist die „mündige Welt“, von der Dietrich Bonhoeffer in „Widerstand und Ergebung“ schreibt³⁶. Deutlicher: es ist die Welt Hanfried Müllers, eines der Mitverfasser der „Sätze“. Und da in den „Sätzen“ etwas von sozialistischer Gesellschaftsordnung steht und Hanfried Müller die Denkschemata des historischen Materialismus anwendet, so meint Hamel, wie oben zitiert, folgern zu können. Einen Beleg für seine Behauptungen bringt Hamel freilich nicht bei. Sie sind nicht einmal aus dem Zitat aus Hanfried Müller zu stützen. Hamel meint wohl, der Vorwurf des „Konformismus“ sei erhärtet genug, wenn er auf die Benutzung von Worten wie „Weltall, Erde und Mensch“ und „Ungeist der Revanche“ hinweisen kann; wenn er bemängelt, daß die „Sätze“ zwei Passagen aus den Zehn Artikeln auslassen, die die Distanz zur Welt besonders deutlich konkretisieren: Das Wort vom Eintreten für den Entrechteten und das Wort über die Wehrdienstverweigerung. Hamel unterläßt es, darauf hinzuweisen, daß das zum ersten Problem zu Sagende in Satz V von Weißensee positiv gewendet erscheint und daß an Stelle der recht lahmen Worte der „Zehn Artikel“ über die Wehrdienstverweigerer sehr viel stärkere und wegweisendere Ausführungen in den „Sätzen“ (VII, 3) zu lesen sind.

In summa: Was verspricht sich Hamel mit derlei Akzentuierungen für das friedliche Gespräch in der DDR, was für die Lösung der anstehenden pastoralen Fragen? Was verspricht er sich für die Aufgabe, dem unkundigen Leser in Düsseldorf oder gar dem wenig einsichtigen Schreiber in Heidelberg (Lutherische Monatshefte, 1964, Heft 7, S. 312 ff.) den Weg der Christen in der DDR in der notwendigen Differenziertheit verständlich zu machen?

Wie groß die Spannweite einer kirchlichen Orientierung in der DDR ist, zeigt schließlich noch ein Blick auf den „Bund Evangelischer Pfarrer in der DDR“, der schon die Zehn Artikel einer starken Kritik unterzogen hatte, aber auch die Sieben Sätze von Weißensee nicht akzeptieren kann. In einem Aufsatz von Dr. Joachim Berger unter der Überschrift „Zur Politik und Kirchenpolitik der ‚Sieben Artikel‘“ („Evangelisches Pfarrerblatt“, Heft 5/1964) heißt es abschließend:

Vorstehende Ausführungen haben deutlich gemacht, daß eine Stellungnahme des „Bundes Evangelischer Pfarrer“ zu den „Sieben Artikeln“ eine schwierige, wohl zu überlegende Angelegenheit ist und zu keiner eindeutigen, undifferenzierten Einschätzung des Anliegens und Inhaltes der „Sieben Artikel“ führen kann. Es gibt eine ganze Reihe von Gemeinsamkeiten, welche die „Sieben Artikel“ an die Seite der Verlautbarung des Pfarrerbundes (eine im Jahre 1963 ebenfalls veröffentlichte Grundsatzerklärung zur Stellung der Christen in der DDR) stellen und positiv aufgenommen werden können. Es gibt aber ebenfalls eine ganze Reihe theologischer und praktisch-politischer Einwände gegen Grundhaltung und Ausführungen der „Sieben Artikel“, welche geeignet sind, diese trotz allen Gegensatzes und Widerspruches gegen die „Zehn Artikel“ der Kirchenleitungen ihnen zuzuordnen. Denn es muß deutlich gesehen werden, daß „Zehn und Sieben Artikel“ im Grunde auf eine gemeinsame theologische Position zurückgehen, wie sie in der Theologie Karl Barths gegeben ist, die aber von seinen Schülern in der DDR in bestimmter, einseitiger Weise ausgelegt und begrenzt wird. Der entscheidende Unterschied zwischen den „Zehn und den Sieben Artikeln“ besteht darin, daß letztere einmal der in der DDR wirklich gegebenen politisch-kirchenpolitischen Situation gerecht werden wollen, statt sie wie die „Zehn Artikel“ als Angriffsziel und zu beseitigende Fehlentwicklung ins Auge zu fassen, und daß sie zum anderen der in der Barth'schen Theologie, so wie sie von Barths Schülern in der DDR verstanden wird, liegenden Gefahr der Flucht der Kirche ins Getto wenigstens zu widerstehen versuchen, wenn auch, wie eben gezeigt wurde, an vielen Stellen ohne rechten Erfolg.

36. Der Terminus „Mündige Welt“ wird in den Sieben Sätzen nicht gebraucht.

6. VOM LEBEN IN DEN GEMEINDEN

Dieser dokumentarische Bericht über die Kirchen in der DDR im Jahre 1964 wäre unvollständig, wenn nicht noch ein Einblick in Fragen des Gemeindelebens gegeben würde. Dabei muß von vornherein auf die starken Unterschiede von Ort zu Ort hingewiesen werden, die ein einheitliches Urteil über die innere Situation der christlichen Gemeinden in der DDR ausschließen. Darauf macht ebenso klar wie nüchtern der schon mehrfach genannte Bericht von Generalsuperintendent Jacob vor der östlichen Regionalsynode Berlin-Brandenburg im November 1964 aufmerksam:

Die tiefen Wandlungen in der sich verändernden Welt gehen auch in unserem Raum in rasantem Tempo weiter. Die Niederlausitz z. B. wird mit ihren Großkraftwerken in Schwarze Pumpe, Lübbenau und Vetschau und mit der Aufschließung neuer Braunkohlengebiete im Raum Calau aus einer typisch märkischen Landschaft der stillen Dörfer und Kiefernwälder in ein gewaltiges Industriezentrum verwandelt. In Schwedt/Oder, der einst idyllischen märkischen Kleinstadt, entsteht das mächtige Erdölkombinat. Ähnliches vollzieht sich in Premnitz, Rathenow, Ludwigsfelde, Brandenburg/H. und anderswo. Diesen Industrieanlagen sind neue Städte bzw. Stadtteile zugeordnet, die gleichsam über Nacht auf Grund der Planungen entstanden sind. So ist also für die gegenwärtige Situation auch im Gebiet unserer Landeskirche kennzeichnend, daß unmittelbar neben dieser modernen „technischen Werkstättenlandschaft“ noch die uns überkommene bürgerlich bäuerliche Landschaft der Dörfer und Kleinstädte herkömmlichen Stils steht. So steht das alte Spreewalddorf hart neben dem neuen Großkraftwerk. Hier stehen gleichsam zwei Zeitalter nebeneinander. Die christliche Gemeinde am Ort lebt also heute jeweils in ganz verschiedenen Zeitaltern und Landschaften. Die Situation der christlichen Gemeinde z. B. in Schwedt/Oder oder in Eisenhüttenstadt ist auf dem Hintergrund der jeweiligen Umwelt natürlich eine ganz andere als die Situation einer stark vom volksskirchlichen Leben getragenen Landkirchengemeinde im Spreewald, in der Uckermark oder Prignitz. So ist auch das Bild vom heutigen Leben unserer Gemeinden in den Dörfern, den Städten und in der Großstadt Berlin äußerst differenziert und gegensätzlich. Wir werden dies ständig vor Augen haben müssen. Wir sollten von da aus auch auf summarische Urteile über unser heutiges kirchliches Leben lieber verzichten, weil in ihnen die so komplexe, differenzierte, ja widersprüchliche Wirklichkeit gar nicht mehr eingefangen werden kann. Selbst im Blick auf die Breite unserer Landgemeinden kann heute ein einheitliches Bild gar nicht mehr gezeichnet werden. Es gibt Dorfgemeinden, die durch die volksskirchliche Tradition bis zur Stunde stark geprägt sind und unter statistischem Aspekt ein intaktes kirchliches Leben in der Teilnahme an den Gottesdiensten, in der Inanspruchnahme der Amtshandlungen, im Besuch der Christenlehre und des Konfirmandenunterrichts und auch in den Erträgen der Kollekten und Kirchensteuern aufweisen. Es gibt andererseits auch Dorfgemeinden, in denen der Prozeß der Entkirchlichung sehr weit fortgeschritten ist, so daß tatsächlich nur noch eine winzige Kerngemeinde zur Stelle ist, während alle anderen Dorfbewohner zumeist in völliger Gleichgültigkeit auch ohne formellen Kirchenaustritt sich vom Leben der Kirchengemeinde sogar an den großen Feiertagen abgewandt haben.

Es ist schon des öfteren darauf hingewiesen worden, in welcher Weise die Gemeinden in der DDR neue Lebens- und Arbeitsformen zu entwickeln versuchen. Sie tun es unter einem doppelten Aspekt: einmal muß im Zuschnitt des Gemeindelebens der Tatsache Rechnung getragen werden, daß die Zahl der tätigen

und ansprechbar bleibenden Gemeindeglieder abnimmt und damit die kirchliche Sitte mehr und mehr zerfällt; auf der anderen Seite aber muß sich gerade die kleiner werdende Schar neu als eine missionierende Gemeinde verstehen und sich auch entsprechend rüsten. Hierin gibt der Bericht von Generalsuperintendent Jacob ebenfalls einen guten Einblick:

Die Fülle der Dienste und Veranstaltungen, die an einem einzigen Wochentag in den Gemeinden unseres Kirchengebiets stattfinden, ist gewiß imponierend. Die meisten Pfarrer, besonders auf dem Lande, wo ein Pfarrsprengel ja durchweg mehrere Ortschaften umschließt, sind tatsächlich mit der Leitung der verschiedenen Gemeindekreise Abend für Abend besetzt. Von dieser Arbeit, die sich wesentlich im ererbten Schema einer Betreuungskirche hält, soll wirklich nicht gering gedacht werden. Unsere Pfarrer geben oft in der Bindung an dieses Schema ihre ganze Kraft her. Die Glieder dieser Kreise bekunden ihre Liebe zur Kirche darin, daß sie auch als die wenigen immer wieder treu zur Stelle sind und sich dann auch immer wieder zu Diensten für die Kirche rufen lassen. Dennoch sind diese herkömmlichen Kreise heute oft in der Gefahr einer gewissen Introvertiertheit. Man läßt sich vom Pfarrer bedienen, und man ist es im Grunde auch ganz zufrieden, daß man so schön unter sich ist. Von diesen Kreisen geht dann auch keine missionarische Strahlkraft auf die Umwelt, auf die indifferenten Kirchensteuerzahler und auf die Nichtchristen am Ort aus.

Im letzten Bericht der Kirchenleitung vom Februar 1963 waren für die Arbeit in den Gemeinden aus der Sicht der Diasporasituation heraus bestimmte Akzente gesetzt worden, um die Richtung zu markieren, in der die herkömmliche Betreuung durch eine Sendung und einen weltoffenen Dienst neuer Zellen und Gruppen mündiger Laien überwunden werden müßte. Es gibt in dieser Richtung gewiß sehr erfreuliche Ansätze, aber die Schwerfälligkeit, mit der das Gros unserer Gemeinden noch immer auf den alten Wegen auf der Stelle tritt, muß doch beklagt werden.

Es wurden für die Fragen des Gemeindeaufbaus und für die Fragen der Lektorenausbildung zwei Koordinierungsgruppen aus den Beauftragten der einzelnen Sprengel auf landeskirchlicher Ebene gebildet. Die Koordinierungsgruppe „Gemeindeaufbau“ hat z. B. für die Winterarbeit 1963/64 Pläne und Modelle zur Durchführung von Ältestentagen und Ältestenrügen vorgelegt, die in vielen Kirchenkreisen dankbar aufgenommen und verwirklicht worden sind. So wurden im vergangenen Winter in allen Sprengeln zahlreiche Ältestentage durchgeführt. Selbst in kleinen ländlichen Kirchenkreisen waren 200 bis 300 Älteste, aufgeteilt auf verschiedene Tage und Orte, ganztägig zu gemeinsamem Leben unter dem Wort, Bibelarbeit, Themenbesprechung und Information beieinander ...

Es kommt darauf an, daß sich Zellen und Gruppen mündiger Christen bilden und daß diese Christen ausgerüstet und ausgesandt werden, um sich als Zeugen Jesu Christi in der wirklichen Welt ihres Alltags zu bewähren. Darauf wird sich die Gemeindegliederarbeit in der Diasporasituation der Kirche in der heutigen Welt noch viel stärker konzentrieren müssen. Sie muß sich von der Fixierung an die bloße Betreuungsarbeit im Stil vergangener Zeiten lösen, sie wird den Mut zu intensivster Kleinarbeit haben müssen. Unter diesem Aspekt kommt der Bildung und Festigung konstanter Mitarbeiterkreise in unseren Gemeinden eine besondere Bedeutung zu. Hier geht es um die Verwirklichung eines gemeinsamen Lebens, so daß der einzelne Christ, der oft in seiner alltäglichen Umwelt vereinsamt ist, existentielle Geborgenheit in einer tragenden Gruppe erfahren kann. Hier geht es um Vertiefung der geistlichen Erkenntnisse durch gemeinsames Bibelstudium und um gründliche Unterrichtung über die jeweilige Lage in Kirche, Ökumene und Welt. Hier geht es natürlich auch um die intellektuelle Bewältigung der im weltanschaulichen Streitgespräch aufgeworfenen Fragen z. B. zum Themenkreis „Glaube und Naturwissenschaft“, denn: für den Laien als christlichen Zeugen genügt in

unseren Tagen nicht ein gutgemeintes Pathos des Bekenntnisses, sondern hier ist Sachkunde für das Gespräch mit den anderen erforderlich.

Solche Mitarbeiterkreise haben wir zur Zeit schon in manchen Gemeinden, auch in unseren Landgemeinden, und zwar in einer generationsmäßig ausgezeichneten Zusammensetzung als die Zusammenfassung aller, die zur Mitarbeit und Mitverantwortung in der Gemeinde bereit sind. Aus diesen Mitarbeiterkreisen, Laienseminaren und Helferrüsten, wie sie z. B. in Berlin in zwei Lehrgängen mit etwa 100 Teilnehmern durchgeführt wurden, entstehen dann auch die „Mannschaften“, die zu einem gezielten Besuchsdienst eingesetzt werden können. Zur Zeit werden in einigen Städten, in denen im Zusammenhang mit dem Aufbau der Industriewerke ganz neue Stadtteile entstanden sind, solche Besuchgruppen über Monate hin auf Grund fester Pläne zugerüstet. Die Rüststunden in den Mitarbeiterkreisen und Gemeindefseminaren dienen dazu, einen Kreis von Menschen zu einer Lebensgemeinschaft und Dienstgemeinschaft werden zu lassen. Diese Rüststunden werden in Gestalt von Wochenendfreizeiten, in Gestalt von einzelnen Abenden und in Gestalt mehrtägiger Einkehrfreizeiten gehalten. Diese Freizeiten als Stätten der Praktizierung des gemeinsamen Lebens unter Wort und Sakrament werden für die Sammlung und Festigung solcher bruderschaftlichen Zellen und Gruppen immer wichtiger. Die bisher gemachten Erfahrungen sollten uns veranlassen, uns noch mehr auf solche Kleinarbeit gerade im Blick auf die Menschen der mittleren und jüngeren Generation zu konzentrieren, statt daß wir uns in der pflichtgemäßen Erfüllung einer herkömmlichen Routinarbeit erschöpfen und verbluten.

Besondere Nöte liegen in unseren Berliner Stadtgemeinden vor. Die Berliner Mammutgemeinden, die freilich, wenn man nicht auf die Seelenzahlen im Pfarralmanach, sondern auf die konstante gottesdienstliche Kerngemeinde schaut, zum Teil auf eine bestürzende Weise zusammengeschrumpft sind, sind weithin noch nicht in übersehbare Seelsorgebezirke mit einer verantwortlichen Gemeindeleitung und einem eigenständigen Mitarbeiterkreis organisch aufgegliedert. Das aus der Vergangenheit überkommene dichte Netz der Kirchengemeinden in der Berliner Innenstadt, die sich doch immer mehr entvölkert, steht in einem grotesken Gegensatz zu der Tatsache, daß es in den wachsenden Siedlungsgebieten an der Peripherie der Großstadt an schlichten Gemeindezentren und Kapellen fehlt. Wo mehrere Pfarrer, die gemeinsam in einer Großstadtgemeinde tätig sind, in ihren Diensten praktisch nebeneinander herleben, und erst recht dort, wo sich dieses Nebeneinander gelegentlich sogar zu einem höchst unerfreulichen und die Gemeinde tief verwirrenden Gegeneinander steigert, wirkt sich dieser Mangel an gemeinsamer Ausrichtung und bruderschaftlichem Leben der Amtsträger lähmend auf die ganze Gemeinde aus. Die Versuche, durch Personalveränderungen auf dem Wege der Pfarrstellenbesetzung hier Wandel zu schaffen, scheitern leider so oft am hartnäckigen Widerstand der betroffenen Pfarrer. Sie versteifen sich dann auf die kirchlichen Gesetze und Verordnungen, die u. E. dem natürlich berechtigten Gesichtspunkt eines Rechtsschutzes für den Pfarrer einen einseitigen Vorrang vor der doch wahrhaftig auch zu bedenkenden Frage nach dem Schaden für das gesamte Gemeindeleben geben. Wir sehen noch nicht, wie diese Not im Rahmen der gültigen Bestimmungen überwunden werden kann, wir erkennen aber die Notwendigkeit, der Kirchenleitung zur Überwindung solcher Schäden in extremen Grenzfällen über die leider oft wirkungslosen seelsorgerlichen Ermahnungen hinaus größere Vollmachten zu geben ...

Der Jahresbericht des Oberkirchenrates der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Mecklenburgs für das Jahr 1964 gibt hierzu eine gute Ergänzung, da er Berichte aus fast allen Gemeinden der Landeskirche zusammenfaßt:

Grundsätzlich ist zu sagen, daß die Glieder der Kirche überall darauf dringen, daß Kirche Kirche bleibt. Andererseits wird es ihnen schwer, sich damit abzufinden, daß die

Gemeinde Jesu Christi an Zahl kleiner wird und daß sie in einer gewissen Einsamkeit leben muß. Die Zahl der Gottesdienstbesucher hat sich in den Jahren von 1960 bis 1962 im großen und ganzen etwas verringert, aber ist dann konstant geblieben. Die Opferfreudigkeit ist gestiegen. Hierbei zeigt sich, daß die Treue der Gemeindeglieder in vielen Kirchengemeinden sich gestärkt hat, auch ist der Fleiß und die Hingabe mancher Pastoren für die Predigt des Evangeliums und die Gestaltung des Gottesdienstes nicht vergeblich gewesen. Auf den Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes wirkt in vielen Gemeinden die Inanspruchnahme der Arbeitskräfte auch am Sonntag abträglich. Nur in wenigen Kirchengemeinden kann der Gottesdienst in den Wintermonaten, insbesondere in der kältesten Zeit, in den Kirchen gehalten werden. Er findet dann meistens im Konfirmandenraum oder im Christenlehrezimmer statt. Die Katholiken halten in den meisten Fällen den ganzen Winter hindurch ihre Gottesdienste in den kalten Kirchen.

Die Lesegottesdienste werden meistens als Notbehelf empfunden und sind nur in wenigen Kirchengemeinden gut aufgenommen. Allerdings konnten Lesegottesdienste in der Landeskirche auf einige Ausnahmen beschränkt werden.

Die Familiengottesdienste haben vielfach eine Belebung des kirchlichen Lebens gebracht. Sie erfreuen sich vielfach einer großen Beliebtheit. Die Ausführung ist aber noch unterschiedlich. Der Kindergottesdienst scheint dagegen allgemein mit wenigen Ausnahmen im Besuch zurückzugehen.

Während die Zahl der Taufen in den Landgemeinden nicht wesentlich zurückgegangen ist, sinkt sie in den größeren Städten.

Die Beteiligung an Beichte und Heiligem Abendmahl ist gestiegen. In den Stadtgemeinden wird monatlich in der Regel meistens ein Gottesdienst mit Heiligem Abendmahl gefeiert. Die Verbindung von Beichte und Heiligem Abendmahl wird allerdings nicht überall festgehalten. Es gibt eine größere Anzahl von Gemeindegliedern, die sich erst im Gottesdienst zur Teilnahme am Heiligen Abendmahl entschließen.

Über die Konfirmation und die damit zusammenhängenden Fragen wird in Bericht „Kirchliche Unterweisung“ ausführlicher gesprochen. Hier ist im Blick auf die Jahre von 1960 bis 1962 darauf hinzuweisen, daß etwa $\frac{4}{5}$ der Konfirmanden an der Jugendweihe teilnahmen. Wo Konfirmandenrüstzeiten gehalten wurden, wurden meistens gute Erfahrungen gemacht, ebenso dort, wo Pastoren Kontakte mit den Elternhäusern in stärkerer Weise suchten. In manchen Berichten wird die Aufgabe des Palmsonntags als herkömmlicher Konfirmationstag tief bedauert und als Grund dafür angeführt, daß die Jugendweihe von der Bevölkerung in verhältnismäßig starkem Maße angenommen wurde. Die volkskirchliche Konfirmationsfeier ist nun als vollkommene weltliche Feier aufgetaucht (mit Glückwunschkarten und Geschenken). „Den Palmsonntag lassen wir uns nicht nehmen“, sagt man in einigen Gemeinden. Hier zeigt sich ein Säkularisierungsprozeß mit erheblicher Wirkung, abgesehen von ideologischen und atheistischen Grundlagen.

Bei den Trauungen ist ein Rückgang in den Berichtsjahren zu verzeichnen. Die Berichte sprechen von 50 bis 70% der Eheschließungen, bei denen Trauungen vollzogen sind. In den Stadtgemeinden ist der Rückgang noch stärker gewesen, aber schließlich auch zum Stillstand gekommen und bei etwa 25% geblieben.

Die Begräbnisse finden in den ländlichen Kirchengemeinden mit kirchlichem Dienst statt. Verschmähung ist verhältnismäßig selten, auch in der Nähe der größeren Städte, zum Beispiel Rostocks. In den Städten selbst finden sie häufiger ohne Mitwirkung der Kirche statt.

In den Gemeindeberichten wird davon gesprochen, daß das kirchliche Bewußtsein der Gemeindeglieder vielfach gesunken sei. Bewußte Kirchenfeindschaft wird dagegen selten erwähnt. Gleichgültigkeit, Unverständnis und Ängstlichkeit begegnen dem christlichen Glauben und der kirchlichen Haltung häufig.

Die Jugendarbeit hat in den Berichtsjahren mit wechselndem Erfolg Kreise junger Gemeindeglieder gesammelt. Die junge Gemeinde ist ohnehin einem ständigen Wechsel

unterworfen. Dieser Wechsel zeigt sich oft von Gemeinde zu Gemeinde und von Jahr zu Jahr. Auf Zeiten der Leere folgen in einzelnen Gemeinden solche mit neuem Schwung. Bei anderen wieder folgt auf Blüte ein schnelles Welken. Was an Frucht bleibt, wird später sichtbar. In manchen Gemeinden hängt das kirchliche Leben von der Hingabe der Pastoren ab, die sich auch an manchen Orten um Mitarbeiter bemühen und dadurch eine Vorbereitung der kirchlichen Arbeit ermöglichen und herbeiführen.

Von Propsteisynoden, Kirchenkreistagen und Kirchenältesten-Rüstzeiten wird in manchen Berichten in dem Sinne gesprochen, daß durch Zusammensein von vielen Gemeindegliedern aus verschiedenen Gemeinden Müdigkeit, Mutlosigkeit und Resignation überwunden werden können. Auch die Bibelwochen und der Besuchsdienst haben in den Jahren bis 1962 in vielen Gemeinden gute Früchte gezeigt.

An dem Verfall der bisherigen kirchlichen Sitte hat die Kindertaufe besonderen Anteil. Es ist nicht zufällig, daß es gerade in dieser Frage sowohl in praktischer wie in theologischer Hinsicht in den Kirchen in der DDR zu leidenschaftlichen Auseinandersetzungen gekommen ist. Im Jahre 1964 hat sich besonders die Synode der Berlin-Brandenburgischen Kirche dieser Frage gestellt. Da es hier zu einer gemeinsamen Entschließung der beiden Regionalsynoden gekommen ist, ist darüber an dieser Stelle nicht zu berichten. Wichtig aber ist es, die Taufsituation in der DDR nüchtern zu sehen, wie dies in dem folgenden Bericht geschieht:

WENN DIE TAUFE NICHT MEHR „ÜBLICH“ IST

*Ein besonderes Problem der mitteldeutschen Landeskirchen
(epd ZA Nr. 256 vom 5. November 1964)*

epd Berlin, 5. November. Wichtiges Kennzeichen einer Volkskirche, in die man gleichsam hineingeboren wird, ist die Taufe im Säuglingsalter. Die Regel, daß christliche Eltern ihre Neugeborenen möglichst bald zum Sakrament der Heiligen Taufe bringen sollen, ist in den Lebensordnungen aller evangelischen Landeskirchen Deutschlands niedergelegt. Während dementsprechend im Westen Deutschlands die Zahlen der Geburten und der Taufen fast gleich hoch sind, hat sich unter dem Einfluß des betont nichtchristlichen öffentlichen Klimas in Mitteldeutschland seit längerem eine Auseinanderentwicklung ergeben. Naturgemäß bringen Eltern, die dem christlichen Glauben durch Kirchenaustrittserklärung bewußt abgesagt haben, ihre Kinder meist nicht zum Taufaltar. Aber auch die Zahl der nichtgetauften Kinder in Familien, die der Kirche weiterhin formell angehören, ist mancherorts beträchtlich. Während auf dem Lande oft noch alle oder fast alle Säuglinge zur Taufe gebracht werden, geben Schätzungen das Verhältnis der Säuglingstauen zu den Geburten in den Städten zwischen 15 und 70 Prozent an. Die Lage ist zwar örtlich sehr verschieden, in jedem Falle aber zeigt die Entwicklung der Taufziffern die Tendenz einer Abkehr von dieser volkskirchlichen Sitte.

Nicht allen ungetauften Kindern bleibt das Sakrament versagt, weil ihre Eltern die Taufe nicht wünschten. Es kommt auch vor, daß Pfarrer die Taufe ablehnen oder zum Aufschub raten, weil sie im seelsorgerlichen Gespräch mit den Eltern den Eindruck gewonnen haben, daß die Voraussetzungen zur Kindertaufe nicht vorliegen. Die Gewährung der Taufe für Säuglinge setzt ja in der Regel voraus, daß die mit der Taufe in die Gemeinde aufgenommenen Unmündigen von den Eltern oder zumindest von den Paten später Schritt für Schritt in den christlichen Glauben hineingeführt werden. Wenn junge Eltern sich selbst nicht haben christlich trauen lassen, seinerzeit die Jugendweihe der Konfirmation vorzogen oder auf andere Weise erkennen lassen, daß sie ihr Kind nur aus „Sicherheitsgründen“ oder um einer alten Sitte zu genügen taufen lassen wollen,

damit aber keine bewußte Glaubensentscheidung verbinden, kann (und wird) der Pfarrer die Taufe ablehnen.

Darüber hinaus aber ist es nun einer Reihe von jüngeren Theologen in der DDR fraglich geworden, ob in einer entchristlichten Gesellschaft überhaupt an der Säuglingstaufe als Regel festgehalten werden kann oder ob nicht vielmehr auch christlichen Eltern geraten werden sollte, mit der Taufe ihrer Kinder zu warten, bis diese selbst eine Entscheidung treffen können; einige dieser Pfarrer – in der Ostregion der Berlin-Brandenburgischen Kirche sind es zur Zeit sieben – haben sich dafür entschieden, zum Zeichen dessen, daß der Taufaufschub eine christliche Entscheidung sein kann, ihre eigenen Kinder nicht mehr im Säuglingsalter zu taufen. Obgleich hier auch die theologische Grundsatzfrage mit hineinspielt, ob die Säuglingstaufe überhaupt im Neuen Testament begründet ist, lehnen diese Pfarrer die Taufe von unmündigen Kindern christlicher Eltern nicht generell ab; sie taufen also wohl nach gründlichem seelsorgerlichem Gespräch Kinder von Gemeindegliedern. Andernfalls müßten sie ihr Amt in einer Kirche aufgeben, in deren Bekenntnisschriften und Ordnungen das Prinzip der Säuglingstaufe niedergelegt ist.

Aber auch ohne diese letzte Radikalität hat die Haltung der sogenannten „Taufverweigerer“ zu tiefgehenden theologischen Differenzen im Ostteil der Berlin-Brandenburgischen Kirche geführt und die Synoden der letzten Jahre regelmäßig beschäftigt. Nach gründlicher Vorbereitung will sich nun die Synode der Berlin-Brandenburgischen Kirche während ihrer nächsten Tagung vom 8. bis 13. November in der Hauptsache, jedenfalls in ihrer östlichen Region, umfassend mit dem Tauf- und mit dem damit zusammenhängenden Konfirmationsproblem beschäftigen. Praktisch wird es dabei u. a. darum gehen, ob sich die Synode einmütig zu einer Interpretation des einschlägigen Satzes der kirchlichen Lebensordnung in der Lage sieht, die auch von der kirchlichen Ordnung her die Gewissensentscheidung der „Taufverweigerer“ als eine zulässige Möglichkeit pfarramtlichen Handelns legitimiert. Dieser Satz lautet: „Die Gemeinde hält darauf, daß die Kinder christlicher Eltern innerhalb der ersten Wochen nach der Geburt getauft werden.“

Dieser Bericht über das kirchliche Leben in der DDR kann nicht besser beschlossen werden als mit Auszügen aus einem Bericht, der am Ende des Jahres 1964 über die Arbeit der Volksmission in der DDR erstattet wurde:

Die Entfremdung von Glaube und Kirche nimmt im Bereich der DDR sichtlich zu. Das machen die Teilnahme an den Gottesdiensten, an kirchlichem Unterricht und die zurückgehende Inanspruchnahme der Amtshandlungen offenbar. Hier ist im Laufe der letzten 10 Jahre zumeist ein Rückgang um 50 bis 70 Prozent zu verzeichnen. Diese Entfremdung wird auch bei den Evangelisationen erkennbar, die, bis auf einige besondere Dienste (z. B. Corrie ten Boom's Vortragsdienste), geringer als noch vor wenigen Jahren besucht werden. Es gibt Dorfevangelisationen, bei denen an den Abenden nur 12 Menschen kommen. Erfreulicherweise nimmt allgemein die Teilnahme am Heiligen Abendmahl und nehmen auch die Kollekten und Opfer zu. Es muß im kirchlichen Dienst – und das heißt auch im missionarischen Dienst – heute primär um die treue Arbeit des einzelnen kirchlichen Mitarbeiters in seiner Kirchengemeinde gehen. Hier will das Evangelium seine tragende Wirklichkeit bewahren, hier Menschen in ihrem Alltag prägen und hier durch Verkündigung und gelebte Existenz in einer atheistisch beeinflussten Umgebung auch vorstoßen. Hier wird auch die Lebensgemeinschaft der Gemeinde wachsen müssen. Dazu sind für die einzelnen Christen oder sind für Ehepaare und Familien kirchliche Rüstzeiten eine besondere Hilfe. Auf die Gründe der Entfremdung der Menschen von Glauben und Kirche soll hier nicht eingegangen werden; sie sind uns vertraut, aber sie mahnen uns immer neu zu einer steten bußbereiten Überprüfung aller kirchlichen Dienste und Praktiken. Ein Lehrstuhl für wissenschaftlichen Atheismus an der Univer-

sität Jena befaßt sich sehr sorgfältig mit der inneren und äußeren Situation der Kirche in der DDR und ihrer Glieder. In einem für wissenschaftliche Zwecke vom Institut für Philosophie der Universität Jena herausgegebenen Fragebogen lassen der Inhalt und die Art der zahlreichen hier gestellten und anonym zu beantwortenden Fragen deutlich werden, wie sehr man mit einer Überwindung des christlichen Glaubens durch wissenschaftliche Erkenntnis, gesellschaftlichen Fortschritt und sozialistische Moral rechnet. Wie weit die Glaubensentfremdung fortgeschritten ist, wird auch an der notvollen Tatsache deutlich, daß bei Taufen oft nur noch schwer Paten gefunden werden, die das Patenamnt wahrnehmen können.

Trotz aller Entfremdung und gerade in ihr ist der Gemeinde Jesu der missionarische Dienst am eigenen Volk aufgetragen. Finden in unserer Situation Menschen zur Wirklichkeit des Glaubens und lernen sie in ihrem Alltag von ihrem Glauben her zu leben und ihre Entscheidungen zu fällen, so erfahren sie dankbar, daß Gott ihr Leben wirklich trägt. Hier hat der volksmissionarische Dienst und in ihm der Evangelisationsdienst auch den Auftrag einer Glaubensstärkung für diejenigen, die sich regelmäßig zur Gemeinde halten.

Zurüstung kirchlicher Mitarbeiter

Wenn es unser Ziel ist, in einer atheistischen Umwelt eine missionierende Kirche mit missionierenden Gemeinden zu werden, so ist eine Zurüstung der Pfarrbrüder und der übrigen Mitarbeiter bis hin zu den Kirchensteuererhebern dringend geboten. Solche Zurüstung ist auch im vergangenen Jahr wieder in Rüstzeiten und Tagungen regional in allen Landeskirchen geschehen. Auf der Ebene aller evangelischen Gliedkirchen fand im Januar wieder unsere Bibelwochenrüste statt, an die sich im Laufe des Jahres die regionalen Bibelwochenrüsten in den Landeskirchen anschlossen. Das Bibelwochenheft konnte mit geringfügigen Abänderungen auch wieder im Bereich der DDR gedruckt werden; den Druck hat an Stelle der Evangelischen Verlagsanstalt von diesem Jahre an die Berliner Hauptbibelgesellschaft übernommen. Im Blick auf örtliche Druckgenehmigungen für Bibelwochenplakate hat es im Konsistorialbezirk Greifswald mehrfach Schwierigkeiten gegeben, so daß das Thema teilweise geändert wurde.

Evangelisationen

Der Evangelisationsdienst geschah in den einzelnen Landeskirchen wie bisher teils durch hauptberufliche Evangelisten, teils durch Gemeindepfarrer und Gemeinschaftsprediger. Druckgenehmigungen für die Werbung werden nur noch selten gegeben. Das wirkt sich besonders in den Großstädten sehr nachteilig aus, aktiviert aber auch Mitarbeit und Erfindungsgeist der Gemeinde. Dafür ist die Teilnehmerzahl an den einzelnen Abenden oft relativ konstant. Das gilt auch für die Bibelstunden, die meist sehr dankbar aufgenommen werden und häufig den Anstoß für die Einzelseelsorge geben. Diese Seelsorge ist ein stiller und froh machender Dienst, der dem einzelnen Menschen in seinem Glauben wirklich hilft.

Die diesjährige Evangelistenkonferenz führte alle hauptberuflichen Evangelisten für eine Woche in Buckow zusammen und ging besonders auf Fragen der Seelsorge ein, wobei ein Vortrag des Arztes Dr. Lahusen aus Schönebeck-Salzelmen als besonders hilfreich empfunden wurde.

Zur Besprechung von Fragen der Kinderevangelisation trat ein kleiner Arbeitskreis, nur aus Mitarbeitern der Volksmission bestehend, zusammen; zu einer gemeinsamen Arbeitstagung mit Vertretern des kirchlichen Erziehungswesens und der Kindergottesdienstarbeit wie im Vorjahr kam es nicht.

Als besonderes missionarisches Ereignis muß der Vortragsdienst der holländischen Evangelistin Corrie ten Boom vom 30. Juni bis zum 1. August d. J. genannt werden.

Corrie ten Boom war von der Arbeitsgemeinschaft für Volksmission (Bischof D. Jänicke) und von den Freikirchen (Prediger Ekermann) eingeladen worden und besuchte die Städte Berlin, Rostock, Greifswald, Schwerin, Magdeburg, Erfurt, Jena, Leipzig, Karl-Marx-Stadt und Dresden. Es war leider erst im letzten Augenblick gelungen, die Einreisegenehmigung für diese Dienste zu erhalten. Dennoch waren schon bei den ersten Vorträgen in der Berliner Marienkirche bis zu 1500 Menschen anwesend. Auch der Besuch in den anderen Städten war zumeist sehr groß (in der Kreuzkirche in Dresden wohl etwa 4500 Menschen). Frau ten Boom, die während dieser Reise auch ihr ehemaliges Haftlager Ravensbrück besuchte, war überaus bewegt von dem Widerhall, den ihre Dienste gefunden haben. Sie hatte einen so starken Besuch während eines Monats in ihren 17 Reisejahren noch nicht erlebt. Es soll aber auch erwähnt werden, daß von mancher Seite theologische Bedenken angemeldet wurden. Insgesamt werden viele Menschen in den genannten Städten durch den Dienst von Corrie ten Boom in ihrem Glauben neu gestärkt und andere vielleicht auch neu angesprochen worden sein.

III. Die Evangelische Kirche der Union

Von Ferdinand Schlingensiepen

Im Jahre 1964 ist weder die Synode der Evangelischen Kirche der Union einberufen worden, noch ist die Kirche mit besonderen gesetzgeberischen Arbeiten hervorgetreten. Es war ein Jahr ruhiger, aber stetiger Entwicklung. Der Rat der Evangelischen Kirche der Union und seine Ausschüsse haben ungehindert tagen und die Arbeit der Gesamtkirche planen und vorantreiben können. Als einzige öffentliche Äußerung des Rates der Evangelischen Kirche der Union haben die im Wortlaut gleichen Telegramme zu gelten, die am Vorabend der Wiederaufnahme der Passierscheinverhandlungen in Berlin im April 1964 an die Bevollmächtigten beider Seiten, Staatssekretär Wendt und Senatsrat Dr. Korber, gerichtet und von Präses D. Wilm als Ratsvorsitzenden und Bischof D. Jänicke als stellvertretenden Vorsitzenden unterzeichnet worden sind.

Der Rat der EKU gedenkt der großen Verantwortung und der Erwartungen, die mit den neuen Verhandlungen über die Passierscheinfrage verbunden sind. Er bittet, bei allen Schwierigkeiten, die auftreten, am Vorrang des Menschlichen vor den politischen Prinzipien festzuhalten und deshalb auch Kompromisse nicht zu scheuen.

A. Aus der Arbeit der Evangelischen Kirche der Union

1. DIE THEOLOGISCHE ARBEIT

a) Der theologische Ausschuß

Nach eingehenden Beratungen hat der Rat der Evangelischen Kirche der Union im Herbst 1963 eine Neuordnung des theologischen Ausschusses vorgenommen.

Der Ausschuß ist in seiner neuen Zusammensetzung im Oktober 1964 zu seiner konstituierenden Sitzung zusammengetreten.

Die wesentlichste Änderung ist darin zu sehen, daß die Evangelische Kirche in Baden, die Vereinigte Protestantisch-Evangelisch-Christliche Kirche der Pfalz, die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau, die Evangelische Landeskirche von Kurhessen-Waldeck und die Lippische Landeskirche sich auf Bitten des Rates der Evangelischen Kirche der Union entschlossen haben, sich an der Arbeit des Ausschusses zu beteiligen, indem sie offizielle Vertreter entsenden.

Zu den von den Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union und den von den übrigen unierten Kirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland entsandten Ausschußmitgliedern tritt, wie bisher, ein Kreis von Fachgelehrten aus dem Bereich der theologischen Fakultäten und der Kirchlichen Hochschulen.

Der Ausschuß hat sich als erstes Ziel seiner Arbeit die Aufgabe gestellt, theologische Thesen zum Verständnis des Opfertodes Jesu zu erarbeiten. Die Bibel verwendet, wenn sie vom Tode Jesu redet, Ausdrücke und Vorstellungen, die der dem heutigen Menschen völlig fremden Welt des antiken Opferkultes entstammen. Die hermeneutische Frage, ob diese Ausdrücke und Vorstellungen in der kirchlichen Verkündigung noch verwendet werden sollten, oder wie sie zu interpretieren seien, führt sogleich zu einer zentralen theologischen Frage, wenn man sich vergegenwärtigt, daß an den biblischen Aussagen über den Tod Jesu das reformatorische „pro me“, „pro nobis“ und „extra nos“ hängt. Mit anderen Worten, wenn die Aussagen über den Opfertod Jesu in eine „Zone der Unsicherheit“ geraten sind, und das muß im Blick auf die moderne Verkündigung sicher gesagt werden, dann ist damit das Zentrum der reformatorischen Bekenntnisse berührt. Daß der Ausschuß die theologische Arbeit, die damit andeutungsweise umrissen ist, nur tun kann, wenn er die Frage nach der „Bedeutung der Auferstehung Jesu“ mit in den Blick nimmt und Tod und Auferstehung Jesu in ihrem Bezug auf die Existenz der Gemeinde und des einzelnen sieht, gehörte zu den Arbeitsergebnissen der ersten Ausschußsitzung.

b) Das Studium der katholischen Kirche

Die Entwicklungen im Katholizismus werden von der Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche der Union seit einiger Zeit aufmerksam verfolgt. 1963 stand die Beobachtung des Konzils dabei naturgemäß im Vordergrund. Oberkonsistorialrat Dr. Viering erstattete dem Rat auf Grund seiner Studien und einer Reise nach Rom einen eingehenden Bericht.

c) Das Forum für Literatur und bildende Kunst der Gegenwart

Das von der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Evangelischen Kirche der Union gemeinsam eingerichtete Evangelische Forum für Literatur und bildende Kunst der Gegenwart in Berlin ist nicht eigentlich zur „theologischen“ Arbeit zu zählen, verdient aber besonders genannt zu werden als eine Stätte für die

Begegnung von Kirche und moderner Welt. Es geht dabei um die Literatur und bildende Kunst der heutigen Zeit.

Was am Reformationsfest 1963 als Experiment begonnen worden war, hat sich im Laufe des Jahres 1964 zu einer kirchlichen Arbeit entwickelt, die aus dem Leben Berlins nicht mehr wegzudenken ist und weit über Berlin hinauswirkt.

Bei der Eröffnung am 31. Oktober 1963 führte Vizepräsident Professor D. Dr. Söhngen unter anderem aus:

Unser Forum soll eine Stätte der Begegnung zwischen Kirche und Kultur werden, als zwischen freien und eigenständigen Partnern, die sich nicht zuletzt dadurch gegenseitig ernst nehmen, daß sie einander Fragen stellen. Und wir wünschten uns, daß das mit einer Radikalität geschieht, die auch nicht davor zurückschreckt, die Position des anderen Partners als solche und ganze grundsätzlich in Frage zu stellen. Damit ist zugestanden, daß wir die „Weltlichkeit“ und Eigenwürde der Kultur vollauf anerkennen – auch und gerade als evangelisches Forum. Ein Glaube, der um die souveräne Macht des dreieinigen Gottes weiß, erschrickt nicht vor dem Anspruch der „Weltlichkeit“, weil ihm gewiß ist, daß auch alle sogenannte Weltlichkeit es nicht fertigbringt, aus dem Bereich von Gottes Schöpfung auszubrechen. Darum können wir auch auf die billigen Mittel einer offenen oder heimlichen Apologetik verzichten, darum streben wir vielmehr die Auseinandersetzung auf einer möglichst hohen Ebene des Geistes an. Wir meinen sogar, daß es der Würde des Glaubens entspricht, sich mit der Kultur nur dort, zustimmend oder kritisch, einzulassen, wo deren Äußerungen und Gestalten von höchstem Wertrang und -gehalt sind. Die mündige Welt hat auch der Kirche Wesentliches zu sagen: indem sie sie aus längst zu Etappenstellungen gewordenen Schützengräben herausholt und zur gläubigen Konfrontation mit ihr nötigt, mit ihren stolzen Triumphphen und gefährlichen Abgründen, mit ihrem titanischen Selbstgefühl und heimlichen Ungenügen, und indem in solcher Begegnung beiden Partnern nicht zuletzt auch die beglückende Erfahrung der weltweiten Wirksamkeit des Logos spermatikos zuteil wird.

Freilich darf und will das Evangelische Forum eines dabei nicht vergessen: daß nämlich alles Ernstmachen mit der Eigenwürde der Kultur, alle Freude und Hingegebenheit an Wissenschaft und Kunst der Welt uns nicht davon dispensieren können, wie das gesamte Tun des Menschen, so auch sein Kulturschaffen in der Verantwortung vor dem lebendigen Gott Himmels und der Erde zu sehen.

Die Welt mit ihren Fragen und Antworten ernst zu nehmen ist etwas anderes, als sich mit der Welt anzubiedern. Darum wird die Kirche zwar mit der Welt zusammen so manchem Tabu zu Leibe gehen wollen, das Konvention und Wahrheitsscheu aufgerichtet haben, zugleich aber wird sie mit großem Ernst daran erinnern, daß es echte Tabus gibt, an denen sterben muß, wer den Versuch macht, sie zu brechen. Und sie wird auch ohne Scheu darauf hinweisen, daß die eigentlich gefährlichen Tabus unserer Zeit oft ganz woanders zu suchen sind, als wo sie meist gesucht werden: nämlich in den tyrannischen Zwangskonventionen eines sich gern als nonkonformistisch gebenden, hybriden Avantgardistentums, das modisches Getue mit echter Modernität und Originalität verwechselt.

Aber das, wovon wir bisher sprachen, ist nur die eine Seite der Begegnung zwischen Kultur und Kirche. Nicht weniger wichtig ist uns Leuten des Forums die andere: nämlich den informationshungrigen und den kritischen Menschen von heute hier zu zeigen, was an Kultur, an Wissenschaft und Kunst auch heute noch auf dem Boden der Kirche wächst. Das fängt bei der Bemühung um die Bibel, um ihre Übersetzung und Auslegung an, das führt über bemerkenswerte, ja bedeutende Leistungen zeitgenössischer kirchlicher Kunst – ich brauche hier nur an den Kirchenbau zu erinnern – bis hin zu der theologischen Auseinandersetzung mit aktuellen Problemen unserer Zeit wie etwa

dem Marxismus. Es gibt kluge und vielgerühmte Leute, die solche Leistungen der Kirche nicht wahrhaben wollen, weil sie von dem Axiom ausgehen, wir lebten heute in einem säkularen Zeitalter, und von da aus mit messerscharfer Logik folgern, eine Kunst und Kultur aus dem Glauben könne es nicht geben, weil es sie nicht geben dürfe. Gegen solche Versuche, alles, was evangelischer Glaube auch heute zur Kultur unseres deutschen Volkes beiträgt, zu ignorieren oder zu bagatellisieren, werden wir uns leidenschaftlich zur Wehr setzen. Freilich werden wir nur dann dazu das Recht haben, wenn wir gegen alle Mittelmäßigkeit, alle kleinkarierte Leistung und philisterhafte Haltung in den eigenen Reihen unerbittlich zu Felde ziehen.

1964 zeigte das Forum eine Literatur-Ausstellung zum Thema Atheismus, die mit einer Dokumentation über das Christenbild in der modernen Kunst gekoppelt war.

Eine zweite „Dokumentation“ stand unter dem Thema „Fortschritt – Verheilung, Versuchung, Verhängnis“.

Es liegt im Wesen einer Unternehmung wie dem „Forum“, daß nicht so sehr Einzelbesucher, sondern Gruppen eingeladen werden. Fachkräfte führen solche Besuchergruppen durch Vorträge in die Thematik der jeweiligen Ausstellung ein, wobei sich meist eine lebhafte Diskussion anschließt.

Das Forum hofft, seine Ausstellungen künftig als „Wanderausstellungen“ auch den westlichen Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland zugänglich machen zu können, wie es teilweise schon geschehen ist.

2. DIE ÖKUMENISCHE ARBEIT UND DIE AUSLANDSARBEIT

a) *Das Verhältnis zum Ökumenischen Rat der Kirchen*

In der Ökumene hat der Versuch, das Wesen des Ökumenischen Rates der Kirchen neu zu definieren, seit der IV. Weltkonferenz für Glaube und Kirchenverfassung in Montreal und der Sitzung des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates der Kirchen in Rochester, die beide im Sommer 1963 stattgefunden haben, vielfältige Diskussionen ausgelöst.

Diese Diskussionen haben den Ökumenischen Ausschuß der Evangelischen Kirche der Union beschäftigt und zur Ausarbeitung einer Stellungnahme über die Frage „Was bedeutet den Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union die Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat der Kirchen?“ geführt.

Der Rat hat diese Stellungnahme entgegengenommen und über das Kirchliche Außenamt an den Ökumenischen Rat weitergeleitet.

I.

Wie ist in den *Grund- oder Kirchenordnungen der EKU-Gliedkirchen* nach dem 2. Weltkrieg das Verhältnis der Kirchen zur Ökumene bestimmt worden? In einer Anlage sind die entsprechenden Abschnitte aus den Grundordnungen zusammengestellt, beginnend mit denen der EKD und der EKU.

Die Übersicht zeigt, daß – aufs Ganze gesehen – die Bestimmungen der Grundordnungen im Blick auf das Verhältnis der Kirchen zur Ökumene weitgehend unzureichend sind. Auch der Art. 18 der Grundordnung der EKD, der die ausführlichste

Aussage macht, reicht in keiner Weise aus. Daß die EKD in der ökumenischen Bewegung „mitarbeitet“, beschreibt nicht den Tatbestand, der heute gegeben ist. Auch ein Ausdruck wie „die Pflege ökumenischer Beziehungen“ durch Werke, Verbände und Einzelpersonlichkeiten ist unzureichend. In Berlin-Brandenburg und in der Kirchenprovinz Sachsen stehen die Artikel 149 bzw. 171 unter der geradezu irreführenden Überschrift „Werke der Kirche“. Am besten ist noch die Formulierung, die Rheinland, Pommern und Schlesien gefunden haben, nach der die betreffenden Kirchen „in der Gesamtordnung des Ökumenischen Rates der Kirchen“ stehen. Es gibt aber in keiner der Kirchenordnungen irgendeine Aussage über das Verhältnis der Gemeinden oder etwa der Kreissynoden zur Ökumene.

Man wird freilich nicht vergessen dürfen, daß die Grundordnungen zu der gleichen Zeit geschaffen worden sind, in der der Ökumenische Rat der Kirchen gerade konstituiert wurde. Die der EKD liegt noch vor dem Termin der Konstituierung, die meisten der anderen Ordnungen entstanden sehr bald danach.

Der Ökumenische Rat oder „die Ökumene“ war zu dieser Zeit noch keine auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens spürbare Realität.

II.

In den letzten 15 Jahren ist freilich die ökumenische Entwicklung und auch die des Verhältnisses unserer Kirchen zur Ökumene weit über die Formulierungen der Grundordnungen hinweggegangen. Dies kann nur mit ein paar Stichworten angedeutet werden.

1. Informationen

Durch mündliche, vervielfältigte und gedruckte Berichte aus dem Leben anderer Mitgliedskirchen, von den Vollversammlungen und den übrigen Konferenzen des Ökumenischen Rates und seiner Abteilungen werden die Kirchen und die Gemeinden in steigendem Maße mit der Wirklichkeit der Ökumene konfrontiert.

Kanzelabkündigungen zu besonderen Anlässen, z. B. bei Kollekten für zwischenkirchliche Hilfe oder „Brot für die Welt“; Verlesung der Verlautbarungen des Rates, besonders bei Pfingstbotschaften (die freilich oft etwas konkreter sein mußten) bringen die Ökumene mitten hinein in den Gottesdienst der Gemeinden.

2. Fürbitte und ökumenische Gottesdienste

In manchen Kirchen und Gemeinden ist man dazu übergegangen, auf Grund besonderer Informationen die allgemeine Fürbitte für die Kirchen in der Welt konkreter zu gestalten. Die Allianzgebetswoche, die ökumenische Gebetswoche, die Weltgebetstage der Frauen und der Studenten, auch die Missionsgebetswoche können dazu beitragen, daß man nicht nur von der Ökumene weiß, sondern auch unmittelbar im Gebet für sie eintritt und sich mit ihr zusammenschließt. Freilich müßte die Information für die Gebete der Gemeinde noch sehr viel klarer und anschaulicher sein, um wirkliche Hilfe zu bringen.

3. Konferenzen

Während früher die Teilnahme an ökumenischen Konferenzen mannigfacher Art im wesentlichen Sache einiger weniger Experten gewesen ist, werden heute immer wieder die verschiedensten Mitarbeiter der Kirchen zu solchen Konferenzen entsandt und erhalten dadurch eine ganz besondere Kenntnis und Beziehung zur Ökumene. Es wäre freilich notwendig, daß die Mitgliedskirchen in noch stärkerem Maße Delegierte bestellen, die sich je in ihrem Bereich kontinuierlich der ökumenischen Arbeit zur Verfügung stellen können, damit die Kontinuität und auch die Auswirkungen der Arbeit der Konferenzen

gewährleistet sind. Für diese ökumenische Erziehung ist auch wichtig, daß Jugendliche an großen ökumenischen Konferenzen teilnehmen. In den eigenen Kirchen helfen die ökumenischen Ausschüsse und Studienkreise, die Tagung der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen und viele andere ökumenisch arbeitende Gruppen zu einer stärkeren Verbreitung des ökumenischen Gedankengutes. Die Teilnahme an den Abendmahlsfeiern anderer Konfessionen haben bestimmte Rückwirkungen auf das gottesdienstliche und sakramentale Leben in unserer eigenen Kirche.

4. *Gemeinsames Zeugnis (Integration von Kirche und Mission)*

Der Zusammenschluß des Ökumenischen Rates der Kirchen mit dem Internationalen Missionsrat hat sich in unseren Gliedkirchen vielfach ausgewirkt. Mission ist viel stärker als früher Aufgabe der Kirche geworden und wird mit der evangelisatorischen Aufgabe im eigenen Lande zusammen gesehen.

Von der Erkenntnis der missionarischen Aufgaben her gewinnen viele Gemeinden und Gemeindeglieder einen echten Zugang zu der ökumenischen Wirklichkeit von heute. Sie begreifen, daß der missionarische Auftrag nur noch in der Gemeinschaft mit anderen missionarischen Kirchen und Missionen ausgeübt werden kann.

a) In der gliedkirchlichen Struktur zeigt sich das an der immer stärkeren Integration der Missionsgesellschaften in die Kirchen, z. B. Bildung des Ökumenisch-missionarischen Rates und Amtes in der DDR, der verschiedensten Missionskammern und -ausschüsse.

b) Missionare und fraternal workers bekommen ein neues Verhältnis zu ihren Heimatkirchen, aus denen sie kommen und zu denen sie zurückkehren – und bilden so Brücken von alten zu jungen Kirchen und nicht nur von Missionsgesellschaft zu Missionsgemeinden.

5. *Gemeinsamer Dienst*

Gleiches gilt auch von der Erkenntnis des gemeinsamen Dienstes. Unseren Kirchen ist dieser gemeinsame Dienst zunächst einmal selbst groß geworden in dem Nachkriegsgeschehen und der umfassenden Hilfe, die andere Kirchen zum Teil in den uns bis dahin feindlich gegenüberstehenden Ländern an uns geleistet haben. „Brot für die Welt“, ökumenische Erntedankfestopfer u. ä. öffnen die Augen für die weltweite Aufgabe der Kirche und für ihre gemeinsame ökumenische Verantwortung.

Die steigende Zahl der Gastarbeiter wird, besonders in Westdeutschland, zu einem immer größeren Auftrag für den Dienst der Kirche im ökumenischen Verständnis. Zusammenarbeit mit den Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates, aus denen die Gastarbeiter zu uns kommen, ist geboten und hilft bei dem ökumenischen Verständnis dieses Auftrages.

Die Stewardship-Bewegung, die besonders von den amerikanischen Kirchen zu uns kam und übernommen wurde, hat uns in eine neue Verantwortung für Gemeindeaufbau und Gemeindedienst gestellt, die eingehend von ökumenischen Erfahrungen lernen konnte.

6. *Ökumenischer Austausch*

a) Auf Gemeindeebene hat sich da, wo es möglich ist, ein regelmäßiger Besuchsaustausch mit Gemeinden im Ausland ergeben. Dies gilt besonders auch für Jugendgruppen, Stipendiaten aus anderen Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates, Austauschvikare und Austauschpfarrer. Besondere Bedeutung kommt den fraternal workers (brüderliche Mitarbeiter) aus anderen Kirchen in unseren Heimatkirchen und aus unseren Kirchen in anderen Kirchen zu. Sie stellen einen wesentlichen Beitrag zur immer stärkeren ökumenischen Verflochtenheit der Kirchen dar.

b) In steigendem Maße kommt es auch zu ausgesprochen kirchlichen Begegnungen: Für den Bereich der Evangelischen Kirche der Union sind es besonders die japanische

Kirche Kyodan, die Church of South India und die Church of Christ in den USA. Der wachsende Austausch zwischen den Kirchen in der DDR und den osteuropäischen Kirchen muß hier erwähnt werden, auch wenn er sich nicht immer auf kirchlicher Ebene vollzieht. Bedeutsam sind die theologischen Gespräche zwischen der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Russisch-Orthodoxen Kirche. Die Bruderräte, der Nordisch-Deutsche Kirchenkonvent, die Begegnung mit der internationalen Abteilung des Britischen Rates der Kirchen und andere müssen in diesem Zusammenhang genannt werden.

c) Damit beginnt aber eine Einwirkung auf das theologische Denken und die Lebensäußerungen der Kirchen. Denn in allem, was hier angedeutet werden konnte, geht es nicht nur um Fragen der Praxis, sondern um die Herausbildung einer neuen ökumenischen Wirklichkeit auch in unserem theologischen Denken.

7. In diesen Zusammenhang gehört in besonderer Weise schließlich das gemeinsame Nachdenken in unseren Gliedkirchen über Probleme der großen Vollversammlungen, in denen es jeweils auch um Wesen, Aufgabe und Definition des Ökumenischen Rates ging. Wir erinnern an den Beitrag der ökumenischen Studiengemeinschaft Berlin-Brandenburg zur Weltkirchenkonferenz in Amsterdam 1948, der zu allen vier Sektionen eigene Stellungnahmen erarbeitete, an die Stellungnahmen des Ökumenischen Ausschusses der EKU zu Neu-Delhi und die Verlautbarung über das Wesen der Union. Ebenso an die Vorbereitungsarbeit, die z.B. in der Pommerschen Evangelischen Kirche zu Evanston und Neu-Delhi geleistet wurde. Andere Beispiele ließen sich hinzufügen.

III.

Durch die oben angeführten Fakten haben sich die Beschlüsse, die im Jahre 1948 in Amsterdam zur Konstituierung des Rates führten, gleichsam nachträglich bestätigt. In vielfältiger Weise ist das neue Faktum Ökumene vom Jahr der Konstituierung des Ökumenischen Rates an in unsere Kirchen eingedrungen und hat eine große Reihe von Aktivitäten und Überlegungen hervorgerufen. Die Erklärung von *Toronto* (1950) beschrieb den damals gegebenen Zustand in einer zutreffenden Weise. Es war und bleibt zunächst wichtig, daß Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates andere Mitgliedskirchen zwar nicht als „Kirche“ im wahren und vollen Sinn anzuerkennen brauchen, sie aber doch anerkennen als solche Kirchen, die dem einen Herrn dienen. *Toronto* aber bleibt – und damit nehmen wir das Urteil von Dr. Visser 't Hooft auf – im großen und ganzen einem statischen Denken verhaftet. Wir müssen freilich zugeben, daß wir bei aller Aufgeschlossenheit für die ökumenische Bewegung auch heute noch nicht alle mit der Erklärung von *Toronto* angestoßenen Fragen hinreichend bedacht haben. *Toronto* kann noch nicht beiseite gelegt werden.

Doch das Statische, so meinen wir, wird überwunden in dem neuen dynamischen Element, das besonders durch die Integration von Internationalem Missionsrat und Ökumenischem Rat der Kirchen und mit der neuen Formel über die Einheit der Kirche in *Neu-Delhi 1961* aufgenommen wurde. Die Einheitsformel zeigt ein Leitbild, das ohne Zweifel aus der Weiterentwicklung der ökumenischen Wirklichkeit seit 1948 erwachsen ist. Dieses Leitbild mit den im Kommentar dazu aufgezeigten Folgerungen ist noch weniger als *Toronto* von uns mit wünschenswerter Gründlichkeit durchdacht worden. Gerade der Kommentar müßte für unser weiteres Nachdenken über das Wesen der ökumenischen Wirklichkeit die Richtung weisen. Hier ist in unseren Kirchen noch viel Arbeit zu tun.

Im dem Bericht von *Montreal 1963* (Weltkonferenz der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung) finden wir eine gute Zusammenstellung von Einzelzügen aus dem ökumenischen Geschehen des letzten Jahrzehnts, die für die Beschreibung der neuen ökumenischen Wirklichkeit hilfreich ist – gerade auch im Blick auf unsere eigene Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat (vgl. Bericht über *Montreal*, 1963, S. 40, Punkte a–h). Desgleichen unterstreichen wir den auch von Dr. Visser 't Hooft in seinem Vortrag in

Rochester zitierten Schlußabsatz des Teiles „Die Kirche und der Ökumenische Rat der Kirchen“, wie er in Montreal formuliert worden ist (a. a. O. S. 41). Dabei denken wir besonders an das, was über eine Bereicherung unserer christlichen Existenz und über eine neue Sicht unserer gemeinsamen christlichen Aufgabe in der Welt, wie sie in der Gemeinschaft des Ökumenischen Rates empfangen wurden, gesagt ist. Einen Fortschritt zu einer klaren Erfassung des Wesens der ökumenischen Wirklichkeit haben die Formulierungen von Montreal jedoch leider nicht gebracht. Um so dankbarer sind wir, daß wir mit einer Wirklichkeit leben, die unseren Formulierungen voraus ist.

IV.

Wir versuchen, einige Folgerungen zu ziehen.

1. Es ist für uns unvorstellbar, aus dem Ökumenischen Rat der Kirchen wieder auszutreten. Damit bekennen wir, daß der Ökumenische Rat für uns mehr ist als eine von Menschen geschaffene Organisation. Wir sehen in ihm das Wirken des Heiligen Geistes in, mit und unter den Strukturen, die Menschen geschaffen haben.

2. In unserem Gehorsam gegenüber dem einen Herrn der Kirche stehen wir als Gemeinden und als einzelne Christen heute nicht allein in unseren eigenen Kirchen, sondern auch in der Gemeinschaft der Kirchen der Ökumene. Noch sehen wir uns nicht in der Lage, diese doppelte Ausrichtung zu bestimmen, aber wir bekennen, daß sich in der Ökumene, die größer ist als der Ökumenische Rat, etwas von der einen heiligen christlichen Kirche spiegelt.

3. Daher kann die Ökumene für uns nicht länger ein Gegenüber sein, wie dies heute noch oft der Fall ist. Es gibt noch viele Gemeinden und Kirchen, die „auf“ die Ökumene sehen. Dort werden bestimmte Funktionen wahrgenommen. Es werden Konferenzen veranstaltet und Gespräche geführt. Es muß in das Bewußtsein unserer Kirchen und Gemeinden übergehen, daß wir selber Teil, Glied der Ökumene sind.

4. Das geistliche Faktum der Ökumene, ihre Kraft und ihre Bedeutung können nur in dem Maße vorhanden sein, wie die Gliedkirchen an dem Leben, Handeln und Entscheiden der Ökumene teilhaben. Die Ökumene ist nichts in sich selbst, sondern sie ist die Gemeinschaft, nicht nur die Summe der Einzelkirchen.

Das bedeutet, daß alle Mitgliedskirchen der Ökumene in noch ganz anderem Maße vertraut werden müssen mit dem Leben und Denken der übrigen Kirchen und mit dem, was schon heute gemeinsam gesagt werden kann. Je mehr unsere Gliedkirchen dies aufnehmen und bei ihren eigenen Entscheidungen berücksichtigen, um so stärker ist auch die geistliche Kraft der Ökumene, um so mehr wächst unter uns und bei uns die Einheit der Kirche. Das Teilnehmen am Leben, Bekennen und Entscheiden der eigenen Kirche genügt heute nicht mehr allein als Manifestation der Zugehörigkeit zur ganzen Kirche Jesu Christi.

5. Dies schließt aber ein, daß die Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat auf jeder Ebene sichtbar werden muß: beim einzelnen Christen, in den verschiedenen Gruppen und Kreisen, in der Gemeinde, im Kirchenkreis, in der Gliedkirche, in den leitenden Ämtern und auf den Synoden, an den theologischen und kirchlichen Ausbildungsstätten und an den Fakultäten. Es kann keine Ebene kirchlichen Handelns und Seins geben, die nicht um ihre Verbundenheit mit der Ökumene weiß, die nicht die ökumenischen Realitäten berücksichtigt und danach handelt. Die Formel von Neu-Delhi „Alle an jedem Ort“ bedeutet gewiß auch diese umfassende Mitbeteiligung und -verantwortung aller Christen in den verschiedensten Gemeinschaften.

Ausgehend von diesen Einsichten schlagen wir dem Rat der EKU vor, den Grundordnungsausschuß damit zu beauftragen, für die Grundordnung der EKU sowie für die Grund- und Kirchenordnungen der Gliedkirchen Vorschläge auszuarbeiten, wie die vorhandene ökumenische Wirklichkeit in den Mitgliedskirchen und ihre praktizierte und notwendige Verpflichtung gegenüber dem Ökumenischen Rat sachgemäßer formuliert werden kann.

6. Die neue ökumenische Wirklichkeit bedeutet für die einzelnen Christen eine umfassende Verstärkung des gemeinsamen Handelns in Mission und Diakonie. Dabei wird die Erfahrung gewonnen werden, daß dieses gemeinsame Handeln zugleich die Einheit der Kirche stärkt und ihr sichtbaren Ausdruck gibt.

7. Als Evangelische Kirche der Union möchten wir feststellen, daß nach unserer Meinung das Faktum einer gelebten Union, in welcher Weise sie auch zustande gekommen sein mag, ein Beitrag zur ökumenischen Wirklichkeit sein kann. Die Verbindung unserer Kirche mit anderen Unionskirchen kann dazu helfen, nach Wegen größerer Gemeinschaft zwischen verschiedenartigen Kirchen zu suchen und sie in aller Vorläufigkeit darzustellen.

8. Wir möchten auch zum Ausdruck bringen, daß nach unserer Überzeugung die heutige ökumenische Wirklichkeit, die wir als ein Faktum beschrieben haben, die Evangelische Kirche in Deutschland und ihre Gliedkirchen veranlassen soll, ihrer ökumenischen Aktivität eine neue Gestalt zu geben, indem sie eine Vertretung der EKD und ein Gegenüber zum Ökumenischen Rat und den anderen Kirchen schafft, das die jetzt verstreuten Aufgaben sammelt und wirksamer wahrnehmen kann.

9. Die neue ökumenische Wirklichkeit läßt erhoffen, daß der Ökumenische Rat mehr zu einem genuin kirchlichen Handeln kommen wird. Die ökumenische Wirklichkeit unserer Tage wächst von den Gemeinden und von den Mitgliedskirchen her, und sie ist so stark oder so schwach, wie die Gemeinden und Kirchen in ihrem eigenen kirchlichen Handeln sind.

10. Die Fülle dieser Einheit wird erst in der letzten Zeit offenbar werden. Wir sind und bleiben auf dem Wege. Aber wir stehen nicht still. Die Ökumene ist in Bewegung auf das Ziel zu. Das Ziel ist Jesus Christus, der aber schon heute die Glieder seines Leibes durch Wort und Sakrament zusammenführt. Noch geschieht dies bruchstückhaft, noch leiden wir unter der Zertrennung. Aber so, wie wir von der Einheit in Jesus Christus herkommen, so gehen wir auf die vollkommene Einheit zu.

Berlin, den 29. Oktober 1964

Für den Ökumenischen Ausschuß
D. Gerhard Brennecke

b) Die IV. Ökumenische Studientagung

Der Ökumenische Ausschuß veranstaltet in einem zweijährigen Turnus Studientagungen, an denen bis zu 100 ökumenisch interessierte Pfarrer der Gliedkirchen teilnehmen. Die IV. Studientagung, die Ende August 1964 stattfand, stand im Zeichen Afrikas. Professor D. Baëta, Ghana, sprach über die religiöse Lage in Afrika; der Generalsekretär der Allafrikanischen Kirchenkonferenz, Dr. M' Timkulu, schilderte die Aufgaben und Probleme der neugeschaffenen Organisation, für die er tätig ist, und Professor Gensichen, Heidelberg, berichtete in seinem Referat über die Ausbildung des theologischen Nachwuchses in Afrika über eines der brennendsten Probleme des Kontinents. Einige Teilnehmer aus Kirche und Mission berichteten über ihre Afrikaerfahrungen.

c) Der Austausch mit anderen Kirchen

Die Beziehungen zu Schwesterkirchen in der Ökumene wurden durch mancherlei Besuche vertieft. Professor Kikuji Ito aus Japan weilte auf Einladung der Evangelischen Kirche der Union mehrere Monate in Deutschland und besuchte Ge-

meinden und kirchliche Einrichtungen in der Bundesrepublik und in der DDR. Als Stipendiat aus dem Kyodan kam Pfarrer Satoshi Sasaki zu einem Studienaufenthalt an der Kirchlichen Hochschule in Berlin. Superintendent a. D. Dr. A. Schmidt, Tokio, nutzte seinen Heimaturlaub, um dem Rat der Evangelischen Kirche der Union über seine Arbeit für die Evangelische Akademie in Japan und seine Bemühungen um die Vertiefung der Beziehungen zwischen EKU und Kyodan zu berichten.

Eine besonders intensive Begegnung mit der United Church of Christ (USA) wurde dadurch möglich, daß nicht nur eine Gruppe amerikanischer Pfarrer den Besuch der EKU-Delegation vom November 1963 erwiderte, sondern die führenden Mitarbeiter dieser Kirche ihre Teilnahme an der Vollversammlung des Reformierten Weltbundes in Frankfurt dazu nutzten, in Berlin mit führenden Persönlichkeiten aus der Evangelischen Kirche der Union zusammenzutreffen. Von amerikanischer Seite waren der Präsident der UCC Dr. B. Herbst, Rev. Dr. H. Wilke, Rev. D. Colwell, Dr. A. Gray, Dr. R. Stanger, Mr. Th. Schwalm, Rev. K. Ziebell, Ref. W. Telfer, Mr. A. Bladen und Chaplain L. Bartholomew zugegen. Aus der Evangelischen Kirche der Union nahmen unter anderen Präses D. Wilm, Präses D. Beckmann, Präsident D. Hildebrandt und Missionsdirektor D. Brennecke teil.

Enge Beziehungen bestehen zu den protestantischen Kirchen in Frankreich. In Berlin fand im September 1964 ein deutsch-französisches Frauentreffen statt, an dessen Vorbereitung und Durchführung die Evangelische Kirche der Union starken Anteil hatte.

d) Aus der Auslandsarbeit

Die Evangelische Kirche der Union hat in ihrer Auslandsarbeit von jeher auf eine vertrauensvolle Zusammenarbeit mit dem Kirchlichen Außenamt entscheidenden Wert gelegt. Sie sieht den Sinn ihrer Auslandsarbeit in einer Unterstützung der Auslandsarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland. Die Zielsetzung der Arbeit des Außenamtes als „Auslandsarbeit in ökumenischer Verantwortung“ wird noch nicht überall verstanden. So erwiesen sich für die Koordinierung und die Planung der Auslandsarbeit ein Vortrag von Präsident D. Wischmann vor dem Rat der Evangelischen Kirche der Union und eine sich anschließende mehrstündige Grundsatzdebatte als überaus förderlich.

Ein besonders herzliches Verhältnis verbindet die Evangelische Kirche der Union mit den aus der deutschen evangelischen Auslandsarbeit hervorgegangenen Kirchen in Lateinamerika. Um die Probleme dieser Kirchen kennenzulernen und die Zusammenarbeit mit ihnen zu fördern, bat der Rat der Evangelischen Kirche der Union seinen Vorsitzenden, Präses D. Wilm, und Propst E. Herbert, sich für ausgedehnte Studien- und Besuchsreisen durch Lateinamerika zur Verfügung zu stellen. Auf Grund der eingehenden Berichte, die der Rat im Anschluß an diese Reisen empfing, wurden eine Reihe dringender Projekte in den Kirchen in Brasilien, Chile und am La Plata gefördert. Die Evangelische Kirche der Union, ihre Gliedkirchen und die Evangelische Kirche von Hessen und Nassau stellten namhafte Geldmittel zur Verfügung.

3. DIE EVANGELISCHE KIRCHE DER UNION UND DIE WELTMISSION

a) Der Missionsausschuß

Um der missionarischen Verantwortung der Kirche besser gerecht werden zu können, entschloß sich der Rat der Evangelischen Kirche der Union, einen Missionsausschuß zu berufen, der im Januar 1964 zum erstenmal zusammentrat und in dem außer den Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union die Berliner Mission, die Rheinische Missionsgesellschaft, die Bethel-Mission und die Goßner-Mission vertreten sind. Einige kleinere Missionen entsenden Beobachter oder lassen sich über die Ausschußarbeit informieren.

Südafrika und Japan sind die Gebiete, denen vorerst das Hauptinteresse des Ausschusses gehören soll. Das ergibt sich aus der Hilfeleistung für die Berliner Mission, zu der sich die Evangelische Kirche der Union und die genannten Missionsgesellschaften verpflichtet fühlen, und aus den engen Beziehungen zwischen dem Kyodan (der Vereinigten Kirche Christi in Japan) und der Evangelischen Kirche der Union.

b) Verbindung zu den jungen Kirchen in Afrika

Um die Verbindung der Evangelischen Kirche der Union zu den aus der Arbeit der Berliner Mission hervorgegangenen Kirchen zum Ausdruck zu bringen und sich über ihre Lage informieren zu lassen, entsandte der Rat der Evangelischen Kirche der Union ein Mitglied der Kirchenkanzlei zu einer dreimonatigen Studienreise nach Süd- und Ostafrika.

B. Aus den Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Über das kirchliche und theologische Geschehen in den Gliedkirchen in Ost und West, soweit es übergreifendes Interesse beanspruchen kann, berichtet dieses Jahrbuch an anderer Stelle.

Im Rahmen einer Darstellung der Evangelischen Kirche der Union im Jahre 1964 darf aber eine Erörterung der Frage, wie sich die Gesetzgebung der Gesamtkirche in den Gliedkirchen auswirkt, nicht fehlen. Die Einheit der Evangelischen Kirche der Union ist eine „Einheit in der Mannigfaltigkeit“. Das zeigt sich an den Ausführungsbestimmungen, die die Gliedkirchen zu verschiedenen Gesetzen der Evangelischen Kirche der Union verabschiedet haben. Der Frage sei hier an Hand der Lehrbeanstandungsordnung nachgegangen; wiewohl die gleichen Beobachtungen auch am „Pastorinnengesetz“ und an der Agende der Evangelischen Kirche der Union hätten angestellt werden können.

AUSFÜHRUNGSBESTIMMUNGEN ZUR LEHRBEANSTANDUNGSORDNUNG DER EVANGELISCHEN KIRCHE DER UNION VON 1963

Von Hartmut Johnsen

Die von der Synode der EKU am 27. 6. 1963 beschlossene „Ordnung über das Verfahren bei der Beanstandung der Lehre ordinierter Diener am Wort (Lehrbeanstandungsordnung)“ hat der Rat der EKU inzwischen für alle Gliedkirchen – zuletzt für die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg mit Wirkung vom 1. April 1965 – in Kraft gesetzt. Damit sind die von den Gliedkirchen erarbeiteten Ausführungsbestimmungen zu dieser Ordnung¹ geltendes Recht geworden. Die „Einheit in der Mannigfaltigkeit“ der EKU spiegelt sich auch in diesen gliedkirchlichen Regelungen wider.

Als wichtigste Regelung war den Gliedkirchen die *Bildung der Spruchkammern* vorbehalten geblieben. Die wichtigsten Vorschriften dazu lauten wie folgt:

§ 12

In den Gliedkirchen werden durch die Provinzial-(Landes-)Synode Spruchkammern gebildet. Dabei ist den in der Gliedkirche geltenden Bekenntnissen Rechnung zu tragen. Erforderlichenfalls sind mehrere Spruchkammern zu bilden. Das Nähere regelt das gliedkirchliche Recht.

§ 13

1. Jeder Spruchkammer gehören an

- a) vier in einem Amt der Gliedkirche stehende ordinierte Theologen, von denen zwei in einem Gemeindepfarramt stehen sollen,
- b) zwei Gemeindeglieder, die die Befähigung zum Ältestenamt (Presbyteramt) besitzen,
- c) ein ordentliches Mitglied einer Evangelisch-Theologischen Fakultät oder des Lehr-

1. Kirchengesetz der Evangelischen Kirche von Westfalen zur Ergänzung der Lehrbeanstandungsordnung der EKU. Vom 25. Oktober 1963 (ABl. EKD 1964 H Nr. 17 S. 19),

Kirchengesetz der Evangelischen Kirche von Schlesien zur Ausführung der Lehrbeanstandungsordnung der EKU. Vom 14. November 1963 (ABl. EKD 1964 H Nr. 65 S. 77, B Nr. 5 S. 15),

Kirchengesetz betreffend das Verfahren bei der Beanstandung der Lehre ordinierter Diener am Wort in der Evangelischen Kirche im Rheinland. Vom 16. Januar 1964 (ABl. EKD 1964 H Nr. 85 S. 122, B Nr. 89 S. 125),

Kirchengesetz der Pommerschen Evangelischen Kirche zur Lehrbeanstandungsordnung. Vom 11. März 1964 (ABl. EKD 1964 H Nr. 116 S. 192, B Nr. 104 S. 139 f.),

Kirchengesetz der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen zur Übernahme und Ausführung der Ordnung des Verfahrens bei der Beanstandung der Lehre ordinierter Diener am Wort (Lehrbeanstandungsordnung) der EKU. Vom 15. Juli 1964 (ABl. EKD 1964 H Nr. 203 S. 359, B Nr. 121 S. 173 f.),

Kirchengesetz der Regionalsynode Ost der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg zur Ausführung der Lehrbeanstandungsordnung der EKU. Vom 13. November 1964 (ABl. EKD 1965 H Nr. 32 S. 52, B Nr. 28 S. 27 f.),

Kirchengesetz der Regionalsynode West der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg zur Ausführung der Lehrbeanstandungsordnung der EKU. Vom 13. November 1964 (ABl. EKD 1965 H Nr. 34 S. 53).

Ein Ausführungsgesetz der Evangelischen Landeskirche Anhalts war zum Zeitpunkt dieses Berichtes noch nicht veröffentlicht.

körpers einer Kirchlichen Hochschule oder ein sonst im theologischen Lehramt stehender Diener am Wort im Bereich der Evangelischen Kirche der Union.

2. Stellvertreter sind in der erforderlichen Anzahl zu berufen.

3. Die Mitglieder jeder Spruchkammer, der Vorsitzende und sein Stellvertreter und die etwaigen Ersatzleute, sind durch die Provinzial-(Landes-)Synode für die Dauer ihrer Amtsperiode im voraus zu bestimmen.

4. Die Gliedkirchen können bestimmen, daß der Bischof (Präses) oder ein Stellvertreter den Vorsitz in der Spruchkammer führt.

§ 37

1. Zwei oder mehrere Gliedkirchen können auf Grund dieser Verordnung eine gemeinsame Spruchkammer bilden.

2. Eine Gliedkirche kann auf die Bildung einer eigenen Spruchkammer verzichten und den Dienst der Spruchkammer einer anderen, dazu bereiten Gliedkirche der Evangelischen Kirche der Union in Anspruch nehmen.

Als einzige Gliedkirche hat die Evangelische Kirche von *Westfalen* ausdrücklich *drei* Spruchkammern gebildet, und zwar je eine für Betroffene lutherischen, reformierten und unierten Bekenntnisstandes. Die Zuständigkeit der jeweiligen Spruchkammer wird bestimmt durch die Erklärung des Betroffenen über seine Stellung zu Schrift und Bekenntnis; dabei handelt es sich um eine Erklärung, die der Betroffene entweder schon als Ordinand nach Art. 218 Abs. 1 der westfälischen Kirchenordnung schriftlich gegenüber dem Landeskirchenamt oder an Stelle dieser Erklärung später rechtsverbindlich abgegeben hat.

Die Bekenntnisbindung der Mitglieder der Spruchkammer wird wie folgt festgelegt: für den ordinierten Theologen kommt es ebenfalls darauf an, auf welches Bekenntnis er sich durch die Erklärung über seine Stellung zu Schrift und Bekenntnis nach Art. 218 Abs. 1 westf. Kirchenordnung oder durch eine Erklärung, die er später an deren Stelle rechtsverbindlich abgibt, verpflichtet hat. Für die Gemeindeglieder und für den im Lehramt stehenden Theologen ist entscheidend, ob sie das lutherische, reformierte oder unierte Bekenntnis durch schriftliche Erklärung anerkannt haben. Die Landessynode stellt für die Wahlperiode bindend fest, daß diese Voraussetzungen erfüllt sind.

Der westfälischen Regelung am nächsten kommen die Ausführungsbestimmungen in der Evangelischen Kirche im *Rheinland*. Dort ist zwar formell nur eine Spruchkammer gebildet, diese Spruchkammer verhandelt und entscheidet jedoch – je nach der Bekenntnisbindung des Betroffenen – in drei verschiedenen Zusammensetzungen.

Von den nach § 13 Abs. 1 Buchst. a berufenen Mitgliedern und ihren Stellvertretern müssen je vier in der lutherischen, reformierten und unierten Bekenntnisbindung stehen. Die Landessynode bestimmt aus den theologischen Mitgliedern drei Vorsitzende mit verschiedenem Bekenntnisstand. Als Beisitzer nach § 13 Abs. 1 Buchst. c wählt die Landessynode je ein reformiertes, lutherisches und uniertes Mitglied mit je einem Stellvertreter. Bei einem Verfahren müssen der Vorsitzende, der Beisitzer nach § 13 Abs. 1 Buchst. c und ein weiterer theologischer Beisitzer jeweils in der gleichen Bekenntnisbindung stehen wie der Betroffene.

Die Bekenntnisbindung der Mitglieder der Spruchkammer wird in der Weise festgestellt, daß die Berufenen noch vor ihrer Berufung eine Erklärung über ihre

Bekennnisbindung abgeben. Von den beiden nach § 13 Abs. 1 Buchst. b gewählten Gemeindegliedern wird diese Erklärung jedoch nicht gefordert, ein Beisitzer aus der Gruppe der Gemeindeglieder muß nach Maßgabe der staatlichen Gesetze die Befähigung zum Richteramt besitzen.

Die Bekenntnisbindung des Betroffenen wird in der Weise festgestellt, daß der Betroffene vor der Ladung zum theologischen Lehrgespräch zur Abgabe einer schriftlichen Erklärung über seine Bekenntnisbindung aufgefordert wird. Gibt der Betroffene innerhalb der von der Kirchenleitung bestimmten Frist keine Erklärung ab, entscheidet die Spruchkammer in der Besetzung, die für unierte Amtsträger vorgesehen ist.

In der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz *Sachsen* ist ebenfalls bestimmt, daß nur eine Spruchkammer gebildet wird. Bei Verfahren gegen Betroffene reformierten Bekenntnisses ist lediglich die Regelung getroffen worden, daß in diesem Fall an die Stelle eines ordinierten Theologen und an die Stelle eines Gemeindegliedes je ein Vertreter reformierten Bekenntnisses tritt. An wessen Stelle sie treten, bestimmt dabei die Synode.

Auch in der Evangelischen Kirche in *Berlin-Brandenburg* ist nach den insoweit übereinstimmenden Kirchengesetzen der beiden Regionalsynoden bestimmt, daß nur eine Spruchkammer gebildet wird.

In der Regionalsynode Ost ist weiter bestimmt, daß dabei die in der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg geltenden Bekenntnisse vertreten sein müssen und daß das Mitglied und sein erster Stellvertreter möglichst verschiedenen Bekenntnisses sein sollen. Bei der Zusammensetzung der Spruchkammer soll auch die im Ordinationsvorhalt ermöglichte Bindung an die Reformatorischen Bekenntnisschriften berücksichtigt werden. Die Feststellung der Bekenntnisbindung ist nur für die Mitglieder der Spruchkammer näher geregelt: Ähnlich wie im Rheinland – aber für alle Mitglieder der Spruchkammer, also auch für die Gemeindeglieder – wird die Bekenntnisbindung durch eine schriftliche Erklärung festgestellt, die die Berufenen vor der Annahme der Berufung abzugeben haben. Der Betroffene hat das Recht, einzelne Mitglieder der Spruchkammer, die seiner Bekenntnisbindung nicht entsprechen, abzulehnen. In diesem Fall muß aber gewährleistet bleiben, daß in der erkennenden Spruchkammer die in der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg geltenden Bekenntnisse vertreten sind. Es ist nicht zulässig, daß ein Mitglied der Spruchkammer wegen der Verschiedenheit seiner Bekenntnisbindung mit der des Betroffenen auf die Amtstätigkeit von sich aus verzichtet.

Für den Bereich der Regionalsynode West ist – abweichend von der Regelung im Ostbereich – von der in § 37 Abs. 2 vorgesehenen Möglichkeit Gebrauch gemacht: Es ist ausdrücklich festgestellt, daß für Beanstandungen der Lehre Betroffener reformierten Bekenntnisstandes die zweite Spruchkammer der Evangelischen Kirche von Westfalen zuständig ist. Eine besondere Regelung hinsichtlich der Feststellung des Bekenntnisstandes ist nur für Betroffene des reformierten Bekenntnisses vorgesehen. Danach ist derjenige reformierte Bekenntnisstandes, „wer sich als ordiniierter Theologe auf das reformierte Bekenntnis verpflichtet hat oder wer, ohne eine solche Verpflichtung abgegeben zu haben, gegenüber dem Konsistorium schriftlich erklärt, daß er sich zu den reformierten Bekenntnisschriften bekennt“.

Die *Pommersche Evangelische Kirche* hat folgendes bestimmt: „In der Landeskirche wird eine Spruchkammer gebildet, deren Mitglieder lutherischen Bekenntnisses sind.“

Besondere Regelungen für das Verfahren gegen reformierte Amtsträger sind nicht vorgesehen. Als einzige Gliedkirche hat die Pommersche Evangelische Kirche auch bestimmt, daß der Bischof oder sein Stellvertreter Mitglied der Spruchkammer ist und den Vorsitz führt. Wegen der zwingenden Vorschrift des § 14 Buchst. a Lehrbeanstandungsordnung ist deshalb eine Teilnahme des Bischofs am Lehrgespräch ausgeschlossen.

In der Evangelischen Kirche von *Schlesien* ist eine ähnliche Regelung wie in Pommern getroffen, und zwar in der Weise, daß auch nur eine Spruchkammer gebildet wird und diese Spruchkammer für die Entscheidung über die Beanstandung der Lehre Betroffener des lutherischen Bekenntnisses zuständig ist. In die Spruchkammer darf nur gewählt werden, wer als ordinierter Theologe dem lutherischen Bekenntnis, als Gemeindeglied einer Gemeinde des lutherischen Bekenntnisses angehört oder als im Lehramt stehender Theologe das lutherische Bekenntnis durch schriftliche Erklärung anerkannt hat. Wie in der westfälischen Regelung stellt die Provinzialsynode für die Wahlperiode bindend fest, daß diese Voraussetzungen erfüllt sind.

Als Betroffener lutherischen Bekenntnisses gilt jeder ordinierte Diener am Wort mit Ausnahme des Inhabers einer Pfarrstelle einer reformierten Gemeinde und eines reformierten ordinierten Dieners am Wort, der einen Beschäftigungsauftrag in der Provinzialkirche hat.

Das Verfahren gegen Betroffene reformierten Bekenntnisses wird sich jedoch – wie im Bereich der Regionalsynode West von Berlin-Brandenburg – nach einer besonderen Regelung gemäß § 37 Ziff. 2 Lehrbeanstandungsordnung richten. Eine Bestimmung darüber, welche Spruchkammer einer anderen Gliedkirche der EKV zuständig sein soll, ist bislang aber noch nicht getroffen.

Die *Verpflichtung der Mitglieder der Spruchkammer* haben nur einige Gliedkirchen geregelt:

In der Regionalsynode Ost von Berlin-Brandenburg haben die Mitglieder vor Annahme ihrer Berufung lediglich eine schriftliche Erklärung über ihre Bereitschaft abzugeben, ihr Amt im Sinne von § 16 Lehrbeanstandungsordnung zu führen. (§ 16 lautet: „Die Mitglieder der Spruchkammer führen ihr Amt in Unabhängigkeit und sind nur an die Hl. Schrift sowie an die Bekenntnisse und an die Ordnungen ihrer Kirche gebunden.“)

In der Regionalsynode West werden der Vorsitzende durch den Präses der Synode und die Mitglieder durch den Vorsitzenden vor Beginn ihrer Tätigkeit verpflichtet, „ihr Amt in Bindung an die Hl. Schrift sowie an die Bekenntnisse und an die Ordnungen der Kirche unabhängig auszuüben“.

In Westfalen legen die Gewählten vor dem Präses oder dessen Beauftragten ein Gelöbnis ab, in Sachsen werden der Vorsitzende durch den Bischof, die übrigen Mitglieder durch den Vorsitzenden vor Beginn ihrer Tätigkeit verpflichtet. In Westfalen und Sachsen hat das Gelöbnis folgenden übereinstimmenden Wortlaut: „Ich gelobe vor Gott, daß ich meine Obliegenheiten als Mitglied der Spruchkammer für Lehrbeanstandungen im Gehorsam gegen Gottes Wort und gemäß den Ordnungen der Kirche sorgfältig erfüllen und danach trachten

werde, daß die Kirche in allen Stücken wachse an dem, der das Haupt ist, Christus.“

Im Bereich der Kirchenprovinz Sachsen werden solche Mitglieder der Spruchkammer, die bereits früher als Ordinand, Ältester, Synodaler oder nichttheologisches Mitglied des Konsistoriums ein Gelöbnis geleistet haben, auf ihre Bitte unter Hinweis auf das früher geleistete Gelübde durch Handschlag verpflichtet.

Auch über die Teilnahme des zuständigen Generalsuperintendenten (Propstes) und Superintendenten als Zuhörer am Lehrgespräch haben nur wenige Gliedkirchen eine Bestimmung getroffen. Pommern, Sachsen und Berlin-Brandenburg (West) haben bestimmt, daß sie als Zuhörer teilnehmen *können*. Berlin-Brandenburg (Ost) hat dagegen die zwingende Regelung getroffen, *daß* sie teilnehmen. Für beide Regionalbereiche der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg ist weiterhin bestimmt, daß der Generalsuperintendent und Superintendent im Falle der Teilnahme am Lehrgespräch als „Beteiligte“ anzusehen sind. Dies hat zur Folge, daß sie – auf Grund von § 14 Buchst. a Lehrbeanstandungsordnung – von der Mitwirkung in der Spruchkammer ausgeschlossen sind.

In der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz *Sachsen* ist hinsichtlich der Pfarrverwalter bestimmt, daß die §§ 29–31 der Lehrbeanstandungsordnung keine Anwendung finden. Hat die Spruchkammer in einem Verfahren gegen einen Pfarrverwalter den Tatbestand einer Irrlehre festgestellt, so „verliert der Pfarrverwalter mit dem Tage der Zustellung des Spruches die in der Ordination begründeten Rechte und die Anstellungsfähigkeit als Pfarrverwalter. Sofern seine anderweitige Verwendung im kirchlichen Dienst möglich ist, behält er seine Anwartschaft auf zusätzliche Altersversorgung“.

Ökumenische Bewegung 1963/64

Von Hanfried Krüger

Nach einer gewissen Atempause, die das Jahr 1962 brachte, sind die beiden Berichtsjahre wiederum mit zahlreichen großen Weltkonferenzen sowohl des ÖRK wie der konfessionellen Weltbünde angefüllt gewesen. Um gleich zu Beginn die wichtigsten zu nennen: Vom 12. bis 26. Juli 1963 tagten in Montreal (Kanada) die 4. Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung, vom 30. Juli bis 10. August 1963 in Helsinki die 4. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes, vom 8. bis 20. Dezember 1963 in Mexico City die in Neu-Delhi gebildete Kommission für Weltmission und Evangelisation, vom 3. bis 13. August 1964 in Frankfurt (Main) die 19. Generalversammlung des Reformierten Weltbundes und vom 15. bis 27. August 1964 in Aarhus (Dänemark) die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung. Außerdem sind in diesem Zusammenhang noch die 2. Allchristliche Friedensversammlung vom 28. Juni bis 3. Juli 1964 in Prag und die Konferenz Europäischer Kirchen (Nyborg IV) vom 5. bis 9. Oktober 1964 auf dem dänischen Fahrgastschiff „Bornholm“ zu erwähnen. Schon diese Aufzählung, der noch eine Reihe regionaler und innerkirchlicher Konferenzen hinzuzufügen wäre, macht deutlich, welche Anforderungen durch eine so starke nach außen gerichtete ökumenische Aktivität an die Kirchen gestellt werden. Das gilt nicht nur in finanzieller Hinsicht, sondern auch kräftemäßig und geistig. Sind es doch weithin dieselben Kirchenführer, Theologen und (meist viel zuwenig) Laien, die mit den Verpflichtungen solcher Veranstaltungen in Vorarbeit, Teilnahme und Nacharbeit belastet sind. Die unausbleibliche Folge, die auch auf manchen der eben genannten Konferenzen schon mit Händen zu greifen war, ist eine unter der Zeitknappheit leidende Themenbehandlung, die der Gründlichkeit ermangelt und dem Ansehen der ökumenischen Bewegung als ganzer nicht zuträglich ist, vor allem im Blick auf den durch das II. Vatikanische Konzil notwendig gewordenen Dialog mit der römisch-katholischen Kirche. Hier scheinen sich nur zwei Auswege anzubieten: eine weise Einschränkung der Tagungen wie auch eine breitere Streuung der ökumenischen Verantwortlichkeiten innerhalb der Kirchen. – Damit wenden wir uns dem Ablauf der ökumenischen Ereignisse in den Jahren 1963/64 im einzelnen zu.

I. DIE INNERE UND ÄUSSERE ENTWICKLUNG DES ÖKUMENISCHEN RATES

1. Glauben und Kirchenverfassung

a) Die 4. Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung vom 12. bis 16. Juli 1963 in Montreal

Die nach elfjähriger Pause zusammentretende Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung vereinte fast 500 Teilnehmer, darunter 240 kirchliche Delegierte, 18 Jugenddelegierte und 46 Berater, die insgesamt etwa 130 Kirchen re-

präsentierten. Unter den 15 Beobachtern befanden sich 5 aus der römisch-katholischen Kirche. Gegen die Ansetzung dieser Konferenz für den Juli 1963 waren mancherlei Bedenken erhoben worden. Der Zeitpunkt schien zu früh zu sein, um nicht die Aufarbeitung der Ergebnisse der Vollversammlung von Neu-Delhi in den Kirchen zu unterbrechen oder zumindest fühlbar zu stören. Andererseits hatte die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung gerade von Neu-Delhi her bestimmte Aufträge erhalten, die es zu erfüllen galt. Dazu gehörte die Frage der Abendmahlsgemeinschaft von ökumenischen Konferenzen, die seit der Ökumenischen Jugendkonferenz von Lausanne im Jahre 1960 (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1961, S. 325 ff.) wieder in den Vordergrund gerückt war, sodann das Amtsverständnis, das seit der 2. Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung in Edinburgh (1937) nicht mehr behandelt worden war, jedoch bei den Kirchenunionen eine große Rolle spielt, und schließlich die „Ökumene am Ort“, deren Verwirklichung in Neu-Delhi so nachdrücklich gefordert wurde (Kirchl. Jahrbuch 1961, S. 364 ff.). Darüber hinaus verlangten die seit der 3. Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung in Lund (1952) laufenden Studien „Christus und die Kirche“, „Tradition und Traditionen“, „Gottesdienst“ und „Institutionalismus“ nach einem Abschluß (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 287). In den fünf Sektionen der Montreal-Konferenz „Die Kirche in Gottes Plan“, „Schrift, Tradition und Traditionen“, „Das Erlösungswerk Christi und das Amt seiner Kirche“, „Der Gottesdienst und das Einssein der Kirche Christi“ und „Alle an jedem Ort: Der Vorgang des Zusammenwachsens“ kamen sie dann freilich zum Verdruß der betreffenden Studienkommissionen doch nicht zu der wünschenswerten und verdienten Geltung.

Das Bemerkenswerte der Verhandlungen in Montreal bestand einmal in der aktiven und geschlossenen Mitarbeit der orthodoxen Kirchen, wie sie in dieser Weise früher noch nicht in Erscheinung getreten war, aber jetzt folgerichtig auf der Linie der in Neu-Delhi verstärkten orthodoxen Mitgliedschaft lag, zum anderen in der erstmaligen Heranziehung von Vertretern der kontinentalen historisch-kritischen Bibelwissenschaft, deren profiliertester Sprecher Prof. Ernst Käsemann (Tübingen) war. Demgegenüber traten die Anglikaner, die sonst die theologischen Diskussionen auf solchen Konferenzen weithin zu bestimmen pflegten, diesmal ziemlich zurück. Die so entstehende Polarität hat in Montreal entscheidend dazu beigetragen, „daß die Wahrheitsfrage weitaus beherrschender war als die Einheitsfrage“ und „daß unbestechliche Kritik und unerschöpfliche Liebe zur Einheit in der Wahrheit sich verbanden“ (Erich Dinkler in seinem ausgezeichneten Bericht über Montreal in „Ökumenische Rundschau“, 1964, Heft 1, S. 85, 92). Daß aber auch gerade dadurch die Schwierigkeiten der sprachlichen Verständigung und der traditionellen Begrifflichkeit an Gewicht gewannen, ist verständlich. Trotzdem hat Montreal eine Fülle theologischer Neuansätze gebracht, die in Fortführung des christologischen Ausgangspunktes von Lund (1952) „eine Vertiefung der Fragestellung durch Konzentration auf das Christus-Ereignis“ vollzogen. Das gleiche gilt insbesondere von den Versuchen weiterführender Definitionen in dem Fragenkreis „Schrift und Tradition“. Daneben ergaben sich aber auch eine Reihe kritischer Aspekte aus dem Spannungsverhältnis zwischen Kreuzestheologie und heilsgeschichtlich-trinitarischer Ekklesiologie, durch das erneute Zurücktreten der Eschatologie wie auch des Offenbarungshan-

delns Gottes im Alten Bunde (und damit auch des Problems „Israel und die Kirche“), durch die mangelnde Weltbezogenheit der theologischen Gedankengänge und nicht zuletzt durch die zuwenig koordinierte und unter Zeitdruck stehende Arbeitsmethode. Zweifellos hatte sich die Montreal-Konferenz zuviel vorgenommen und stand in der Gefahr, den verfassungsmäßigen Auftrag der Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung darüber aus dem Auge zu verlieren, „der wesenhaften Einheit der Kirche Christi Ausdruck zu geben und dem Ökumenischen Rat und den Kirchen besonders vor Augen zu halten, daß sie verpflichtet sind, diese Einheit um der Glaubwürdigkeit willen von Weltmission und Evangelisation sichtbar zu machen“. Im Rückblick auf Montreal stellte Reinhard Slenczka daher mit Recht fest: „Die Konferenz hat ... gezeigt, daß eine Neuordnung der Arbeit von Faith and Order nicht mehr zu umgehen ist, die vor allem in einer stärkeren Konzentration des theologischen Gesprächs bestehen müßte.“ Und er knüpfte daran die besorgte Frage: „Doch geht es wirklich nur um eine äußere Neuordnung? Stehen wir nicht heute vielmehr in der Gefahr einer Introversion der ökumenischen Begegnung, durch die das Ringen um die Einheit in eine Fülle theologischer Einzelprobleme zerläuft, ohne die Kirchen selbst in die Entscheidung zu führen?“ („Ökumenische Rundschau“, 1964, Heft 1, S. 103; in diesem Heft sind die auf der Konferenz gehaltenen Vorträge sowie Berichte über den Konferenzablauf zusammengefaßt; dort auch weitere Literaturangaben. Hingewiesen sei unter anderem auf die instruktiven Artikel von Günter Heidtmann in „Kirche in der Zeit“, 1963, Heft 9, und Werner Küppers in der „Internationalen Kirchlichen Zeitschrift“, 1963, Heft 4 und 1964, Heft 1.)

Die Ergebnisse der Konferenz sind in einem Berichtsband „Montreal 1963“ (EVZ-Verlag, Zürich) veröffentlicht, aus dem nachstehend die vom Präsidium an die Kirchen gerichtete Botschaft wiedergegeben sei:

EIN WORT AN DIE KIRCHEN

Wir sind auf dem Wege zur Einheit der Christen. Das haben wir in Montreal von neuem gesehen, denn uns wurde gezeigt, daß der Herr der ganzen Welt am Werke ist, was auch immer wir tun. Er gestaltet eine Welt, die nicht verleugnen kann, daß sie *eine* Welt ist, es sei denn, sie zerstörte sich selbst. In dieser Welt finden wir Christen uns zueinandergezogen und -getrieben. Das ist gemeint, wenn wir von einer „ökumenischen Wirklichkeit“ sprechen, die schneller Gestalt gewinnt, als wir es verstehen oder zum Ausdruck bringen können.

Vierzig Jahre lang hat die Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung daran gearbeitet, die Einheit, die uns in Christus schon zugeeignet ist, auch äußerlich zur Erscheinung zu bringen; denn wir glauben, daß dies Gottes Wille ist. Es wird uns immer klarer, daß viele unserer Positionen, die wir seit langem verteidigt haben, für Gottes Absicht ohne Bedeutung sind. Es fällt uns immer noch schwer, zu erkennen, was Gott uns gebietet festzuhalten oder aufzugeben und welche Wagnisse er von uns fordert. Aber wir sind gewiß, daß wir fortfahren müssen, einander in der Erkenntnis des Willens Gottes zu echtem Gehorsam zu helfen.

Die Aufgabe unserer Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung ist heute vieltätiger als je zuvor. Eine größere Anzahl von Kirchen nimmt an dem Gespräch teil, so daß neue, hingebungsvolle Bemühungen zum rechten Verstehen und neue Ideen notwendig sind. Große Teile der Welt sehen sich schwierigen und revolutionären Situationen gegenüber, die dort Fragen nach der Aufgabe der Kirchen aufwerfen. Ein

engerer Kontakt mit dem römischen Katholizismus läßt uns an dessen eigener Selbstprüfung teilnehmen, die auch der übrigen Christenheit neue Fragen vorlegt. Vermehrte Interessen mußten in unserem Programm berücksichtigt werden, so daß wir unserer Aufgabe nur annähernd gerecht werden konnten.

Auf unserer Konferenz hatten wir zu viele Probleme zu klären, um eine einmütige Meinung in einem einzigen Bericht zusammenfassen zu können. So reichen wir die Berichte unserer fünf Sektionen den Kirchen zum Studium weiter, in dem Bewußtsein, daß sie eine sehr vielfältige Erfahrung widerspiegeln, die in einem gedruckten Bericht nicht wirklich zum Ausdruck kommen kann. Und doch glauben wir, die wir an dieser Konferenz teilgenommen haben, daß diese Berichte uns Fragen vorlegen, die wir mit euch, die ihr uns hierher gesandt habt, teilen möchten, wenn wir nun zu unseren Kirchen zurückkehren:

Wollt ihr mit uns gemeinsam versuchen, all das, was uns unsere eigenen Kirchen bedeuten, und all das, was wir von anderen verstehen können, dem Schiedsspruch Christi, der unser aller Herr ist, zu unterstellen? Das Verständnis unserer Arbeit, in der wir miteinander in die Tiefe gehen, ist eine neue Weise, sich den Fragen zu stellen; sie ist voller Verheißung.

Wollt ihr versuchen, die Geschichte anderer Kirchen genauso umfassend zu verstehen wie eure eigene? So entdecken wir die Gemeinschaft mit anderen Christen durch die Zeiten hindurch wie auch in die fernsten Räume hinein. Und die Kirche, von alters her und zugleich weltweit, wird Ihn tiefer verstehen, der Er der Gott der Zeiten ist. Wollt ihr erkennen, daß Christus die ganze Kirche in Seinen umfassenden Dienst ruft, so daß wir ein neues Verständnis der verschiedenen Ämter gewinnen, die Er in der Fülle Seines Dienstes gibt?

Wollt ihr versuchen, von anderen Traditionen mehr davon zu lernen, was wahrer Gottesdienst in seiner Tiefe und Breite ist, in dem Seine Gegenwart in Erinnerung, Kommunion und Erwartung widergespiegelt wird und der Ihn in der Herrlichkeit und im Seufzen Seiner Schöpfung preist?

Wollt ihr demütig erkennen, daß wir in unseren Ortsgemeinden an vielen der Gaben, die Gott Seiner ganzen Kirche gibt, keinen Anteil haben können, solange wir nicht an jedem Ort das *eine* Volk Gottes werden und dazu bereit sind, dies durch neue und kühne Wagnisse lebendigen Glaubens zu verwirklichen?

Wir behaupten nicht, daß wir uns diesen Fragen auch nur annähernd radikal genug gestellt hätten, und wir kehren zurück, um sie mit euch von neuem gemeinsam zu erwägen. Wir wagen auch nicht zu behaupten, daß wir uns hier wirklich so entscheidender Probleme, wie zum Beispiel der Auseinandersetzung um die atomare Bewaffnung, der erbitterten Rassenkonflikte, der Probleme der wissenschaftlich-technischen Welt oder des sozialen Wandels, bewußt geworden sind. Dem theologischen Gespräch wohnt die heimtückische Neigung zur Introvertiertheit inne. Aber wir beten darum, daß unsere Arbeit wirklich ein Dienst für Gott in Seiner Liebe zu Seiner ganzen Welt sein möge, so daß die Einheit der Kirche nicht um unseretwillen, sondern um Seiner und Seiner Kinder willen Ereignis werde.

Wir bitten unsere Kirchen, auf diesen Wegen weiterzugehen und alles zu tun, um die Einheit des Lebens, das bei Gott in Christus verborgen ist, öffentlich darzustellen. Heute sehen wir Wege offen, die gestern nur der Glaube wahrzunehmen vermochte. Immer noch liegt ein weiter Weg vor uns, aber wir verharren im Glauben an Ihn, der uns ruft; denn Er ist treu, und Er wird's auch tun (1. Thess. 5, 24).

Vorsitzender: *Oliver Tomkins*, Bischof von Bristol. Stellvertretende Vorsitzende: *Chrysostomos Konstantinidis*, Metropolit von Myra, *Henri d'Espine*, *Albert C. Outler*.

Auf breites Interesse wird auch das Dokument über „Abendmahlsgottesdienste bei ökumenischen Veranstaltungen“ stoßen („Montreal 1963“, S. 69 f.):

Die Sektion „Gottesdienst“ hat sich insbesondere mit der Frage der Interkommunion beschäftigt. Sie war ersucht worden, dem Zentralausschuß einige Bemerkungen über dieses Thema zu unterbreiten und wenn möglich Empfehlungen auszuarbeiten, die über diejenigen von Lund (1952) hinausgehen. Das vorliegende Dokument wurde ursprünglich durch eine Untersektion (Volle Abendmahlsgemeinschaft, offene Abendmahlsgemeinschaft, Interkommunion) erarbeitet; es wurde dann von der ganzen Sektion und schließlich von der gesamten Konferenz diskutiert und angenommen. Der Vorschlag, Empfehlung c) zu streichen, wurde von der Konferenz mit 118 gegen 51 Stimmen abgelehnt. Der von der Konferenz angenommene Text wurde dann vom Zentralausschuß des Ökumenischen Rates der Kirchen an seiner Sitzung in Rochester (August 1963) diskutiert und in leicht veränderter Gestalt angenommen.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, legen wir hier die endgültige Version, wie sie vom Zentralausschuß gutgeheißen worden ist, vor; denn das Dokument wird ja in dieser Formulierung an die Kirchen weitergeleitet werden.

Der Zentralausschuß hat die Einführung und die Empfehlungen über „Abendmahlsgemeinschaft bei ökumenischen Veranstaltungen“ zur Kenntnis genommen, die ihm von der vierten Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung in Montreal übersandt worden waren. Er nimmt die darin enthaltenen Empfehlungen an und übermittelt das Dokument als ganzes den Mitgliedskirchen.

Die vierte Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung hat von der Empfehlung der Vollversammlung von Neu-Delhi Kenntnis genommen, daß die Regeln über „Abendmahlsgottesdienste bei ökumenischen Veranstaltungen“, die von der dritten Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung in Lund aufgestellt wurden, neu überprüft werden sollten, und sie ist der Auffassung, daß die Entwicklung seit 1952 und die gegenwärtige Lage im Ökumenischen Rat der Kirchen und der ökumenischen Bewegung im allgemeinen eine Überprüfung tatsächlich erforderlich machen.

Die Erfahrung der Einheit unter den Kirchen, die sich im Ökumenischen Rat der Kirchen einander verpflichtet haben, hat sich vertieft und ist noch immer im Wachsen begriffen. Wir sind der Meinung, daß Wirklichkeit, Bedeutung und Konsequenzen unserer *koinonia* innerhalb von Kirchenräten im allgemeinen und im Ökumenischen Rat der Kirchen im besonderen genauer untersucht werden müssen.

Wir müssen dabei allerdings beachten, daß die Zahl der Mitgliedskirchen, die Interkommunion zwischen getrennten Kirchen nicht als befriedigendes Vorgehen ansehen können, stark gestiegen ist. In manchen Kreisen, vor allem unter der Jugend, aber nicht nur hier, wächst hingegen die Ungeduld gegenüber bestimmten traditionellen Verhaltensweisen in dieser Frage. Viele Kirchen haben offensichtlich der Empfehlung von Lund nicht entsprochen, den Unterschieden in der Theologie und Praxis des Abendmahls und den neuen Problemen, die sich auf diesem Gebiet aus der im Ökumenischen Rat gegebenen Verbindung untereinander ergeben, vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken. Das ist sehr zu bedauern. Die Kirchen sind es sich selbst schuldig, ihre Theologie und Ordnungen auf die gegenwärtige Situation zu beziehen.

Jede wesentliche Abweichung von der Absicht, die hinter den Empfehlungen von Lund steht, würde unseres Erachtens weithin als ein ökumenisches Unglück mit weitreichenden und unheilvollen Konsequenzen angesehen werden. Die sich ständig vertiefende Überzeugung zahlreicher Menschen sowohl im Ökumenischen Rat als auf nationaler oder örtlicher Ebene, daß „christliche Gemeinschaft“ nach Tischgemeinschaft ruft, würde damit verraten werden. Welche Einstellung wir zur Frage der Interkommunion im allgemeinen haben mögen, so stellt sich doch die Frage, ob nicht ökumenische Veranstaltungen einen Sonderfall darstellen. Sollte es nicht möglich sein, bei solchen Zusammenkünften eine Lösung für die Abendmahlsgottesdienste zu finden, welche bei aller Achtung vor der Lehre der Kirchen und dem Gewissen der einzelnen, dem Einssein der Kirche Christi, das wir alle bekennen, einen möglichst umfassenden Ausdruck verleiht?

Jede neue Generation muß sich mit den bestehenden Unterschieden in der Theologie und Praxis des Abendmahls und mit den sich ereignenden Wandlungen vertraut machen. Wir sind der Meinung, daß die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung in den kommenden Jahren dem Sakrament des Heiligen Abendmahls die Aufmerksamkeit schenken sollte, die sie in jüngster Zeit der Taufe gegeben hat. Für eine solche Untersuchung sind genaue Unterlagen über Lehre und Praxis des Abendmahls wie auch über die Liturgie der einzelnen Kirchen notwendig. Auch neuere Vorschläge wie Konzelebration oder Agape-Mahl müßten sorgfältig geprüft werden. Wir fühlen uns heute noch nicht in der Lage, etwas für oder gegen diese Vorschläge zu sagen.

Der Bericht der Theologischen Kommission über Interkommunion, der der Weltkonferenz von Lund vorgelegt und durch sie den Kirchen zum Studium empfohlen wurde, bringt die Unterschiede der Sakramentslehre sehr deutlich zum Ausdruck und zeigt, warum nicht alle Kirchen Interkommunion als eine positive Möglichkeit betrachten können. Wir sind der Meinung, daß dieser Bericht und der Abschnitt über Interkommunion im Bericht der Konferenz von Lund auch heute noch beachtet werden sollten. Die Meinungsunterschiede, wie sie weiterhin bestehen, wurden im Bericht der Sektion „Einheit“ der Vollversammlung von Neu-Delhi erneut dargelegt.

Manche Christen sind der Auffassung, daß das Maß kirchlicher Gemeinschaft, wie sie uns im Leib Christi durch die Taufe und durch die gemeinsamen Grundlagen unseres Glaubens gegeben ist, uns trotz der Unterschiede, die uns noch trennen, dazu drängt, das Heilige Abendmahl miteinander zu feiern und die Interkommunion zwischen den Kirchen zu erweitern. Christus selbst ist im Abendmahl gegenwärtig, und er lädt alle Christen zu seinem Tisch ein. Diese unmittelbare Einladung Christi darf nicht durch kirchliche Ordnungen behindert werden. Die voneinander getrennten Christen haben darum die Pflicht, durch die Gemeinschaft an dem einen heiligen Tisch ihre umfassende, sichtbare und organische Einheit in Erscheinung treten zu lassen.

Andere Christen sind der Überzeugung, daß die eucharistische Gemeinschaft als ein Ausdruck für die Bejahung des ganzen Christus die völlige Einheit in der Fülle seiner Wahrheit voraussetzt; daß es keine Interkommunion zwischen Christen geben kann, die in anderer Hinsicht getrennt sind; daß Gemeinschaft in den Sakramenten notwendig Übereinstimmung in Lehre und Amt voraussetzt und daß wir darum nicht durch „Interkommunion“ der Einheit im Glauben, die wir noch suchen, vorgreifen können.

Zwischen diesen beiden Auffassungen des Heiligen Abendmahls stehen andere, die entweder mehr die eine oder die andere Seite repräsentieren. Wenn wir aber die beiden Auffassungen einander gegenüberstellen, werden wir gewahr, daß sie zwei Pole in der Mitgliedschaft des Ökumenischen Rates darstellen, und wir müssen diesen Gegensatz zur Kenntnis nehmen. Zugleich gelten jedoch die Worte der Vollversammlung von Neu-Delhi: „Keine der beiden Ansichten darf bei sich selber stehenbleiben, solange andere, von denen wir wissen, daß sie in Christus sind, nicht im Heiligen Mahl der Gemeinschaft bei uns sind.“

Auf Grund dieser Überlegungen stimmt der Zentralausschuß des Ökumenischen Rates der Kirchen dem Vorschlag zu, die folgenden Regeln, die regelmäßig überprüft werden sollten, an der Vollversammlung und anderen Treffen des Ökumenischen Rates der Kirchen zu befolgen, und empfiehlt den Mitgliedskirchen, sie zur Anwendung zu bringen, wo es gegeben scheint. Der Zentralausschuß ruft die Kirchen dazu auf, die Delegierten, die sie an Konferenzen entsenden, über diese Empfehlungen ins Bild zu setzen und sie zur Mitarbeit zu ermutigen, sofern die Kirchenordnung und das persönliche Gewissen es zulassen. Es gilt als eine selbstverständliche Voraussetzung, daß die Verantwortung für die Gestaltung der Abendmahlsfeier bei den Kirchen, die bei einer solchen Konferenz vertreten sind, und nicht beim Ökumenischen Rat selbst liegt.

Die Empfehlungen lauten:

a) Das gedruckte Tagungsprogramm sollte klar zum Ausdruck bringen, daß gegen-

wärtig innerhalb der Gemeinschaft des Ökumenischen Rates ungelöste Differenzen in der Theologie und Praxis des Abendmahls vorhanden sind.

b) Im Tagungsprogramm sollten Vorkehrungen für die Feier eines Abendmahlsgottesdienstes getroffen werden, an der die Glieder anderer Kirchen eingeladen werden, teilzunehmen und das Abendmahl zu empfangen. Ein solcher Gottesdienst sollte, wenn möglich, auf Einladung einer der am Ort vertretenen Kirchen stattfinden (nach vorausgehender Beratung und Übereinkunft mit den Kirchen, welche Mitglieder des Ökumenischen Rates sind, oder aber auf die gemeinsame Einladung mehrerer solcher Kirchen hin).

c) Zugleich sollten im Programm der Konferenz Vorkehrungen getroffen werden für einen Abendmahlsgottesdienst nach der liturgischen Ordnung einer Kirche, die aus Gewissensgründen die Glieder aller anderen Kirchen nicht zum Abendmahlsempfang einladen kann. Wenn ein solcher Gottesdienst festgesetzt wird, sollen alle Teilnehmer eingeladen werden, anwesend zu sein.

d) Das Tagungsprogramm sollte einen gemeinsamen Vorbereitungsgottesdienst vorsehen, in dem die folgenden Gesichtspunkte besonders herausgestellt werden: (a) das göttliche Geheimnis der Erlösung, das im Abendmahl verkündigt wird, (b) unsere Abhängigkeit von Christus und seiner Vergebung, (c) die Trauer über die Spaltungen der Christenheit und deren Fortdauer, (d) die in Christus gegebene Einheit, wie sie im Ökumenischen Rat der Kirchen erfahren wird, und (e) unsere Verantwortung, dafür zu beten und zu wirken, daß diese Einheit deutlicher in Erscheinung treten kann.

e) Es sollte außerhalb des Konferenzprogramms Gelegenheit für Abendmahlsgottesdienste zu solchen Zeiten gegeben werden, die es jedem Konferenzteilnehmer ermöglichen, ohne Verletzung seines Gewissens oder Untreue gegenüber seiner kirchlichen Überlieferung das Abendmahl zu empfangen.

f) Es sollte denjenigen, die daran gewöhnt sind, das Abendmahl häufig oder täglich zu empfangen, Gelegenheit dazu gegeben werden. Solche Teilnehmer sollten sich ganz besonders überlegen, welche Einstellung sie gegenüber dem unter b) vorgeschlagenen Gottesdienst einnehmen sollen, vor allem, wenn dieser an einem Sonntag abgehalten wird.

g) Findet eine Konferenz an einem Ort statt, an dem nur eine Mitgliedskirche vertreten ist, die sich nicht in der Lage sieht, eine offene Einladung ergehen zu lassen, aber bereit ist, einen Abendmahlsgottesdienst zu halten, zu dem die Konferenzteilnehmer eingeladen werden, sollte dieser Gottesdienst am ersten Sonntag während der Konferenz abgehalten werden. Die Konferenzleitung sollte aber dazu ermächtigt werden, im Tagungsprogramm Raum für einen Gottesdienst zu lassen, für den eine Einladung zur Teilnahme und zum Abendmahlsempfang gemäß den Abschnitten b) und h) ergeht.

h) Sollte eine Vollversammlung oder andere Veranstaltungen des Ökumenischen Rates der Kirchen an einem Ort abgehalten werden, an dem keine Ortsgemeinde einer Mitgliedskirche vertreten ist, dann sollte es für angemessen erachtet werden, daß die für das Programm Verantwortlichen nach sorgfältiger Beratung mit den Kirchen, die Delegierte entsenden, eine oder mehrere dieser Kirchen bitten, für Abendmahlsgottesdienste in Übereinstimmung mit den Abschnitten b) und c) Vorkehrungen zu treffen.

Mit besonderer Spannung wurde schließlich die Erörterung der ekklesiologischen Bedeutung des ÖRK erwartet, mit der sich eine Untergruppe der Sektion I zu beschäftigen hatte. Hier sollte der Versuch unternommen werden, über die statisch-deskriptiven Aussagen der Toronto-Erklärung „Die Kirche, die Kirchen und der Ökumenische Rat der Kirchen“ (1950) hinauszugelangen, um den seither gemachten Erfahrungen ökumenischer Gemeinschaft Rechnung zu tragen. Die unten abgedruckte Stellungnahme des Rates der EKD geht in ihrem einleitenden

Abschnitt den einzelnen Phasen dieser Entwicklung nach (s. S. 267 ff.), so daß wir an dieser Stelle darauf verzichten können. Hier sei zunächst die in Montreal erarbeitete Erklärung „Die Kirche und der Ökumenische Rat der Kirchen“ („Montreal 1963“, S. 39 ff.) wiedergegeben, die gegenüber Toronto indes keinen Fortschritt, ja, nach Meinung mancher – mit Rücksicht auf die vorgetragenen orthodoxen Bedenken –, eher eine Stagnation erkennen läßt:

Die Verfassung von Glauben und Kirchenverfassung bezeichnet es als eine der Aufgaben der Kommission, „die sich aus der ökumenischen Bewegung ergebenden theologischen Konsequenzen zu untersuchen“. Obwohl der Ökumenische Rat der Kirchen auf seiner dritten Vollversammlung bestätigte, daß die Toronto-Erklärung „immer noch unser Verständnis vom Wesen des Rates am besten zum Ausdruck“ bringt, erklärte er doch weiterhin, daß uns die raschen Entwicklungen in den vergangenen zehn Jahren drängen, „nach weiterer Klärung zu suchen“, und daß „die Forderung eines sorgsam nachdenkens über das theologische Verständnis unseres neuen Lebens im Rat weiterhin unerfüllt“ bleibt. In der Hoffnung, dieser Forderung entsprechen zu können, veranlaßte der Arbeitsausschuß der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung, daß dieser Punkt in die Tagesordnung aufgenommen wurde.

Die Toronto-Erklärung von 1950 behandelte diese Frage. Sie hat sich als sehr hilfreich erwiesen und bleibt grundlegendes Dokument des Ökumenischen Rates. Seitdem haben aber im Leben des Rates wichtige neue Entwicklungen stattgefunden:

- a) starkes Anwachsen der Mitgliederzahl und größere Mannigfaltigkeit der Kirchen;
- b) Zusammenschluß des Internationalen Missionsrates mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen;
- c) die Erklärung von Neu-Delhi über „Die Einheit der Kirche“ (sogenannte „Einheitsformel“);
- d) die Revision und Erweiterung der Basis des Ökumenischen Rates der Kirchen im Jahre 1961;
- e) neue Methoden der Zusammenarbeit in der zwischenkirchlichen Hilfe;
- f) Erwägung der Probleme gemeinsamen Handelns in der Mission;
- g) Verringerung mancher psychologischer Schranken durch besseres Sichkennenlernen und tieferes gegenseitiges Verständnis;
- h) das Nachdenken über das Wesen des Rates in den Mitgliedskirchen sowie auf unseren gemeinsamen Tagungen.

Wenn wir bedenken, wie rasch sich das gemeinsame Leben der Kirchen entwickelt und auf wie vielen Gebieten sie bereits gemeinsam denken und handeln, sollten wir nicht ohne ausreichende Überlegung über das Wesen dieser Gemeinschaft vorwärtsgehen. Wir halten es darum für nützlich, auf diese Frage einzugehen, wenn wir auch nicht behaupten wollen, eine endgültige Antwort geben zu können.

Die Mitgliedskirchen schreiben dem Ökumenischen Rat der Kirchen verschiedene Bedeutungen zu. Sie haben hinsichtlich des Wesens der Kirche verschiedene Traditionen, Lehren und Auffassungen und gebrauchen verschiedene Kategorien, um diese Überzeugungen auszudrücken. Sie neigen darum auch dazu, zu verschiedenen Interpretationen des Rates zu kommen.

Die ökumenische Bewegung ist eindeutig weiter als der Rat. Der Ökumenische Rat der Kirchen ist eine der Manifestationen dieser Bewegung, es gibt aber zahlreiche andere Möglichkeiten, durch die die Kirchen zusammenwachsen.

Wenn wir im Englischen von „councils of churches“ („Räte von Kirchen“) sprechen, ist die Bedeutung dieses Wortes nicht eindeutig klar. „Rat“ bedeutet wesensmäßig etwas anderes als die alten ökumenischen Konzilien oder die Konzilien der römisch-katholischen Kirche oder als die leitenden Gremien irgendeiner anderen Kirche (im Deutschen: Rat, im Französischen: conseil; beide Worte unterscheiden sich von „Konzil“ bzw.

„concile“). Wir denken gleichzeitig an die „Kirchenräte“ auf örtlicher, staatlicher, nationaler und internationaler Ebene. Aber auch diese sind in ihrem Charakter verschieden. Örtliche Räte setzen sich aus Gemeinden verschiedener konfessioneller Zugehörigkeit zusammen; ihrer Wirksamkeit sind darum unvermeidlich Schranken gesetzt. Einige Räte vermeiden absichtlich jede direkte Diskussion über die Fragen der Einheit; sie wollen ausschließlich zum Zweck der Zusammenarbeit bestehen. Man kann aber die Frage stellen, ob ein „Rat von Kirchen“ seinen Zweck erfüllt, wenn er die Frage nach der Einheit absichtlich ausklammert.

Der Auftrag, „die theologischen Konsequenzen, die sich aus der ökumenischen Bewegung ergeben, zu untersuchen“ und „über die theologische Bedeutung unseres neuen Lebens im Rat nachzudenken“, führt uns zu der Feststellung, daß der Rat weder die Erfüllung unserer Hoffnung auf Einheit noch lediglich ein Instrument unserer Zusammenarbeit ist. Als ein Rat von Kirchen oder als Kirchen, die in einem Rat vertreten sind, macht er ein wachsendes gegenseitiges Verständnis der Kirchen und ihren Willen, die letzte Einheit zu finden, sichtbar.

Der Rat ist nicht *die* Kirche; er versucht nicht, eine Kirche oder *die* Kirche zu sein. Obwohl die Mitgliedschaft die Anerkennung einer Basis voraussetzt, die den Glauben an den einen Gott, Vater, Sohn und Heiligen Geist bekräftigt, beansprucht der Rat keine kirchliche Autorität, noch hat er irgendwelche Sakramente oder ein ordiniertes geistliches Amt. Der Rat bietet sich selbst als Diener der Kirchen und der Kirche an.

Der Rat bekennt dankbar, daß er in dieser ununterbrochenen Gemeinschaft etwas Neues, nämlich eine Bereicherung unserer christlichen Existenz und eine neue Sicht unserer gemeinsamen christlichen Aufgabe in der Welt, empfangen hat. Die sichtbare Darstellung dieser neuen Erfahrung hat verschiedene Gestalten: gemeinsame Treue gegenüber dem einen Herrn; zunehmender Fortschritt in Richtung auf ein gemeinsames Leben in Gebet, Lobpreis und Verkündigung; das gemeinsame Tragen von Lasten, Schwierigkeiten und Leiden; zunehmender Lehrkonsensus ohne Kompromisse (z. B. hinsichtlich des Wesens der Taufe); verstärktes Bibelstudium; Tendenzen zur gegenseitigen Anerkennung ihrer Glieder unter einigen Mitgliedskirchen. Wir stimmen in der genauen Beschreibung dieser Erfahrung nicht überein, aber wir sind uns einig, daß diese Erfahrung eine neue Dimension im Rat darstellt. Deshalb drücken wir den brennenden Wunsch aus, daß diese neue, gemeinsame Erfahrung ständig wachsen und zunehmen möge durch Gottes Hilfe und Leitung, die uns zur letzten Einheit führt.

Obwohl der gegenwärtige Versuch, dieses Problem anzufassen, nur begrenzten Fortschritt aufweist, ist weiteres Studium notwendig. Daher drücken wir die Hoffnung aus, daß der Zentralaussschuß dieser Sache weitere Aufmerksamkeit schenken wird.

Über dieses Dokument hat es einige Wochen später auf der Zentralaussschußsitzung des ÖRK in Rochester, N. Y., im Zusammenhang mit dem dort gehaltenen Vortrag von Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft „Die Bedeutung der Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat der Kirchen“ eine lebhafte Debatte gegeben (siehe unter I, 3, S. 261 ff.).

b) Sitzung der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung vom 15. bis 27. August 1964 in Aarhus (Dänemark)

Hier darf in der Berichterstattung gleich die Sitzung der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung angeschlossen werden, die der Montreal-Konferenz in Jahresabstand folgte und die Folgerungen für die Weiterarbeit zu ziehen suchte. Es war unverkennbar, daß durch die zwar im einzelnen fruchtbaren,

aber insgesamt uneinheitlichen und fragmentarischen Ergebnisse von Montreal, die Überfrachtung der theologischen Themenstellungen und die unzulänglichen Arbeitsmethoden eine Krise ausgelöst war, der man im Interesse des besonderen Auftrages der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung innerhalb der ökumenischen Bewegung Herr werden mußte. Der Forschungssekretär der Kommission, Dr. Lukas Vischer, gab diesem Unbehagen schon in seinem einleitenden Rechenschaftsbericht Ausdruck: „Wir können nicht über Jahrzehnte hinweg von Begegnung, Dialog, Gespräch, besserem Verständnis reden. Wenn nicht konkrete Ergebnisse folgen, muß die Freude an der ökumenischen Bewegung in Enttäuschung umschlagen ...“ Die neue Periode, in die man jetzt eintrete, sei nur dann genügend vorbereitet, „wenn wir sie als Periode der Verwirklichung betrachten“. Dabei berührte Dr. Vischer auch den hierfür entscheidenden Punkt: „Wenn unsere Arbeit sinnvoll sein soll, muß sie von vornherein auf das Leben der Kirchen ausgerichtet sein. Gewiß, das theologische Denken bedarf der Unabhängigkeit, und die Bedürfnisse der Kirche dürfen ihm nicht so übergeordnet werden, daß es unwahrhaftig wird. Diese Gefahr besteht im ökumenischen Denken in hohem Maße. Unsere Arbeit muß aber in das Leben der Kirche münden. Die bisher geleistete Arbeit ist auf einen zu kleinen Kreis beschränkt geblieben und hat die Kirchen nicht erreicht.“ (Der Wortlaut des Rechenschaftsberichtes in „Ökumenische Rundschau“, 1964, Heft 4, S. 327 ff. Dort auch eine Darstellung der Verhandlungen in Aarhus von Wilfried Joest, S. 337 ff. Außerdem vgl. den Artikel von Heinz Renkewitz in „Kirche in der Zeit“, 1964, Nr. 11, S. 497 ff.)

Die Kommission hatte in Aarhus aus den 21 Themenvorschlägen der Weltkonferenz von Montreal eine geeignete Auswahl zu treffen. Die Ergebnisse ihrer Überlegungen finden sich in einem abschließenden Dokument, das die Richtung der künftigen Arbeit anzeigt:

1. Nach der Weltkonferenz von Montreal hat sich die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung mit erneuter Hoffnung der Aufgabe zugewandt, den Kirchen in ihrer Suche nach jener Einheit, die Christi Wille für seine Kirche ist, zu helfen. Diese Suche gilt nicht nur einem bloßen Gemeinschaftsgefühl, einer gemeinsamen Aktivität oder Organisation, sondern der Wahrheit, und der Heilige Geist führt uns in die Wahrheit nicht durch den Sieg einer menschlichen Denkstruktur über eine andere, noch durch Kompromiß oder Anpassung, sondern auf dem mühsamen Weg der Auseinandersetzung in gegenseitigem Verstehen und Zeugnis. Auf diese Weise können im verbindlichen Dialog zwischen scheinbar unvereinbaren Positionen neue und vielleicht überraschende Erkenntnisse gewonnen werden, und die Wirklichkeit der von Gott gegebenen Einheit kann deutlicher herausgestellt werden.

2. Aus der großen Fülle neuer Probleme, die die verschiedenen Sektionen der Konferenz von Montreal für weitere Studien vorgeschlagen haben, mußten wir diejenigen auswählen, die für die Förderung dieses Dialogs am meisten geeignet erschienen. Seit etwa vierzig Jahren haben die Kirchen im Bereich von Glauben und Kirchenverfassung jene Unterschiede in den Auffassungen über die Kirche und ihre Ordnung diskutiert, die uns daran hindern, unsere Einheit in Christus zu verwirklichen und sichtbar zu machen. Wir glauben, daß Gott unsere Bemühungen, die lange Geschichte der Spaltung zu verstehen und zu überwinden, gesegnet hat, wenngleich noch ein langer Weg zu gehen ist. Durch das gemeinsame Nachdenken über die Kirche, von Christus und dem Heiligen Geist ausgehend, haben wir Einsichten gewonnen, und wir glauben, daß dies ein fruchtbarer Ansatzpunkt für unsere Arbeit ist. Es wird zudem auch immer deutlicher, daß die

Kirche nicht isoliert von der Welt betrachtet werden kann. Die Kirche ist nicht nur der Bereich der Erlösung, sie ist auch ein Teil der Schöpfung. Gott ist nicht nur in der Kirche am Werk, sondern auch in der Welt. Die Kirche ist gefordert, ihre Einheit nicht nur in Gemeinschaft mit Gott durch Jesus Christus darzustellen, sondern auch durch ihre Teilhabe an dem Ringen, durch das die ganze Schöpfung schließlich in die Gemeinschaft mit Gott gebracht wird.

3. Als eine zentrale und bleibende Aufgabe halten wir es für erforderlich, noch intensiver die Frage nach dem *Wesen der Einheit* zu durchdenken, die der konkrete Ausdruck unseres Einsseins im Herrn Jesus Christus ist und von der er will, daß sie seine Kirche auf dieser Erde besitzt. Mit der Erklärung von Neu-Delhi wurde ein Anfang gemacht, doch diese ließ noch viele Fragen offen. Darum glauben wir, daß es nun den Kirchen aufgetragen ist, mit größerer Genauigkeit und Eindringlichkeit zu ergründen, was christliche Einheit für ihr eigenes Denken und Leben bedeutet.

4. Zu diesem Zweck schlagen wir vor, daß der Arbeitsausschuß eine Gruppe von nicht mehr als zehn seiner Mitglieder ernennen sollte, die jeweils unmittelbar vor jeder Sitzung des Arbeitsausschusses zusammenkommen und dem Ausschuß Bericht erstatten sollte. Es ist wichtig, daß dieser Studiengruppe ein römisch-katholischer Theologe und ein Vertreter derjenigen evangelikalen Gruppen, die nicht gewöhnlich an der Arbeit von Glauben und Kirchenverfassung beteiligt sind, beigeordnet werden sollten. Die Gruppe sollte auch die Möglichkeit haben, andere Berater zu ihren Sitzungen einzuladen, falls dies erforderlich ist.

5. Indem wir die Einheit der Kirche in Beziehung zur Welt, in der sie lebt, sehen, schlagen wir weiterhin vor, daß die Kirchen den auf der Konferenz von Montreal von verschiedener Seite gemachten Vorschlag, eine Studienarbeit über das Verhältnis von *Schöpfung, Neuschöpfung und die Einheit der Kirche* zu unternehmen, sehr ernst nehmen sollten. Eine andere Erkenntnis von Montreal war, daß wir unsere Unterschiede hinsichtlich des regulär beauftragten Amtes der Kirche nur dann nutzbringend diskutieren können, wenn dies im Zusammenhang jenes Amtes (Dienstes) geschieht, zu dessen Ausübung gegenüber der Welt die ganze Kirche berufen ist. Daher schlagen wir eine neue Studienarbeit über *Christus, der Heilige Geist und das Amt* vor. Ein weiterer Bereich, in dem wir gezwungen sind, die Kirche in Beziehung zur gesamten geschaffenen Ordnung zu sehen, ist der des Gottesdienstes, und hier besonders die zentrale Handlung des christlichen Gottesdienstes. Diese Erkenntnis ermutigt uns, die bisherigen Studien über die Bedeutung des *Abendmahls* – ein Sakrament der Einheit weiterzuführen, denn das Abendmahl ist immer ein zentraler Punkt des Skandals unserer Gespaltenheit wie auch eine Quelle der versöhnenden Gnade Gottes gewesen. Die Tatsache, daß die Kirche selbst ein Teil der Schöpfung ist und zugleich der Raum und Träger des Heiligen Geistes, führt uns auch dazu, eine weitere Anregung von Montreal aufzunehmen, nämlich eine Studienarbeit über das Verhältnis zwischen dem Wirken des Heiligen Geistes und dem Wesen der Kirche als einer Institution, unter dem Titel *Geist, Ordnung und Organisation*, durchzuführen¹.

6. Wir möchten noch auf andere Studien, die für die christliche Einheit von Bedeutung sind, hinweisen: Wir meinen, daß es jetzt für die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung an der Zeit ist, eine Gruppe für die Durchführung einer Studienarbeit zu erkennen, die in Neu-Delhi wie auch in Montreal empfohlen worden ist, nämlich eine Studienarbeit über die altkirchlichen Konzilien. Eine solche Studienarbeit sollte eine wertvolle Klärung sowohl im Blick auf das Wesen der Einheit und Kontinuität der Kirche als auch im Blick auf die heutigen Probleme der ökumenischen Bewegung erreichen. Darüber hinaus sollte sie ein fruchtbarer Boden für den Dialog zwischen den

1. Zu den Einzelheiten dieser vier Studienarbeiten vgl. die Berichte der Ausschüsse I-IV (abgedruckt im Protokoll der Tagung in Aarhus, Faith and Order Commission, Paper No. 44).

orthodoxen Kirchen und den anderen Kirchen sein. Bei dieser Arbeit sollte es zuerst um eine historische Erforschung der Struktur der Konzilien gehen, wobei solche Fragen wie die folgenden beantwortet werden sollten:

a) In welcher Weise wurden die Konzilien einberufen; wer nahm an ihnen teil; wie gelangten sie zu einem Konsensus; gegenüber welchen Autoritäten erschienen die Konzilien als normativ?

b) Trugen die Entschlüsse der Konzilien ihre Gültigkeit in sich, oder hing diese von ihrer Annahme in den Kirchen ab?

c) In welcher Weise kam in Beziehung zu den Konzilien das Wort „ökumenisch“ in Gebrauch?

In einem späteren Stadium sollte die Studienarbeit erweitert werden, um die heutige Autorität der Entscheidungen eines bestimmten Konzils zu behandeln und um die Bedeutung von Konzilien und der Konzilsidee für das Selbstverständnis der Kirche heute und der ökumenischen Bewegung zu ergründen.

7. Auf eine Anregung der Konferenz von Montreal hin, die in einer darauffolgenden Konsultation von Neutestamentlern Unterstützung fand, sollte der Arbeitsausschuß, unter der Leitung der Studienabteilung, Studien über das Problem der biblischen Hermeneutik und seiner Bedeutung für die ökumenische Bewegung organisieren. Diese sollten in erster Linie in der Form von Parallelstudien in drei oder vier verschiedenen Zentren von Theologen aus verschiedenen Konfessionen durchgeführt werden, die bestimmte Abschnitte der Heiligen Schrift, die für die gegenwärtig von der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung unternommenen Studienarbeiten relevant sind, untersuchen².

8. Wir wünschen die Weiterführung einer patristischen Studiengruppe, deren Bildung vom Arbeitsausschuß in Paris, 1962, genehmigt wurde und die ihre erste Sitzung in Aarhus, 1964, abhielt. Die Gruppe hat zwölf Mitglieder, von denen jeweils sechs aus orthodoxen Kirchen und aus den anderen Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates kommen. Die Gruppe behandelt zur Zeit die Abhandlung des hl. Basilius über den Heiligen Geist. Es ist zu hoffen, daß diese Studienarbeit zur Klärung der Fragen beitragen wird, welche Bedeutung die Kirchen heute den Kirchenvätern beimessen sollen und welche Methoden verwendet werden sollten, diese zu studieren.

9. Es gibt noch eine Reihe anderer Studien, bei denen Glauben und Kirchenverfassung weiterhin mit anderen Referaten des Ökumenischen Rates der Kirchen zusammenarbeiten wird. Zu den bereits begonnenen gehören:

Die Frage der Kontinuität und Diskontinuität zwischen dem Israel des Alten Testaments und der Kirche und die sich für heute daraus ergebenden Folgerungen. Es ist eine Konsultation geplant, die gemeinsam mit dem Ausschuß für Kirche und jüdisches Volk abgehalten werden soll und deren Ergebnisse der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung zugeleitet werden sollen.

Die Überprüfung des Erziehungsmaterials im Lichte der ökumenischen Bewegung wird ein gemeinsames Unternehmen mit dem Jugendreferat und mit dem Weltrat für Christliche Erziehung sein, das auf eine Bitte der Vollversammlung von Neu-Delhi, dem Material für ökumenische Erziehung mehr Aufmerksamkeit zu schenken, zurückgeht. Eine Entschlüsselung, in der die Aufmerksamkeit der Kirchen auf die Notwendigkeit einer solchen Überprüfung gelenkt wird, findet sich im Protokoll der Tagung in Aarhus.

Studien über die Stellung von Frauen im geistlichen Amt und in den Diensten (zusammen mit dem Referat für die Zusammenarbeit von Mann und Frau in Kirche, Familie und Gesellschaft) und über den Diakonat (zusammen mit dem Laienreferat)

2. Weitere Einzelheiten finden sich im Bericht über die im Mai 1964 abgehaltene Konsultation, der im Protokoll der Tagung der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung in Aarhus abgedruckt ist, FOC, Paper No. 44.

sind gemeinsame Unternehmungen, die zu der bereits obenerwähnten Studienarbeit von Glauben und Kirchenverfassung über das Amt in Beziehung gesetzt werden.

10. Die bilateralen und regionalen Studien werden ebenfalls fortgesetzt werden, vor allem in der Weiterführung von Tagungen, wie sie in den letzten Jahren zwischen Lutheranern und Reformierten abgehalten wurden.

Solche Studienprojekte dürfen nicht allein auf dem Hintergrund der Mitgliedschaft im ÖRK, sondern müssen zugleich in ständiger Relation zu den im II. Vatikanischen Konzil aufgebrochenen theologischen Fragen gesehen werden (siehe II, S. 281 ff.). Das gibt den ökumenischen Gesprächen eine noch weit größere Dringlichkeit als in den vergangenen Jahrzehnten, fordert eine noch größere Ernsthaftigkeit und Tiefe im Ringen um die biblische Wahrheit, zugleich aber auch eine noch umfassendere Spannweite des theologischen Denkens in kritischer Überprüfung der herkömmlichen Kategorien. Gerade in den letzten beiden Jahren ist im ÖRK etwas in Bewegung geraten, das Krise und Neubesinnung ausgelöst hat, und zwar nach außen wie nach innen. In diesem Zusammenhang verdient z. B. eine erste Konsultation zwischen orthodoxen und sog. monophysitischen Theologen besondere Beachtung, die der Kommissionssitzung in Aarhus voranging (siehe III, S. 349).

2. Weltmission und Evangelisation

Zu einer Rechenschaftslegung über die innere Festigung des ÖRK wurde auch die erste Tagung der Kommission für Weltmission und Evangelisation, die vom 8. bis 19. Dezember 1963 in Mexico City zusammentrat. Unter dem Thema „Gottes Mission und unsere Aufgabe“ konnte hier erstmalig überprüft werden, ob die in Neu-Delhi (1961) vollzogene Integration des ÖRK mit dem Internationalen Missionsrat sachlich gerechtfertigt und inwieweit sie gelungen war. Der Abstand von Neu-Delhi war zwar zeitlich noch zu kurz, um alle erforderlichen Folgerungen der Integration schon verwirklicht zu sehen, aber die grundsätzliche Zusammengehörigkeit von Mission und Ökumene, Sendung und Einheit der Kirche blieb unbestritten. Das Bedeutsame der Weltmissionskonferenz von Mexico City lag nicht zuletzt darin, daß auch die orthodoxen Kirchen vertreten waren, die noch niemals an einer der früheren Weltmissionskonferenzen teilgenommen hatten. Die von dieser Seite in den Vorverhandlungen gemachten Schwierigkeiten scheinen also im Abbau begriffen zu sein.

Im Mittelpunkt der vier Sektionen stand das christliche Zeugnis: 1. Das Zeugnis des Christen gegenüber Menschen anderer Religionen, 2. Das Zeugnis des Christen gegenüber Menschen der säkularen Welt, 3. Das Zeugnis der Gemeinde in der Nachbarschaft, 4. Das Zeugnis der Kirche durchstößt nationale und konfessionelle Grenzen. Wie in Neu-Delhi bewegte auch in Mexico City die Frage nach dem Eigenwert der nichtchristlichen Religionen die Gemüter, wobei auch diesmal keine befriedigenden Antworten gefunden wurden. Ebenso gab es – nun schon fast in historischer Kontinuität – erneut um das Israelproblem heftige Diskussionen. Daß auch in Mexico City die Eschatologie wiederum – wie seit Evanston – um den ihr zustehenden Platz kämpfen mußte, zählt zu den Symptomen des ökumenischen Gesprächs unserer Tage.

Unter den praktischen Ergebnissen von Mexico City verdienen die Einrichtung eines Fonds zur Förderung christlicher Literatur und die Weiterführung des Ausbildungsfonds für Theologen hervorgehoben zu werden.

Die Konferenz wandte sich mit folgender „Botschaft“ an die Öffentlichkeit:

1. Unsere Welt verändert sich heute schneller denn je zuvor. Neue Lebensgrundlagen für die gesamte Menschheit gewinnen Gestalt. In dieser revolutionären Veränderung spielen Wissenschaft und Technik eine entscheidende Rolle. Dies bedeutet zweierlei: Es ermöglicht großen Menschenmassen mehr Freiheit, mehr Sicherheit, mehr Freizeit und ein menschlicheres Leben; aber es wirft auch die entscheidende Frage auf, ob die Technik Diener oder Beherrscher der Menschen sein wird. Dieser Frage über Leben und Tod sieht sich die ganze Welt gegenüber.

2. Wir, die wir den Gott der Bibel kennen, wissen, daß die zunehmende Beherrschung der Naturkräfte durch den Menschen eine Gabe Gottes ist, aber wir wissen auch, daß sie eine Gabe ist, die in Verantwortung vor ihm genutzt werden muß. Die Herrschaft Gottes ist die einzige Gewähr für die Freiheit des Menschen.

3. Weil wir dies wissen, bekräftigen wir erneut, daß diese Welt Gottes Welt ist. Die Unruhe des Lebens in unseren Tagen ist eine Folge der Einstellung des Menschen zu dem lebendigen Gott, sei es in Gehorsam oder in Ungehorsam. Die Menschen mögen das nicht wissen, vielleicht wollen sie es auch nicht wissen. Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß Gott nicht nur der Herr der Schöpfung, sondern auch der Geschichte ist. Was immer in unserer Welt geschieht, liegt in Gottes Hand, auch wenn die Menschen ihn nicht anerkennen. Wir sind gerufen, uns ernsthaft um das Verständnis der säkularen Welt zu bemühen und Gottes Willen in ihr zu erkennen. Dies bedeutet, daß wir versuchen müssen, herauszufinden, was seinem Willen entspricht und seinem Ratschluß unterliegt. So erfreuen wir uns aller Möglichkeiten für ein erfülltes Leben, die nun der Menschheit offenstehen, aber wir sind überzeugt, daß der Mensch nur als Diener Gottes wahrhaft frei ist, und wenn er diesen Dienst verweigert, wird er Sklave anderer Mächte werden und in Selbstzerstörung enden.

Wir bekräftigen erneut, daß der Gott, dessen Welt diese Welt ist, sich in Jesus Christus offenbart. Er, das Haupt der Kirche, ist auch Herr aller Menschen. Sein Name steht über allen anderen Namen. Seine Liebe gehört der ganzen Menschheit. Er ist gestorben und auferstanden für alle. Deshalb können wir zu Menschen anderen Glaubens und zu Ungläubigen in Demut und Vertrauen gehen, weil das Evangelium, das wir verkündigen, ein Zeugnis dessen ist, was Gott für alle Menschen getan hat und immer noch tut. Alle Menschen haben das Recht, diese Botschaft zu erfahren, und die sie kennen, sind verpflichtet, sie bekanntzumachen. Niemand, am allerwenigsten ein Christ, darf so tun, als ob es einerlei sei, was die Menschen glauben, solange sie überhaupt einen Glauben haben. Die letztgültige Frage menschlichen Lebens ist genau: Wer ist Gott? Und dies wissen wir in Christo. Christliches Zeugnis beruht nicht auf dem Gefühl christlicher Überlegenheit; sie beruht allein auf dem Auftrage Christi, der zu allen Menschen gekommen ist, ihn aller Welt zu verkündigen. Mission ist Prüfung des Glaubens.

Wir fordern alle Christen auf, in dieser Aufgabe zusammenzuarbeiten. Wir sind überzeugt, daß jetzt die Zeit gekommen ist, da wir gemeinsam planen und gemeinschaftlich handeln müssen. Die Tatsache, daß Christus nicht geteilt ist, muß in der Struktur missionarischer Arbeit unmißverständlich deutlich gemacht werden. Die gegenwärtigen Organisationsformen der Mission machen diesen Sachverhalt nicht sichtbar; im Gegenteil, sie verbergen ihn vielfach. Man muß die weitreichenden Konsequenzen erkennen, die sich daraus für alle Kirchen ergeben.

Auch die missionarische Aufgabe ist unteilbar und erfordert Einheit. Sie ist ebenso unteilbar wie das Evangelium, und sie ist unteilbar, weil sich die Kirchen in allen Län-

dern derselben entscheidenden Aufgabe gegenübersehen. Und sie ist auch unteilbar, weil jede christliche Kirche in allen Teilen der Welt gefordert ist, die Liebe Gottes in Christus aufzuzeigen, in Zeugnis und Dienst vor der ganzen Welt. Mission erfordert Einheit, weil sie im Gehorsam gegenüber dem Einen Gott geschehen muß und weil wir gegenüber der säkularisierten oder der nichtchristlichen Welt kein wirksames Zeugnis ablegen können, wenn wir uns voneinander trennen. Die Gaben, die Gott jeder Kirche gewährt hat, brauchen wir, um für die gesamte Kirche Zeugnis ablegen zu können.

Wir unterstreichen, daß dies unausweichlich bedeutet, daß Grenzen überwunden werden müssen. Dies entspricht dem Missionar, der aus einem Kulturkreis und einem Volk kommt, um anderen Völkern das Evangelium von Christus zu verkünden. Darüber hinaus gehen immer mehr Männer und Frauen als Christen aus ihren Ländern in andere Staaten, um dort in Handel und Industrie oder im Auftrage ihrer Regierungen tätig zu sein. Alle Menschen, die an diesem Austausch teilnehmen, bedürfen der Gebetshilfe ihrer Heimatkirche.

Es gibt aber noch andere Grenzen, die wir überwinden müssen: Die christliche Gemeinschaft muß erkennen, daß Gott sie in die säkulare Welt sendet. Christen müssen ihren Platz ausfüllen, wo immer sie hingestellt sind – im Büro, in der Fabrik, in der Schule oder in der Landwirtschaft, im Kampf für den Frieden und eine gerechte Ordnung in den Beziehungen zwischen den verschiedenen sozialen und rassischen Bereichen. Bei der Bewältigung dieser Aufgabe müssen sie in der Kraft des Heiligen Geistes durch Wort und Tat die Wirklichkeit des lebendigen Gottes auf jede ihnen mögliche Weise zu bezeugen suchen.

4. Deshalb sind wir der Überzeugung, daß diese missionarische Bewegung jetzt Christen in allen sechs Erdteilen und in allen Ländern umschließt. Es muß das gemeinsame Zeugnis der ganzen Kirche sein, die ganze Botschaft der ganzen Welt zu bringen. Noch erkennen wir nicht, welche Veränderungen dies erfordern wird, aber wir gehen im Glauben voran. Noch immer gilt der Entschluß Gottes, daß alle Dinge eins werden in Christus. In dieser Hoffnung verpflichten wir uns erneut auf seinen Auftrag im Geist der Einheit und in demütiger Ergebenheit vor unserem lebendigen Gott.

Die Vorträge und Verhandlungen der Weltmissionskonferenz von Mexico City sind in dem von Theodor Müller-Krüger herausgegebenen Dokumentenband „In sechs Kontinenten“ (Evang. Missionsverlag, Stuttgart 1964) veröffentlicht worden. (Vgl. dazu auch H. H. Harms in „Ökumenische Rundschau“, 1964, Heft 2, S. 181 ff.; Hans Thimme in „Evangelische Welt“, 1964, Nr. 2, S. 18 f.; Heinrich Meyer in „Lutherische Monatshefte“, 1964, Nr. 2, S. 57 ff.; Georg Vicedom in „Deutsches Pfarrerbblatt“, 1964, Nr. 4, S. 91 ff., und Theodor Müller-Krüger in „Evangelische Missionszeitschrift“, 1964, Nr. 1, S. 21 ff.)

3. Bilanz der ökumenischen Situation

Auf diesem Hintergrund der ökumenischen Gesamtentwicklung sind zwei Dokumente bemerkenswert, die ein Fazit aus der ökumenischen Situation zu ziehen suchen: der Tätigkeitsbericht von Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft vor dem Zentralausschuß des ÖRK, der vom 26. August bis 2. September 1963 in Rochester (USA) tagte, und die Erklärung des Exekutivausschusses des ÖRK zur Einheitsfrage auf seiner Sitzung in Odessa (10.–14. Februar 1964). Der Tätigkeitsbericht hat folgenden Wortlaut:

1. 25 Jahre danach

Im Mai 1938 – also vor 25 Jahren – bat die Konferenz der Vertreter der Kirchen in Utrecht den Ausschuß der Vierzehn, der von den Konferenzen von Oxford und Edinburgh bestellt worden war, als vorläufiger Ausschuß des im Aufbau begriffenen Ökumenischen Rates der Kirchen zu dienen. Das bedeutete, daß der Ökumenische Rat der Kirchen nicht länger nur eine Idee war, sondern – wenn auch in embryonaler Form – eine Wirklichkeit. Die Konferenz von Utrecht war sich darüber klar, daß sie einen entscheidenden Schritt getan hatte. Erzbischof Temple sagte, als er die Konferenz schloß: „Wir sind vom Heiligen Geist geführt worden; was hier erreicht worden ist, ist mehr als das Tun von Menschen.“

Es war in der Tat bemerkenswert, daß es sich als möglich herausstellte, in einer so kurzen Tagung von drei Tagen eine einstimmige Übereinkunft über die Verfassung des neuen Ökumenischen Rates der Kirchen, die den Kirchen vorgelegt werden sollte, zu erreichen. Das war vor allen Dingen dem Umstand zu verdanken, daß einige wenige Männer, unter ihnen ganz besonders Dr. J. H. Oldham, Dr. William Adams Brown und Erzbischof Temple, den Boden so gründlich vorbereitet hatten und daß die der Verfassung zugrunde liegenden entscheidenden Prinzipien in den vorangegangenen Jahren ausgearbeitet worden waren.

So war die Zeit gekommen, um das Schiff vom Stapel zu lassen. Das Schiff war gewiß nicht überladen. 3 1/2 Referenten in Genf und nebenberufliche Referenten in New York und London. Ein Haushalt von etwa \$ 30 000, eine Geschäftsstelle mit neun Räumen. Und schon zog der Sturm herauf. Während wir in Utrecht zusammen waren, machte sich der Völkerbund durch seine Behandlung des Angriffs auf Äthiopien selbst unglaublich unwürdig. Wenige Wochen später brach die Krise von München aus. Und im Jahr darauf begann der Zweite Weltkrieg. Viele internationale Organisationen zerbrachen oder fielen in einen langen Dornröschenschlaf. Aber irgendwie setzte der Ökumenische Rat seinen Aufbau fort und sah sich selber immer mehr an innerer Stärke zunehmen und mit zunehmender Verantwortung betraut. Was erhielt dieses Kind am Leben? Ich glaube, daß nächst der Gnade Gottes dieses Leben einer tiefen Sehnsucht der Kirchen nach einer sichtbaren Manifestation der Wirklichkeit der Familie Gottes als einer vom Herrn selber geschaffenen Gemeinschaft zu verdanken ist. Dieses Sehnen wurde erhört, als der Heilige Geist die Kirchen gerade zu dem Zeitpunkt zusammenbrachte, als die Risse in der Menschheit immer tiefer wurden.

2. Wesentliche Elemente im Leben des Ökumenischen Rates der Kirchen

Die Konferenz von Utrecht faßte oder bekräftigte drei grundlegende Entscheidungen, die das Leben des Ökumenischen Rates seither geformt haben und die heute ebenso relevant sind wie im Jahre 1938.

Die erste Entscheidung bestand darin, den Ökumenischen Rat zu einem Rat von Kirchen im strengen Sinne zu machen, damit die Kirchen selber den Rat kontrollieren können und damit der Rat ihr Werkzeug zur Förderung der Zusammenarbeit und Gemeinschaft sein kann. Diese Entscheidung ist manchmal kritisiert worden. Bedeutete sie nicht die Klerikalisierung der ökumenischen Bewegung? Dazu sind von unserer Seite drei Dinge zu sagen. Erstens, nur ein Rat, der in den Kirchen verwurzelt ist, kann dabei helfen, die ökumenische Hauptaufgabe zu erfüllen: der Existenz des im Glauben, Zeugnis und Dienst vereinigten Volkes Gottes sichtbaren Ausdruck zu geben. Zweitens, jede Möglichkeit für außer- oder parakirchliche Initiativen und Bewegungen, die unabhängig zu arbeiten wünschen, bleibt gewahrt. Drittens ist es eine alte Tradition in der ökumenischen Bewegung, vollen Gebrauch von der Anregung und der Inspiration durch

alle Christen, Männer und Frauen, zu machen, die einen Beitrag zum Denken des Ökumenischen Rates der Kirchen zu leisten haben.

Die zweite Entscheidung bestand darin, die Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung und die Bewegung für Praktisches Christentum zusammenzubringen. William Temple sagte damals: „Viel kann dadurch gewonnen werden, wenn diese beiden zusammengebracht werden, denn beide Bewegungen sind schon durch die Logik ihrer eigenen Grundsätze dahin geführt worden, dasselbe Gebiet zu bearbeiten.“ Und er fügte hinzu, was damals ein wahrhaft prophetischer Satz war: „Beide werden dadurch gewinnen, daß sie ihre besonderen Probleme auf dem Hintergrund der Hauptaufgabe der Kirche, nämlich der Weltevangalisation, sehen.“ In dem Jahr, in dem wir die Vierte Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung abgehalten haben, die unter dem Gesichtspunkt der Einheit entscheidend wichtige Fragestellungen für jede unserer Abteilungen diskutiert hat, dem Jahr der Mexico-Konferenz der Kommission für Weltmission und Evangelisation, die viele derselben Fragen unter dem Gesichtspunkt der Mission behandeln wird, und dem Jahr, in dem wir uns auf eine Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft rüsten, die die Hilfe der Männer von Glauben und Kirchenverfassung und der Kommission für Weltmission und Evangelisation für ihre theologischen und missionarischen Aspekte nötig haben wird – in diesem Jahr erkennen wir mehr als je zuvor, daß der in Utrecht gefallene Beschluß nicht nur eine Angelegenheit organischer Zweckmäßigkeit war, sondern vor allem ein Zeichen des tiefen Verständnisses von der umfassenden Einheit und inneren Zusammengehörigkeit der Aufgaben, die die Kirchen berufen sind, in und durch den Ökumenischen Rat der Kirchen zu erfüllen.

Die dritte Entscheidung bestand darin, die christozentrische Basis der Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung zur Basis des gesamten Ökumenischen Rates zu machen. Ich bin der Meinung, daß auch diese Entscheidung von weitreichender Bedeutung war. Erinnert sie uns und die Welt doch an die Tatsache, daß zwischen allen Formen von Synkretismus oder Relativismus auf der einen Seite und dem in Jesus Christus begründeten Universalismus auf der anderen Seite, den der Ökumenische Rat der Kirchen vertritt, eine unüberbrückbare Kluft besteht.

3. Der dynamische Faktor im Ökumenischen Rat der Kirchen

Aber die Väter von Utrecht, wenigstens die weitsichtendsten unter ihnen, wußten, daß mehr nötig war, um den Ökumenischen Rat zu einer wahrhaft dynamischen Bewegung zu machen. Zwei Bemerkungen unseres Ehrenpräsidenten, Dr. J. H. Oldham, die er in einem der Utrechter Konferenz vorgelegten Memorandum machte, illustrieren das am besten. Seine erste Bemerkung war, daß nur wenige Kirchen die Tatsache erkannt hätten, daß die ökumenische Bewegung bedeutet, daß jede Kirche und jede Konfession sich im Lichte der ökumenischen Konfrontation einer Selbstprüfung unterziehen muß. Diese Bemerkung wurde nicht in die Verfassungsdokumente aufgenommen, aber sie ist eine für das Leben des Rates wesentliche Wahrheit. Können wir sagen, daß die Kirchen die ökumenische Bewegung in diesem Sinne ernst genommen haben und daß der Ökumenische Rat ihnen genug geholfen hat, um zu dieser gründlichen Selbstprüfung zu gelangen? Niemand wird es wagen, diese Frage mit einem hundertprozentigen Ja zu beantworten. Die Kirchen haben voneinander gelernt und sind durch die ökumenische Bewegung bereichert worden. Die tiefgehende Selbstprüfung aber, von der Dr. Oldham sprach, ist immer noch eine seltene Erscheinung. Darum ist es für uns wichtig, diese Warnung zu hören und uns wieder zu vergegenwärtigen, daß die ökumenische Bewegung ihren Auftrag verfehlt hat, wenn sie nicht zu dieser Erneuerung führt, ohne die die Einheit nicht die Einheit im Gehorsam gegen unseren Herrn sein wird.

Dr. Oldham machte noch eine andere, sehr bedeutsame Bemerkung. Er sagte, er sei nicht am Rat als solchem interessiert, sondern daran, was der Rat tun könnte, um die

Kirchen für ihr Ringen, die Kirche in einer modernen Welt zu sein, auszurüsten. Diese Überlegung ist heute noch wichtiger als damals 1938. Heute, da der Rat, was Mitgliedschaft, Arbeitsumfang, Stab und Haushalt betrifft, gewachsen ist und in ein festes Verwaltungsgebäude umzieht, ist ganz offensichtlich die Versuchung noch größer, vom Rat als Selbstzweck zu denken.

Ich meine nicht, daß wir denjenigen, die den Alarmruf „Institutionalismus“ bei allem, was sie nicht billigen, ausstoßen, viel Beachtung zu schenken brauchen. Ich meine allerdings, wir sollten die weisen Worte ernst nehmen, die im Bericht der Kommission von Glauben und Kirchenverfassung über den Institutionalismus gesagt worden sind. Die Autoren dieses Berichtes sehen sehr klar, daß der Institutionalismus seine Gefahren hat. Sie sagen zum Beispiel über die Entwicklung religiöser Organisationen: „Die zweite Generation neigt mehr dazu, ihre Bemühungen darauf zu richten, zu konsolidieren und Macht einschließlich der Struktur ihrer eigenen Organisation und der Legitimität ihres Amtes und Status zu bewahren.“ Sie machen aber auch sehr deutlich, daß die Antwort auf das Problem nicht darin besteht, die Institutionen zu verwerfen, sondern darin, sie richtig zu benutzen. Sie zählen gewisse Kriterien auf, in deren Licht kirchliche Institutionen beurteilt und den Verhältnissen angepaßt werden sollten. Zu diesen Kriterien gehören Selbstkritik und Erneuerung, ökumenisches Bewußtsein, Angemessenheit der Funktionen, Kohärenz und Flexibilität und die Bereitschaft, auf erkannte Nöte sofort einzugehen. Mit anderen Worten, wir haben hier in der Sprache der Soziologie dieselben Punkte formuliert, die Dr. Oldham anführte. Da wir uns jetzt daranmachen, die Struktur unseres Rates erneut zu überprüfen, wird dies die ständige Frage sein, die wir im Auge behalten müssen. Ist der Ökumenische Rat der Kirchen die Art von Institution, die den Kirchen in ihrem Ringen, die zeugnisablegende, dienende und versöhnende Kirche in der modernen Welt zu sein, helfen kann?

4. Der Anfang des Dialogs zwischen der östlichen und westlichen Christenheit

Seit seinen ersten Anfängen ist der Ökumenische Rat ein Treffpunkt für Kirchen der östlichen und der westlichen Tradition gewesen. Er hat darum immer eine besondere Verantwortung dafür gehabt, sicherzustellen, daß nach den vielen Jahrhunderten der Isolierung voneinander diese Teile der Christenheit in ein echtes Gespräch miteinander eintreten. Nachdem jetzt fast alle größeren östlichen Kirchen dem Rat beigetreten sind, ist diese Verantwortung noch größer geworden. Es könnte gut sein, daß zukünftige Kirchenhistoriker die Arbeit des Ökumenischen Rates der Kirchen in den 1960er Jahren von dieser besonderen Perspektive aus beurteilen und fragen werden, ob der Rat wirklich die neue Gelegenheit, östliche und westliche Kirchen näher zusammenzubringen, benutzt hat.

Es gibt einige ermutigende Zeichen. Eine Tatsache von besonderer Bedeutung ist, daß die orthodoxen Kirchen an der Konferenz für Glauben und Kirchenverfassung in Montreal reger teilgenommen haben und einen wesentlicheren Beitrag geleistet haben als zu irgendeiner früheren Konferenz für Glauben und Kirchenverfassung. In diesem Zusammenhang sollte auch ein kleineres Treffen, das der Weltkonferenz in Montreal vorausging, erwähnt werden, das sich ausschließlich den fundamentalen Fragen, die zwischen den Kirchen des Ostens und Westens entstanden sind, widmete und zu einem fruchtbaren, ehrlichen und immer brüderlichen Gedankenaustausch führte.

Es muß jedoch gesagt werden, daß dies alles nur ein Anfang ist. Die Hauptaufgabe liegt noch vor uns, und sie ist ungeheuer groß. Wir haben es mit einer enormen Unwissenheit zu tun, mit ernststen Mißverständnissen, mit tiefen Unterschieden in den Denkkategorien und Ausdrucksformen selber. Hier gibt es Arbeit für Wissenschaftler. Doch werden die Wissenschaftler uns nicht viel näher zusammenbringen, wenn sie im luftleeren Raum arbeiten. Darum ist es genauso wichtig, daß auf seiten der östlichen

und der westlichen Christen ein neues Verlangen entsteht, sich ganz allgemein besser kennenzulernen und in eine Gemeinschaft gegenseitiger Bereicherung einzutreten.

Wenn wir diese Aufgabe in ihrem wahrhaft historischen Zusammenhang sehen – und das heißt im Lichte einer Trennung, die fast 1000 Jahre gedauert hat –, dann werden wir sie mit großer Geduld in Angriff nehmen. Christen des Westens werden es geduldig hinnehmen müssen, daß einige der Konzeptionen, die ihnen schon Teil eines allgemein akzeptierten ökumenischen Konsensus geworden zu sein schienen, in Frage gestellt werden. Und wir müssen hoffen, daß die Christen des Ostens geduldig gegenüber der westlichen Ungeduld sein werden und in zunehmendem Maße sehen, daß solche Ungeduld nicht nur auf einem bloßen Aktivismus beruht, sondern auf dem echten Verlangen nach Einheit.

Beide aber werden die Tatsache zu akzeptieren haben, daß die Wirklichkeit der ökumenischen Bewegung von östlichen und westlichen Kirchen nicht in derselben Weise erfahren wird. Diesen Unterschied in der Art und Weise die Dinge zu sehen, werden wir im Auge behalten müssen, wenn wir auf dieser Tagung des Zentralausschusses die Frage der Bedeutung der Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat in Angriff nehmen.

Vor allen Dingen sollten wir diesen Dialog aber nicht so beginnen, daß wir sorgenvoll auf die Schwierigkeiten der Aufgabe schauen, die uns auferlegt ist, sondern vielmehr mit Dankbarkeit dafür, daß wir zu der Generation von Christen gehören, die das Vorrecht hat, dazu gerufen zu sein, die ersten Schritte zu unternehmen, um diesen sehr alten Bruch zu heilen, der solche tragischen Konsequenzen für das Leben der Kirche und für die Menschheit gehabt hat.

5. Beziehungen zum römischen Katholizismus

Eine andere sehr wichtige Entwicklung im Bereich der ökumenischen Beziehungen während der letzten zwölf Monate ist ganz gewiß die Tatsache, daß im Vatikanischen Konzil und durch das Konzil der deutliche Wunsch der Mehrheit der römisch-katholischen Bischöfe sichtbar geworden ist, ihre Kirche eine positive und aktive Rolle in der ökumenischen Situation spielen zu sehen. Die Frage der Beziehungen zu anderen Kirchen ist aber nur einer von vielen Punkten auf der Tagesordnung des Konzils. Das Konzil ist in erster Linie ein Konzil für die Erneuerung des Lebens in der römisch-katholischen Kirche und für die Revision (*aggiornamento*) ihrer Haltung gegenüber der modernen Welt. Es ist sehr gut möglich, daß dieser grundsätzliche Aspekt des Konzils sich auch als der dauerhafteste Beitrag zur gesamten Christenheit erweisen wird; denn Erneuerung in einer Kirche ist immer eine Herausforderung an die anderen Kirchen. Aber das Konzil beschäftigt sich auch besonders mit Fragen zwischenkirchlicher Beziehungen. Doch sind in dieser Angelegenheit noch keine endgültigen Entscheidungen gefällt worden. Die Diskussionen haben aber schon gezeigt, daß eine große Veränderung sich sowohl in dieser als auch in anderer Hinsicht vollzieht.

Später im Verlauf dieser Tagung wird Dr. Lukas Vischer, der der Beobachter des Ökumenischen Rates der Kirchen beim Konzil war, ausführlicher über diese Entwicklungen berichten. Vom Gesichtspunkt der allgemeinen Politik des Ökumenischen Rates aus möchte ich zu diesem Zeitpunkt gerne folgende Bemerkungen machen:

a) Es ist unvermeidlich, daß in einer Zeit raschen geistlichen Wandels ein gewisses Maß von Unsicherheit über die wirkliche Bedeutung dessen entsteht, was in und durch das Vatikanische Konzil geschehen ist und noch geschieht. Es ist darum nicht leicht, sowohl eine Überbewertung als auch eine Unterschätzung seiner Bedeutung zu vermeiden. Auf jeden Fall sollten wir nicht die skeptische Haltung derer einnehmen, die sagen, daß es in der Einstellung der römisch-katholischen Kirche gegenüber anderen Kirchen keine wirkliche Entwicklung geben kann. Ebenso wenig dürfen wir aber auch in eine gewisse romantische Schwärmerei verfallen und so sprechen oder handeln, als

seien die grundlegenden Fragestellungen von Glauben und Kirchenverfassung zwischen der Kirche von Rom und anderen Kirchen schon gelöst oder beinahe gelöst worden. Was wir brauchen, sind vor allem Männer, die auf der einen Seite verstehen, daß der Heilige Geist in der neuen Selbstprüfung und Selbstkorrektur der römisch-katholischen Kirche am Werk ist und daß alle Kirchen davon lernen können; die aber andererseits auch verstehen, daß, wenngleich dadurch neue Gelegenheiten für Gespräche und Zusammenarbeit geschaffen werden, die grundsätzlichen Fragen, die uns voneinander getrennt gehalten haben, dennoch sehr handgreifliche Realitäten bleiben.

b) Die lebenswichtige Frage in diesem Augenblick ist darum nicht die Frage, ob wir uns vereinigen können, sondern ob wir in einen echten Dialog miteinander eintreten können. Um einen Dialog zu haben, müssen wir uns über das Wesen des ökumenischen Dialogs zwischen Kirchen einigen. Mir scheint, daß in diesem Zusammenhang ein wirklicher Fortschritt erzielt worden ist, aber daß es dennoch notwendig ist, über diesen Punkt mehr Klarheit zu bekommen. Ich denke zum Beispiel an die Tatsache, daß manchmal repräsentative Sprecher des römisch-katholischen Ökumenismus den Eindruck erwecken, um einen solchen Dialog zum Erfolg zu verhelfen, sei nicht mehr nötig, als dieselben Positionen in neuer Weise zu formulieren. Genügt das wirklich? Gehört nicht immer zum echten ökumenischen Dialog (um die Worte der Vollversammlung von Amsterdam zu benutzen) ein Prozeß „gegenseitiger Berichtigung“, der über Formulierungen hinausgeht? Schließlich glauben wir, daß der ökumenische Dialog ein Dialog sein muß, der sich auf die klaren Fundamente des gemeinsamen Glaubens an Jesus Christus gründet, und wir möchten gerne die Zusicherung haben, daß man einen solchen Dialog beabsichtigt und nicht einen Dialog auf Grund irgendeiner undefinierten allgemeinen religiösen Basis.

c) Drittens scheint mir, daß wir vom Ökumenischen Rat der Kirchen aus uns über die Tatsache klar sein müssen, daß die römisch-katholische Kirche jetzt dabei ist, ein wichtiges Zentrum ökumenischer Aktivität und Initiative zu werden. Das wird notwendigerweise seine Rückwirkungen auf die Situation des Ökumenischen Rates haben. Nun waren wir niemals der Meinung, der Ökumenische Rat sollte ein Monopol „in oecumenicis“ besitzen. Darüber hinaus ist diese Entwicklung, wie autoritative römisch-katholische Stimmen festgestellt haben, zum Teil ein Ergebnis der Arbeit des Ökumenischen Rates. Wenngleich sich unsere Arbeit an gewissen Punkten dadurch schwieriger gestalten wird, so haben wir doch Grund, uns der Tatsache zu freuen, daß der Sauerteig des ökumenischen Gedankens in allen Teilen der Christenheit wirksam ist.

d) Die Existenz verschiedener Zentren ökumenischer Initiative bringt besondere Gefahren und Versuchungen mit sich. Eine Versuchung besteht zum Beispiel darin, die römisch-katholische Kirche und den Ökumenischen Rat als zwei analoge und miteinander vergleichbare Größen zu betrachten. Es geschieht sehr oft, daß in der einen oder anderen Weise die Vorteile oder Nachteile, die Erfolge oder Mißerfolge der römisch-katholischen Kirche und des Ökumenischen Rates nebeneinandergestellt werden. Das aber ist ein irreführender Vergleich, denn jeder von beiden muß seinem eigenen Wesen entsprechend verstanden werden: die römisch-katholische Kirche als eine Kirche und der Ökumenische Rat der Kirchen als ein Rat von Kirchen. Jeder hat seine eigene spezifische Aufgabe und muß im Lichte dieser Aufgabe beurteilt werden.

Eine andere Gefahr liegt darin, daß ein Geist des Wettbewerbs zwischen den beiden Zentren ökumenischer Aktivität entsteht. Diese Gefahr entsteht zum Beispiel dann, wenn der Eindruck erweckt wird, daß das Zweite Vatikanische Konzil das allerumfassendste Zentrum ökumenischer Aktivität sei, das jedes andere bisherige ökumenische Verständnis in den Schatten stellt. Oder wenn im Blick auf das Papsttum Ansprüche auf seine weltweite Rolle und seine führende Funktion in der gesamten Christenheit erhoben werden, welche die große Mehrheit der nicht-römischen Katholiken unmöglich akzeptieren kann. Solche Äußerungen können nur Reaktionen hervorrufen, welche die neuen und sehr

zerbrechlichen Verbindungen, die in geduldiger Arbeit errichtet worden sind, eher schwächen als stärken. Ebenso müssen wir uns vor Äußerungen in acht nehmen, die die gleiche Wirkung haben könnten.

Unsere Rolle ist nicht, zu vergleichen oder in Wettbewerb miteinander zu treten, sondern dem besonderen Ruf zu folgen, dem der Ökumenische Rat der Kirchen seine Existenz verdankt, nämlich alle Kirchen, die dazu bereit sind, in eine Gemeinschaft miteinander zu bringen, in der sie durch Gedankenaustausch und durch gemeinsames Zeugnis und gemeinsamen Dienst an der Welt die Einheit sichtbar zu machen suchen, die sie schon in ihrem gemeinsamen Glauben an Christus haben und in der sie den Weg für die vollere Einheit zu bereiten suchen, die der Herr für sie bereithält. Diese Aufgabe ist so groß, stellt eine solch große Herausforderung dar und ist noch weithin so unbewältigt, daß der Ökumenische Rat für viele kommende Jahre seine Daseinsberechtigung hat.

e) Schließlich haben wir allen Grund, darüber nachzudenken, wie wir in der neuen Situation mit der römisch-katholischen Kirche zu einer größeren Zusammenarbeit in besonderen Fragen, die uns gemeinsam angehen, gelangen können. Unsere Beziehungen zum Sekretariat für Einheit haben sich in ganz ausgezeichnete Weise entwickelt. Natürlich wird es weithin vom Ausgang der nächsten Sitzungen des Konzils abhängen, ob weitere Schritte und welche Schritte unternommen werden sollten. Es ist aber guter Grund vorhanden, schon jetzt anzufangen, über die verschiedenen Möglichkeiten nachzudenken. Mir scheint, daß die folgenden drei Linien für ein Handeln von besonderer Bedeutung sind:

1. Gelegenheit für die Diskussion von theologischen und ekklesiologischen Fragen zu schaffen.

2. Gelegenheit für die Diskussion praktischer Fragen, wie der Probleme der Religionsfreiheit, der Mischehen, der Beziehungen in der Missionsarbeit und der Fragen des Proselytismus zu schaffen.

3. Gelegenheiten für die Diskussion von Fragen zu schaffen, die das Zeugnis der Kirchen im Hinblick auf öffentliche und vor allem internationale Angelegenheiten betreffen.

6. Regionale Entwicklungen

Wir sind jetzt, nachdem auch in Afrika und im Gebiet der pazifischen Inseln zwischenkirchliche Organe für die Zusammenarbeit geschaffen worden sind, an dem Punkte angelangt, wo in nahezu allen Teilen der Welt regionale Organe bestehen, die sich zum großen Teil aus unseren Mitgliedskirchen zusammensetzen. Lateinamerika stellt insofern eine Ausnahme dar, als hier noch keine ständige Organisation, die denjenigen in anderen Kontinenten ähnlich ist, errichtet worden ist.

Diese regionalen Organe sind von den betreffenden Kirchen geschaffen worden und völlig autonom. Sie sind gerade darum so wertvoll, weil sie in ihrem entsprechenden Gebiet verwurzelt sind, nicht von außerhalb kontrolliert werden und sich darum mit den spezifischen Problemen ihrer Gebiete oder Kontinente von innen her befassen können. Daher sind sie aber auch in der Lage, der gesamten Weltgemeinschaft einen authentischen Ausdruck der Überzeugungen und Anliegen der Kirchen in ihrem Teil der Welt zu vermitteln. Zur gleichen Zeit erleichtert die Existenz regionaler Organe die Arbeit des Ökumenischen Rates der Kirchen dadurch, daß sie die Kanäle für die Übermittlung und Durchführung der Programme des Ökumenischen Rates bereitstellt. Es gibt keine zwei regionalen Organe, die genau dasselbe Verhältnis zum Ökumenischen Rat haben. Einige sind mit dem Ökumenischen Rat enger verbunden als andere. Tatsache aber ist, daß sie alle in verschiedener Weise mit unseren Abteilungen und Referaten zusammenarbeiten und alle sich als Teil der gesamten ökumenischen Bewegung und als Mitarbeiter in der Gemeinschaft mit anderen regionalen Organen und mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen in der großen ökumenischen Sache betrachten.

Während der kommenden Jahre werden wir der Ausarbeitung unserer Beziehungen zu den regionalen Organen besonders sorgfältige Aufmerksamkeit zuzuwenden haben. Wir werden zu überlegen haben, wie diese Beziehungen mit unseren Beziehungen zu Mitgliedskirchen und nationalen Räten abgestimmt werden können. Es sind auch schon Pläne für eine Konsultation zwischen Vertretern konfessioneller Organisationen und regionaler Organe ausgearbeitet worden. Wenn wir diese Fragen in Angriff nehmen, so ist unser Motiv dafür die Dankbarkeit für die Tatsache, daß wir in einer Welt voll großer Spannungen zwischen den Kontinenten in unserer Gemeinschaft ein solch starkes Band gegenseitigen Vertrauens zwischen den regionalen Kirchenfamilien finden.

7. Zum Beschluß

Jeder, der Verantwortung für das Leben des Ökumenischen Rates trägt, muß sich fragen, ob es zu einem so frühen Zeitpunkt im Leben des Rates möglich sein wird, mit einer solchen Fülle von Möglichkeiten, Aufgaben und Problemen, denen sich der Rat gegenüber sieht, fertig zu werden. Wer hätte 1948 glauben können, daß die ökumenische Entwicklung so schnell sich vollziehen und so voll unerwarteter Ereignisse sein würde?

In solch einer Zeit müssen wir uns daran erinnern, daß gerade diese Entwicklung zeigt, daß wir die Geschichte nicht kontrollieren. Geschichte ist letzten Endes ein Geheimnis, und Kirchengeschichte ist ein besonderes Geheimnis innerhalb dieses allgemeinen Geheimnisses. Wir haben die gegenwärtige ökumenische Situation nicht bewußt geschaffen. Wir sind in sie hineingeführt worden. Wir sind für größere Ziele, als wir sie im Auge hatten, benutzt worden. Wir dürfen daran glauben, daß der Herr der Geschichte, wenn wir seine treuen Diener sind, uns die Weisheit und Kraft geben wird, derer wir bedürfen, um Werkzeug für die Durchführung seines großen Planes zu sein.

Die Erklärung des Exekutivausschusses von Odessa wollte weniger neue Gedanken bringen, sondern im wesentlichen nochmals die Grundsätze zusammenfassend entwickeln, die das Wesen und Wirken des ÖRK im Ringen um die christliche Einheit bestimmen:

CHRISTLICHE EINHEIT – ZUR GEGENWÄRTIGEN LAGE

1. Ein neuer Abschnitt in der Geschichte der ökumenischen Bewegung hat begonnen – jener Bewegung, durch die Gott Sein Volk nach Seinem in Jesus Christus erklärten Willen sammelt. Zu Beginn dieses Jahrhunderts fingen einige Männer aus tiefster Überzeugung heraus an zu verkündigen, daß die Einheit der Christen dringend notwendig sei, wenn die Kirche ihr wahres Wesen sichtbar machen und ihre Sendung erfüllen sollte. Allmählich machte sich der Einfluß der ökumenischen Bewegung im Leben der Kirchen, die bis dahin voneinander getrennt gewesen waren, bemerkbar. Heute anerkennen fast alle Kirchen die christliche Einheit als dringendes Gebot und bemühen sich aktiv um ihre Verwirklichung. Wir begrüßen besonders die Aufmerksamkeit, die die römisch-katholische Kirche dem ökumenischen Gedanken in den Beratungen des 2. Vatikanischen Konzils widmet.

2. Als Antwort auf die Gebete der Christen vieler Konfessionen und als Ergebnis der raschen ökumenischen Entwicklung innerhalb der letzten Jahre verstehen heute mehr Menschen denn je zuvor, wie dringend die Forderung der Einheit ist, und das Interesse, das sie an den damit verbundenen Fragen zeigen, ist weit verbreitet. Gerade darum jedoch ist eine Klärung der hier auftauchenden Fragen noch nie so nötig gewesen wie zum gegenwärtigen Zeitpunkt. Zweck dieser Verlautbarung ist es, einige Auffassungen darzulegen, die wir zum vollen Verständnis der auf dem Spiele stehenden Fragen für wesentlich halten. Wir richten sie an alle diejenigen, die sich, besonders in den Mit-

gliedskirchen des Ökumenischen Rates der Kirchen, Gedanken darüber machen, welches die nächsten Schritte sein sollen und wie wir von den gottgegebenen Gelegenheiten richtigen Gebrauch machen können.

3. Wir freuen uns, daß immer mehr persönliche Beziehungen hergestellt werden, sowohl unter führenden kirchlichen Persönlichkeiten als auch unter den Gliedern der verschiedenen Konfessionen. Wir denken dabei besonders an die Begegnungen zwischen führenden Vertretern von Kirchen, die bisher keinen Kontakt hatten, wie beispielsweise an die Begegnungen in Jerusalem, in Rom und anderen Orten. Durch den Kontakt zwischen Menschen, die einander als Brüder in Christus anerkennen, wird das wahre Wesen der ökumenischen Aufgabe mit ihrer herrlichen Verheißung und ihren verwirrenden Schwierigkeiten entdeckt. Auf diesem Wege werden grundlegende Mißverständnisse beseitigt, und es kann der Weg zur Versöhnung geöffnet werden.

4. Die wirkliche Crux des ökumenischen Problems bleibt die Frage der Beziehungen zwischen den Kirchen. Es ist die Frage, wie getrennte Kirchen sich im Dialog und in der Zusammenarbeit begegnen können und in Richtung auf neue gegenseitige Beziehungen Fortschritte machen können. Alle sind gleichermaßen verpflichtet, die in Christus offenbarte Wahrheit zu bekennen. Wie können sie zusammenkommen und auf jene volle Einheit hinarbeiten, die sie nach dem Willen des Herrn in und gegenüber der Welt sichtbar machen sollen? Wir fühlen uns in diesem Zusammenhang genötigt, festzuhalten, was die Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates der Kirchen aus der ökumenischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte miteinander über die Prinzipien und Methoden gelernt haben, die uns auf dem Weg zur Einheit leiten.

5. Es ist wesentlich, daß das Recht jeder Kirche, gegenüber dem Problem der kirchlichen Einheit ihre eigene besondere Auffassung zu haben und zu entwickeln, voll anerkannt und geachtet wird. Im Jahre 1950 erklärte der Zentralausschuß des Ökumenischen Rates: „Wenn eine Kirche Mitglied des Ökumenischen Rates ist, bedeutet das nicht, daß sie damit eine bestimmte Lehre über das Wesen der kirchlichen Einheit einnimmt“; und „Innerhalb des Ökumenischen Rates ist Raum für die Ekklesiologie jeder Kirche, die bereit ist, am ökumenischen Gespräch teilzunehmen, und die sich die Grundlage des Ökumenischen Rates ... zu eigen macht.“ Schließlich: „Wenn eine Kirche Mitglied des Ökumenischen Rates der Kirchen ist, so bedeutet das nicht, daß sie ihre eigene Auffassung der Kirche relativiert.“

6. Nichtsdestoweniger ist es aber Kirchen, die eine unterschiedliche Auffassung von der kirchlichen Einheit haben und verschiedene Formen des ökumenischen Gedankens vertreten, gelungen, zu gewissen gemeinsamen Überzeugungen über die kirchliche Einheit und ihre gemeinsame ökumenische Aufgabe zu gelangen. Diese Überzeugungen haben seit 1948 ihren Niederschlag in verschiedenen Berichten der Vollversammlung und des Zentralausschusses gefunden, und ganz besonders in der Toronto-Erklärung über „Die Kirche, die Kirchen und der Ökumenische Rat der Kirchen“ sowie in der Neu-Delhi-Erklärung zur Einheit. Wir heben die folgenden Punkte besonders hervor, weil sie uns zum gegenwärtigen Zeitpunkt von besonderer Bedeutung zu sein scheinen.

7. Der Ausgangspunkt für die Beziehungen, die die Kirchen innerhalb der ökumenischen Bewegung pflegen, ist ihr gemeinsamer Glaube an Jesus Christus als Gott und Heiland, gemäß der Heiligen Schrift. Sie finden in diesem gemeinsamen Glauben ein Band der Gemeinschaft, das in realen und engen Beziehungen seinen Ausdruck finden muß.

8. Im Ökumenischen Rat genießen alle Mitgliedskirchen die gleichen Rechte; alle nehmen an der Erarbeitung gemeinsamer Richtlinien, gemeinsamer Erklärungen oder praktischer Beschlüsse, an der Wahl der Vorsitzenden oder Mitglieder der verantwortlichen Gremien teil. Die Gemeinschaft, die der Rat zu errichten sucht, verknüpft die Kirchen in multilateralen Beziehungen, eine Tatsache, die auch in der Struktur des Rates ihren Ausdruck gefunden hat. Jeder Kirche ist es freigestellt, im Bereich zwischen-

kirchlicher Beziehungen die von ihr gewünschte Initiative zu ergreifen, aber der Rat als solcher handelt nur auf Grund der gemeinsamen Zustimmung seiner Mitglieder.

9. Der Ökumenische Rat sucht daher ein Gespräch innerhalb einer Gemeinschaft zu fördern, welche im Leben der Kirchen, die sich im Gebet und im praktischen Handeln zusammengeschlossen haben, zu einer neuen Erfahrung geworden ist. Diese Erfahrung hat zu einem Dialog zwischen Kirchen geführt, die einander als Kirchen anerkennen, denselben Herrn bekennen, an derselben Taufe und an der gemeinsamen Berufung zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes teilhaben. Obwohl Kirchen vielleicht Vorbehalte gegenüber der ekklesiologischen Position anderer Kirchen haben, sind sie doch bereit, sich als Gleichberechtigte an diesem Gespräch zu beteiligen. Es ist ein Gespräch, in dem von allen erwartet wird, daß sie sowohl zuhören als auch sprechen, sowohl empfangen als auch geben, in dem die bestehenden Differenzen und Spannungen offen ausgetragen werden.

10. Die Kirchen im Ökumenischen Rat glauben, daß die Mitgliedskirchen ihre gegenseitige Solidarität anerkennen, sich gegenseitig in der Not beistehen und in ihrem Zeugendienst für Christus, in ihrer Verkündigungs- und Missionsaufgabe unterstützen sollten, daß sie, wo immer möglich, auf Grund gegenseitiger Beratungen und Übereinstimmung, gemeinsam handeln und Zeugnis ablegen sollten. In der Frage des Proselytismus und der Glaubensfreiheit sind gewisse gemeinsame Prinzipien aufgestellt worden, die sich in zunehmendem Maße auswirken. Die Kirchen sind ständig bemüht, andere Hindernisse, die brüderlichen Beziehungen im Wege stehen, zu entfernen.

11. Die Kirchen im Rat sind schrittweise zu einer klareren Erkenntnis der Dinge geführt worden, die zur Manifestierung der Einheit notwendig sind, und haben ihrer gemeinsamen Überzeugung in dieser Frage in der Neu-Delhi-Erklärung zur Einheit wie folgt Ausdruck verliehen:

„Wir glauben, daß die Einheit, die zugleich Gottes Wille und seine Gabe an seine Kirche ist, sichtbar gemacht wird, indem alle an jedem Ort, die in Jesus Christus getauft sind und Ihn als Herrn und Heiland bekennen, durch den Heiligen Geist in eine völlig verpflichtete Gemeinschaft geführt werden, die sich zu dem einen apostolischen Glauben bekennt, das eine Evangelium verkündet, das eine Brot bricht, sich im gemeinsamen Gebet vereint und ein gemeinsames Leben führt, das sich in Zeugnis und Dienst an alle wendet. Sie sind zugleich vereint mit der gesamten Christenheit an allen Orten und zu allen Zeiten in der Weise, daß Amt und Glieder von allen anerkannt werden und daß alle gemeinsam so handeln und sprechen können, wie es die gegebene Lage im Hinblick auf die Aufgaben erfordert, zu denen Gott sein Volk ruft.“

Diese Erklärung läßt die Frage nach der juristischen oder kanonischen Struktur der so vereinten Kirche offen, aber bei zahlreichen Gelegenheiten ist deutlich gesagt worden, daß die Mitgliedskirchen keine durch Uniformität oder eine einzige zentralisierte Verwaltungsbehörde gekennzeichnete Einheit suchen.

12. Wir bekräftigen erneut diese Prinzipien, die das gemeinsame Leben des Ökumenischen Rates inspiert haben, weil wir festgestellt haben, daß wir auf diese Weise zusammen der Einheit entgegengehen können. Wir glauben, daß wir so, „wie Er will und wann Er will“, zur vollen Einheit aller Kirchen in Jesus Christus, dem Haupt des Leibes, der Kirche, geführt werden.

Wir fordern die Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates auf, in ihrem Leben an diesen Überzeugungen in allen Teilen der Welt festzuhalten und die großen Möglichkeiten, die Gott der ökumenischen Bewegung in dieser Generation gegeben hat, voll zu nutzen. Wir glauben, daß die Kirchen und ihre Gemeinden wie auch einzelne Christen die neuen Möglichkeiten des persönlichen Kontaktes, des offenen Gesprächs, des gemeinsamen Gebetes und der Zusammenarbeit mit Christen aller Konfessionen bei der Erfüllung gemeinsamer christlicher Aufgaben nutzen sollten. Wir laden die außerhalb unserer Mitgliedschaft stehenden Kirchen herzlich ein, zu erwägen, wie sie an solcher

Gemeinschaft teilnehmen können. Da alle Kirchen eine große Verantwortung füreinander tragen und von der Erneuerung, die andere erfahren, lernen können, fordern wir sie dazu auf, immer mehr im Dienst an der Welt im Namen Christi, dem Herrn aller, zusammenzuarbeiten.

Auf diesem Wege zur Einheit voranzuschreiten kann nur dann verheißungsvoll sein, wenn die im ÖRK vereinten Kirchen sich über den Sinn und die Weiterentwicklung ihrer Gemeinschaft klargeworden sind. Daß man sich in Montreal hierüber schon Gedanken gemacht hatte, wurde bereits erwähnt (siehe S. 244 f.). Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft griff vor dem Zentralausschuß in Rochester dieses Thema mit folgenden Ausführungen auf:

DIE BEDEUTUNG DER MITGLIEDSCHAFT IM ÖKUMENISCHEN RAT DER KIRCHEN

I. Was sagen die offiziellen Dokumente des Ökumenischen Rates der Kirchen über die Bedeutung der Mitgliedschaft?

Im ersten Teil dieses Referats wird versucht, die Hauptaussagen, die in den offiziellen Dokumenten des ÖRK über die Bedeutung der Mitgliedschaft enthalten sind, zusammenzutragen.

1. Da der Ökumenische Rat ein Organ *sui generis* ist, das erst in jüngster Zeit geschaffen wurde, ist man noch dabei, die Folgerungen, die sich aus der Mitgliedschaft im Rat ergeben, auszuarbeiten. Einige dieser Konsequenzen sind besonders in der Verfassung und den Satzungen des Rates und in der Toronto-Erklärung über „Die Kirche, die Kirchen und der Ökumenische Rat der Kirchen“ niedergelegt worden. Andere sind in den Berichten der Vollversammlungen des Ökumenischen Rates beschrieben worden.

2. Dem Ökumenischen Rat beizutreten heißt, einer Gemeinschaft von Kirchen beizutreten, die sich in der Gründung des Ökumenischen Rates miteinander verbunden und ihren festen Willen zum Ausdruck gebracht haben, beieinander zu bleiben (Botschaft der Vollversammlung von Amsterdam³). Eine Mitgliedskirche übernimmt ihr Teil Verantwortung für die Aufrechterhaltung und Stärkung der Gemeinschaft. Sie verpflichtet sich auf Grund des gemeinsamen Glaubens an den Herrn Jesus Christus als Gott und Heiland gemäß der Heiligen Schrift, zusammen mit den anderen Mitgliedskirchen zu erfüllen, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes (Basis)⁴.

3. Indem eine Kirche Mitglied des Ökumenischen Rates wird, erklärt sie sich bereit, in brüderliche Beziehung zu anderen Kirchen zu treten, um sich mit ihnen zu beraten und in Fragen, in denen die Kirchen am besten zusammen handeln können, gemeinsame Maßnahmen zu ergreifen. Sie gibt ihre Autonomie in bezug auf Verwaltung, Gesetzgebung und Jurisdiktion nicht auf; denn „es liegt dem Ökumenischen Rat fern, irgendwelche Funktionen an sich reißen zu wollen, die den Mitgliedskirchen zukommen“ (Bericht der Vollversammlung von Amsterdam)⁵. Es ist ihm ausdrücklich untersagt, Gesetze für die Kirchen zu erlassen (Verfassung)⁶.

Jede Mitgliedskirche behält darum die Freiheit, zu entscheiden, in welchem Umfang und in welcher Weise sie mit dem Ökumenischen Rat und den anderen Mitgliedskirchen

3. Die erste Vollversammlung des ÖRK, Gotthelf-Verlag, Zürich 1948, S. 7.

4. Neu-Delhi 1961, Ev. Missionsverlag Stuttgart, S. 457.

5. Die erste Vollversammlung des ÖRK, S. 168.

6. Neu-Delhi 1961, S. 458.

im Rat zusammenarbeiten will. Aber jede Mitgliedskirche faßt solche Entscheidungen im Blick auf ihre Verantwortung für das Leben der ganzen Gemeinschaft.

4. Mitgliedschaft schließt die moralische und geistliche Verpflichtung ein, am Leben des Ökumenischen Rates dadurch teilzunehmen, daß man bei den Vollversammlungen und anderen Tagungen des Rates vertreten ist, soviel wie möglich zum ökumenischen Gespräch und zur ökumenischen Studienarbeit beiträgt, für die Einheit der Kirche und für die anderen Kirchen Fürbitte hält und die Arbeit des Ökumenischen Rates finanziell unterstützt.

5. Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat schließt die Verpflichtung ein, „das Wachstum des ökumenischen und missionarischen Bewußtseins“⁷ bei den Gliedern der Kirche zu fördern. Es wird von jeder Mitgliedskirche erwartet, daß sie ihren eigenen Gliedern ermöglicht, die Arbeit des Ökumenischen Rates kennenzulernen, sich über das Leben der anderen Kirchen zu informieren und ihre persönliche geistliche Verantwortung für das Leben der gesamten Gemeinschaft wahrzunehmen.

6. Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat schließt ein, daß jede Mitgliedskirche die Ergebnisse gemeinsamer Untersuchungen und Gespräche, wie sie in Berichten und Stellungnahmen der Vollversammlungen oder anderer Organe des Rates zum Ausdruck kommen, ernsthaft erwägt. Jeder Kirche bleibt es freigestellt, vom Rate abgegebenen Erklärungen nicht zuzustimmen. Aber alle Kirchen werden gebeten, solche Stellungnahmen ernsthaft daraufhin zu prüfen, ob sie solche „Weisheit und Wahrheit“ enthalten, daß man sie als Stellungnahmen betrachten kann, die eine geistliche Autorität haben (denn eine andere Autorität können sie nicht besitzen). Wenn die Antwort positiv ausfällt, sollten sie sich solche Erklärungen zu eigen machen und auf das Leben ihrer Gemeinden anwenden.

7. Der Ökumenische Rat hat sich „seinem ganzen Wesen nach von Anfang an einer Gestalt der Gemeinschaft verpflichtet gewußt, in der es keine Rassentrennung oder Rassendiskriminierung gibt“ (Entschließung der Vollversammlung von Evanston)⁸. Darum schließt die Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat der Kirchen ein, daß eine Kirche in ihrem eigenen Leben die Gemeinschaft in Christus sichtbar zu machen sucht, „in der die Menschen durch ihre gemeinsame Zugehörigkeit zu Gott zusammengehalten werden und in der dadurch alle trennenden Schranken des Standes, der Rasse und des Volkstums aufgehoben werden“ (Botschaft der Konferenz von Oxford, 1937)⁹.

8. Mitgliedschaft schließt eine gewisse *Anerkennung* der anderen Kirchen ein. Gemäß der Toronto-Erklärung heißt das nicht, daß jede Kirche die anderen Mitgliedskirchen als Kirchen im vollen Sinne des Wortes betrachten muß. Wohl aber bedeutet es, daß die Kirchen im Rat „einander als solche anerkennen, die dem einen Herrn dienen“¹⁰. Und es bedeutet, daß sie andere Kirchen als solche anerkennen, die teilhaben an der gemeinsamen Berufung, die alle Kirchen zusammen erfüllen, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes (Basis)¹¹.

Mitgliedschaft schließt darum ein, daß Kirchen „sich solcher Handlungen enthalten, die zu ihren brüderlichen Beziehungen im Widerspruch stehen“ (Toronto-Erklärung)¹², wie z. B. jener Art von Proselytismus, die der von der Vollversammlung von Neu-Delhi zu dieser Frage entgegengenommene und den Kirchen empfohlene Bericht ablehnt.

9. Mitgliedschaft schließt ein, daß man die *Solidarität* der Kirchen im Ökumenischen Rat der Kirchen annimmt, so daß diejenigen, die in der Lage sind, Hilfe zu leisten, jene

7. Ebd. S. 457.

8. Evanston Dokumente, Luther Verlag, Witten/Ruhr 1954, S. 115.

9. Kirche und Welt in ökumenischer Sicht, Genf 1938, S. 262.

10. Evanston – Neu-Delhi, ORK, Genf 1961, S. 278.

11. Neu-Delhi 1961, Ev. Missionsverlag Stuttgart, S. 457.

12. Evanston – Neu-Delhi, S. 278.

unterstützen, die Hilfe brauchen, sowohl durch Geld und Menschen als auch geistlich und moralisch. Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates der Kirchen hören nicht auf, sich umeinander zu kümmern, und suchen einer des anderen Last zu tragen. Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates der Kirchen suchen auch in ihrem gemeinsamen Dienst an der Welt dadurch zusammenzuarbeiten, daß sie der menschlichen Not begegnen und die Forderungen nach Gerechtigkeit und Frieden in sozialen und internationalen Beziehungen bezeugen.

10. Mitgliedschaft schließt die Bereitschaft ein, in den Prozeß des *Dialogs gegenseitiger Berichtigung und Bereicherung* einzutreten, der die „raison d'être“ der ökumenischen Begegnung darstellt. In diesem Prozeß sind alle Kirchen sowohl empfangende als auch gebende. Mitgliedskirchen lassen sich „aus ihrer Vereinzelung heraus zu gemeinsamen Gesprächen“ führen (Satzungen von Glauben und Kirchenverfassung)¹³. Sie sind bereit, sich in Christus voneinander berichtigen zu lassen (Botschaft, Vollversammlung von Amsterdam)¹⁴. Sie suchen miteinander die Gaben des Geistes zu teilen, denn „in einem jeglichen erzeigen sich die Gaben des Geistes zum gemeinen Nutzen“ (1 Kor 12, 7). Das bedeutet, „daß jede Mitgliedskirche in der Lage sein muß, ihr volles, unverkürztes Zeugnis offen und freudig in den Rat hineinzubringen und ihm voll und rückhaltlos Ausdruck zu verleihen“ (Bericht über „Proselytismus“)¹⁵.

11. Mitgliedskirchen suchen einander in ihrer gemeinsamen weltweiten missionarischen und evangelistischen Aufgabe so zu unterstützen, daß sie „zu einer wirkungsvolleren Zusammenarbeit und einem gemeinsamen Handeln in der Weltevangelsing“ gelangen (Verfassung der Abteilung für Weltmission und Evangelisation)¹⁶. Sie bemühen sich, „die Missionsaufgabe als die gemeinsame Aufgabe die gesamten Volkes Gottes zu sehen, in der die Not jedes einzelnen Teils das Anliegen aller sein muß“ (Erklärung der Abteilung für Weltmission, Paris)¹⁷.

12. Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat der Kirchen schließt ein, daß die Mitgliedskirchen auf Grund ihres Glaubens an die „wesenhafte Einheit der Kirche Christi“ die Verpflichtung, „diese Einheit ... sichtbar zu machen“, übernehmen (Verfassung von Glauben und Kirchenverfassung)¹⁸. Wenngleich der Ökumenische Rat der Kirchen an dem Grundsatz festhält, daß nur Kirchen selber zuständig sind, „der Wiedervereinigung dadurch praktisch näherzutreten, daß sie Verhandlungen miteinander aufnehmen“¹⁹, so bedeutet Mitgliedschaft jedoch nicht, daß man die Kirchen auffordert, irgendeinen bestimmten Einheitsplan anzunehmen. Mitgliedschaft bedeutet allerdings die Pflicht für jede Kirche, „ihr Äußerstes dafür zu tun, daß die Kirche in ihrer Einheit sichtbar wird, und für die Erfüllung dessen, was Christus mit Seiner Kirche vorhat, zu beten und zu arbeiten“ (Toronto-Erklärung)²⁰.

13. Der Unterschied zwischen *Mitgliedschaft* und *Nichtmitgliedschaft* besteht nicht darin, daß Mitglieder gegenseitige Verpflichtungen haben, während andere Kirchen keine solchen Verpflichtungen haben. Alle Kirchen haben gegenseitige Verpflichtungen. Der Unterschied besteht vielmehr darin: Die Kirchen im Rat glauben (mit den Worten von William Temple in seinem Einladungsbrief an die Kirchen, dem Ökumenischen Rat beizutreten), daß „es schon eine Einheit in der Zugehörigkeit zu unserem Herrn gibt,

13. Arbeitsbuch für Neu-Delhi, S. 97.

14. Die erste Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen, Gotthelf-Verlag, Zürich 1948, S. 7.

15. Evanston - Neu-Delhi, Ökumenischer Rat der Kirchen, Genf 1961, S. 271 f.

16. Neu-Delhi 1961, Evangelischer Missionsverlag Stuttgart, S. 451.

17. Protokoll der 16. Tagung des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates der Kirchen, Paris 1962, S. 127 f.

18. Arbeitsbuch für Neu-Delhi, S. 97.

19. Ebd. S. 98.

20. Evanston - Neu-Delhi, Ökumenischer Rat der Kirchen, Genf 1961, S. 277 IVc.

für deren Sichtbarmachung wir verantwortlich sind“, während „die volle Einheit der Kirche etwas ist, für das wir noch arbeiten und beten müssen“, und sie haben dementsprechend durch die Bildung des Rates gehandelt.

II. Ist eine weitere Klarstellung nötig?

Die „Toronto-Erklärung“, eine der umfassendsten Beschreibungen des Wesens des Rates, wurde 1950 vom Zentralausschuß angenommen. Sie wurde von den Kirchen günstig aufgenommen und hat seitdem immer sehr gute Dienste geleistet, wenn es darum ging zu erklären, was der Rat ist. Sie ist jedoch wegen ihrer mehr statischen als dynamischen Konzeption des Ökumenischen Rates der Kirchen kritisiert worden. Man hat gesagt, daß sie mehr vom Ausgangspunkt des Ökumenischen Rates der Kirchen als von dem beständigen Prozeß der ökumenischen Begegnung spricht und der Umformung in den Beziehungen zwischen den Kirchen, die in und durch diesen Prozeß sich vollziehen sollte.

Jetzt, da mehr als zehn Jahre seit der Toronto-Tagung vergangen sind, mehren sich die Stimmen, die fragen, ob nicht die Zeit für einen weiteren Schritt in der Definition des Wesens des Rates und der Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat der Kirchen gekommen sei. Die Frage wird oft so gestellt: „Hat nicht der Ökumenische Rat der Kirchen selber teil am Leben der einen allgemeinen Kirche? Macht er nicht in einer unvollkommenen und vorläufigen Weise Eigenschaften sichtbar, die der Kirche Jesu Christi eigen sind?“ Die Toronto-Erklärung und andere Dokumente des Rates hatten dem Ökumenischen Rat der Kirchen keine ekklesiologische Qualität (im strengen Sinne des Wortes) zugeschrieben. Aber haben die Kirchen nicht in ihrem Miteinanderleben etwas gelernt? Ist nicht ein Wachstum in der Gemeinschaft festzustellen, das in einem tieferen und reicheren Selbstverständnis des Rates seinen Ausdruck finden sollte? Und sollte nicht diese Erfahrung uns dazu zwingen, zuzugeben, daß das Wesen des Rates in ekklesiologischen Kategorien zu beschreiben ist? Verschiedene Theologen haben diese Frage positiv beantwortet und sprechen vom Ökumenischen Rat der Kirchen als einer „*réalité ecclésiale*“ (kirchlichen Wirklichkeit).

III. Die Diskussion der Konferenz von Montreal über Glauben und Kirchenverfassung

Eine Untersektion der Sektion über „Die Kirche in Gottes Heilsplan“ hatte sich mit dem Thema „Die Kirche und der Ökumenische Rat der Kirchen“ zu beschäftigen. Viele Mitglieder dieser Untersektion wünschten ausdrücklich zu betonen, daß der Rat Eigenschaften zeigt, die der Kirche Christi eigen sind. Einige wollten über diese allgemeine Aussage nicht hinausgehen. Andere schlugen vor, eine Erklärung zu entwerfen, die zeigt, in welchem Umfang der Ökumenische Rat der Kirchen heute ein Ausdruck der Einheit, Heiligkeit und Apostolizität der Kirche ist. Diese Delegierten waren sich natürlich darüber klar, daß der Ökumenische Rat der Kirchen nicht mit der einen allgemeinen Kirche gleichgesetzt werden und die *notae ecclesiae* nur in unvollkommener Weise sichtbar machen kann. Sie waren aber der Meinung, daß die Zeit gekommen sei, darzulegen, in welcher Art und Weise die Gemeinschaft der Kirchen im Ökumenischen Rat der Kirchen eine Wirklichkeit sichtbar mache, die zum Wesen der Kirche gehört.

Gegen diese Konzeption erhoben andere Delegierte, besonders – wenn auch nicht ausschließlich – Delegierte der östlichen orthodoxen Kirchen, starke Einwände. Sie waren der Meinung, daß solche Feststellungen mit ihrer Ekklesiologie unvereinbar seien und den Ökumenischen Rat der Kirchen zu etwas anderem machen würden, als was er ursprünglich ihren eigenen Definitionen entsprechend gewesen sei. Es war ein unglücklicher Umstand, daß das eingehende Gespräch über die grundlegenden Fragen in den

letzten Tagen der Konferenz stattfand, so daß es kaum möglich war, dem Thema voll gerecht zu werden. Das ist einer der Gründe dafür, daß der endgültige, dem Plenum vorgelegte Entwurf in seiner Kürze etwas überrascht. Der entscheidende Abschnitt lautet folgendermaßen:

„Der Rat bekennt dankbar, daß er in dieser ununterbrochenen Gemeinschaft etwas Neues, nämlich eine Bereicherung unserer christlichen Existenz und eine neue Sicht unserer gemeinsamen christlichen Aufgabe in der Welt empfangen hat. Die sichtbare Darstellung dieser neuen Erfahrung hat verschiedene Gestalten: gemeinsame Treue gegenüber dem einen Herrn; zunehmender Fortschritt in Richtung auf ein gemeinsames Leben in Gebet, Lobpreis und Verkündigung; das gemeinsame Tragen von Lasten, Schwierigkeiten und Leiden; zunehmender Lehrkonsensus ohne Kompromisse (z. B. hinsichtlich des Wesens der Taufe); verstärktes Bibelstudium; Tendenzen zur gegenseitigen Anerkennung ihrer Glieder unter einigen Mitgliedskirchen. Wir stimmen in der genauen Beschreibung dieser Erfahrung nicht überein, aber wir sind uns einig, daß diese Erfahrung eine neue Dimension im Rat darstellt. Deshalb drücken wir den brennenden Wunsch aus, daß diese neue, gemeinsame Erfahrung ständig wachsen und zunehmen möge durch Gottes Hilfe und Leitung, die uns zur letzten Einheit führt.“

IV. Die zugrunde liegenden Probleme

Das Ergebnis der Diskussionen in Montreal hat in einigen Kreisen ein gewisses Gefühl der Enttäuschung hervorgerufen. Es ist jedoch wichtig, festzuhalten, daß der Montreal-Bericht betont, daß die neue gemeinsame Erfahrung der Kirchen im Rat eine wachsende Erfahrung ist, und den Zentralausschuß bittet, sicherzustellen, daß diese Frage der Bedeutung der Mitgliedschaft im Rat zum Gegenstand einer weiteren Untersuchung gemacht wird.

Welches sind einige der Hauptfragen, die im Verlauf einer solchen Untersuchung auftauchen können? Ich möchte besonders drei Punkte erwähnen:

a) Die ökumenische Erfahrung ist kirchengeschichtlich gesehen etwas völlig Neues. Unsere Kirchen haben noch nicht die Denkkategorien entwickelt, die diese Erfahrung angemessen beschreiben können. Es ist bemerkenswert, daß innerhalb der verschiedenen konfessionellen Weltbünde das Problem des ekklesiologischen Charakters dieser Organe weithin ungelöst geblieben ist. Wir versuchen, ökumenische Realitäten in den Denkformen eines vorökumenischen Zeitalters, d. h. der Zeit vor der Entstehung der ökumenischen Bewegung, zu beschreiben. Darüber hinaus entdecken wir bei unserm Bemühen, Formulierungen zu finden, die für alle Kirchen im Ökumenischen Rat annehmbar sind, daß die Worte und Ausdrücke, die wir benutzen wollen, im Verlauf der Kirchengeschichte im Leben der verschiedenen Kirchen verschiedene Bedeutungen angenommen haben. Das trifft besonders für den Unterschied in der Terminologie zwischen östlichen und westlichen Kirchen zu. Man sollte dabei auch nicht vergessen, daß einige Kirchen dazu neigen, geistliche Realitäten so genau wie möglich zu definieren, während andere der Meinung sind, daß solche Definitionen nicht ausreichen und darum unerwünscht sind.

b) Die ökumenische Erfahrung ist ein wesentlich *neues Ereignis* im Leben der Kirchen. Die Frage ist gestellt worden, ob ein Ereignis in Begriffen beschrieben werden kann, die gänzlich oder teilweise institutionelle Begriffe sind. Man hat geantwortet, diese Unterscheidung sei unzutreffend. Die Frage jedoch muß weiter untersucht werden.

c) Man ist sich allgemein darüber einig, daß der Ökumenische Rat nicht nur vermeiden muß, eine Superkirche zu werden, sondern auch den Eindruck zu erwecken, er sei auf dem Wege, eine Superkirche zu werden. Es entsteht die Frage, ob es möglich ist oder nicht, den Ökumenischen Rat in ekklesiologischen Begriffen zu beschreiben, ohne damit irrtümlicherweise einzuschließen, daß der Ökumenische Rat nun doch in irgend-

einem Sinn die Kirche ist und daß Mitgliedschaft in ihm etwas zur ekklesiologischen Realität seiner Mitgliedskirchen hinzufügt.

V. In welcher Richtung müssen wir uns um weitere Klärung bemühen?

Was ich bisher gesagt habe, war wesentlich Beschreibung und Analyse. Ich möchte jetzt gerne einige Beobachtungen machen, die nur meine eigene Meinung wiedergeben.

Mir scheint, daß wir alle mit der schlichten Behauptung übereinstimmen können, daß das, was in den Beziehungen der Kirchen zueinander geschieht, etwas mit dem Wesen der Kirche zu tun haben muß. Die ökumenische Begegnung ist sinnlos und ohne Substanz, wenn die Kirchen in der gleichen Weise wie säkulare Organisationen miteinander verkehren. Die Kirchen haben in und durch ihr gemeinsames Leben im Rat entdeckt, daß sie zu einem tieferen Verständnis des Wesens der Kirche gelangen und neue Gelegenheiten finden, um seinen wahren Sinn sichtbar werden zu lassen. Wir sind uns aber auch darüber einig, daß der Ökumenische Rat weder die Kirche noch eine Kirche, noch die Superkirche ist.

Man könnte das Problem folgendermaßen beschreiben: Wir sollten einen Weg finden, um das, was Gott den Kirchen in und durch ihre Gemeinschaft im Rat geschenkt hat, zum Ausdruck zu bringen. Wir müssen aber einen solchen Ausdruck für dieses Geschenk Gottes finden, daß die sehr vorläufige Natur des Rates klar verstanden wird und keine Verwechslung dieser vorläufigen Einheit mit derjenigen Einheit entstehen kann, die der einen allgemeinen Kirche eigen ist.

Der Ökumenische Rat ist seinem innersten Wesen nach der Diener der Kirchen. Ohne seine Mitgliedskirchen hat er keine Vollmacht, keine Wirklichkeit. Sein Dienst aber hat ein Ziel, eine Richtung. Der Rat sucht den Kirchen zu helfen, immer mehr ihre gemeinsame Berufung, ihr gemeinsames Leben, ihr gemeinsames Zeugnis, die zum Wesen der Kirche Christi gehören, zum Ausdruck zu bringen. Indem der Rat so handelt, geschieht etwas in seinem Leben, und indem die Kirchen miteinander leben, sprechen und handeln, beginnt eine neue Wirklichkeit aufzutauchen. Was ist diese neue Wirklichkeit? Wir können sie kaum die Una Sancta oder die Eine Allgemeine Kirche nennen; denn wir sind uns dessen wohl bewußt, daß wir wesentliche Aspekte des Lebens und Zeugnisses der Una Sancta vermissen lassen. Wir können aber sagen, daß wir zusammen geistliche Gaben empfangen, die Zeichen jenes Einsseins sind, das am Anfang da war, als „die Menge der Gläubigen ein Herz und eine Seele war“ (Apg 4, 32). Und sie sind eine Erstlingsgabe des Einsseins, das dann erscheinen wird, wenn alle, die den Namen Christi tragen, vom Herrn der Kirche zu einer Herde versammelt worden sind.

Nun scheint es aber, daß wir zwischen dem Ökumenischen Rat der Kirchen und dieser neuen ökumenischen Wirklichkeit sorgfältig unterscheiden müssen, und zwar aus verschiedenen Gründen. Zunächst einmal ist der Ökumenische Rat der Kirchen keinesfalls der einzige Ort, an dem diese Wirklichkeit sichtbar wird. Sie kommt auf verschiedene Weise außerhalb der organisatorischen Grenzen des Rates zum Ausdruck. Zum andern heißt, die Beschreibung dieser entstehenden ökumenischen Wirklichkeit auf den Rat zu übertragen, das Werkzeug mit dem Erzeugnis zu verwechseln, das eben mit Hilfe dieses Werkzeugs hergestellt worden ist. Durch den Ökumenischen Rat der Kirchen oder wenigsten zu einem großen Teil durch ihn haben sich vielen Menschen Dimensionen des Lebens der Kirche erschlossen, von denen sie vorher vorwiegend theoretisch Kenntnis hatten. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß das Wesen des Ökumenischen Rates der Kirchen darin besteht, ein Werkzeug zum Dienst der Kirchen zu sein.

Es ist interessant, festzustellen, daß wir viele verschiedene Ausdrücke für diese neue Wirklichkeit haben und daß sie alle unzureichend sind. Viele sprechen von der „ökumenischen Bewegung“ (wer gehört zu ihr, wo sind ihre Grenzen?) oder von „der Ökumene“ (ein gleichermaßen unbestimmter Ausdruck), oder sie benutzen den sehr

fragwürdigen Ausdruck „die Weltkirche“. (In welchem Verhältnis stehen die Kirchen zu ihr?) Indem wir diese Ausdrücke benutzen, geben wir stillschweigend zu, daß in der ökumenischen Situation sich etwas ereignet, was über das Leben jeder ökumenischen Organisation hinausgeht.

Soll das heißen, daß wir den Versuch, das Wesen des Ökumenischen Rates der Kirchen zu definieren, aufgeben müssen? Nein – wohl aber müssen wir zuerst versuchen, das, was sich an uns in der ökumenischen Begegnung ereignet, deutlicher zum Ausdruck zu bringen. Wir müssen im Licht eines neuen Verstehens und Erlebens des gesamten Ereignisses deutlicher definieren, welche Rolle dem Ökumenischen Rat der Kirchen darin zufällt. Dabei wird sich dann klar herausstellen, inwieweit der Ökumenische Rat der Kirchen in ekklesiologischen Begriffen beschrieben werden kann, d. h. in ekklesiologischen Begriffen, die ihn nicht als etwas anderes erscheinen lassen, als was er immer hat sein wollen, nämlich: Diener und Werkzeug.

VI. Der nächste Schritt

Der Montrealbericht fordert den Zentralausschuß auf, dieser Frage weitere Aufmerksamkeit zu widmen. Mir scheint, daß solche Beschlußfassung sehr wohl in Form einer Aufforderung an die Mitgliedskirchen, ihre Meinung über dieses Thema zu äußern, geschehen könne. Und zwar so, daß man ihnen den Bericht der Montrealkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung zusammen mit einigen Fragen, wie sie in diesem Referat formuliert worden sind, zuschickt.

Was in den Dokumenten von Toronto und den Vollversammlungen und kürzlich von der Montrealkonferenz gesagt wurde, ist keineswegs belanglos. Es kann inzwischen als Wegweiser für die Gegenwart dienen. Einer meiner Kollegen sagte kürzlich: „Laßt uns unsere Gemeinschaft fortsetzen, ohne allzuviel über uns selbst nachzudenken, was uns nur zu leicht veranlassen könnte, stolz zu werden.“ Es ist besser, mit einer Wirklichkeit zu leben, die sich nicht definieren läßt, als mit einer Definition, die mehr Substanz beansprucht, als in Wirklichkeit vorhanden ist.

Der Zentralausschuß beschloß nach längerer und zum Teil sehr kritikreicher Aussprache, die Mitgliedskirchen um Stellungnahmen zu den hier angeschnittenen Fragen zu bitten, doch scheinen vorerst nur wenige Antworten und diese vorwiegend aus den deutschen Kirchen eingegangen zu sein. Die Voten des Rates der EKD, der Kirchenleitung der VELKD und des Ökumenischen Ausschusses der EKU bringen wir nachstehend im vollen Wortlaut:

I. STELLUNGNAHME DES RATES DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN DEUTSCHLAND

*zu dem Vortrag von Generalsekretär Dr. W. A. Visser 't Hooft
„Die Bedeutung der Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat der Kirchen“*

vom 21. Oktober 1964

Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland begrüßt die Ausführungen von Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft zur ekklesiologischen Bedeutung des Ökumenischen Rates der Kirchen, die die Mitgliedskirchen zum Nachdenken über Sinn und Ziel ihrer Gemeinschaft im Ökumenischen Rat anleiten sollen. Wir freuen uns über die darin getroffene und auch von uns dankbar bejahte Feststellung, daß diese Gemeinschaft im Laufe der Jahre innerlich mehr gefestigt und gewachsen ist, als es die vorwiegend statisch und deskriptiv gehaltenen Aussagen der Toronto-Erklärung von 1950 wieder-

zugeben vermögen. Während in der Toronto-Erklärung gemäß der in Amsterdam (1948) ausgesprochenen Definition („Der Rat möchte den Kirchen ... als ein Werkzeug dienen, mit dessen Hilfe sie ihren gemeinsamen Gehorsam gegenüber Jesus Christus zusammen bezeugen und in Angelegenheiten, die ein vereintes Handeln erfordern, zusammen arbeiten können“) der instrumentale Charakter des Rates im Vordergrund steht, wird in den abschließenden Sätzen doch auch schon auf eine weiterführende Entwicklung im Blick auf eine im Rat selbst sich herausbildende geistliche Wirklichkeit aufmerksam gemacht, die vor neue Aufgaben stellt: „In dem Maße, in dem sich das Gespräch zwischen den Kirchen entwickelt und sie einander näherkommen, werden sie fraglos vor neuen Entscheidungen und Problemen stehen. Denn der Ökumenische Rat besteht, damit der tote Punkt in den Beziehungen der Kirchen zueinander überwunden wird ... Bei ökumenischen Zusammenkünften ist immer wieder eine sehr reale Einheit entdeckt worden; allen, die im Ökumenischen Rat mitarbeiten, gehört dieses zum Wertvollsten in seinem Leben.“

Auf derselben Linie liegt die Äußerung im Bericht der I. Sektion von Evanston (1954), wo es am Ende von Abschnitt IC heißt, nachdem von der Gemeinsamkeit im Dienst, Gebet, in der Verkündigung des Evangeliums, in Taufe und Abendmahl, in einem Amt des Wortes und der Sakramente und im sittlichen Gehorsam die Rede war: „Wir preisen unseren Vater um deswillen, daß Er uns deutlich gemacht hat, wie die Einheit in Christus eine gegenwärtige Wirklichkeit ist, sowohl im Ökumenischen Rat der Kirchen als auch im Verhältnis zu anderen Christen, mit denen wir uns noch nicht völliger Gemeinschaft erfreuen.“

Wir sind der Überzeugung, daß diese geistliche Erfahrung der Einheit in Christus als einer gegenwärtigen Wirklichkeit ihren Ausdruck findet in dem gemeinsamen Hören auf die Heilige Schrift, in Gottesdiensten und Bibelauslegungen auf ökumenischen Konferenzen, in den Gesprächen über einen theologischen Lehrkonsensus, in der durch die Integration vollzogenen Einbeziehung der missionarischen Dimension in das Leben des Ökumenischen Rates, in der zwischenkirchlichen Hilfe, in dem Ringen um gemeinsame Erklärungen zu brennenden internationalen und sozialen Fragen, für die das Zeugnis der Christenheit gefordert ist, in der Basis der Mitgliedschaft und nicht zuletzt in der sogenannten „Einheitsformel von Neu-Delhi“, in der trotz zunächst formaler Beschreibung der Einheitselemente „bis zu einem gewissen Grade in der Aufgabenstellung doch auch schon ein inhaltlicher theologischer Consensus ausgesprochen (ist), und zwar auf ekklesiologischem Gebiet. Denn was hierüber gesagt wie nicht gesagt wird, enthält ja notwendig eine gewisse Entscheidung darüber, worin die wesentliche Einheit der Kirche liegt“ (Prof. Wilfried Joest, „Ökumenische Rundschau“, 1961, S. 153).

Die Vollversammlung von Neu-Delhi hatte zwar festgestellt, daß die Toronto-Erklärung „immer noch unser Verständnis vom Wesen des Rates am besten zum Ausdruck“ bringt, jedoch hinzugefügt, daß die gründlichen Studien und die raschen Entwicklungen der vergangenen zehn Jahre dazu drängen, „nach weiterer Klärung zu suchen“, und daß „die Forderung eines sorgsamten Nachdenkens über das theologische Verständnis unseres neuen Lebens im Rat weiterhin unerfüllt“ bleibt (Sektion „Einheit“, Abschn. 49). In Montreal (1963) hat man dann zwar erklärt, „daß der Rat weder die Erfüllung unserer Hoffnung auf Einheit noch lediglich ein Instrument unserer Zusammenarbeit ist“, „daß er in dieser ununterbrochenen Gemeinschaft etwas Neues, nämlich eine Bereicherung unserer christlichen Existenz und eine neue Sicht unserer gemeinsamen christlichen Aufgabe in der Welt empfangen hat“ („Montreal 1963“, S. 40 f.), aber den weitergehenden Satz des ursprünglichen Entwurfs verworfen: „Die Mitgliedskirchen erkennen jedoch an, daß der Rat die Erfahrung eines Lebens macht, das als eine zum Wesen der Kirche gehörende Wirklichkeit verstanden werden kann“, insofern im Rat „in unvollkommener und vorläufiger, aber prophetischer Weise“ Qualitäten sichtbar werden, „die der Kirche Jesu Christi eigen sind“ (Entwurf S. 8). Dabei wurde

auf die Möglichkeit einer vertieften Erfahrung und Verwirklichung der Wesensmerkmale der Kirche, nämlich ihrer Apostolizität, Katholizität, Heiligkeit und Einheit, im Rat Bezug genommen.

Wir müssen aber darauf hinweisen, daß die Jahr für Jahr sich dem Ökumenischen Rat neu anschließenden Kirchen immer wieder bei den Mindestanforderungen ihrer Mitgliedschaft beginnen müssen und erst allmählich in die über Toronto hinausgehenden Erfahrungen hineinwachsen können. Kirchen mit einem ausgeprägten ekklesiologischen Selbstverständnis wie die orthodoxen oder solche, die jeder ekklesiologischen Festlegung von ihrem Wesen her widerstreben wie die evangelikalen, würden zudem durch derartige Versuche überfordert und dem Ökumenischen Rat entfremdet werden. Es mag auch bezweifelt werden, ob die in Abschnitt I des Vortrags von Dr. Visser 't Hooft zitierten offiziellen Dokumente wirklich bereits so weit in das Leben und das Bewußtsein der Mitgliedskirchen eingegangen sind, daß sie die Voraussetzungen für weitere Schritte bieten.

Darum sollte der Schwerpunkt künftiger Bemühungen weiterhin darauf liegen, wozu die gemeinsame Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat der Kirchen verpflichtet und was in den Beziehungen der Mitgliedskirchen zueinander dadurch anders wird bzw. anders werden soll. Hierzu gehört vor allem auch die inhaltliche Füllung der formalen Aussagen der „Einheitsformel von Neu-Delhi“, die das Ziel zu beschreiben sucht, um dessentwillen sich die Kirchen im Ökumenischen Rat zusammengeschlossen haben und zu dem die zwischen ihnen wachsende Gemeinschaft hinführen will.

Solches Bemühen wird unter der Führung des Heiligen Geistes jene „ökumenische Wirklichkeit“ erfahren lassen, „die schneller Gestalt gewinnt, als wir es verstehen oder zum Ausdruck bringen können“ (Botschaft von Montreal). Der Ökumenische Rat sollte sich daher niemals in organisatorischen Aufgaben erschöpfen, sondern in allen seinen Lebensäußerungen den Mut zur Kirche haben, die ihn zwar nicht zur „Superkirche“ werden lassen darf, wohl aber den in ihm vereinten Kirchen in gegenseitiger Korrektur und Bereicherung schon jetzt die Teilhabe an der „charismatischen Realität“ (H. H. Wolf) ihrer in Christus gegebenen Einheit vermittelt. Wir bitten den Ökumenischen Rat, sich für dieses Wirken des Heiligen Geistes in seiner Mitte offenzuhalten, auch wenn eine begriffliche Definition seines Wesens zum gegenwärtigen Zeitpunkt weder möglich noch ratsam erscheint. Wir würden aber auch alle theologischen Studien begrüßen, die diese Entwicklung aufmerksam verfolgen.

II. STELLUNGNAHME DER KIRCHENLEITUNG DER VEREINIGTEN EVANGELISCH-LUTHERISCHEN KIRCHE DEUTSCHLANDS

zum Thema der ekklesiologischen Bedeutung der Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat der Kirchen

vom 3. Dezember 1964

1. Durch die Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat der Kirchen sind die Kirchen in steigendem Maße auf allen Gebieten ihres Lebens zusammengeführt worden und haben dabei eine wachsende geistliche Einheit und unerwartete Möglichkeiten der Zusammenarbeit erlebt.

2. Unter dem einen Haupte Christus haben sich theologisches Gespräch, praktische Zusammenarbeit und gemeinsames Zeugnis so entwickelt, daß die Realität der Einheit der Kirche Jesu Christi für jede einzelne Mitgliedskirche durch die Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat deutlicher geworden ist als zuvor.

3. Die unseren Kirchen in der ökumenischen Gemeinschaft geschenkten geistlichen Kräfte sind Anlaß, dem Herrn der Kirche für seine große Barmherzigkeit zu danken, daß er uns durch den Heiligen Geist aneinander gewiesen und beieinander gehalten hat.

4. Der gemeinsame Weg der Kirchen im Ökumenischen Rat hat uns gerade deshalb immer tiefer in die Gemeinschaft mit dem einen Herrn und in die Einheit des Zeugnisses geführt, weil der Ökumenische Rat der Kirchen nie Selbstzweck, sondern immer nur Instrument sein wollte. Seine Mitgliedskirchen sind nicht in eine bestimmte Richtung gedrängt worden, sondern haben gerade in der ihnen in der Toronto-Erklärung zugesagten Freiheit zu immer besserer Zusammenarbeit und gemeinsamem Zeugnis gefunden.

5. Die Ekklesiologie der lutherischen Kirche geht weder von einer hierarchischen noch von einer kongregationalistischen Konzeption, sondern von der für die ganze Kirche geltenden Voraussetzung des *magnus consensus de doctrina evangelii* aus. Sie fragt daher zuerst nach der Einheit in der Lehre und nicht nach der Einheitlichkeit der Ordnung, wenn sie nach der Kirchengemeinschaft fragt, und kann damit gut der vielfältigen ökumenischen Wirklichkeit theologisch gerecht werden.

Die Tatsache, daß die lutherische Kirche aus dem Evangelium keine bindenden Ordnungsprinzipien ableitet, bedeutet nicht, daß sie an den Fragen kirchlicher Ordnung uninteressiert ist. Auch für die lutherische Kirche gehören am Evangelium orientierte und jeweils auf die geschichtliche Situation der Kirche bezogene Ordnungen zur Leibhaftigkeit der Kirche Jesu Christi.

6. Das Zusammensein im Ökumenischen Rat der Kirchen hat die Mitgliedskirchen im Blick auf ein gemeinsames Verständnis der Kirche zwar weitergeführt, aber noch nicht ans Ziel gebracht. Es scheint deshalb so lange nicht möglich, die im Ökumenischen Rat der Kirchen erfahrene Einheit, die Dr. Visser 't Hooft mit einem von den Katholiken übernommenen Begriff als „ekklesiale Wirklichkeit“ bezeichnet, lehrmäßig zu formulieren, als in den Grundfragen der Ekklesiologie noch unüberwundene Gegensätze bestehen und unter den Wesensmerkmalen der Kirche verschiedenste Dinge verstanden werden.

7. Es scheint uns der sachgemäße Weg zu dem von Dr. Visser 't Hooft angesprochenen Ziel zu sein, wenn alle Kirchen zuerst in ihrer eigenen Ekklesiologie über die bestehende ökumenische Gemeinschaft der Kirchen klare Aussagen machen und Möglichkeiten der Herstellung eines *magnus consensus de doctrina evangelii* zwischen den verschiedenen Kirchen ernsthaft überprüfen.

8. Wenn dem Ökumenischen Rat eine mehr als instrumentale Bedeutung zugesprochen wird, verliert er möglicherweise seine bisher gesegneten Möglichkeiten einer geistlichen Einwirkung auf verschiedene Kirchen zugunsten einer verfrühten ekklesiologischen Definition.

9. Die Stellungnahme des Rates der EKD vom 21. Oktober 1964 enthält hilfreiche Anregungen, die sich die Kirchenleitung der Vereinigten Kirche zu eigen macht:

1. Studium der Wesensmerkmale der Kirche in Lehre und Leben lehrmäßig noch geschiedener Kirchen,

2. Klärung der gemeinsamen Verpflichtungen für das Zusammenwirken im Ökumenischen Rat der Kirchen und dessen, was in den Beziehungen der Mitgliedskirchen zueinander anders werden soll,

3. Studium der Einheitsformel von Neu-Delhi und Erwägungen praktischer Konsequenzen, die sich aus ihrer Intention ergeben,

4. Theologische Studien, die der ständigen Entwicklung Rechnung tragen.

III. WAS BEDEUTET DEN GLIEDKIRCHEN DER EVANGELISCHEN KIRCHE DER UNION DIE MITGLIEDSCHAFT IM ÖKUMENISCHEN RAT DER KIRCHEN?

Stellungnahme des Ökumenischen Ausschusses der Evangelischen Kirche der Union

Vorbemerkung: In der Sitzung des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates der Kirchen in Rochester 1963 hat dessen Generalsekretär Dr. W. A. Visser 't Hooft in einem Vortrag zusammengefaßt, was bisher an Versuchen vorhanden ist, das Wesen des Öku-

menischen Rates der Kirchen zu definieren, und dazu aufgefordert, den Versuch zu machen, „das, was sich an uns (und das heißt dann hier: an den Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union) in der ökumenischen Begegnung ereignet, deutlicher zum Ausdruck zu bringen“ (Ökumenische Rundschau, 1963, S. 235). Ein solcher Versuch soll dazu helfen, zu erkennen, „inwieweit der Ökumenische Rat der Kirchen in ekklesiologischen Begriffen beschrieben werden kann“ (a.a.O. S. 235).

Der Ökumenische Ausschuß der EKU hat sich mit diesem Vortrag beschäftigt. Er beabsichtigt nicht, im folgenden eine Stellungnahme zu dem gesamten Inhalt zu geben, wie es in der Stellungnahme des Rates der EKD geschehen ist und die er begrüßt, sondern er hat sich darauf beschränkt, die Frage von Dr. Visser 't Hooft, was sich an *uns* in der ökumenischen Begegnung ereignet, zu beantworten.

Der Ökumenische Ausschuß hat seine Aufgabe so begrenzt, weil ihm eine Selbstbesinnung der Gliedkirchen über die Bedeutung ihrer Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat der Kirchen unbedingt notwendig erscheint, und er bittet den Rat der EKU, diese Stellungnahme zur Kenntnis zu nehmen, sie den Gliedkirchen bekanntzugeben und als Stellungnahme des Ökumenischen Ausschusses der EKU an das Kirchliche Außenamt und an den Ökumenischen Rat weiterzuleiten.

I.

Wie ist in den *Grund- oder Kirchenordnungen der EKU-Gliedkirchen* nach dem 2. Weltkrieg das Verhältnis der Kirchen zur Ökumene bestimmt worden? In einer Anlage sind die entsprechenden Abschnitte aus den Grundordnungen zusammengestellt, beginnend mit denen der EKD und der EKU.

Die Übersicht zeigt, daß – aufs Ganze gesehen – die Bestimmungen der Grundordnungen im Blick auf das Verhältnis der Kirchen zur Ökumene weitgehend unzureichend sind. Auch der Art. 18 der Grundordnung der EKD, der die ausführlichste Aussage macht, reicht in keiner Weise aus. Daß die EKD in der ökumenischen Bewegung „mitarbeitet“, beschreibt nicht den Tatbestand, der heute gegeben ist. Auch ein Ausdruck wie „die Pflege ökumenischer Beziehungen“ durch Werke, Verbände und Einzelpersonlichkeiten ist unzureichend. In Berlin-Brandenburg und in der Kirchenprovinz Sachsen stehen die Artikel 149 bzw. 171 unter der geradezu irreführenden Überschrift „Werke der Kirche“. Am besten ist noch die Formulierung, die Rheinland, Pommern und Schlesien gefunden haben, nach der die betreffenden Kirchen „in der Gesamtordnung des Ökumenischen Rates der Kirchen“ stehen. Es gibt aber in keiner der Kirchenordnungen irgendeine Aussage über das Verhältnis der Gemeinden oder etwa der Kreissynoden zur Ökumene.

Man wird freilich nicht vergessen dürfen, daß die Grundordnungen zu der gleichen Zeit geschaffen worden sind, in der der Ökumenische Rat der Kirchen gerade konstituiert wurde. Die der EKD liegt noch vor dem Termin der Konstituierung, die meisten der anderen Ordnungen entstanden sehr bald danach.

Der Ökumenische Rat oder „die Ökumene“ war zu dieser Zeit noch keine auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens spürbare Realität.

II.

In den letzten 15 Jahren ist freilich die ökumenische Entwicklung und auch die des Verhältnisses unserer Kirchen zur Ökumene weit über die Formulierungen der Grundordnungen hinweggegangen. Dies kann nur mit ein paar Stichworten angedeutet werden.

1. Informationen

Durch mündliche, vervielfältigte und gedruckte Berichte aus dem Leben anderer Mitgliedskirchen, von den Vollversammlungen und den übrigen Konferenzen des Ökume-

nischen Rates und seiner Abteilungen werden die Kirchen und die Gemeinden in steigendem Maße mit der Wirklichkeit der Ökumene konfrontiert.

Kanzelabkündigungen zu besonderen Anlässen, z. B. bei Kollekten für zwischenkirchliche Hilfe oder „Brot für die Welt“; Verlesung der Verlautbarungen des Rates, besonders bei Pfingstbotschaften (die freilich oft etwas konkreter sein müßten), bringen die Ökumene mitten hinein in den Gottesdienst der Gemeinden.

2. Fürbitte und ökumenische Gottesdienste

In manchen Kirchen und Gemeinden ist man dazu übergegangen, auf Grund besonderer Informationen die allgemeine Fürbitte für die Kirchen in der Welt konkreter zu gestalten. Die Allianzgebetswoche, die ökumenische Gebetswoche, die Weltgebetstage der Frauen und der Studenten, auch die Missionsgebetswoche können dazu beitragen, daß man nicht nur von der Ökumene weiß, sondern auch unmittelbar im Gebet für sie eintritt und sich mit ihr zusammenschließt. Freilich müßte die Information für die Gebete der Gemeinde noch sehr viel klarer und anschaulicher sein, um wirkliche Hilfe zu bringen.

3. Konferenzen

Während früher die Teilnahme an ökumenischen Konferenzen mannigfacher Art im wesentlichen Sache einiger weniger Experten gewesen ist, werden heute immer wieder die verschiedensten Mitarbeiter der Kirchen zu solchen Konferenzen entsandt und erhalten dadurch eine ganz besondere Kenntnis und Beziehung zur Ökumene. Es wäre freilich notwendig, daß die Mitgliedskirchen in noch stärkerem Maße Delegierte bestellen, die sich je in ihrem Bereich kontinuierlich der ökumenischen Arbeit zur Verfügung stellen können, damit die Kontinuität und auch die Auswirkungen der Arbeit der Konferenzen gewährleistet sind. Für diese ökumenische Erziehung ist auch wichtig, daß Jugendliche an großen ökumenischen Konferenzen teilnehmen. In den eigenen Kirchen helfen die ökumenischen Ausschüsse und Studienkreise, die Tagungen der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen und viele andere ökumenisch arbeitende Gruppen zu einer stärkeren Verbreitung des ökumenischen Gedankengutes. Die Teilnahme an den Abendmahlsfeiern anderer Konfessionen haben bestimmte Rückwirkungen auf das gottesdienstliche und sakramentale Leben in unserer eigenen Kirche.

4. Gemeinsames Zeugnis (Integration von Kirche und Mission)

Der Zusammenschluß des Ökumenischen Rates der Kirchen mit dem Internationalen Missionsrat hat sich in unseren Gliedkirchen vielfach ausgewirkt. Mission ist viel stärker als früher Aufgabe der Kirche geworden und wird mit der evangelisatorischen Aufgabe im eigenen Lande zusammen gesehen.

Von der Erkenntnis der missionarischen Aufgaben her gewinnen viele Gemeinden und Gemeindeglieder einen echten Zugang zu der ökumenischen Wirklichkeit von heute. Sie begreifen, daß der missionarische Auftrag nur noch in der Gemeinschaft mit anderen missionarischen Kirchen und Missionen ausgeübt werden kann.

a) In der gliedkirchlichen Struktur zeigt sich das an der immer stärkeren Integration der Missionsgesellschaften in die Kirchen, zum Beispiel Bildung des Ökumenisch-missionarischen Rates und Amtes in der DDR, der verschiedensten Missionskammern und -ausschüsse.

b) Missionare und fraternal workers bekommen ein neues Verhältnis zu ihren Heimatkirchen, aus denen sie kommen und zu denen sie zurückkehren – und bilden so Brücken von alten zu jungen Kirchen und nicht nur von Missionsgesellschaft zu Missionsgemeinden.

5. Gemeinsamer Dienst

Gleiches gilt auch von der Erkenntnis des gemeinsamen Dienstes. Unseren Kirchen ist dieser gemeinsame Dienst zunächst einmal selbst groß geworden in den Nachkriegsgeschehen und der umfassenden Hilfe, die andere Kirchen zum Teil in den uns bis dahin feindlich gegenüberstehenden Ländern an uns geleistet haben. „Brot für die Welt“, ökumenische Erntedankfestopfer u. ä. öffnen die Augen für die weltweite Aufgabe der Kirche und für ihre gemeinsame ökumenische Verantwortung.

Die steigende Zahl der Gastarbeiter wird, besonders in Westdeutschland, zu einem immer größeren Auftrag für den Dienst der Kirche im ökumenischen Verständnis. Zusammenarbeit mit den Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates, aus denen die Gastarbeiter zu uns kommen, ist geboten und hilft bei dem ökumenischen Verständnis dieses Auftrages.

Die Stewardship-Bewegung, die besonders von den amerikanischen Kirchen zu uns kam und übernommen wurde, hat uns in eine neue Verantwortung für Gemeindeaufbau und Gemeindedienst gestellt, die eingehend von ökumenischen Erfahrungen lernen konnte.

6. Ökumenischer Austausch

a) Auf Gemeindeebene hat sich da, wo es möglich ist, ein regelmäßiger Besuchsaustausch mit Gemeinden im Ausland ergeben. Dies gilt besonders auch für Jugendgruppen, Stipendiaten aus anderen Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates, Austauschvikare und Austauschpfarrer. Besondere Bedeutung kommt den fraternal workers (brüderliche Mitarbeiter) aus anderen Kirchen in unseren Heimatkirchen und aus unseren Kirchen in anderen Kirchen zu. Sie stellen einen wesentlichen Beitrag zur immer stärkeren ökumenischen Verflochtenheit der Kirchen dar.

b) In steigendem Maße kommt es auch zu ausgesprochen kirchlichen Begegnungen: Für den Bereich der Evangelischen Kirche der Union sind es besonders die japanische Kirche Kyodan, die Church of South India und die Church of Christ in den USA. Der wachsende Austausch zwischen den Kirchen in der DDR und den osteuropäischen Kirchen muß hier erwähnt werden, auch wenn er sich nicht immer auf kirchlicher Ebene vollzieht. Bedeutsam sind die theologischen Gespräche zwischen der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Russisch-Orthodoxen Kirche. Die Bruderräte, der Nordisch-Deutsche Kirchenkonvent, die Begegnung mit der internationalen Abteilung des Britischen Rates der Kirchen und andere müssen in diesem Zusammenhang genannt werden.

c) Damit beginnt aber eine Einwirkung auf das theologische Denken und die Lebensäußerungen der Kirchen. Denn in allem, was hier angedeutet werden konnte, geht es nicht nur um Fragen der Praxis, sondern um die Herausbildung einer neuen ökumenischen Wirklichkeit auch in unserem theologischen Denken.

7. In diesen Zusammenhang gehört in besonderer Weise schließlich das gemeinsame Nachdenken in unseren Gliedkirchen über Probleme der großen Vollversammlungen, in denen es jeweils auch um Wesen, Aufgabe und Definition des Ökumenischen Rates ging. Wir erinnern an den Beitrag der ökumenischen Studiengemeinschaft Berlin-Brandenburg zur Weltkirchenkonferenz in Amsterdam 1948, der zu allen vier Sektionen eigene Stellungnahmen erarbeitete, an die Stellungnahmen des Ökumenischen Ausschusses der EKU zu Neu-Delhi und die Verlautbarung über das Wesen der Union. Ebenso an die Vorbereitungsarbeit, die z. B. in der Pommerschen Evangelischen Kirche zu Evanston und Neu-Delhi geleistet wurde. Andere Beispiele ließen sich hinzufügen.

III.

Durch die oben angeführten Fakten haben sich die Beschlüsse, die im Jahre 1948 in Amsterdam zur Konstituierung des Rates führten, gleichsam nachträglich bestätigt. In

vielfältiger Weise ist das neue Faktum Ökumene vom Jahr der Konstituierung des Ökumenischen Rates an in unsere Kirchen eingedrungen und hat eine große Reihe von Aktivitäten und Überlegungen hervorgerufen. Die Erklärung von *Toronto* (1950) beschrieb den damals gegebenen Zustand in einer zutreffenden Weise. Es war und bleibt zunächst wichtig, daß Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates andere Mitgliedskirchen zwar nicht als „Kirche“ im wahren und vollen Sinn anzuerkennen brauchen, sie aber doch anerkennen als solche Kirchen, die dem einen Herrn dienen. *Toronto* aber bleibt – und damit nehmen wir das Urteil von Dr. Visser 't Hooft auf – im großen und ganzen einem statischen Denken verhaftet. Wir müssen freilich zugeben, daß wir bei aller Aufgeschlossenheit für die ökumenische Bewegung auch heute noch nicht alle mit der Erklärung von *Toronto* angestoßenen Fragen hinreichend bedacht haben. *Toronto* kann noch nicht beiseite gelegt werden.

Doch das Statische, so meinen wir, wird überwunden in dem neuen dynamischen Element, das besonders durch die Integration von Internationalem Missionsrat und Ökumenischem Rat der Kirchen und mit der neuen Formel über die Einheit der Kirche in *Neu-Delhi 1961* aufgenommen wurde. Die Einheitsformel zeigt ein Leitbild, das ohne Zweifel aus der Weiterentwicklung der ökumenischen Wirklichkeit seit 1948 erwachsen ist. Dieses Leitbild mit den im Kommentar dazu aufgezeigten Folgerungen ist noch weniger als *Toronto* von uns mit wünschenswerter Gründlichkeit durchdacht worden. Gerade der Kommentar müßte für unser weiteres Nachdenken über das Wesen der ökumenischen Wirklichkeit die Richtung weisen. Hier ist in unseren Kirchen noch viel Arbeit zu tun.

In dem Bericht von *Montreal 1963* (Weltkonferenz der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung) finden wir eine gute Zusammenstellung von Einzelzügen aus dem ökumenischen Geschehen des letzten Jahrzehnts, die für die Beschreibung der neuen ökumenischen Wirklichkeit hilfreich ist – gerade auch im Blick auf unsere eigene Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat. (Vgl. Bericht über *Montreal 1963*, S. 40, Punkte a–h.) Desgleichen unterstreichen wir den auch von Dr. Visser 't Hooft in seinem Vortrag in *Rochester* zitierten Schlußabsatz des Teiles „Die Kirche und der Ökumenische Rat der Kirchen“, wie er in *Montreal* formuliert worden ist (a.a.O. S. 41). Dabei denken wir besonders an das, was über eine Bereicherung unserer christlichen Existenz und über eine neue Sicht unserer gemeinsamen christlichen Aufgabe in der Welt, wie sie in der Gemeinschaft des Ökumenischen Rates empfangen wurden, gesagt ist. Einen Fortschritt zu einer klareren Erfassung des Wesens der ökumenischen Wirklichkeit haben die Formulierungen von *Montreal* jedoch leider nicht gebracht. Um so dankbarer sind wir, daß wir mit einer Wirklichkeit leben, die unseren Formulierungen voraus ist.

IV.

Wir versuchen, einige Folgerungen zu ziehen.

1. Es ist für uns unvorstellbar, aus dem Ökumenischen Rat der Kirchen wieder auszutreten. Damit bekennen wir, daß der Ökumenische Rat für uns mehr ist als eine von Menschen geschaffene Organisation. Wir sehen in ihm das Wirken des Heiligen Geistes in, mit und unter den Strukturen, die Menschen geschaffen haben.

2. In unserem Gehorsam gegenüber dem einen Herrn der Kirche stehen wir als Gemeinden und als einzelne Christen heute nicht allein in unseren eigenen Kirchen, sondern auch in der Gemeinschaft der Kirchen der Ökumene. Noch sehen wir uns nicht in der Lage, diese doppelte Ausrichtung zu bestimmen, aber wir bekennen, daß sich in der Ökumene, die größer ist als der Ökumenische Rat, etwas von der einen heiligen christlichen Kirche spiegelt.

3. Daher kann die Ökumene für uns nicht länger ein Gegenüber sein, wie dies heute noch oft der Fall ist. Es gibt noch viele Gemeinden und Kirchen, die „auf“ die Ökumene sehen. Dort werden bestimmte Funktionen wahrgenommen. Es werden Konferenzen

veranstaltet und Gespräche geführt. Es muß in das Bewußtsein unserer Kirchen und Gemeinden übergehen, daß wir selber Teil, Glied der Ökumene sind.

4. Das geistliche Faktum der Ökumene, ihre Kraft und ihre Bedeutung können nur in dem Maße vorhanden sein, wie die Gliedkirchen an dem Leben, Handeln und Entscheiden der Ökumene teilhaben. Die Ökumene ist nichts in sich selber, sondern sie ist die Gemeinschaft, nicht nur die Summe der Einzelkirchen.

Das bedeutet, daß alle Mitgliedskirchen der Ökumene in noch ganz anderem Maße vertraut werden müssen mit dem Leben und Denken der übrigen Kirchen und mit dem, was schon heute gemeinsam gesagt werden kann. Je mehr unsere Gliedkirchen dies aufnehmen und bei ihren eigenen Entscheidungen berücksichtigen, um so stärker ist auch die geistliche Kraft der Ökumene, um so mehr wächst unter uns und bei uns die Einheit der Kirche. Das Teilnehmen am Leben, Bekennen und Entscheiden der eigenen Kirche genügt heute nicht mehr allein als Manifestation der Zugehörigkeit zur ganzen Kirche Jesu Christi.

5. Dies schließt aber ein, daß die Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat auf jeder Ebene sichtbar werden muß: beim einzelnen Christen, in den verschiedenen Gruppen und Kreisen, in der Gemeinde, im Kirchenkreis, in der Gliedkirche, in den leitenden Ämtern und auf den Synoden, an den theologischen und kirchlichen Ausbildungsstätten und an den Fakultäten. Es kann keine Ebene kirchlichen Handelns und Seins geben, die nicht um ihre Verbundenheit mit der Ökumene weiß, die nicht die ökumenischen Realitäten berücksichtigt und danach handelt. Die Formel von Neu-Delhi „Alle an jedem Ort“ bedeutet gewiß auch diese umfassende Mitbeteiligung und -verantwortung aller Christen in den verschiedensten Gemeinschaften.

Ausgehend von diesen Einsichten schlagen wir dem Rat der EKU vor, den Grundordnungsausschuß damit zu beauftragen, für die Grundordnung der EKU sowie für die Grund- und Kirchenordnungen der Gliedkirchen Vorschläge auszuarbeiten, wie die vorhandene ökumenische Wirklichkeit in den Mitgliedskirchen und ihre praktizierte und notwendige Verpflichtung gegenüber dem Ökumenischen Rat sachgemäßer formuliert werden kann.

6. Die neue ökumenische Wirklichkeit bedeutet für die einzelnen Christen eine umfassende Verstärkung des gemeinsamen Handelns in Mission und Diakonie. Dabei wird die Erfahrung gewonnen werden, daß dieses gemeinsame Handeln zugleich die Einheit der Kirche stärkt und ihr sichtbaren Ausdruck gibt.

7. Als Evangelische Kirche der Union möchten wir feststellen, daß nach unserer Meinung das Faktum einer gelebten Union, in welcher Weise sie auch zustande gekommen sein mag, ein Beitrag zur ökumenischen Wirklichkeit sein kann. Die Verbindung unserer Kirche mit anderen Unionskirchen kann dazu helfen, nach Wegen größerer Gemeinschaft zwischen verschiedenartigen Kirchen zu suchen und sie in aller Vorläufigkeit darzustellen.

8. Wir möchten auch zum Ausdruck bringen, daß nach unserer Überzeugung die heutige ökumenische Wirklichkeit, die wir als ein Faktum beschrieben haben, die Evangelische Kirche in Deutschland und ihre Gliedkirchen veranlassen soll, ihrer ökumenischen Aktivität eine neue Gestalt zu geben, indem sie eine Vertretung der EKD und ein Gegenüber zum Ökumenischen Rat und den anderen Kirchen schafft, das die jetzt verstreuten Aufgaben gesammelt und wirksamer wahrnehmen kann.

9. Die neue ökumenische Wirklichkeit läßt erhoffen, daß der Ökumenische Rat mehr und mehr zu einem genuin kirchlichen Handeln kommen wird. Die ökumenische Wirklichkeit unserer Tage wächst von den Gemeinden und von den Mitgliedskirchen her, und sie ist so stark oder so schwach, wie die Gemeinden und Kirchen in ihrem eigenen kirchlichen Handeln sind.

10. Die Fülle dieser Einheit wird erst in der letzten Zeit offenbar werden. Wir sind und bleiben auf dem Wege. Aber wir stehen nicht still. Die Ökumene ist in Bewegung

auf das Ziel zu. Das Ziel ist Jesus Christus, der aber schon heute die Glieder seines Leibes durch Wort und Sakrament zusammenführt. Noch geschieht dies bruchstückhaft, noch leiden wir unter der Zertrennung. Aber so, wie wir von der Einheit in Jesus Christus herkommen, so gehen wir auf die vollkommene Einheit zu.

Berlin, den 29. Oktober 1964

Für den Ökumenischen Ausschuß
D. Gerhard Brennecke

ANHANG

Bestimmungen über das Verhältnis zur Ökumene in den Grund- und Kirchenordnungen der Evangelischen Kirche in Deutschland sowie der Evangelischen Kirche der Union und ihrer Gliedkirchen.

Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland

Präambel: ... Indem sie diese Grundlage anerkennt, bekennt sich die Evangelische Kirche in Deutschland zu dem Einen Herrn der einen heiligen allgemeinen und apostolischen Kirche.

Artikel 18 (1): Die Evangelische Kirche in Deutschland arbeitet in der ökumenischen Bewegung mit.

(2) Die Pflege ökumenischer Beziehungen durch kirchliche Werke und Verbände und die Mitarbeit einzelner Persönlichkeiten an ökumenischen Aufgaben wird dadurch nicht beeinträchtigt. Sie soll in Fühlung mit den zuständigen Organen der Evangelischen Kirche in Deutschland geschehen.

(3) Das gleiche gilt von der selbständigen Vertretung von Gliedkirchen in bekenntnismäßig gebundenen ökumenischen Vereinigungen.

Grundordnung der Evangelischen Kirche der Union

Grundartikel 5: Sie (die EKU) steht in der einen heiligen allgemeinen christlichen Kirche, in der das Wort Gottes lauter und rein verkündigt wird und die Sakramente recht verwaltet werden.

Artikel 5 (3): Sie (die EKU) pflegt die Gemeinschaft und Zusammenarbeit mit den Kirchen der Ökumene.

Grundordnung der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg

Vorspruch Abs. 8: Sie ... nimmt durch ihre Zusammenarbeit mit den Kirchen der Ökumene teil an der Verwirklichung der Gemeinschaft Christi auf Erden und an der Ausbreitung des Evangeliums in der Völkerwelt.

Artikel 149 (3): Die Kirche fördert die Mitarbeit ihrer Glieder an den ökumenischen Bestrebungen. Die Kirchenleitung kann für diese Arbeit Richtlinien geben.

Grundordnung der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen

Vorspruch Abs. 1: Die Evangelische Kirche der Kirchenprovinz Sachsen steht in der Einheit der einen heiligen allgemeinen christlichen Kirche, die überall da ist, wo das Wort Gottes lauter verkündigt wird und die Sakramente recht verwaltet werden.

Vorspruch Abs. 8: Sie ist Gliedkirche der Evangelischen Kirche der Union und der Evangelischen Kirche in Deutschland. Sie nimmt durch ihre Zusammenarbeit mit den Kirchen der Ökumene teil an der Verwirklichung der Gemeinschaft der Christenheit auf Erden und an der Ausbreitung des Evangeliums in der Völkerwelt.

Artikel 171 (2): Die Kirche fördert die Mitarbeit ihrer Glieder an den ökumenischen Bestrebungen. Die Kirchenleitung kann für diese Arbeit Richtlinien geben.

Kirchenordnung der Evangelischen Kirche von Westfalen

Artikel 3: Die Evangelische Kirche von Westfalen ... steht durch die Evangelische Kirche in Deutschland in der ökumenischen Gemeinschaft der Kirchen der Welt.

Artikel 114: ... Demgemäß hat die Landessynode vor allem folgende Aufgaben: ... Sie ist bedacht auf die Forderung der Gemeinschaft mit der Evangelischen Kirche der Union, der Evangelischen Kirche in Deutschland sowie der Ökumene.

Artikel 148: Der Präses vertritt die Evangelische Kirche von Westfalen innerhalb der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Ökumene sowie in der Öffentlichkeit.

Kirchenordnung der Evangelischen Kirche im Rheinland

Grundartikel I: Sie bekennt sich zu der einen heiligen allgemeinen christlichen Kirche, der Versammlung der Gläubigen, in der das Wort Gottes lauter und rein verkündigt wird und die Sakramente recht verwaltet werden.

Grundartikel IV: Die Evangelische Kirche im Rheinland weiß sich verpflichtet, ... durch Zusammenarbeit mit den Kirchen der Ökumene an der Verwirklichung der Gemeinschaft der Christenheit auf Erden teilzunehmen.

Artikel 2 (2): Sie steht durch die Evangelische Kirche in Deutschland in der Gesamtordnung des Ökumenischen Rates der Kirchen.

Artikel 169 (5): Die Landessynode hat den lebendigen Zusammenhang ... mit der Ökumene zu wahren und zu fördern.

Artikel 200 (2a): Der Präses hat die Evangelische Kirche im Rheinland ... in der Ökumene und im öffentlichen Leben zu vertreten.

Kirchenordnung der Pommerschen Evangelischen Kirche

Präambel: Die Pommersche Evangelische Kirche bekennt sich zu Jesus Christus ... Damit steht sie in der Einheit der einen heiligen allgemeinen christlichen Kirche, die überall da ist, wo das Wort Gottes lauter verkündigt wird und die Sakramente recht verwaltet werden.

Artikel 108 (3): Sie steht durch die Evangelische Kirche in Deutschland in der Ordnung des Ökumenischen Rates der Kirchen.

Artikel 121 (1): Der Bischof vertritt die Pommersche Evangelische Kirche ... gegenüber den Kirchen der Ökumene ...

Kirchenordnung der Evangelischen Kirche von Schlesien

Vorspruch 1: Die Evangelische Kirche von Schlesien steht in der Einheit der einen heiligen allgemeinen christlichen Kirche, die überall da ist, wo das Wort Gottes lauter verkündigt wird und die Sakramente recht verwaltet werden.

Vorspruch 8: Sie fördert die kirchliche Gemeinschaft in der Evangelischen Kirche in Deutschland und nimmt durch ihre Zusammenarbeit mit den Kirchen der Ökumene und durch die Ausbreitung des Evangeliums in der Völkerwelt teil an der Verwirklichung der Gemeinde Christi auf Erden.

Artikel 1 (3): Sie steht durch die Evangelische Kirche in Deutschland in der Gesamtordnung des Ökumenischen Rates der Kirchen.

Artikel 84 (1): Der Bischof ... vertritt die Provinzialkirche ... in der Ökumene und im öffentlichen Leben.

Artikel 127 (3): Die Kirche fördert die Mitarbeit ihrer Glieder an den ökumenischen Bestrebungen. Die Kirchenleitung kann für diese Arbeit Richtlinien geben.

Verfassung der Evangelischen Landeskirche Anhalts

1. Abschnitt § 1: Die Evangelische Landeskirche Anhalts ist ein Glied der allgemeinen christlichen Kirche und im besonderen der aus der Reformation hervorgegangenen evangelischen Kirche ...

Es bleibt abzuwarten, inwieweit sich auch die anderen Mitgliedskirchen dieses für den künftigen Weg und das Selbstverständnis des ÖRK so wichtigen Themas annehmen. Daß es nicht schon in viel intensiverer Weise geschehen ist, wirkt beunruhigend und kann kaum als ein Zeichen der inneren Sicherheit und Festigkeit der ökumenischen Gemeinschaft gewertet werden.

4. Die äußere Entwicklung des ÖRK

Nachdem wir in den vorangegangenen drei Abschnitten die Wegmarken der inneren Entwicklung des ÖRK abzustecken versucht haben, wenden wir uns abschließend jetzt den organisatorischen und personellen Problemen zu, mit denen der ÖRK in den letzten beiden Jahren beschäftigt war. Der Zentralaus-schuß des ÖRK tagte in der Berichtsperiode nur einmal, und zwar, wie schon mehrfach erwähnt, in Rochester, N. Y., USA (26. 8. bis 2. 9. 1963), da man bewußt wegen Kräfte- und Geldersparnis einmal einen größeren Zeitraum zwischen die sonst jährlichen Sitzungen legen wollte. Der Exekutivausschuß hielt seine turnusmäßigen Termine – zweimal im Jahr – ein und traf sich vom 11. bis 14. 2. 1963 in Genf (nachdem Kairo als ursprünglich vorgesehener Tagungsort aus politischen Gründen ausgefallen war). Die nächste Zusammenkunft fand in Verbindung mit der Zentralaus-schußsitzung in Rochester statt, die darauffolgende vom 10. bis 14. 2. 1964 in Odessa (zum ersten Male in der UdSSR!) und die letzte in Tutzing (27. bis 31. 7. 1964). Auf die bei diesen Gelegenheiten gefaßten Beschlüsse und Verlautbarungen ist jeweils an den gegebenen Stellen eingegangen.

Am meisten hat seit der Zentralaus-schußsitzung in Rochester die *Nachfolge von Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft* die Gemüter bewegt. Dr. Visser 't Hooft hatte zu erkennen gegeben, mit Vollendung seines 65. Lebensjahres im Jahre 1965 in den Ruhestand zu treten. Der Vorschlag des Exekutivausschusses in Rochester ging dahin, durch den Zentralaus-schuß ein Nominierungskomitee berufen zu lassen, das einen geeigneten Nachfolger namhaft machen solle. Der Bischof von Winchester machte den Gegenvorschlag, daß der Exekutivausschuß selbst als Nominierungskomitee fungieren möge, da diesem der in Frage kommende Personenkreis am besten bekannt sei und der Kosten- und Zeitaufwand auf diese Weise niedriggehalten werde. Dieser Antrag fand die Zustimmung des Zentralaus-schusses, erwies sich freilich später als nicht gerade glücklich und sachentsprechend. In Tutzing wurde dann nach mancherlei ergebnislosen Vorverhandlungen mit anderen Kandidaten der 43jährige Exekutivsekretär des Refe-rats für Glauben und Kirchenverfassung in Genf, Rev. Patrick C. Rodger

(Bischöfliche Kirche in Schottland), nominiert. Zugleich wurde Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft gebeten, noch bis 1966 im Amt zu bleiben. An die Presse erging – wie eigentlich in solchen Fällen vor der Bestätigung durch das Wahlgremium, also den Zentralausschuß, nicht üblich – eine entsprechende Information, die ein zwiespältiges Echo auslöste. Das läßt ein von 16 namhaften ökumenischen Persönlichkeiten unterzeichneter Leserbrief erkennen, der sich im „Christian Century“ vom 16. 9. 1964 findet:

LESERBRIEF AUS „CHRISTIAN CENTURY“ VOM 16. 9. 1964

*Die Nominierung in Tutzing nicht endgültig
Korrektur einer irreführenden Darstellung*

In seinem Leitartikel in der Ausgabe vom 19. August bemerkt Geoffrey Murray, es wäre für ihn als Mitarbeiter „unangemessen, ausführlich“ auf die Nominierung des Nachfolgers von Dr. Visser 't Hooft im Amt des Generalsekretärs des ÖRK einzugehen. Damit hat er recht. Außerdem geht sein Artikel von falschen Informationen aus und verleitet zu falschen Schlüssen. Er schreibt: „Wahrscheinlich wird die Nominierung nicht angefochten werden.“ Tatsächlich wird sie angefochten, und zwar aus stichhaltigen Gründen.

Die von vielen verschiedenen Seiten gegen die Nominierung sich erhebenden Widersprüche konzentrieren sich nicht auf die Person des Nominierten, sondern auf das bei der Nominierung angewandte Verfahren. Der Zentralausschuß ist das zwischen den Vollversammlungen des ÖRK für Richtlinien und Ernennungen verantwortliche Gremium. Der Exekutivausschuß ist nur Werkzeug. Auf seiner letzten Sitzung in Rochester schlug der Exekutivausschuß vor, es möge für Nominierungen zum Amt des Generalsekretärs ein Sonderausschuß eingesetzt werden. Statt dessen erhielt der Exekutivausschuß die Anweisung, selbst als Nominierungsausschuß zu fungieren. Zehn Monate später beschloß der Exekutivausschuß in geschlossener Sitzung in Tutzing eine Nominierung, die prompt sowohl in kirchlichen wie weltlichen Nachrichtenmedien in der ganzen Welt veröffentlicht wurde.

Diese der Nominierung gegebene weite Publizität – für die Mr. Murrays Artikel ein Beispiel darstellt – scheint den Zentralausschuß auf seiner kommenden Sitzung vor ein Fait accompli zu stellen und führt die kirchliche und allgemeine Öffentlichkeit zu der irrigen Meinung, die Wahl sei bereits entschieden, wohingegen sie noch gar nicht stattgefunden hat.

Ironischerweise erklärte der Exekutivausschuß auf seiner unmittelbar vorhergehenden Tagung in Odessa im Februar: „Im ÖRK haben alle Mitgliedskirchen die gleichen Rechte: Alle nehmen teil an der Ausarbeitung der allgemeinen Richtlinien, Erklärungen und praktischen Entscheidungen und bei der Wahl der Amtsträger oder Mitglieder verantwortlicher Organe.“ Angesichts der Vorgänge in Tutzing und der ihnen folgenden Publizität ist es schwer, zu sehen, wie es den Mitgliedskirchen möglich gewesen ist, „an der Wahl der Amtsträger“ teilzunehmen. Und wenn es um die einmalig wichtige Nachfolge im Amt des Generalsekretärs geht, ist dann ein Ja zum Exekutivausschuß das einzige Recht, das die Mitgliedskirchen haben?

Was kann jetzt getan werden? Am wichtigsten ist die Tatsache, daß die ganze Angelegenheit bis zu ihrer Aufnahme durch den Zentralausschuß für Diskussion offenbleibt, so schwierig auch die vorhergehende Publizität sie gemacht hat. Darüber hinaus ist noch reichlich Zeit für ein verantwortlicheres Vorgehen. Wie Mr. Murray richtig feststellt, steht der gegenwärtige Generalsekretär bis zur Tagung des Zentralausschusses 1966 zur Verfügung. Das nächste Mal wird der Ausschuß im Januar 1965 in Enugu,

Nigerien, zusammentreten. Dort kann er einen Sonderausschuß für die Nominierung einsetzen; er kann auch selbst Nominierungen zur Erwägung entgegennehmen.

Es ist eindeutig zu bedauern, daß der gegenwärtig Nominierte, Patrick C. Rodger, ohne seine Schuld in eine anomale Lage gebracht worden ist. Der Zentralausschuß kann das wiedergutmachen, indem er prompt, offen und eindeutig handelt, um volle und freie Erwägung all derer sicherzustellen, die mit der Wahl des neuen Generalsekretärs befaßt sind. Wie immer das auch sein wird, er wird die aus solchen Erwägungen sich ergebende Autorität in den unvorhersehbaren, aber entscheidenden Jahren, die vor der ökumenischen Bewegung liegen, brauchen.

<i>Elmer J. F. Arndt</i> (USA)	<i>Keith R. Bridston</i> (USA)
<i>David Cairns</i> (Schottland)	<i>Ralph C. Chalmers</i> (Kanada)
<i>Haakon Flottorp</i> (Norwegen)	<i>J. Gonzalez</i> (Kuba)
<i>H. H. Harms</i> (Deutschland)	<i>T. S. Liefeld</i> (USA)
<i>Jean Meyendorff</i> (USA)	<i>J. Robert Nelson</i> (USA)
<i>John Radha Krishnan</i> (Indien)	<i>A. A. Rodriguez</i> (USA)
<i>William Stringfellow</i> (USA)	<i>Theophilus M. Taylor</i> (USA)
<i>John N. Thomas</i> (USA)	<i>J. W. Winterhager</i> (Deutschland)

Senior Hauptpastor D. Harms (Hamburg) gab dazu im Rundfunk einen Kommentar, über den der epd vom 29. 9. 1964 berichtete:

UM DIE AMTSNACHFOLGE DES ÖKUMENISCHEN GENERALSEKRETÄRS

Senior D. Harms: „Warum diese Eile?“

epd Hamburg, 29. September. Aus der ersten Sorge, wie der Ökumenische Zentralausschuß in der Frage der Amtsnachfolge des Generalsekretärs eine sachgemäße und freie Entscheidung treffen könne, ohne dem nunmehr nominierten Pfarrer Rodger oder auch dem Nominierungsausschuß Unrecht zu tun, ist der Brief an den Herausgeber der Zeitschrift „The Christian Century“ entstanden, der von 16 Teilnehmern der Ökumenischen Tagung für Glauben und Kirchenverfassung Mitte August 1964 in Aarhus unterzeichnet wurde, die aus 13 verschiedenen Kirchen in 7 Ländern kommen. Dabei ist dieser Brief erst nach Rücksprache mit Pfarrer Rodger unterschrieben worden, der ihn als eine „faire Erklärung“ bezeichnete. Diese Mitteilung machte der Hamburger Senior Hauptpastor D. Hans Heinrich Harms, eines der deutschen Mitglieder des Ökumenischen Zentralausschusses, der im Januar 1965 satzungsgemäß den neuen ökumenischen Generalsekretär zu wählen hat, in einem Rundfunkkommentar am Dienstag.

Wie Senior Harms wissen ließ, hätten inzwischen in vielen Kirchen und Ländern zahlreiche weitere Gespräche über dieses Thema stattgefunden, immer in der Hoffnung, dem Ökumenischen Zentralausschuß und dem Nominierten volle Entscheidungsfreiheit zurückzugewinnen. „Solche Entscheidungsfreiheit allein“, so sagte D. Harms in seinem Kommentar, „entspricht der Würde des Amtes des Generalsekretärs wie der des Zentralausschusses. Dabei geht es wahrhaftig nicht um Prestigefragen, sondern um die Bedeutung des Ökumenischen Rates und seiner Aufgaben und auch um die Achtung vor der einzigartigen Lebensarbeit Dr. Visser 't Hoofts.“ Statt dem Nachfolger Dr. Visser 't Hoofts, dem ohnehin in diesem Amt eine ungewöhnlich schwierige Aufgabe zufallen werde, zumal angesichts der für die ökumenische Arbeit entscheidungsvollen kommenden Jahre, eine breite Basis des Vertrauens zu schaffen, habe man die Wahl in einer Weise belastet, die den Nachfolger schließlich selbst in ein schiefes Licht bringen müsse.

Die Mitglieder des Zentralausschusses erfuhren, wie D. Harms feststellt, den Beschluß ihres Nominierungsausschusses aus Presse oder Rundfunk und hätten erst Tage später

einen Brief erhalten, der der Nachricht der Nominierung Pfarrer Rodgers die lakonische Feststellung hinzufügte, verschiedene Umstände hätten den Exekutivausschuß zu einer sofortigen Bekanntgabe seines Beschlusses an die Presse veranlaßt. „Warum diese Eile“, so fragt D. Harms, „wenn gleichzeitig der amtierende Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft gebeten wurde, noch ein Jahr länger im Amt zu bleiben? Warum hatte man dem zu Nominierenden, für den dieses Angebot nach seiner eigenen Aussage völlig überraschend kam, keine ausreichende Bedenkzeit gewährt? Ist das Amt des Generalsekretärs des Ökumenischen Rates eine so geringe Sache, daß man sich dafür innerhalb von vierundzwanzig Stunden und ohne brüderliche Bedenkzeit entscheiden kann?“ Diese bedrängenden Fragen seien in den vergangenen Wochen in vielen Gesprächen über die Zukunft des Ökumenischen Rates laut geworden.

Damit war von vornherein deutlich, daß die Annahme des vom Exekutivausschuß gemachten Vorschlages durch den Zentralausschuß keineswegs sicher war.

Auch im Berichtsabschnitt erweiterte sich die *Mitgliedschaft des ÖRK* um weitere neun Kirchen, so daß der ÖRK nunmehr 209 Mitgliedskirchen zählt. Es handelt sich bei den in Rochester aufgenommenen Kirchen um folgende: Evangelische Presbyterianische Kirche von Ghana, Evangelische Kirche des Kongo, Presbyterianische Kirche von Kamerun, Koptische Evangelische Kirche (Nil-Synode), Evangelisch-Lutherische Kirche in Chile, Slowakische Evangelische Kirche A.B. in Jugoslawien, Tschechoslowakische Kirche, Methodistische Kirche in Nigeria und Evangelische Kirche von Französisch-Polynesien (Tahiti). In ein „Anschlußverhältnis“ – wegen ihrer unter 10 000 liegenden Mitgliederzahl – trat die Koreanische Christliche Kirche in Japan. Die Zahl dieser „angeschlossenen Kirchen“ beläuft sich damit auf vier.

Unter den vorgenannten Kirchen – eine ganze Reihe wiederum aus den unabhängig gewordenen jungen Staaten – verdient die Tschechoslowakische Kirche besondere Erwähnung, die sich als 1920 entstandene Abspaltung von der römisch-katholischen Kirche nationalkirchlich verstand, später aber unitarische Tendenzen entwickelte, auf Grund derer sie sich nach anfänglicher Mitarbeit von der ökumenischen Bewegung Ende der 30er Jahre zurückzog. Eine theologische Neubearbeitung, die diese eine Dreiviertelmillion Mitglieder zählende Kirche im letzten Jahrzehnt erfaßt hat, läßt sie aber heute die Basis des ÖRK bejahen.

II. RÖMISCH-KATHOLISCHE KIRCHE UND II. VATIKANISCHES KONZIL

Es kann sich in diesem Bericht selbstverständlich nicht darum handeln, allen theologischen Entwicklungen und kirchlichen Ereignissen innerhalb der römisch-katholischen Kirche im einzelnen nachzugehen. Wir können das vielmehr nur insoweit tun, als sich ein unmittelbarer Bezug zur ökumenischen Bewegung ergibt, wie das in der Berichtszeit insbesondere bei den zwei weiteren Sessionen des II. Vaticanums der Fall war.

Wie hoffnungsvoll, aber auch zugleich nüchtern man auf ökumenischer Seite nach Abschluß der ersten Session in die Zukunft blickte, zeigt ein am 22. 1. 1963 in Marseille gehaltener Vortrag von Dr. Lukas Visser (Genf), einem der Beobachter des ÖRK auf dem II. Vaticanum. Es heißt dort:

Es ist eine Atmosphäre der Offenheit entstanden, für die wir nicht dankbar genug sein können ... Das Konzil war offensichtlich von einem starken Willen zur Erneuerung geprägt, und gerade die Beobachter der anderen Kirchen können bezeugen, wie groß die Bereitschaft war, Erkenntnisse und Überzeugungen anderer Kirchen in die eigene einzubeziehen. Die kommenden Monate werden von entscheidender Bedeutung sein, denn es wird sich nun zeigen müssen, wie weit es möglich ist, aus dieser in den Verhandlungen herbeigeführten Atmosphäre heraus konstruktive und weiterführende Resultate zu verwirklichen ... Worin liegt die Hoffnung der ökumenischen Bewegung in dieser Zeit? Es ist offenkundig, daß die Kirchen von einer Vereinigung weit entfernt sind, und es ist irreführend, wenn davon immer wieder die Rede ist. Es könnte aber sein, daß sich zwischen der römischen Kirche und den übrigen Kirchen ein neuer Parallelismus entwickelt in der Art, wie er heute im Ökumenischen Rat bereits besteht. Es könnte sein, daß wir, ohne die Gegensätze aufzuheben, doch im wachsenden Maße eine gemeinsame Ausrichtung erhalten, und zwar ist das vor allem dann möglich, wenn wir fähig sind, unsere Blicke wegzuwenden von den Problemen, die zwischen den Kirchen liegen, und uns immer mehr fragen, was denn eigentlich die Sendung und die Aufgabe der Kirche Christi in dieser heutigen Welt sei.

Kritisch fügte er hinzu:

Es bedarf aller Sorgfalt, um einen solchen Parallelismus zu entfalten und zu erhalten. Es ist in diesem Zusammenhang wichtig, daß am Vatikanischen Konzil davon gesprochen worden ist, die Kirche müsse als Dienerin verstanden werden, und daß der „Triumphalismus“ in Reden über die Kirche mit starken Worten abgelehnt worden ist. Es besteht nun nach dem Vatikanischen Konzil aber die Gefahr, daß sich so etwas wie ein ökumenischer Triumphalismus entwickelt, und dadurch könnte der Weg zur Einheit entschieden gehindert werden. Es zeugt z. B. von einem unökumenischen Geist, wenn die Herder-Korrespondenz in ihrer Dezember-Ausgabe die Leistungen des Konzils und der römischen Kirche preist und den Protestanten das Erreichte als die Erfüllung ihrer Vision der Einheit vorhält, und wenn sie schließlich mit Genugtuung feststellt, daß das Gespräch mit der römischen Kirche nun „unversehens und mit der Aussicht auf bedeutendere Ergebnisse auf der Basis des ökumenischen Konzils rings um St. Peter stattfinde“ ... Die Erfahrungen in der ökumenischen Bewegung haben gezeigt, daß dieser Geist zerstört und nur der Geist des Dienstes die Gemeinschaft unter den Kirchen wachsen läßt. (öpd Nr. 3 vom 25. 1. 1963)

Das vatikanische „Sekretariat für die Förderung der Einheit der Christen“ teilte im Frühjahr 1963 seine Arbeit in zwei Untersekretariate auf, von denen das eine unter Leitung von Mgr. Jean-François Arrighi die Beziehungen zu den protestantischen Kirchen, das andere unter Leitung von P. Duprey die Verbindung zu den Ostkirchen wahrnehmen soll (öpd Nr. 10 vom 15. 3. 1963).

Der Tod des „Papstes der Einheit“, Johannes XXIII., löste auch in ökumenischen Kreisen aufrichtige Anteilnahme aus. Das Beileidstelegramm des ÖRK würdigte den Heimgegangenen als einen Mann, „der in hohem Maße zu den neuen brüderlichen Beziehungen zwischen den Kirchen beigetragen hat“. Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft erinnerte in einer persönlichen Erklärung an den „grundlegenden Wandel in den Beziehungen zwischen der römisch-katholischen Kirche und den anderen Kirchen, der den Beginn eines wahren Dialogs gesetzt hat“. Er sei überzeugt, „daß Papst Johannes XXIII. im Gedächtnis als der Papst bleiben wird, der diesen neuen Dialog möglich gemacht hat“. In dem Telegramm des Ratsvorsitzenden der EKD, Präses D. Scharf, heißt es:

Die katholische Christenheit in der ganzen Welt verliert mit ihm einen weitschauenden und entschlossenen obersten Hirten, einen Träger ihres höchsten geistlichen Amtes, der die Aufgaben der Christenheit an der sich verändernden menschlichen Gesellschaft in aller Vielgestaltigkeit der Vorgänge mit prophetischer Klarheit erkannt hat und dem daran lag, daß die christlichen Kirchen sich dieser Aufgaben in neuer verpflichteter Gemeinschaft annehmen zum ewigen Heile aller Menschen, Völker und Rassen.

Der Beobachter des Rates der EKD, Prof. D. Edmund Schlink, sagte, der Papst, „eine der liebenswertesten Gestalten aus der Schar führender Männer der Christenheit“, habe in den wenigen Jahren seines Pontifikats erstaunlich viel in Bewegung gebracht. Vor allem habe er durch die Einberufung des Konzils und die Art und Weise seiner Leitung einen Aufbruch ökumenischer Kräfte in der römischen Kirche ermöglicht, den man noch vor zehn Jahren für unmöglich gehalten hätte. Dabei habe er „nicht als eine päpstliche Herrschergestalt, sondern als schlichter und demütiger Christ“ gewirkt. Im östlichen Bereich wurden vor allem die Friedensbemühungen des verstorbenen Papstes hervorgehoben. So betonte das Oberhaupt der Russischen Orthodoxen Kirche, Patriarch Alexius, in einer Botschaft: „Wir sind der Überzeugung, daß sich alle Menschen, die den Frieden wünschen, mit Dankbarkeit an die unermüdlichen Bemühungen des verstorbenen Papstes für die Aufrechterhaltung und Festigung des Friedens auf Erden erinnern werden.“ (Diese und andere Stimmen zum Tode des Papstes sind im öpd Nr. 21 und 22 vom 7. 6. bzw. 14. 6. 1963 zusammengestellt.) Die Russische Orthodoxe Kirche entsandte ihre beiden Beobachter auf der ersten Session des II. Vaticanums, Bischof V. Kotliarow und Erzpriester Vitali Borovoj, zu den Beisetzungsfestlichkeiten, wozu der stellvertretende Leiter des Außenamtes des Moskauer Patriarchats, Bischof Alexij, bemerkte: „Die Tatsache, daß eine Delegation unseres Patriarchats zum Leichenbegängnis eines Papstes gesandt wird, ist nicht dagewesen seit dem Bruch zwischen den Kirchen des Ostens und des Westens im Jahre 1054“ (öpd Nr. 22 vom 14. 6. 1963).

Der neue Papst, Paul VI., bekannte sich schon in seiner Krönungsansprache am 30. Juni 1963 zu dem ökumenischen Vermächtnis seines Vorgängers:

„Denen, die ohne zur katholischen Kirche zu gehören mit uns durch das mächtige Band des Glaubens und der Liebe zu Jesus Christus verbunden und mit dem Siegel der einzigen Taufe gekennzeichnet sind, wenden wir uns mit Achtung und mit einem innigen Wunsch zu; es ist dies der Wunsch, der viele von ihnen schon seit langer Zeit beseelt: die Ankunft des Tages zu beschleunigen, der – nach Jahrhunderten schlimmer Trennungen – das inständige Gebet des Herrn am Vorabend seines Todes Wirklichkeit werden läßt: Ut unum sint, daß sie eins seien!“

Als „eine Ehre und eine Pflicht“ bezeichnete es der Papst, die „riesigen Hoffnungen“ nicht zu enttäuschen, die sein „unvergesslicher Vorgänger Papst Johannes XXIII. unter der Einwirkung des Geistes“ gerade auf diesem Gebiet erweckt habe. Gleich ihm gebe er sich „keinen Illusionen über die Weite dieses Problems hin“ und verkenne auch „die Widerstände nicht, die es zu nehmen gilt“. Er wolle jedoch, „gestützt auf die Waffen der Wahrheit und der Liebe, das begonnene Zwiegespräch fortsetzen und es weitertreiben, soweit in unserer Macht steht.“ (öpd Nr. 25 vom 5. 7. 1963)

Inzwischen näherte sich der Beginn der zweiten Konzilsession, der für den 29. September 1963 angesetzt wurde. Der Zentralausschuß des ÖRK hatte in

Rochester neben Dr. Lukas Vischer drei weitere Beobachter ernannt: Prof. Dr. Nicos Nissiotis, Beigeordneter Direktor des Ökumenischen Instituts in Bossey, Bischof John Sadiq (Nagpur/Indien) und Prof. Masatoshi Doi (Kyoto/Japan). In Rochester hatte der Zentrallausschuß auch eine Erklärung über die „Beziehungen zur römisch-katholischen Kirche“ angenommen, die folgenden Wortlaut hat:

1. Der Zentrallausschuß hat mit Dankbarkeit die Abschnitte der Berichte des Exekutiv-ausschusses und des Generalsekretärs entgegengenommen, die das Verhältnis zu den römischen Katholiken betreffen, und stimmt ihnen im großen und ganzen zu. Er hat ebenfalls mit Befriedigung den Bericht Dr. Lukas Vischers, des vom Ökumenischen Rat der Kirchen entsandten Beobachters, über die erste Sitzungsperiode des Vatikanischen Konzils entgegengenommen. Der Zentrallausschuß stellt fest, daß er für die vielen Aufmerksamkeiten, die Dr. Vischer von seiten der für das Konzil Verantwortlichen zuteil geworden sind, und für die brüderlichen und wertvollen Beziehungen zu römischen Katholiken dankbar ist, die durch die Anwesenheit Dr. Vischers bei den Sitzungen des Konzils ermöglicht wurden.

2. In der Erkenntnis, daß es dem Vatikanischen Konzil in erster Linie um das Leben der römisch-katholischen Kirche selbst geht, dankt der Zentrallausschuß Gott dafür, daß die erste Sitzungsperiode die Sehnsucht nach einer Erneuerung des Lebens dieser Kirche und die tiefe seelsorgerliche Bemühung um alle Menschen klar zutage treten ließ. Erneuerung in einer Kirche ist eine Quelle sowohl der Ermutigung für alle als auch der Herausforderung an alle anderen Kirchen. Der Zentrallausschuß bittet die Mitgliedskirchen, auch ferner dafür zu beten, daß durch die weiteren Bemühungen des Vatikanischen Konzils der römisch-katholischen Kirche die Kraft und Gnade des Heiligen Geistes zur Erneuerung ihres Lebens geschenkt und daß durch den gleichen Geist alle Kirchen zu neuem Leben erweckt werden.

3. Eine der Auswirkungen der ersten Sitzungsperiode des Vatikanums ist die neue und zu begrüßende Offenheit in den Beziehungen zwischen römischen Katholiken und anderen Christen. Das heißt nicht, daß die großen Streitfragen von Glauben und Kirchenverfassung, die uns trennen, schon gelöst sind oder im Begriffe sind, gelöst zu werden. Im Gegenteil, sie bleiben Wirklichkeiten, die man nicht aus dem Auge verlieren darf. Es ist wichtig, das ganz klar festzustellen, damit wir bei unseren Verhandlungen ehrlich bleiben. Aber es besteht Grund zu der Hoffnung, daß das neue Klima den Beginn eines echten ökumenischen Gesprächs zwischen der römisch-katholischen Kirche und anderen Kirchen ermöglicht, in dem die grundlegenden dogmatischen Unterschiede im Geist der Liebe und der Demut betrachtet werden können. Wir bitten dringend darum, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um dieses Gespräch auf jeder Ebene des Lebens der Kirchen weiterzuentwickeln.

4. Der Dialog, von dem wir sprechen, ist allein in der Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus begründet. Er ist ein Gespräch zwischen Kirchen, die einander anerkennen als solche, die denselben Herrn bekennen, an derselben Taufe teilhaben und an der gemeinsamen Berufung zur Ehre Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Er zielt auf ein tieferes Verständnis, gegenseitige Bereicherung und Erneuerung des Lebens der Kirchen ab. Wir sehnen uns nach dieser Art des Gesprächs mit der römisch-katholischen Kirche; denn wir haben in unserer eigenen Gemeinschaft begonnen, die Fruchtbarkeit eines solchen Dialogs zu erfahren.

5. Dieser Dialog dient nicht nur unserer gegenseitigen Erbauung, sondern auch dazu, daß wir ein besseres Zeugnis für Jesus Christus als dem einen Herrn und Heiland der Welt ablegen. Er muß im Rahmen der ungeheuren missionarischen Aufgabe, der sich die Kirche heute gegenübersieht, und im Rahmen unserer seelsorgerlichen Bemühungen um die ganze Menschheit geführt werden. Eine der unerläßlichen Voraussetzungen für

einen fruchtbaren Dialog ist die ehrliche Überprüfung der Missionsstrategie und -praxis aller unserer Kirchen, damit wir lernen, einander nicht zu hindern, sondern vielmehr zu helfen, wahre Zeugen Jesu Christi zu sein.

6. Es gibt Probleme, mit denen wir uns offen auseinandersetzen müssen, wenn ein echter Dialog möglich sein soll. Dazu gehören Bestimmungen und Praxis in der Frage der Mission, Religionsfreiheit, Proselytismus und Wiedertaufe von Konvertiten aus anderen Kirchen. Die Beseitigung von Steinen des Anstoßes an diesen Punkten wird den Weg öffnen zu einem brüderlichen Verhandeln über die grundsätzlichen Fragen von Glauben und Kirchenverfassung, die uns trennen.

7. Diesen Dialog über grundsätzliche Fragen weiterzuentwickeln ist die Verantwortung aller Kirchen. Der Ökumenische Rat kann dabei nur so weit mitwirken, als die Mitgliedskirchen ihn dazu ermächtigen. Unsere Gemeinschaft innerhalb des Ökumenischen Rates ermöglicht es jedoch den Mitgliedskirchen, auf deren Wunsch hin bestimmte Dienste anzubieten, z. B.:

a) die Mitgliedskirchen über Entwicklungen innerhalb der römisch-katholischen Kirche mit Informationen und Dokumenten zu versorgen;

b) ihnen im Hinblick auf ihre Beziehungen zur römisch-katholischen Kirche die Mittel für Konsultationen und einen Informationsaustausch bereitzustellen;

c) ihnen die Mittel zu gemeinsamem Handeln in öffentlichen und internationalen Angelegenheiten in den Fällen zu geben, in denen der Wunsch besteht, daß alle Kirchen, einschließlich der römisch-katholischen Kirche, gemeinsam sprechen sollten.

Es besteht die Möglichkeit, daß der Ökumenische Rat auch einige dieser Dienste für und zusammen mit anderen christlichen, internationalen und interkonfessionellen Organisationen auf deren Verlangen hin leistet.

8. Wir bitten das Referat für Glauben und Kirchenverfassung, dafür zu sorgen, daß bald nach dem Ende des Vatikanischen Konzils Gelegenheit gegeben wird, daß die Mitgliedskirchen sich über die Auswirkungen der Arbeit des Konzils auf den zukünftigen ökumenischen Dialog beraten können.

Bei der Eröffnung der zweiten Session ging Papst Paul VI. auch auf die ökumenischen Aspekte des Konzils ein:

Und es gibt einen dritten Zweck, der dieses Konzil angeht ..., „die anderen Christen“, diejenigen, die zwar an Christus glauben, die wir aber leider noch nicht als mit uns in der Vollkommenheit Christi verbunden zählen dürfen, die nur die katholische Kirche ihnen bieten kann, während sie ihnen an sich kraft der Taufe zukommen würde und von ihnen einschlußweise schon begehrt wird. Denn die neueren und gerade jetzt in voller Entwicklung befindlichen Bewegungen im Schoße der von uns getrennten christlichen Gemeinschaften beweisen offensichtlich zweierlei: daß die Kirche Christi nur eine einzige sein darf und daß diese geheimnisvolle und sichtbare Einheit nur erreicht werden kann in der Gleichheit des Glaubens, in der Teilnahme an den gleichen Sakramenten und in der organischen Harmonie einer einzigen kirchlichen Leitung, auch wenn dies geschehen kann mit Berücksichtigung einer reichen Mannigfaltigkeit sprachlicher Äußerungen, ritueller Formen, geschichtlicher Überlieferungen, örtlicher Vorrechte, geistiger Strömungen, rechtmäßiger Einrichtungen und bevorzugter Betätigungen.

Welches ist die Haltung des Konzils gegenüber diesen ungezählten Scharen von getrennten Brüdern und diesem möglichen Pluralismus in den Ausformungen der Einheit? ... Die Einberufung dieses Konzils ist auch unter diesem Gesichtspunkt bezeichnend. Es strengt eine Ökumenizität an, die total und universal sein möchte. Wenigstens im Wunsche, wenigstens im Anruf, wenigstens in der Vorbereitung ... Das heißt: während dieses Konzils jene, die die Herde Christi bilden, und die ihr mit gutem und vollem Recht angehörenden Schafe ruft und zählt und in die Hürde einschließt, öffnet es die Türen,

ebnet es seine Stimme und besorgt die vielen Schafe Christi, die bislang sich noch nicht in der einzigen Hürde befinden. Es ist also ein Konzil der Einladung, der Erwartung, der Zuversicht im Blick auf eine mehr umfassende und mehr brüderliche Anteilnahme an seiner authentischen Ökumenizität ...

Wir wissen, daß noch schwere und verwickelte sachliche Fragen zu studieren, zu behandeln und zu lösen sind. Wir würden wünschen, daß das sofort geschehe, um der Liebe Christi willen, die „uns drängt“, aber wir sind überzeugt, daß derartige Probleme viele Voraussetzungen haben, die heute noch nicht gegeben sind. Wir haben keine Furcht davor, die gesegnete Stunde der vollkommenen Versöhnung geduldig abzuwarten.

Damit die anwesenden Beobachter für ihre christlichen Gemeinschaften Berichterstatter seien und damit unsere Stimme auch zu den anderen, von uns getrennten christlichen Gemeinschaften gelange, die unserer Einladung zur Teilnahme an diesem Konzil, wenn auch ohne irgendeine gegenseitige Verpflichtung, nicht angenommen haben, wollen wir ihnen indessen einige Kriterien bestätigen, von denen unsere Haltung bezüglich der Wiederherstellung der kirchlichen Einheit mit den getrennten Brüdern bestimmt wird. Wir nehmen an, daß sie diese Kriterien schon kennen; es kann aber nützlich sein, sie hier vorzubringen.

Unsere Sprache will ihnen gegenüber friedfertig und unbedingt aufrichtig und loyal sein. Sie verbirgt weder Fallen noch zeitliche Interessen. Wir schulden unserem Glauben, von dessen Göttlichkeit wir überzeugt sind, die aufrichtigste und festeste Zustimmung, aber wir sind überzeugt, daß er kein Hindernis darstellt für das ersehnte glückverheißende Einvernehmen mit den getrennten Brüdern, gerade weil er Wahrheit des Herrn ist und deshalb Prinzip der Einheit und nicht der Unterscheidung oder der Trennung. Jedenfalls wollen wir aus unserem Glauben keinen Anlaß zur Polemik ihnen gegenüber machen.

An zweiter Stelle schauen wir mit Ehrfurcht auf das ursprüngliche und gemeinsame religiöse Erbe, das bei den getrennten Brüdern bewahrt und zum Teil auch gut entfaltet wurde. Mit Wohlgefallen sehen wir das Bemühen derjenigen, die ehrlich die Schätze der Wahrheit und des echten geistlichen Lebens im Besitz derselben getrennten Brüder herauszustellen und zu Ehren zu bringen suchen mit dem Ziele, unsere Beziehungen zu ihnen zu verbessern. Wir wollen hoffen, daß auch sie mit gleichem Verlangen unsere Lehre und deren logische Ableitung aus dem Gut der göttlichen Offenbarung besser studieren wie auch unsere Geschichte und unser religiöses Leben besser kennenlernen wollen.

Schließlich wollen wir dazu sagen, daß wir im Bewußtsein der übergroßen, gegenwärtig der ersehnten Vereinigung entgegenstehenden Schwierigkeiten demütig unser Vertrauen auf Gott setzen. Wir werden fortfahren zu beten. Wir werden danach trachten, unser Bemühen um ein echtes christliches Leben und um brüderliche Liebe besser zu bezeugen. Und wenn die geschichtliche Wirklichkeit unsere Hoffnung zu enttäuschen trachten wollte, dann werden wir uns der ermutigenden Worte Christi erinnern: „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist möglich bei Gott“ (Lk 18, 27).

(öpd Nr. 36 vom 4. 10. 1963)

Ein bemerkenswert weites Echo fand das sogenannte „Schuldbekenntnis“, das der Papst in diesem Zusammenhang aussprach:

Falls irgendeine Schuld uns für diese Trennung zuzuschreiben wäre, so bitten wir demütig Gott um Verzeihung und bitten gleichfalls die Brüder um Vergebung, falls sie sich von uns verletzt fühlen sollten; und was uns angeht, sind wir bereit, die Beleidigungen zu verzeihen, die die katholische Kirche getroffen haben, und den Schmerz zu vergessen, der ihr in der langen Folge der Auseinandersetzungen und Trennungen zugefügt worden ist.

Die Bischofskonferenz der VELKD sah hierin eine neue Haltung Roms zu den anderen Kirchen, die „von der ganzen Christenheit nur begrüßt und dankbar anerkannt“ werden könne, warnte aber zugleich davor, von dieser neuen Einstellung der Kirchen zueinander allein schon sensationelle Ergebnisse in den schwierigen theologischen und kirchlichen Sachfragen zu erwarten, in denen die Unterschiede zwischen Rom und anderen Teilen der Christenheit nach wie vor beträchtlich seien.

Der Rat der EKD ging auf die Ansprache des Papstes in einem „Wort“ ein, das am 19. 3. 1964 beschlossen wurde und sich an die Kirchenleitungen, Pfarrer und Gemeinden wendet:

WORT DES RATES DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN DEUTSCHLAND
ZUM DERZEITIGEN GESPRÄCH ZWISCHEN DEN KONFESSIONEN

Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland, am 19. März 1964 in Berlin versammelt, wendet sich mit folgendem Wort zur gegenwärtigen interkonfessionellen Lage an die Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland und ihre Gemeinden.

Der in den letzten Jahrzehnten erfolgte ökumenische Aufbruch der Christenheit ist ein Zeichen Gottes für die Welt. Kirchen, die seit langem getrennt sind, gehen aufeinander zu. Angehörige verschiedener Konfessionen bedenken miteinander im Lichte Jesu Christi die Herrlichkeit und Aufgabe des Christenstandes in der Welt. Unter menschlichem Bemühen und Beten ist, wie wir glauben, Gottes Geist am Werk, die ganze Christenheit auf Erden zu sammeln. Dankbar empfinden wir die Gemeinschaft im Ökumenischen Rat der Kirchen, die auch die orthodoxen Kirchen umfaßt und in der Vollversammlung von Neu-Delhi 1961 besonders in Erscheinung getreten ist. Wenn gleich die römisch-katholische Kirche bisher von der ökumenischen Bewegung Abstand gehalten hat, nehmen wir evangelischen Christen doch starken Anteil am Verlauf des II. Vatikanischen Konzils, in dem ein tiefgreifendes Ringen um einen neuen Weg des römischen Katholizismus sichtbar wird. Zwar stehen im gegenwärtigen Augenblick in wichtigen, für das Verhältnis der Konfessionen grundlegenden Fragen wie der Lehre von der Kirche oder des Verhältnisses von Heiliger Schrift und Tradition die Entscheidungen noch aus, so daß ein umfassenderes Wort zum Konzil nicht gesprochen werden kann. Aber wir glauben doch, bei vielen römisch-katholischen Mitchristen, ja weithin in der römisch-katholischen Kirche, die wachsende Bereitschaft zu einem offenen Gespräch zu erkennen, in dem Kräfte des Evangeliums und Impulse der Reformation zu spüren sind. Angesichts dieses Geschehens danken wir Gott von neuem für die Gabe der Reformation, in der das Evangelium von Jesus Christus als die Botschaft vom Frieden mit Gott wieder hell hervorgetreten ist. Zugleich werden wir gefragt, ob wir nicht selber den Reichtum der Gnade Gottes mißachten. Auch in der Geschichte der Kirche handelt Gott so, daß sich vor ihm kein Fleisch rühme. Alles neue Leben strömt nicht aus unserem Werk und Verdienst, sondern allein aus seiner Güte.

Zu Beginn des 2. Konzilsabschnittes hat Papst Paul VI. ein Wort gesprochen, das auch an uns Evangelische gerichtet war. Darin ging es um wechselseitige Vergebung für Beleidigungen und Ungerechtigkeiten zwischen den Konfessionen. Es ist eine aus der Heiligen Schrift gewonnene Erkenntnis der Reformation, daß die Kirche Jesu Christi nicht rein ist in sich selbst, sondern von der rechtfertigenden Gnade ihres Herrn lebt. Selbstgerechtigkeit und Selbstrechtfertigung wären die schlimmste Verkehrung ihres Wesens. So lassen wir, die wir uns mit Freuden evangelische Christen nennen, uns auch im Gespräch zwischen den Konfessionen mit ganzem Ernst zur fünften Bitte des Vaterunsers rufen: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Jeder einzelne prüfe sich, wo er im Umgang mit dem römisch-katholischen Mitchristen Ver-

zeihung erbitten oder gewähren muß. Unter Gottes reinigender Vergebung werden wir frei, sein Evangelium klarer zu bezeugen. Im Wetteifer des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung wollen wir mit den römisch-katholischen Mitchristen an der gemeinsamen Überwindung der Ärgernisse arbeiten, die im Zusammenleben der Christen heute das christliche Zeugnis vor der Welt in Frage stellen. Auch angesichts der Beschwerden um Mischehen- und Missionspraxis, um die bedingte Wiederholung der Taufe sowie im Blick auf die Durchsetzung von Glaubens- und Gewissensfreiheit liegt uns daran, daß ein dem Evangelium gemäßes Verhältnis zwischen uns entsteht.

Eine Gemeinschaft, die aus dem Verschweigen des Trennenden erwachsen würde, wäre voreilig und trügerisch. Wir können einander nicht besser als mit der ganzen Wahrheit ehren. Das ökumenische Gespräch kann nicht darin bestehen, daß die Lehr- und Glaubensunterschiede verharmlost werden oder daß die eine Kirche einen falschen Anspruch an die andere stellt. Gegenüber der auch in der jüngsten Zeit wieder laut gewordenen Einladung zur Heimkehr in die Hürde Roms glauben und bekennen wir evangelischen Christen, daß Jesus Christus selber und er allein der gute Hirte ist, der uns durch sein Sterben und Auferstehen das Vaterhaus Gottes unmittelbar erschlossen hat. Für die Einigung der Christenheit und ihr gemeinsames Bekenntnis vor der Welt hat darum kein anderer Weg Verheißung als die Buße, in der wir uns gemeinsam aus dem Geiste Gottes erneuern lassen. Mitten in der Spaltung der Christenheit kann Gott jeden Schritt der Umkehr zu Jesus Christus auf wunderbare Weise segnen. Unter seinem Wort und Sakrament erwacht da und dort die Erfahrung des geheimnisvollen Verbundenseins in der einen heiligen christlichen Kirche, die ohne unser Zutun in Jesus Christus schon vorhanden ist und über irdische Kirchengrenzen hinausreicht.

Wir sind gewiß, daß Gott auch auf den rätselvollen Umwegen der Kirchengeschichte zu seinem herrlichen Ziel kommt. Darum gilt es im Erleiden der schmerzhaften Trennung die Wahrheit seines Evangeliums rein und lauter zu bezeugen und für seine ganze Christenheit zu bitten: Geheiligt werde dein Name, dein Reich komme, dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden.

Wie ernst es der neue Papst mit der ökumenischen Öffnung und Neuorientierung der römisch-katholischen Kirche meinte, zeigte sich auch daran, daß er Kardinal Augustin Bea, den Leiter des Sekretariats für die Förderung der Einheit der Christen, zum Mitglied des Hl. Offiziums ernannte. Diese Ernennung wertete die Katholische Internationale Presseagentur als einen „ersten Schritt zu einer kommenden ökumenischen Ausrichtung dieser obersten Glaubensbehörde“ (öpd Nr. 37 vom 11. 10. 1963).

Bei einem Empfang der nichtrömischen Beobachter durch Papst Paul VI. am 17. Oktober 1963 hielt der Vertreter des Lutherischen Weltbundes, Prof. Dr. K. E. Skydsgaard (Kopenhagen), folgende Ansprache:

Eure Heiligkeit werden gewiß Verständnis dafür haben, daß wir, die Gäste und Beobachter dieses Konzils, bei diesem Empfang vor allem den Wunsch haben, Ihres Vorgängers Papst Johannes' XXIII., der uns an dieser Stelle vor einem Jahr willkommenieß, in Ehrerbietung zu gedenken.

Die Nachricht vom Tode dieses großen Papstes erfüllte uns mit Trauer. Wir werden ihn, eine Persönlichkeit, die von so viel Spontaneität, Nächstenliebe, Weisheit und Mut erfüllt war, niemals vergessen.

Es ist mein Vorrecht heute, im Namen der Gäste und der Beobachter-Delegierten Eurer Heiligkeit unsere tiefempfundene Dankbarkeit für die erneute Einladung zur Teilnahme an der zweiten Sitzungsperiode des Konzils und für den herzlichen Empfang bei den Eröffnungsfeierlichkeiten im Petersdom sowie für den heutigen Empfang zum Ausdruck zu bringen.

Wir sind uns der Tatsache bewußt, daß wir Zeugen eines für die römisch-katholische Kirche in unserer Zeit entscheidenden Geschehens sind. Wir möchten Ihnen sagen, daß wir mit großem Interesse und Aufmerksamkeit den Verhandlungen des Konzils folgen, bei denen zum Teil so unterschiedliche Meinungen stets in einer Atmosphäre der Objektivität und der Solidarität zur Geltung kommen.

Täglich begegnen wir aufs neue dem freundlichen Entgegenkommen der Konzilsväter und der unermüdllichen Hilfsbereitschaft des Sekretariats für die Einheit der Christen.

Diese freundliche und offene Atmosphäre macht es uns leicht, unsere Aufgabe als Beobachter mit vollem Ernst und mit gutem Gewissen zu erfüllen. Seiner Eminenz Kardinal Bea sind wir zu besonderem Dank verpflichtet für seine großzügige Aufforderung, unsere negative wie positive Reaktion auf die Arbeit des Konzils auch zum Ausdruck zu bringen.

Das Schema „De Ecclesia“, Gegenstand der gegenwärtigen Beratungen, ist ohne Zweifel – in der Vergangenheit ebenso wie heute – eines der schwierigsten und stark kontroversen Themen.

In der Tat, die Frage der Lehre der Kirche sammelt in sich alle unsere Spaltungen, die trotz unserer aufrichtigen Bemühungen um gegenseitiges Verständnis unüberwindbar erscheinen.

In dieser schmerzlichen Situation aber können wir trotz allem einen Fortschritt verzeichnen, denn wir teilen miteinander die Erfahrung dieser Schwierigkeiten und tragen diese Last gemeinsam.

Man begegnet heute nicht selten einem naiv-optimistischen oder vordergründigen Ökumenismus, der den Anschein erweckt, die sichtbare Einheit der Christen sei in Kürze realisierbar. Das entspricht durchaus nicht unserer Auffassung. Es ist für uns eine Erleichterung, zu wissen, daß Eure Heiligkeit diesen Standpunkt nicht teilen. Ihre sachlichen und realistischen Worte vom Sonntag, dem 29. September, sind ein Zeugnis dafür. Wie Eure Heiligkeit zum Ausdruck brachten, stehen wir vor schweren und komplizierten Problemen, und die Lösung dieser Probleme setzt Bedingungen voraus, die zur Zeit noch nicht reif sind.

Erlauben Sie mir bei diesem Anlaß, eine Tatsache hervorzuheben, die mir außerordentlich wichtig erscheint; nämlich die Rolle einer biblischen Theologie, die sich auf das Studium der Heilsgeschichte im Alten und im Neuen Testament konzentriert. Je mehr wir in dem Begreifen der geheimen und paradoxalen Geschichte des Volkes Gottes fortschreiten, desto mehr beginnen wir auch die Kirche Jesu Christi in ihrem Mysterium, in ihrer historischen Existenz und in ihrer Einheit zu verstehen.

Eure Heiligkeit mögen mir erlauben, unserer drängenden Hoffnung Ausdruck zu verleihen, daß die Arbeit des Konzils mehr und mehr im Lichte einer solchen konkreten und historischen Theologie, die ihre Kraft aus der Bibel und der Lehre der Väter bezieht, getan werde.

Wir sind von ganzem Herzen dankbar für den neuen ökumenischen Geist, der sich auf diesem Konzil manifestiert. Wir befinden uns am Anfang eines Weges, dessen Ziel allein Gott kennt. Es ist an uns, diesen Weg gemeinsam fortzusetzen in der Gewißheit, daß der gekreuzigte und auferstandene Herr auf unserem Wege mit uns ist.

Dieser Anfang ist zugleich ein Geschenk Gottes und eine Verantwortung, denn auf diesem Wege wird viel von uns verlangt: ein klares Bezeugen des Evangeliums; Geduld und Demut; jeglicher „Triumphalismus“ ist ausgeschlossen. Aber vor allem darf keine Spaltung uns davon abhalten, einander zu lieben, denn die Liebe Gottes kennt keine Grenzen. In dieser Liebe gilt es, die Wahrheit zu suchen und zu finden: zu suchen, um zu finden, und zu finden, um wiederum zu suchen, wie Augustinus sagt.

Zum Schluß möchte ich noch aus vollem Herzen sagen: Wir sind gemeinsam auf dem Wege, aber dieser Weg führt uns auch fort von uns selbst, zu den Menschen, zu unseren Brüdern. Papst Johannes XXIII. hatte den Wunsch, daß dieses Konzil dazu führen

möge, aus der Ichbezogenheit die Brücke zu einem Leben für die Menschen zu schlagen. Gibt es eine bessere Weise, einander zu begegnen, als aus sich selbst herauszutreten, in der Gewißheit der Vergebung unserer Sünden, uns selbst, unsere Verdienste und Vorlieben nicht beachtend, damit wir in der Welt und mit den Menschen dieser Welt leben? So werden wir zu rechten Jüngern Christi, der nicht für sich selbst leben wollte, sondern ausschließlich für die Welt.

Wir sind Eurer Heiligkeit ebenso wie auch Papst Johannes XXIII. dankbar für diese Öffnung nach zwei Seiten hin: die Öffnung für den ökumenischen Dialog in Wahrheit und Liebe sowie für die Öffnung zur Welt in der Demut des Dienstes. Möge Gott Eurer Heiligkeit Segen und Kraft geben für die schwere Last und die Verantwortung dieses Amtes, und möge er allen Kirchen der Welt seinen Geist der Buße und der Wahrheit schenken.
(öpd Nr. 39 vom 25. 10. 1963)

Der Papst erwiderte, daß auch er „keine wunderbaren und unmittelbaren Lösungen des Problems der christlichen Einheit“ erwarte. „Die Früchte, die wir erhoffen, müssen langsam reifen, im Studium und im Gebet.“ Auch in diesem Rahmen wiederholte der Papst seinen Appell an die Christen, sich gegenseitig ihre Schuld an der Trennung zu verzeihen (öpd Nr. 39 vom 25. 10. 1963). Ähnliche Äußerungen wurden am Tage darauf bei einem Empfang der Beobachter durch Kardinal Bea zwischen diesem und Erzpriester Vitali Borovoj ausgetauscht (vgl. öpd Nr. 40 vom 1. 11. 1963).

An dieser Stelle sei schließlich die offizielle Liste des Sekretariats für die Förderung der Einheit der Christen mit den Namen der nichtkatholischen Beobachter bei der zweiten Sitzungsperiode wiedergegeben:

Russische Orthodoxe Kirche (Moskauer Patriarchat)

Erzpriester *Vitalij Borovoj*, Vizepräsident des Außenamtes des Patriarchats.

Erzpriester *Jakov Ilitsch*, vom Klerus der Kathedrale „zur Verklärung Christi“ in Leningrad.

Nikolaj Anfinoguenov, Sekretär der Delegation der Russisch-Orthodoxen Kirche beim Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf.

Orthodoxe Kirche von Georgien

Erzpriester *Vitalij Borovoj* (in Vertretung).

Koptische Kirche von Ägypten

P. Pakhoum A. el-Moharaky, Vizerektor der koptisch-orthodoxen Fakultät in Kairo, Patriarchatssekretär für religiöse Angelegenheiten.

Dr. Farid el-Pharaony, Richter am Appellationsgericht in Alexandrien, Vizepräsident des Rates der Koptischen Gemeinde von Alexandrien.

Orthodoxe Kirche von Äthiopien

Melake Selam Demetros, Vizepräsident des Kaiserlichen Senats in Addis Abeba.

Dr. Haile Gabriel Dagne, Dozent der Theologie in Addis Abeba.

Syrisch-Orthodoxe Kirche (Jakobiten)

P. Rabban Zakka B. Iwas, Sekretär des Exekutivkomitees des Patriarchats.

Syrisch-Orthodoxe Kirche von Indien

Dr. K. Philipos, Vizerektor und Professor an der Theologischen Hochschule in Kottayam (Kerala/Indien).

Apostolisch-Armenische Kirche (Hl. Stuhl von Etschmiadzin)

Parkev Kevorkian, Bischof der Armenier in Moskau, Delegierter des Katholikos in Moskau.

Krikor Bekmezian, Laientheologe, Mitglied des Obersten Geistlichen Rates des Katholikats.

Apostolisch-Armenische Kirche (Katholikat von Cilicien)

Archimandrit Ardavazt Terterian, M. A., Professor am Theologischen Seminar von Antelias (Libanon).

Russische Orthodoxe Kirche im Ausland

Antony Bartochevitch, Bischof von Genf.

Erzpriester Igor Troyanoff, Rektor der Russisch-Orthodoxen Kirchen von Lausanne und Vevey (Schweiz).

Stellvertreter: Prof. Dr. *Serge Grotoff* (Rom).

Altkatholische Kirche (Utrechter Union)

Kanoniker Peter Jan Maan, Professor für neutestamentliche Exegese am Altkatholischen Seminar der Amersfoort und Vikar der Altkatholischen Kathedrale von Utrecht (Holland).

Stellvertreter: Prof. Dr. *Werner Küppers*, Rektor des Altkatholischen Seminars der Universität Bonn.

Syrische Mar-Thoma-Kirche von Malabar (Indien)

Prof. C. P. Mathew, Professor am „Union Christian College“ in Alwaye, Kerala (Indien).

Anglikanische Kirche

Dr. John Moorman, Bischof von Ripon (England).

Dr. Harold de Soysa, Erzdiakon von Colombo und Rektor der „Divinity School“ von Colombo (Ceylon).

Dr. William J. Wolf, Professor an der Episcopal Theological School von Cambridge, Massachusetts (USA).

Stellvertreter: *Stanley Eley*, Bischof von Gibraltar; *Alphacus Zulu*, Hilfsbischof der Kirche St. John, Umtata (Südafrika); Prof. *Howard Root*, Dekan am Emmanuel College in Cambridge und Prof. der Theologie an der Universität von Cambridge (England); *Kanonikus Bernard Pawley*, Schatzkanoniker der Ely-Kathedrale, Vertreter der Erzbischöfe von Canterbury und York (England).

Lutherischer Weltbund

Prof. Dr. Kristen E. Skydsgaard, Professor für Systematische Theologie an der Universität von Kopenhagen (Dänemark).

Prof. Dr. George Lindbeck, Professor für Kirchengeschichte an der Yale University Divinity School in New Haven (USA).

Dr. Vilmos Vajta, Studiendirektor bei der Theologischen Abteilung des Lutherischen Weltbundes (Genf).

Stellvertreter: *Dr. Sven Silen*, Bischof von Västerås (Schweden); *Prof. Warren Quanbeck*, Professor am Lutheran Theological Seminary in St. Paul, Minnesota (USA).

Reformierter Weltbund

Pastor Hébert Roux, Beauftragter für interkonfessionelle Beziehungen der Reformierten Kirche Frankreichs (Paris).

Prof. Robert McAfee Brown, von der Vereinigten Presbyterianischen Kirche, Theologieprofessor an der Stanford University, Kalifornien (USA).

Dr. *Angus W. Morrison*, von der Kirche von Schottland, Pastor an St. Ninian's Priory Manse, Whithorn (Schottland).

Stellvertreter: Dr. *Vittorio Subilia*, Dekan der Waldenser-Fakultät in Rom.

Evangelische Kirche in Deutschland

Prof. D. *Edmund Schlink*, Ordinarius für Systematische Theologie an der Universität Heidelberg.

Weltrat der Methodisten

Dr. *Fred Pierce Corson*, Bischof der Methodisten-Kirche, Präsident des Weltrates der Methodisten, Philadelphia (USA).

Prof. Dr. *Albert C. Outler*, Theologieprofessor an der Southern Methodist University in Dallas, Texas (USA).

Prof. Dr. *Harold Roberts*, Prinzipal des Theologischen College in Richmond (England).

Stellvertreter: Prof. *José Miguez Bonino*, Dekan der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Buenos Aires (Argentinien); Prof. *Robert E. Cushman*, Dekan der Duke University School in Durham, North Carolina (USA); *David Alan Keighley*, Vertreter der Britischen Methodistenkirche in Italien und der Methodistischen Missionsgesellschaft (Rom).

Internationaler Kongregationaler Rat

Dr. *Douglas Horton*, ehemaliger Präsident des Internationalen Kongregationalen Rates, Randolph, New Hampshire (USA).

Prof. *George B. Caird*, „Senior Tutor“ am Mansfield College in Oxford (England).

Stellvertreter: Prof. *Heiko A. Oberman*, Professor für Kirchengeschichte an der Harvard University Divinity School in Cambridge, Massachusetts (USA); Prof. *Elmer J. F. Arndt*, Professor für Kirchengeschichte und Ethik am Eden Theological Seminary, Webster Groves, Missouri (USA); Prof. *Howard Schomer*, Präsident des Chicago Theological Seminary, Chicago, Illinois (USA).

Weltkomitee der Quäker für gegenseitige Beratung

Dr. *Douglas V. Steere*, Professor am Haverford College, Haverford, Pennsylvania (USA).

Internationaler Konvent der Kirchen Christi

Dr. *William George Baker*, Professor für Praktische Theologie am Scottish Congregational College in Edinburgh (Schottland).

Weltbund für freies Christentum und religiöse Freiheit

Prof. Dr. *L. J. van Holk*, Professor an der Universität Leiden (Holland).

Dr. *Dana McLean Greeley*, Präsident der Unitarian Universalist Association, Boston, Massachusetts (USA).

Stellvertreter: Prof. *George Williams*, Harvard Divinity School, Cambridge (USA).

Kirche von Südindien

A. H. *Legg*, Bischof und Moderator der Synode der Kirche von Südindien, Trivandrum (Indien).

Ökumenischer Rat der Kirchen (Genf)

Dr. *Lukas Vischer*, Sekretär der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung („Faith and Order“) des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf.

Dr. *Nicos A. Nissiotis*, Beigeordneter Direktor des Ökumenischen Instituts in Bossey (Schweiz).

John Sadiq, Kirche von Indien, Pakistan, Burma und Ceylon, Anglikanischer Bischof von Nagpur (Indien).

Prof. *Masatoshi Doi*, Vereinigte Kirche Christi in Japan, Professor für Systematische Theologie und Ökumenismus an der Doshisha Universität in Kyoto (Japan).

Gäste des Sekretariates

Bischof *Cassian*, Rektor des Orthodoxen Theologischen Instituts St. Serge, Paris (Frankreich).

Erzpriester *Alexander Schmemmann*, Vizedekan des Orthodoxen Seminars St. Vladimir, New York (USA).

Prof. Dr. *Theodor Mosconas*, Archivar und Bibliothekar des Griechisch-Orthodoxen Patriarchats von Alexandrien.

Dr. G. C. *Berkouwer*, Professor an der Freien Protestantischen Universität von Amsterdam (Holland).

Prof. *Oscar Cullmann*, Professor an der Universität Basel und Paris.

Dr. *William A. Norgren*, Nationalrat der Kirchen Christi in den USA (New York), Studiendirektor bei Faith and Order.

Pastor *Roger Schutz*, Prior der Protestantischen Gemeinschaft von Taizé (Frankreich).

Pastor *Max Thurian*, Subprior der gleichen Gemeinschaft.

Dr. *Stanley I. Stuber*, Jefferson City, Missouri (USA).

Aus den zahlreichen Wertungen, die die im Dezember 1963 zu Ende gegangene zweite Sitzungsperiode erfuhr, sei nachstehend der Bericht des Beobachters der EKD, Prof. Edmund Schlink, herausgegriffen, der in Heft 2/1964 der „Ökumenischen Rundschau“ abgedruckt ist:

ZUM ABSCHLUSS DER 2. SITZUNGSPERIODE DES II. VATIKANISCHEN KONZILS

Als die 1. Sitzungsperiode des Konzils vor einem Jahr zu Ende ging, hatten viele Konzilsväter und -beobachter die Sorge, daß in der Zwischenzeit bis zum Beginn der 2. Sitzungsperiode die neu aufgebrochenen vorwärtsdrängenden Kräfte erlahmen und daß sich die konservativen Kräfte wieder sammeln und verstärken würden. Aber die 2. Konzilsperiode hat gezeigt, daß dies nicht geschehen ist. Auch war nach dem Tode des unvergessenen Papstes Johannes XXIII. von vielen die Sorge ausgesprochen worden, daß nun das Steuer wieder herumgeworfen und die gerade begonnene Öffnung der römischen Kirche wieder rückgängig gemacht würde. Aber auch dies ist nicht geschehen. Papst Paul VI. hat das Reformprogramm und die ökumenische Zielsetzung seines Vorgängers nicht nur ausdrücklich bejaht, sondern sogar präzisiert und vertieft. Seine Rede bei der Eröffnung der 2. Sitzungsperiode und bei dem Empfang der Beobachter der anderen Kirchen war hierfür ein eindruckliches Zeugnis. Mit Recht haben damals seine christozentrischen Aussagen und sein Aufruf zu gegenseitiger Vergebung einen starken Widerhall in der übrigen Christenheit gefunden. Wie sein Vorgänger, so hat auch er den vorwärtsdrängenden Kräften in der 2. Sitzungsperiode freien Raum gewährt. Zwar wird man den Widerstand der konservativen Kräfte in seiner Beharrlichkeit keineswegs unterschätzen dürfen, zumal sie nach wie vor wichtige Schlüsselpositionen in der Kurie und in der Theologischen Kommission des Konzils innehaben; in dieser Kommission haben sie sich auch während der 2. Sitzungsperiode lähmend ausgewirkt. Aber zugleich ist deutlich geworden, daß in der 1. Sitzungsperiode ein Durchbruch erfolgt ist, der nicht wieder rückgängig gemacht werden konnte und der sich in der 2. Sitzungsperiode eher noch verbreitert hat. So konnte man in der Konzilsaula manche Voten von Bischöfen hören, die noch vor zehn Jahren unter die Zensur des Heiligen Offiziums, der obersten Behörde der Kurie, die über die Reinheit der Lehre zu wachen hat, gefallen wären.

Versteht man unter den Ergebnissen eines Konzils die Beschlüsse der Bischöfe, die vom Papst verkündigt und damit für die römische Kirche in Geltung gesetzt sind, so liegen

nunmehr die ersten Ergebnisse in aller Form vor. Dies gilt einmal von den Beschlüssen über die Heilige Liturgie, der *Constitutio de Sacra Liturgia*, deren Entwurf in der 1. Sitzungsperiode beraten worden war und die nun nach zahlreichen Verbesserungen bei nur vier Gegenstimmen angenommen worden ist. Wenngleich die gottesdienstliche Volkssprache und die Austeilung des Abendmahls unter doppelter Gestalt für die Reformationskirchen und für die Ostkirche nichts Neues bedeuten, ist die Bedeutung dieser *Constitutio* für die römische Kirche nicht zu unterschätzen. Zwar ist die Austeilung unter doppelter Gestalt zunächst nur für wenige besondere Gelegenheiten vorgesehen, auch ist der Kanon der Messe unverändert geblieben, und Jesu Einsetzungswörter werden nach wie vor nicht laut und damit nicht für die Gemeinde vernehmbar gesprochen werden. Und doch sind hier wichtige Fortschritte erzielt. Das gilt auch von der neuen Möglichkeit, Messen, die bisher mehrere Priester nebeneinander an verschiedenen Altären in derselben Kirche zelebrierten, zu einer gemeinsamen Meßfeier zu vereinigen. Rückblickend kann man nur mit höchster Bewunderung der ausgezeichneten Arbeit gedenken, die die Liturgische Kommission in der sehr schwierigen Verarbeitung der vielen, zum Teil entgegengesetzten Änderungswünsche geleistet hat, die die Konzilsväter vor allem in der 1. Sitzungsperiode, aber auch noch in der 2. geäußert hatten.

Das Dekret über die modernen Massenmedien wie Presse, Rundfunk, Fernsehen etc. bleibt demgegenüber blaß. Es wäre sicher realistischer und in höherem Maße wegweisend ausgefallen, wenn es nicht von Theologen und Bischöfen, sondern von Laien, die aktiv in der Presse- und Rundfunkarbeit stehen, ausgearbeitet und beschlossen worden wäre. Aber das ist das Problem der Zusammensetzung des Konzils überhaupt, zu dem zwar inzwischen einige Laien als Zuhörer, nicht aber als stimmberechtigte Mitarbeiter zugelassen worden sind.

Fortschritte sind auch sichtbar geworden in der Diskussion der beiden Vorlagen, der sogenannten Schemata, über die Kirche und den Ökumenismus, die im Mittelpunkt der diesjährigen Sitzungsperiode standen, ohne daß hier jedoch bereits abgeschlossene Ergebnisse erzielt worden wären. Positiv hervorzuheben ist einmal der heilsgeschichtliche und trinitarische Ansatz, von dem aus hier über die Kirche gesprochen wird, sodann die ausdrückliche Aufnahme einer Vielzahl von Begriffen und Bildern, mit denen im Neuen Testament die Kirche bezeichnet ist: nicht nur „Leib Christi“, sondern auch „Volk Gottes“, und darüber hinaus viele andere Bilder, wie „Herde Gottes“, „Weinberg Gottes“, „Tempel des Heiligen Geistes“, „Braut Christi“ usw., wengleich diese Bilder mehr nur angeführt als ausgelegt sind. Ferner sind zu begrüßen die ersten Ansätze zu einer Auflockerung des römischen Zentralismus durch eine Neubesinnung auf das Verhältnis von Papst und Bischöfen und das Bemühen, die Funktion der Laien in der Kirche ernst zu nehmen. Hat doch zumal nach den paulinischen Briefen ein jedes Glied der Gemeinde eine Geistesgabe empfangen, die es in den Dienst der Kirche stellt. In den Diskussionen dieser Schemata wiederholte sich, was bereits für die 1. Sitzungsperiode charakteristisch war, nämlich das Anwachsen der Stimmen, die sich für eine neue Sicht der Probleme aussprachen. Zweifellos sind dabei biblische Gedanken in weit höherem Maße zur Geltung gekommen, als dies auf dem I. Vatikanischen Konzil und in der bisherigen Schuldogmatik der Fall war. In diesem Zusammenhang ist auch die Abstimmung über das mariologische Schema zu erwähnen, durch die entschieden wurde, daß das Konzil seine Aussagen über die Mutter Jesu nicht in einer selbständigen dogmatischen Konstitution, sondern nur innerhalb der Lehre von der Kirche machen wird. Damit dürfte die Gefahr eines neuen mariologischen Dogmas abgewehrt sein, wengleich noch nicht deutlich ist, in welchem Sinn dann von Maria als Glied und Mutter der Kirche gesprochen wird.

Was freilich diese beiden Schemata für das zukünftige Verhalten der römischen Kirche zu den anderen Kirchen bedeuten, wird man erst sagen können, wenn sie in ihrer endgültigen Gestalt vorliegen:

Das Schema über die Kirche bietet in seiner jetzigen Fassung wohl kaum die Voraus-

setzung für eine Änderung der bestehenden Verhältnisse. Denn es respektiert noch zu wenig das Geheimnis der Kirche und die Wirklichkeit der außerrömischen Christenheit. Von Kirchen außerhalb der römischen Kirche ist in ihm nicht die Rede, sondern nur von einzelnen nichtrömischen Christen, die durch die Taufe und die Sehnsucht nach der römischen Kirche mit der einen Kirche verbunden sind. Die die außerrömische Christenheit bewegende Sehnsucht nach der Einheit wird dabei als Sehnsucht nach der römischen Kirche und die Taufe, die außerhalb der römischen Kirche empfangen worden ist, als gültige römisch-katholische Taufe interpretiert. Die eine heilige katholische apostolische Kirche wird also mit der römischen Kirche in exklusiver Weise identifiziert. Aber die nichtrömische Christenheit besteht ja nicht nur aus einzelnen Christen, sondern aus Kirchen. Die nichtkatholischen Christen sind der Gnade und des Heils gewiß als Mitglieder ihrer Kirche. Nicht durch die römische Kirche, sondern durch ihre Kirche haben sie die Taufe empfangen und sind sie durch das Evangelium zum Glauben gekommen. Darum darf auch ihre Sehnsucht nach der Einheit der Kirche nicht mißdeutet werden. Weil sie Glieder der Kirche sind, sehnen sie sich nach der Einheit aller Kirchen. Sie sehnen sich nicht danach, Glieder der römischen Kirche zu werden, sondern als Glieder ihrer Kirche ersehnen sie die Gemeinschaft ihrer Kirche mit den anderen Kirchen und so auch die Gemeinschaft mit der römischen Kirche. Nur wenn dies klar erkannt wird, kann sich das Verhältnis zwischen der römischen Kirche und der übrigen Christenheit wandeln. Da aber von dem Schema die nichtrömischen Christen als bereits mit der römischen Kirche durch Begehren und Taufe verbunden verstanden werden und sie nach diesem Verständnis außerhalb der römischen Kirche nur unvollständig an den Gnadenmitteln teilhaben, ergibt sich daraus logisch die alte Forderung, auf diese nichtrömischen Christen dahin einzuwirken, daß sie ihre Kirchen verlassen und sich in die römische Kirche eingliedern lassen. Aber die Folge eines solchen Proselytismus wäre nicht die Einigung der getrennten Kirchen, sondern die Vertiefung der Gegensätze und das Gegenteil dessen, was in der ökumenischen Bewegung unseres Jahrhunderts aufgebrochen ist.

Auch das Schema über den Ökumenismus geht davon aus, daß die römische Kirche die eine heilige katholische apostolische Kirche ist. Aber es geschieht hier in dem Wissen darum, daß die eine heilige Kirche weiter reicht als die römische Kirche. Hier ist ausdrücklich von außerrömischen Kirchen und Gemeinschaften die Rede. Auch wenn in traditioneller Weise nur die orthodoxen Kirchen als Kirchen, die Reformationskirchen aber (vor allem wegen des Fehlens einer Hierarchie) nur als Gemeinschaften bezeichnet werden, ist hier doch das Geheimnis der Kirche, das sich nicht juristisch umgrenzen läßt, weit mehr anerkannt als in dem Kirchenschema. Zwar wird auch hier die Einigung der Kirchen als Hinzutreten zu der in der römischen Kirche bestehenden Einheit verstanden, aber zugleich wird gemäß dem Programm Johannes' XXIII. mit einer zuerst notwendigen tiefgreifenden Reform der römischen Kirche als Voraussetzung einer Einigung gerechnet. Demgemäß werden nur erste Anweisungen für ein besseres Verständnis der nichtrömischen Christenheit und für eine brüderliche Annäherung gegeben – Anweisungen, die dem entsprechen, was sich seit Jahrzehnten auch in der ökumenischen Bewegung der anderen Kirchen als weiterführend ergeben hat und denen auch evangelischerseits durchaus zugestimmt werden kann. Über den Wortlaut des Schemas *De Oecumenismo* hinaus hat die Öffnung auf die anderen Kirchen hin noch eine beachtliche Erweiterung in der Konzilsdiskussion erfahren. Denn hier wurde von verschiedenen Konzilsvätern gefordert, daß die Reformationskirchen nicht nur als Gemeinschaften, sondern als kirchliche Gemeinschaften, ja als Kirchen bezeichnet werden sollten. Dies würde in der Tat das Verhältnis zwischen der römischen Kirche und ihnen in einer fruchtbaren Weise verändern und die Beseitigung mancher bestehender Hindernisse ermöglichen.

Die Unterschiede zwischen den beiden Schemata über die Kirche und über den Ökumenismus entsprechen den Gegensätzen, die auch sonst auf dem Konzil hervorgetreten sind, so zuletzt in aller Schärfe zwischen den Kardinälen Ottaviani und Frings.

Das Kirchenschema steht in vielen Teilen noch stark unter dem Einfluß der unökumenischen Kirchenvorstellung der Theologen des Heiligen Offiziums, während das Ökumenismus-Schema stärker von der neueren Theologie und dem wirklichen Geschehen der gegenseitigen Annäherung der Kirchen bestimmt ist. Dabei wird man sich freilich darüber im klaren sein müssen, daß die eigentliche Entscheidung bei der Konstitution über die Kirche fallen wird, nicht bei dem Dekret über den Ökumenismus. Denn bei der Konstitution über die Kirche geht es um die dogmatische Grundlegung für das zukünftige ökumenische Verhalten.

So kann man im Augenblick noch nicht sagen, was unter römisch-katholischem Ökumenismus zu verstehen sein wird. Der Begriff „ökumenisch“ ist in der derzeitigen römischen Kirche ungeklärt. Wenn sie ihre eigenen Konzile als ökumenische bezeichnet, so liegt dem die Auffassung zugrunde, daß sie selbst die alleinige Kirche auf Erden sei. Das Ökumenismus-Schema aber nähert sich dem in der übrigen Christenheit üblich gewordenen Sprachgebrauch, wonach man mit „ökumenisch“ Bemühungen um die Annäherung und Einigung getrennter Kirchen bezeichnet. Im übrigen bedeutet Ökumenismus sehr Verschiedenes je nach dem Umfang, in dem man zuvor eine Erneuerung und Reform der römischen Kirche für nötig hält.

Da der Begriff des Ökumenischen noch nicht geklärt ist, bestehen innerhalb der römischen Kirche natürlich auch noch sehr verschiedene Vorstellungen von einem „ökumenischen Dialog“. Im Verlauf der ökumenischen Bewegung ist es in der nicht-römischen Christenheit üblich geworden, darunter ein offenes, brüderliches Gespräch über die bestehenden Gemeinsamkeiten und Gegensätze zu verstehen, das zwischen getrennten Kirchen als gleichberechtigten Partnern mit dem Ziel der Einigung geführt wird. Da in der römischen Kirche jedoch das Verständnis vorherrscht, wonach sie selbst allein die Kirche und ihre Konzile in sich selbst bereits ökumenische Konzile sind, ist es für sie nicht leicht, sich für einen solchen ökumenischen Dialog zu öffnen. Er hat zwar begonnen in dem regelmäßigen Austausch zwischen den Mitgliedern des Sekretariats für die Einheit der Christen und den von den nicht-römischen Kirchen delegierten Konzilsbeobachtern und auch in einzelnen Arbeitsgemeinschaften in verschiedenen Ländern. Aber es kann nicht übersehen werden, daß man in der katholischen Öffentlichkeit und auch in solchen die katholische öffentliche Meinung prägenden Organen, wie dies in Deutschland die Katholische Nachrichten-Agentur und die Herder-Korrespondenz sind, unter einem ökumenischen Dialog doch wohl vor allem dies versteht, daß Vertreter nicht-römischer Kirchen in ihren Äußerungen beginnen, sich für den Absolutheitsanspruch der römischen Kirche zu öffnen und das Konzilsgeschehen mit öffentlichem Beifall zu begleiten. Werden aber von nicht-römischer Seite auch kritische Fragen laut, so wie dies im ökumenischen Dialog heute sonst überall, und zwar auch in den gemeinsamen Sitzungen des Sekretariats für die Einheit und der Konzilsbeobachter, selbstverständlich ist, so wird dies nur allzu leicht als unökumenisch empfunden.

Besondere Beachtung verdienen sodann die beiden Vorlagen über das Verhältnis der römischen Kirche zu den Nichtchristen, speziell zu den Juden, und über die Religionsfreiheit, die als 4. und 5. Kapitel dem Schema über den Ökumenismus hinzugefügt worden sind. Der Einführungsvortrag, mit dem Kardinal Bea das Kapitel über die Juden den Konzilsvätern vorlegte, gehört zu dem Besten, was in dem bisherigen Verlauf des Konzils überhaupt an biblischer Theologie laut geworden ist. Die großen heilsgeschichtlichen Gedanken des Paulus, zumal aus dem 9. bis 11. Kapitel seines Römerbriefs, kamen hier zur Geltung in einer klaren Bezeugung der bleibenden göttlichen Verheißung, die über den Juden trotz ihrer Ablehnung Jesu Christi bleibt, und in der Ablehnung des Antisemitismus. Auch das Kapitel über die Religionsfreiheit, dessen Vorlage, wie man hörte, zuvor von der Theologischen Kommission erhebliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden waren, ist von erfreulicher Klarheit. Verwundert war man freilich, als in der Begründung dieser Vorlage behauptet wurde, daß die Päpste von jeher die Religions-

freiheit vertreten hätten, als ob sich nicht diese Grundsätze vielerorts erst nach schweren Kämpfen mit der römischen Kirche durchgesetzt hätten. Überzeugender wäre diese Vorlage jedenfalls, wenn die römische Kirche die Religionsfreiheit nicht erst zu einem solchen Zeitpunkt zu ihrem Thema gemacht hätte, in dem sie selbst unter Unterdrückung dieser Freiheit durch den Kommunismus im Osten und auch durch den Nationalismus in manchen ehemaligen Kolonialgebieten leidet. Trotzdem ist dieses Kapitel lebhaft zu begrüßen. Denn seine Grundgedanken müssen sich auch auf das Selbstverständnis der römischen Kirche in solchen Ländern auswirken, in denen sie die Vorhand hat. Leider wurde zu diesen sehr wichtigen beiden Kapiteln nur in der Generaldebatte in ganz allgemeiner Form und noch dazu in sehr entgegengesetzter Weise Stellung genommen. So wurden aus dem Vordenen Orient wieder dieselben ablehnenden Voten gegen ein Wort über Israel laut wie im Jahre 1954 auf der Weltkirchenkonferenz in Evanston anlässlich einer ähnlichen Vorlage. Die Christen in jenen Ländern wehren sich dagegen, daß ein theologisches Wort über die heilsgeschichtliche Stellung der Juden als eine positive politische Stellungnahme zum Staate Israel gedeutet werden könnte. Angesichts der großen Aktualität der Themen des Antisemitismus und der Religionsfreiheit ist es sehr bedauerlich, daß vor dem Abschluß der 2. Sitzungsperiode nicht mehr in die spezielle Diskussion dieser Kapitel eingetreten und durch Abstimmung die Zustimmung des Konzils wenigstens zu den Grundgedanken dieser beiden Kapitel festgestellt werden konnte.

Das Interesse der großen Öffentlichkeit gilt im allgemeinen weniger den prinzipiellen und dogmatischen als den praktischen Fragen – also dem, was sich an konkreten Erleichterungen für das alltägliche Zusammenleben der Christen verschiedener Konfessionen aus den Konzilsverhandlungen ergibt. Zwar liegen hierfür noch keine Beschlüsse vor, aber es kann doch auf erste Anzeichen dafür hingewiesen werden, daß einige der schwersten Belastungen kaum auf die Dauer bestehen bleiben. So dürfte bereits die Tatsache, daß die Religionsfreiheit zu einem Konzilsthema gemacht worden ist, einer der Gründe dafür sein, daß die bisherige Unterdrückung der evangelischen Christen in Spanien spürbar nachzulassen beginnt. Auch die Mischehenfrage ist inzwischen in den letzten Tagen der 2. Sitzungsperiode, wenn auch nicht in einer Konzilsvorlage, so doch in einzelnen Voten von Konzilsvätern zur Sprache gebracht worden, und zwar sowohl von orientalischen als auch von deutschen Bischöfen. Vor allem hat Kardinal Frings in dieser Frage einen seiner mutigen Vorstöße unternommen und bei aller Warnung vor der Mischehe sich für die Gültigkeit einer evangelisch eingesegneten Mischehe und gegen die Verhängung von Kirchenstrafen über den katholischen Partner ausgesprochen. In derselben Richtung erwarten wir auch evangelischerseits die Behebung der gegenwärtigen Mißstände. In der Tat wäre es unsinnig, zugleich die evangelischen Christen als Brüder in Christo anzureden und an der zur Zeit geltenden Nichtanerkennung der Mischehe festzuhalten. Das andere große Ärgernis, nämlich die katholische Missionspraxis in evangelischen Ländern und Missionsgebieten, ist zwar noch nicht offiziell zur Sprache gekommen; aber die Einsicht beginnt zu wachsen, daß der missionarische Einsatz der Kirchen nicht gegeneinander, sondern miteinander erfolgen muß und daß brüderliche Absprachen über den Einsatz in den Missionsgebieten anzustreben sind.

Faßt man den Ertrag der beiden ersten Sitzungsperioden des Konzils zusammen, so scheint er nicht groß, wenn man nur auf die abgeschlossenen Ergebnisse, also auf die vom Papst verkündigten und in Geltung gesetzten Konzilsbeschlüsse blickt. Aber eine solche Beschränkung wäre ungerecht. Man muß auch auf die Konzilsdiskussionen über die genannten noch nicht verabschiedeten Vorlagen blicken. Wenngleich ihr endgültiger Wortlaut noch nicht feststeht und die Diskussionsvoten zum Teil erheblich auseinandergehen, kann doch nicht übersehen werden, daß das Denken der römischen Kirche in einer Weise in Bewegung gekommen ist, wie man es noch vor zehn Jahren für unmöglich gehalten hätte. Mit dem Beobachter des Lutherischen Weltbundes, Professor Skydsgaard aus Kopenhagen, kann man in der Tat sagen: „Das Dogma von der Unbeweglichkeit der

römisch-katholischen Kirche ist heute erschüttert worden.“ Neue Kräfte sind durchgebrochen, auch wenn noch nicht gesagt werden kann, wie weit sie sich in den endgültigen Beschlüssen durchsetzen werden. Aber sie sind entschlossen, auch über Kompromißentscheidungen des Konzils hinaus weiter zu wirken. In Rom geht eine Anekdote um, wonach Papst Johannes XXIII. über die Frage, was er mit dem Konzil beabsichtige, zum Fenster ging, es öffnete und sagte: „Frische Luft.“ Man wird jetzt schon sagen können, daß diese Absicht sich verwirklicht hat. Es weht ein neuer Geist der Selbstkritik, des Sichöffnens für die Probleme der anderen Kirchen und der heutigen Welt – ein Geist, der nach Erneuerung der römischen Kirche drängt.

Es bleibt freilich die Frage, inwieweit sich eine geistliche Bewegung in einem rechtlich und dogmatisch so sehr verfestigten Gebilde, wie es die römische Kirche ist, verwandelnd auszuwirken vermag. So bewegend und überzeugend manche Worte der Buße, der Liebe und der Hoffnung waren, die in der Konzilsaula laut wurden, so bedeuten doch die Änderungen, die in den lebhaften Diskussionen über den päpstlichen Primat und die bischöfliche Kollegialität angestrebt wurden, noch keine grundsätzliche Wandlung jener besonderen römischen Konzeption der Hierarchie, die bisher von allen anderen Kirchen als Hindernis der Einigung angesehen worden ist. Vollends aber ist die Frage der Dogmen, mit denen sich Rom von den anderen Kirchen abgegrenzt hat, noch gar nicht in Angriff genommen worden. Die 2. Sitzungsperiode fand ihren Abschluß vielmehr mit einer solennen gottesdienstlichen Vierhundertjahrfeier des Gedenkens an den Abschluß des Tridentinischen Konzils, dessen dogmatische Beschlüsse bekanntlich die Spaltung der westlichen Christenheit besiegelt hatten. In der Frage der Wahrheit des Glaubens aber fällt die letzte Entscheidung.

Die Kirchen sind sich in der heutigen Weltsituation so nahegekommen, daß ihr Verhältnis zueinander mit dem Wort des Apostels Paulus bezeichnet werden kann: „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn ein Glied verherrlicht wird, freuen sich alle Glieder mit“ (1 Kor 12, 26). Dies gilt auch für unser Verhältnis zur römischen Kirche und damit auch für die Beurteilung der Vorgänge des II. Vatikanischen Konzils, dessen 2. Sitzungsperiode nun zum Abschluß gekommen ist. So sind die Vertreter der evangelischen Kirchen, die als Beobachter nach Rom entsandt worden sind, dem Konzils-geschehen nicht nur in distanzierter Beobachtung, sondern mit der Beteiligung des Herzens gefolgt, und ich brauche nicht zu sagen, daß unsere Sympathien denen gelten, die eine Erneuerung der römischen Kirche aus der Kraft des Evangeliums anstreben und die Isolierung der römischen Kirche inmitten der übrigen Christenheit zu überwinden trachten.

Inwieweit der Exekutivausschuß des ÖRK im Februar 1964 in Odessa – nicht zuletzt im Blick auf den Dialog mit der römisch-katholischen Kirche – die Grundsätze des ökumenischen Gesprächs nochmals zusammenfaßte und präzierte, wurde oben bereits dargelegt (s. S. 258 ff.).

Daß die Begegnung zwischen dem Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel, Athenagoras, und Papst Paul VI. um die Jahreswende 1963/64 in Jerusalem für die zwischenkirchliche Verständigung zwar nicht unmittelbare praktische Auswirkungen hatte, wohl aber von weitreichender zeichenhafter Bedeutung auch für die anderen Kirchen war, unterstrich eine Verlautbarung des Erzbischofs von Canterbury, Dr. A. M. Ramsey, vom 3. Januar 1964:

Die Anglikaner freuen sich über den ersten offiziellen Kontakt zwischen Rom und Konstantinopel seit dem Konzil von Florenz im 15. Jahrhundert. Sie verdoppeln ihre Gebete für die Einheit der Christen ... Die anglikanischen Kirchen werden mit allen Mitteln ihre Anstrengungen fortsetzen, um die Freundschaft zwischen den Kirchen des Ostens und des Westens voranzutreiben (*öpd* Nr. 1 vom 9. 1. 1964).

Bischof Emilianos, der Vertreter des Patriarchats von Konstantinopel beim ÖRK in Genf, gab aus dem gleichen Anlaß in dem Schweizer Wochenblatt „Vie Protestante“ folgenden Kommentar:

Die gegenwärtige Situation drängt die Kirchenführer, die Vergangenheit zu vergessen, Hindernisse aus dem Weg zu räumen und einander zu treffen ... Schon vor zwei Jahren hat Seine Heiligkeit der Patriarch von Konstantinopel gewünscht, dem Papst Johannes XXIII. einen Besuch zu machen.

Das Treffen von Jerusalem ist nicht die Gelegenheit zu einem theologischen Gespräch gewesen, aber es hat eine neun Jahrhunderte alte Mauer eingestürzt und ein für engere Kontakte und theologischen Dialog günstiges Klima geschaffen ... Es ist nicht übertrieben, zu sagen, daß wir uns am Morgenrot einer neuen Ära befinden, wo es keinen polemischen Geist und keine barmherzigen Erklärungen mehr gibt. Man muß betonen, daß der Patriarch den Dialog nicht auf Rom und Konstantinopel beschränken wollte: er hat eine Konferenz aller Häupter der christlichen Kirchen vorgeschlagen. Dieser Vorschlag beweist, daß sich Patriarch Athenagoras des Ernstes der gegenwärtigen Wertsituation bewußt ist ... Alle Kirchen sollten erkennen, was sie eint, ihr gemeinsames Erbe: das Evangelium und die heilige Kirche. Unsere Generation trägt eine große Verantwortung nicht nur im Blick auf die gegenwärtige Welt, sondern auch im Blick auf die Zukunft. In diesem Augenblick werden unsere Blicke auf andere Kontinente gerichtet, wo das Christentum mißverstanden oder schlecht verstanden wird. Das Treffen in Jerusalem bedeutet auch das Vergessen der Vergangenheit, von alter Geschichte und ihren dunklen und beklagenswerten Seiten. Es zeigt uns, daß an uns gemeinsam der Ruf geht, eine neue Geschichte zu schreiben in gegenseitigem Verständnis und dem aufrichtigen Wunsch, jedermann mit Gott zu versöhnen und uns miteinander zu versöhnen ... Der Dialog wird sich wahrscheinlich mit praktischen Fragen ... befassen: Zusammenarbeit an einer geistlichen und liturgischen Erneuerung, gemeinsamer Standpunkt bezüglich des Neu-Heidentums, Bildung von kirchlichen und Laien-Kadern usw.

Die ersten Monate des Jahres 1964 waren mit den Vorbereitungen für die dritte Konzilsperiode angefüllt. In diesem Rahmen ist auch die erste Enzyklika von Papst Paul VI. „*Ecclesiam suam*“ zu sehen, die am 10. August veröffentlicht wurde. Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft ging in einer vorläufigen Stellungnahme vom 11. August auf die sich hier abzeichnenden ökumenischen Verhältnissbestimmungen ein:

Es ist noch zu früh, um mehr als erste vorläufige Bemerkungen zu dieser langen und wichtigen Enzyklika, die ich erst heute empfangen habe, zu machen. Im Augenblick will ich nur dreierlei über ihre Bedeutung für die zwischenkirchliche Situation sagen.

1. Es ist ermutigend, daß Papst Paul VI. so sehr die Notwendigkeit des Dialoges mit Christen, die nicht der römisch-katholischen Kirche angehören, betont.
2. Das Konzept des Dialoges, das die Enzyklika entwickelt, ist nicht ganz dasselbe, das wir in der ökumenischen Bewegung seit vielen Jahren benutzt und praktiziert haben. Nach der Enzyklika ist Dialog hauptsächlich eine Form der Übermittlung der Wahrheit, die die römisch-katholische Kirche vertritt. Wir verstehen Dialog vor allem als einen Prozeß des Gedankenaustausches, in dem alle empfangen und geben und in dem alle bereichert werden und sich wandeln lassen.

3. Die Enzyklika unterstreicht kräftig, das Primat des Papstes sei sowohl in bezug auf den Glauben als auch auf die Struktur der Kirche das Schlüsselproblem im Verhältnis der römisch-katholischen Kirche zu den anderen Kirchen. Um der Klarheit und der Ehrlichkeit der zwischenkirchlichen Diskussion willen ist es hilfreich, daß dies so entschieden festgestellt wird. Aber das zeigt gleichzeitig, daß wir vom Tage der vollen

Einheit noch weit entfernt sind. Denn keine der nicht-römischen Kirchen kann die Ansicht akzeptieren, daß die Anerkennung der universalen Jurisdiktion des Papsttums ein unerlässliches Kriterium für die Kirchenunion ist. Mit anderen Worten hilft diese Enzyklika durch ihr Erscheinen, deutlich zu machen, daß das, was gegenwärtig getan werden kann, eher darin besteht, bessere Beziehungen zwischen der römisch-katholischen Kirche und anderen Kirchen herzustellen, als irgendwelche beträchtlichen Fortschritte auf die Union zwischen der römisch-katholischen Kirche und den anderen Kirchen hin zu machen. (öpd Nr. 31 vom 13. 8. 1964)

Der kritische Unterton, der in diesen Äußerungen von Dr. Visser 't Hooft zu hören ist, verstärkte sich in ökumenischen Kreisen durch die Ansprache des Papstes anläßlich der Eröffnung der 3. Konzilsperiode, in der es heißt:

AUS DER PAPST-ANSPRACHE
ZUR ERÖFFNUNG DER 3. KONZILSPERIODE

„Wir sind die Kirche“

Im Zeichen des Heiligen Kreuzes, zu dessen Ehren wir die Heilige Messe dargebracht haben, beginnt heute die dritte Sitzung des Zweiten Vatikanischen Ökumenischen Konzils. Die Kirche ist hier. Wir sind hier die Kirche. Wir sind es, weil wir Glieder des mystischen Leibes Christi sind: Gott hat uns die unschätzbare Gunst erwiesen, Getaufte, Gläubige und Glieder zu sein in der Liebe des Heiligen und sichtbaren Volkes Gottes. Wir sind die Kirche, weil wir als Priester Diener der Kirche sind, die mit dem besonderen Charakter ausgestattet sind, durch den das Sakrament der Weihe uns als solche bezeichnet und staunenerregende und verantwortungsvolle Vollmachten erteilt, indem es aus uns eine Hierarchie macht, die mit Funktionen beauftragt ist, die Heilssendung Christi in der Zeit fortzusetzen und auf Erden auszubreiten. Schließlich sind wir die Kirche, weil wir als Lehrer des Glaubens, als Hirten der Seelen, als Ausspender der Geheimnisse Gottes (1 Kor 4, 1) sie hier in ihrer Gesamtheit vertreten, nicht als Beauftragte oder Abgeordnete der Gläubigen, denen unser Dienst gilt, sondern als Väter oder Brüder, welche die uns anvertrauten Gemeinden verkörpern, oder als Vollversammlung, die rechtmäßig von Uns einberufen wurde kraft Unseres Amtes, das Uns Euch allen angleicht als Euren Bruder, als Bischof dieses prophetischen Roms, als demütigsten, aber wahren Nachfolger des Apostels Petrus, an dessen Grab wir andächtig versammelt sind, und deshalb unwürdiges, aber wahres Haupt der katholischen Kirche und Stellvertreter Christi, Diener der Diener Gottes.

Da wir in unseren Personen und in unseren Ämtern die Gesamtkirche darstellen, erklären wir dieses Konzil als ökumenisch: Hier ist der Vollzug der Einheit, der Katholizität, aus der die Kirche ihren einzigartigen Bestand herleitet, ihre großartige Fähigkeit, die Menschen untereinander zu Brüdern zu machen, in ihrem Schoße die unterschiedlichsten Kulturen, die verschiedensten Sprachen, die ausgeprägtesten Liturgien und Geisteshaltungen, die verschiedenartigsten nationalen, sozialen und kulturellen Ausdrucksformen zu vereinigen, in dem sie alle zu einer sehr glücklichen Einheit zurückführt und alle in ihrer rechtmäßigen ursprünglichen Vielfalt achtet.

Fortsetzung des Ersten Vatikanischen Konzils

Die Kirche muß sich selbst definieren, muß aus dem echten Selbstbewußtsein die Lehre schöpfen, die der Heilige Geist ihr mitgeteilt hat, gemäß der Verheißung des Herrn: „Der Beistand aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe“ (Joh 14, 26).

So muß die Lehre vervollständigt werden, die das Erste Vatikanische Konzil sich vornahm zu verkünden, die aber, durch äußere Hindernisse unterbrochen, nur in ihrem ersten Teil definiert werden konnte, nämlich die vom Haupt der Kirche, wie ihr wißt, vom römischen Papst und seinen höchsten Vorrechten bezüglich des Primates der Jurisdiktion und der Unfehlbarkeit des Lehramtes, mit der Jesus Christus den Apostel Petrus hat ausstatten wollen, als seinen sichtbaren und irdischen Stellvertreter und der ihm in dem so erhabenen und verantwortungsvollen Amt nachfolgt. Es bleibt das Gespräch über diese Lehre zu vollenden, um das Denken Christi über seine Kirche und besonders über die Natur und das Amt der Nachfolger der Apostel, d. h. des Episkopats, zu erklären ... Es muß den Gläubigen der katholischen Kirche und den getrennten Brüdern den wahren Begriff der hierarchischen Organe aufzeigen, die der „Heilige Geist zu Bischöfen bestellte, die Kirche Gottes zu regieren“ (Acta 20, 28), ausgestattet mit unbestreitbarer und vollgültiger Autorität für den demütigen und geduligen Dienst der Brüder, wie es sich für Hirten gehört, d. h. für einen Diener des Glaubens und der Liebe ...

Die Unversehrtheit der katholischen Wahrheit verlangt nunmehr im Einklang mit der Lehre über das Papsttum eine Klarstellung, welche die Gestalt und die Sendung des Episkopats in das ihm zukommende helle Licht stellt.

Grußwort an die Beobachter

Und endlich Ihr, verehrte und geschätzte Beobachter, die Ihr es nochmals übernommen habt, Unserer Konzilsversammlung beizuwohnen! Wir begrüßen Euch, Wir danken Euch, Wir bestätigen Euch Unseren Vorsatz und Unsere Hoffnung, eines Tages jedes Hindernis, jedes Mißverständnis, jedes Mißtrauen beheben zu können, was Uns noch hindert, Uns vollständig in Christus in seiner Kirche als „ein Herz und eine Seele“ (Apg 4, 32) fühlen zu können. Von Unserer Seite werden Wir alles tun, was Uns hierfür gestattet ist. Wir begreifen, daß die Wiederherstellung dieser Einheit eine schwierige Sache ist, und Wir werden ihr die erforderliche Sorge und Zeit widmen. Sie ist etwas Neues, wenn man die lange und schmerzliche Geschichte bedenkt, die den verschiedenen Trennungen vorausging, und Wir werden geduldig warten, bis die Umstände heranreifen, um sie positiv und in Freundschaft zu lösen. Es ist eine große Angelegenheit, deren Wurzel in die geheimnisvollen Absichten Gottes hinabreichen, und Wir werden demütig und fromm danach trachten, Uns einer so großen Gnade wertzumachen. Eingedenk der Worte des Apostel Paulus, der allen Völkern das Geschenk des Evangeliums angeboten hat, indem er „allen alles“ (1 Kor 9, 22) zu werden suchte durch ein Entgegenkommen, das Wir heute einen praktischen Pluralismus nennen möchten. Eingedenk ferner, daß der gleiche Apostel Uns beschworen hat, „die Einheit des Geistes zu wahren durch das Band des Friedens“, weil ja „nur ein Herr ist, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller“ (Eph 4, 2.5–6), werden Wir in der Treue zur Einzigkeit der Kirche suchen, das besser kennenzulernen und aufzunehmen, was an Echtem und Annehmbarem sich in den verschiedenen, von Uns getrennten christlichen Bekenntnissen findet. Gleichfalls bitten Wir Sie, Sie mögen den Glauben und das katholische Leben besser kennenlernen und Unsere Einladung zu Ihrer Integration in der Fülle der Wahrheit und der Liebe nicht als Beleidigung, sondern als ehrerbietige und brüderliche Geste ansehen, eine Geste jener Liebe, die zu bewahren Uns das Gebot Christi als unverdientes Glück und als erschreckende Verantwortung auferlegt hat und die durch die Wiedervereinigung in der Einheit all derer, die den Namen Christi tragen, eine größere Ausdruckskraft erhalten wird. Möge indessen durch Eure Vermittlung, verehrte und geschätzte Gäste und Beobachter bei diesem Konzil, Unser herzlicher Gruß an die entsprechenden, durch Euch vertretenen christlichen Gemeinschaften gelangen! Und ein ehrerbietiges Gedenken Unsererseits gelange auch zu jenen, die hier nicht vertreten sind. In Unserem Gebet und

in Unserem Wohlwollen nehmen Wir alle noch von der vollen geistigen und sichtbaren Vollständigkeit des mystischen Leibes Christi getrennten Glieder zusammen, und in dieser Bemühung der Liebe und der Frömmigkeit wächst Unser Schmerz und wächst Unsere Hoffnung. Ihr ferne und uns so nahe Kirchen! Kirchen, Gegenstand Unserer großaufrichtigen Sehnsucht! Kirchen Unseres ruhelosen Heimwehs! Kirchen Unserer Tränen und Unseres Verlangens, Euch ehren zu können mit Unserer Umarmung in der wahren Liebe Christi. Von diesem Mittelpunkt der Einheit, den das Grab des Apostels und Märtyrers Petrus darstellt, von diesem ökumenischen Konzil der Brüderlichkeit und des Friedens gelange zu Euch Unser großliebvoller Ruf! Vielleicht hält Uns noch ein großer Abstand getrennt und wird noch viel Zeit verstreichen müssen, bevor die volle und wirksame Begegnung sich vollzieht. Aber Ihr mögt wissen, daß wir Euch schon im Herzen tragen. Der Gott der Erbarmung möge so große Sehnsucht und so große Hoffnung aufrecht-
erhalten!
(öpd Nr. 35 vom 24. 9. 1964)

Die in diesen Ausführungen vorgenommene Betonung des Papstprimats, die Verlegung des Schwergewichts auf die Selbstdarstellung der römisch-katholischen Kirche, an die sich die Forderung knüpft, „den getrennten Brüdern den wahren Begriff der hierarchischen Organe aufzuzeigen“, lösten unter den nichtkatholischen Beobachtern und Presseleuten verständlicherweise eine gewisse Enttäuschung aus.

Auf einem Empfang für die Konzilsbeobachter unterstrich Papst Paul VI. aber erneut die Bereitschaft der römisch-katholischen Kirche zu einem „ehrenhaften und ernsten Dialog“:

Wenn die römisch-katholische Kirche auch nicht von „gewissen doktrinären Ansprüchen“ abgehen kann, denen treu zu bleiben sie in Christus verpflichtet ist, so ist sie doch bereit zu überlegen, wie die Schwierigkeiten beheben, die Mißverständnisse beseitigt, die echten Schätze der Wahrheit und der Spiritualität, die Ihr besitzt, anerkannt und einige kanonische Formen erweitert werden können, um die Wiederherstellung der Einheit mit den großen und inzwischen jahrhundertealten christlichen Gemeinschaften zu fördern“.

Der Papst bat sodann die Konzilsbeobachter, sich „nicht mit einer nur passiven Präsenz zu begnügen, sondern uns zu verstehen suchen und mit uns zu beten“, ihren jeweiligen Gemeinschaften genau über das Konzil zu berichten und „so eine immer stärkere Annäherung der Geister in Christus unserem Herrn zu fördern“.

Schließlich erinnerte der Papst an die Anregung Prof. Skydsgaards, Beobachter des Lutherischen Weltbundes, bei einem ähnlichen Empfang während der zweiten Konzilsperiode, ein interkonfessionelles Institut zum Studium der Heilsgeschichte zu gründen. „Wir hoffen, diese Initiative zur Erinnerung an Unsere Reise ins Heilige Land im vergangenen Januar verwirklichen zu können; zur Zeit prüfen wir, wie dies im einzelnen möglich ist.“
(öpd Nr. 36 vom 1. 10. 1964)

Unter den Beobachtern befanden sich diesmal auch drei Vertreter des Ökumenischen Patriarchats von Konstantinopel, während die Kirche von Griechenland erneut die Entsendung von Beobachtern abgelehnt und sich auf die Übermittlung von Segenswünschen „für ein Gelingen des Konzils“ beschränkt hatte.

Die offizielle Beobachter- und Gästeliste wies für die dritte Session folgende Namen auf:

Ökumenisches Patriarchat von Konstantinopel

Archimandrit *Panteleimon Rodopoulos*, Rektor der griechisch-orthodoxen theologischen Fakultät von Boston (USA).

Erzpresbyter *John Romanides*, Professor an der gleichen theologischen Fakultät.
Archimandrit *Andreas Scrima*, Rektor der griechisch-orthodoxen Kirche in Rom, Vertreter Sr. Heiligkeit des Patriarchen Athenagoras.

Russische Orthodoxe Kirche (Moskauer Patriarchat)

Erzpriester *Vitali Borovoj*, Professor an der theologischen Fakultät von Leningrad, Beauftragter der Russischen Orthodoxen Kirche beim Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf.

Erzpriester *Liveri Voronov*, Professor an der theologischen Fakultät von Leningrad.

Koptisch-orthodoxe Kirche von Ägypten

Mgr. *Amba Samuil*, beauftragter Bischof für die sozialen Dienste des Patriarchats.

Pater *Morcos Elias Abdel Messih*, Pfarrer der orthodoxen Kopten in den Vereinigten Staaten und Kanada.

Syrisch-orthodoxe Kirche

Pater *Rabban Saliba Shamoon*, Sekretär Sr. Seligkeit des Patriarchen.

Syrisch-orthodoxe Kirche von Indien

Corepiscopus *T. S. Abraham*.

Armenisch-apostolische Kirche (Katholikate von Cilizien)

Mgr. *Karekin Sarkissian*, Superior des Patriarchalseminars.

Mgr. *Ardavazt Terterian*, Bischof der Armenier in Marseille.

Patriarchalkatholikate des Orients (Assyrer)

Pater *Quashisha Isaac Rehana*.

George W. Lamsa (Laie).

Katholikate von Etchmiadzin der Armenischen Apostolischen Kirche

Parkev Kevorkian, Delegierter des Katholikos und Bischof der Armenier in Moskau.

Krikor Bekmezian, Mitglied des obersten geistlichen Konzils von Etchmiadzin.

Orthodoxe Kirche von Georgien

Erzpriester *Vitali Borovoj*, Professor an der theologischen Fakultät von Leningrad, Beauftragter der Russischen Orthodoxen Kirche beim Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf.

Russische Orthodoxe Kirche im Ausland

Erzpriester *Igor Troyanoff*, Rektor der Russischen Orthodoxen Kirche von Lausanne und Vevey (Schweiz).

Archimandrit Dr. *Ambrosius Pogodin*, Rektor der Russischen Orthodoxen Kirche von Rom.

Stellvertreter: Prof. *Sergio Grottoff* (Rom).

Altkatholische Kirche (Utrechter Union)

Kanoniker *Peter Jan Maan*, Professor für neutestamentliche Exegese am altkatholischen Seminar von Amersfoort und Vikar der altkatholischen Kathedrale von Utrecht (Holland).

Stellvertreter: *Herwig Aldenhofen*, Pfarrer von Wallbach (Aargau/Schweiz).

Syrische Mar-Thoma-Kirche von Malabar (Indien)

Mgr. *Philipose Mar Chrysostom*, Missionsbischof.

Anglikanische Gemeinschaft

Dr. John Moorman, Bischof von Ripon (England).

Eugene R. Fairweather, Professor am „Trinity College“ in Toronto (anglikanische Kirche von Kanada).

Ernest John, Mitglied der Himmelfahrtsbruderschaft, Delhi (Kirche von Indien, Pakistan, Burma und Ceylon).

Stellvertreter: Howard E. Root, Dekan des „Emmanuel College“ in Cambridge und Theologieprofessor an der Universität von Cambridge (England); Massey H. Shepherd, jr. (Protestantische Episkopalkirche der USA); Kanoniker Bernard Pawley, Schatzkanoniker der Ely-Kathedrale, Vertreter der Erzbischöfe von Canterbury und York.

Lutherischer Weltbund

Kristen E. Skydsgaard, Professor für Systematische Theologie an der Universität von Kopenhagen (Dänemark).

Warren A. Quanbeck, Professor am Lutherisch-Theologischen Seminar von St. Paul (Minnesota/USA).

Dr. Sven Silen, Bischof von Västerås (Schweden).

Stellvertreter: Dr. George Lindbeck, Professor für Kirchengeschichte an der „Yale University Divinity School“ in New Haven (USA); Dr. Vilmos Vajta, Direktor der theologischen Abteilung des Lutherischen Weltbundes (Genf/Schweiz).

Reformierter Weltbund

Prof. Vittorio Subilia, Dekan der Waldenser-Fakultät in Rom.

Dr. A. Allan McArthur, Minister der Pfarrei Pollokshieldsitwood, Glasgow (von der presbyterianischen Kirche in Schottland).

John Newton Thomas, Professor für Systematische Theologie am „Union Theological Seminary in Virginia“, Richmond/USA (von der Vereinigten Presbyterianischen Kirche).

Evangelische Kirche in Deutschland (EKD)

Prof. D. Edmund Schlink, Ordinarius für Dogmatik an der Universität Heidelberg.

Stellvertreter: Dr. Wolfgang Dietzfelbinger, Pfarrer in Erbdorf (Deutschland).

Weltrat der Methodisten

Prof. Harold Roberts, Prinzipal des theologischen College von Richmond (England).

Prof. Walter G. Muelder, Dekan und Professor für Sozialethik an der „Boston University School of Theology“, Boston/USA.

Dr. Albert C. Outler, Theologieprofessor an der „Southern Methodist University“ in Dallas (USA).

Stellvertreter: William R. Cannon, Dekan der „Emory University“ in Atlanta (USA); Robert E. Cushman, Dekan der „Duke University“ in Durham (USA); Philip Potter, Mitglied der methodistischen Missionsgesellschaft, London (England); D. Alan Keighley, Vertreter der methodistischen Kirche des Vereinigten Königreiches und der methodistischen Missionsgesellschaft in Italien (Rom); Max Woodward, Sekretär des Weltrates der Methodisten (London/England); Franklin H. Littell, Professor am „Chicago Theological Seminary“ in Chicago (USA).

Internationaler Kongregationaler Rat

Dr. Douglas Horton, ehemaliger Moderator des Internationalen Kongregationalen Rates, Randolph, New Hampshire (USA).

Prof. George B. Caird, „Senior Tutor“ am Mansfield College in Oxford.

Stellvertreter: *Bard Thompson*, Professor für Kirchengeschichte am „Lancaster Theological Seminary“ in Lancaster (USA); *Jon R. von Rohr*, Professor für Theologiegeschichte an der „Pacific School of Religion“ in Berkeley/Kalif. (USA); *Heiko A. Oberman*, Professor für Kirchengeschichte an der „Harvard University Divinity School“ in Cambridge Mass. (USA).

Weltkomitee der Quäker für gegenseitige Beratung

Douglas V. Steere, Professor am „Haverford College“ in Haverford/Penns.

Dr. Burns Chalmers, Direktor des „Davis House“ und Sekretär für Erziehung, Washington D. C. (USA).

Internationaler Konvent der Kirchen Christi

Dr. William George Baker, Professor für Praktische Theologie am „Scottish Congregational College“ in Edinburgh.

Dr. William B. Blakemore, Dekan des „Disciples House“ der Universität von Chicago (USA).

Stellvertreter: *Dr. Howard E. Short*, Herausgeber der Zeitschrift „The Christian“, St. Louis (USA).

Weltbund für freies Christentum und religiöse Freiheit

Dr. L. J. van Holk, Professor an der Universität Leyden (Niederlande).

Kirche von Südindien

A. H. Legg, Bischof und Moderator des Synods der Kirche von Südindien, Trivandrum (Indien).

Ökumenischer Rat der Kirchen (Genf)

Dr. Lukas Vischer, Sekretär des Referates für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen (Genf/Schweiz).

Dr. Nicos A. Nissiotis, beigeordneter Direktor des Ökumenischen Instituts des Ökumenischen Rates der Kirchen in Bossey (Schweiz).

Dr. Z. K. Matthews, Afrikasekretär der Abteilung für zwischenkirchliche Hilfe, Flüchtlings- und Weltdienst des Ökumenischen Rates der Kirchen (Genf/Schweiz).

Dr. Herald C. Brauer, Dekan des Theologischen College der Universität von Chicago (USA).

Gäste des Einheitssekretariates:

Bischof Cassian, Direktor des Orthodoxen Theologischen Instituts St. Serge in Paris (Frankreich).

Pastor Marc Boegner, Mitglied der Academie Française, Ehrenpräsident des Protestantischen Kirchenbundes Frankreichs (Paris).

Dr. Theodor Mosconas, Sekretär des Rates der Kirchen von Alexandrien, Archivar und Bibliothekar des griechisch-orthodoxen Patriarchats von Alexandrien (Ägypten).

G. C. Berkowwer, Professor an der protestantischen Universität von Amsterdam (Holland).

Oscar Cullmann, Professor an der Universität Basel und Paris.

Masatoshi Doi, Professor für Systematische Theologie und Ökumenismus an der „Doshisha University“ in Kyoto/Japan (von der Vereinigten Kirche Christi in Japan).

Dr. David du Plessis, Pfingstbewegung (Kalifornien/USA).

Dr. Oswald C. J. Hoffmann, St. Louis (USA) (von der „Lutheran Church – Missouri Synod“).

Pastor Wilhelm Schmidt, Vikar der Evangelischen Michaelsbruderschaft, Bremen-Horn (Deutschland).

Dr. *William A. Norgren*, Studiendirektor für Glauben und Kirchenverfassung des Nationalrates der Kirchen Christi in den Vereinigten Staaten, New York (USA).
Pastor *Roger Schutz*, Prior der Protestantischen Gemeinschaft von Taizé (Frankreich).
Pastor *Max Thurian*, Subprior der Protestantischen Gemeinschaft von Taizé (Frankreich).

Zusätzlich ernannte das griechisch-orthodoxe Patriarchat von Alexandrien Archimandrit Koukoulatis und den Archivar des Patriarchats, Dr. Theodor Mosconas, der bereits als Gast anwesend war, zu Konzilsbeobachtern.

Über die am 21. November 1964 mit der feierlichen Verkündung der Konstitution über die Kirche, des Dekrets über den Ökumenismus und des Dekrets über die orientalischen katholischen Kirchen zu Ende gegangene 3. Konzilsperiode waren die Meinungen von Anfang an geteilt. Auch hier wollen wir uns wieder auf eine zusammenfassende Darstellung und Wertung beschränken, wie sie Dr. Lukas Vischer auf der Tagung des Zentralausschusses des ÖRK vom 12. bis 21. Januar 1965 in Enugu (Nigeria) gegeben hat (abgedruckt in der „Ökumenischen Rundschau“, 1965, Heft 2):

NACH DER DRITTEN SESSION DES ZWEITEN VATIKANISCHEN KONZILS

Die dritte Session des Vatikanischen Konzils unterschied sich in ihrem Charakter von den vorhergehenden Sessionen. Während in den beiden früheren Sessionen der Blick in erster Linie darauf gerichtet gewesen war, die leitenden Gedanken zu formulieren und das Ziel der Reformen abzustecken, waren diesmal alle Bemühungen darauf gerichtet, zu greifbaren Resultaten zu kommen. Gewiß, auch diese Session nahm völlig neue Fragen auf und suchte die Stellung der römisch-katholischen Kirche dazu zu bestimmen. Die Auseinandersetzungen über das sogenannte Schema XIII und den Text über die Mission gehörten zu den Höhepunkten der Session. Die Session war aber in erster Linie von dem Willen bestimmt, Ergebnisse zu erzielen. Dieser Übergang vom Entwurf zur Verwirklichung war unvermeidlich. Er hatte zur Folge, daß die Session weit weniger Schwung hatte als die vorhergehenden. Das Gewicht lag auf der mühsamen Arbeit an den Einzelheiten. Diese Verschiebung mußte aber kommen. Die großen programmatischen Gedanken, die vor allem in der ersten Session ausgesprochen worden waren, mußten formuliert und ins Leben der Kirche eingefügt werden. Die Größe der dritten Session bestand gerade darin, daß sie von diesem Willen zur Verwirklichung getragen war.

Die Session hätte nach dem Willen des Papstes die letzte sein sollen. Alles war darauf angelegt worden, daß die Arbeit abgeschlossen werden konnte. Das Programm war erheblich reduziert worden. Während in der zweiten Session noch ein Programm von 17 Texten in Aussicht genommen worden war, waren jetzt nur noch 13 Texte vorgesehen. Manche wichtige Schemata waren darüber hinaus zu kurzen Propositionen umgestaltet worden. Dennoch erwies es sich als unmöglich, auch dieses reduzierte Programm zu bewältigen. Die Bischöfe haben intensiv gearbeitet, intensiver als in den vorhergehenden Sessionen. Sie haben in einer verhältnismäßig kurzen Zeit eine Fülle von Problemen diskutiert. Insbesondere die konziliaren Kommissionen unternahmen alle Anstrengungen, um die von ihnen ausgearbeiteten Texte für die Abstimmung vorzubereiten. Jedermann, der verantwortlich an der Arbeit des Konzils beteiligt war, war bis aufs äußerste angespannt. Die Aufgabe war aber zu groß, die Probleme zu kompliziert, als daß das Ende hätte erreicht werden können. Manche Texte waren neu, und es zeigte sich bald, daß eine längere Zeit notwendig sei, wenn sie in angemessener Weise durchgesprochen werden sollten. Andere Texte, insbesondere einige Propositionen, waren so nichtssagend, daß manche Bischöfe sich nicht bereit erklären konnten, sie in ihrer gegenwärtigen Form hinzunehmen. Der Konflikt, der schon so manche Konzilien gekennzeichnet hatte, machte

sich während dieser Session gelegentlich geltend, der Konflikt zwischen dem Wunsch, die erstrebten Reformen zu erreichen, und der Notwendigkeit, zum Abschluß zu kommen.

Das Bemühen, zu greifbaren Resultaten zu kommen, ließ auch sichtbar werden, daß die großen Gedanken der ersten Sessionen sich nicht ohne ernste Widerstände ins Leben der Kirche überführen ließen. Wenn in den früheren Sessionen die Reformen beinahe als Selbstverständlichkeit behandelt worden waren, wurde jetzt klar, daß jeder Schritt erkämpft werden mußte. Manche Änderungen, die von vielen bereits als vollendete Tatsache gefeiert worden waren, wurden wieder in Frage gestellt. Johannes XXIII. hatte gelegentlich gesagt, die Kirche werde nach dem Konzil in neuem Glanz erstrahlen. Die dritte Session hat deutlich gemacht, daß sich die Erneuerung nicht so leicht verwirklichen lasse. Manche Hoffnungen blieben unerfüllt, ja es kam zu einer Reihe von Entscheidungen, die für viele eine Enttäuschung darstellen. Zahlreiche wirkliche Fortschritte sind in den Auseinandersetzungen der letzten Monate erzielt worden. Die Session hat aber deutlich werden lassen, daß die Erneuerung der Kirche nicht in einem Triumphzug, sondern nur in harten Kämpfen vor sich gehen könne. Sie hat daran erinnert, daß die Kirche auch durch den Enthusiasmus eines Konzils nicht zu einer von den Gegebenheiten dieser Erde losgelösten Größe wird, sondern an die Erde und ihre Gewalten gebunden bleibt. Diese Ernüchterung hat ihr Gutes. Sie führt uns zurück zu den wirklichen Problemen. Sie zeigt, daß noch ein weiter Weg zu gehen ist, bis wirklich von Erneuerung die Rede sein kann. Muß uns das entmutigen? Kann es nicht sein, daß gerade in diesem Augenblick die tiefste Gemeinschaft unter den getrennten Kirchen wächst?

Die Ergebnisse der dritten Session müssen in diesem Lichte verstanden werden. Sie sind Kompromisse. Die Intentionen derer, die Erneuerungen angestrebt hatten, haben sich nur zum Teil durchzusetzen vermocht. Die angenommenen und promulgierten Texte gehen zwar noch immer weit über das hinaus, was die kühnsten Voraussagen vor dem Konzil erhofft hatten. Diese Tatsache kann nicht genug unterstrichen werden. Sowohl „*de ecclesia*“ als „*de oecumenismo*“ eröffnen neue Perspektiven. Die Ergebnisse tragen aber ein doppeltes Gesicht, so wie auf antiken Münzen Janus, der Gott der Torübergänge, ein doppeltes Gesicht trägt. Sie öffnen einerseits die Türe, nicht nur zu einer tiefgreifenden Erneuerung, sondern auch zu einer tieferen Gemeinschaft mit den von Rom getrennten Kirchen. Sie setzen aber andererseits auch die spezifisch römisch-katholische Tradition fort, sie stellen eine Anpassung alter römisch-katholischer Positionen an die moderne Zeit dar, eine Transposition in die modernen Verhältnisse. Die Ergebnisse tragen darum zugleich zur Vertiefung der Gemeinschaft als zur Erneuerung der Gegensätze bei. Alles wird davon abhängen, wie die Texte in den kommenden Jahren interpretiert werden, welchem Gesichte des Janus die römisch-katholische Kirche den Vorzug geben wird, oder ob sie beide behalten wird. Die Arbeit der Theologen wird in dieser Hinsicht entscheidend sein. Wichtiger ist aber noch, auf welche Weise die Leitung der Kirche die in der Diskussion erarbeiteten Texte das Leben der Kirche bestimmen lassen.

Wir gehen die Arbeit der dritten Session unter diesem Gesichtspunkt durch. Wir beginnen mit den Texten, die endgültig verabschiedet worden sind, und werfen dann einen Blick auf die wichtigsten Texte, die dem Konzil zur Diskussion vorgelegt wurden.

1. de ecclesia

Der Papst hat bereits in der zweiten Session erklärt, daß die Konstitution über die Kirche das Herz aller Verhandlungen bilde. Der jetzt promulgierte Text ist darum ohne Zweifel als der wichtigste von allen Texten anzusehen. Er ist auch unter dem Gesichtspunkt der ökumenischen Bewegung von höchster Bedeutung. Denn die Aussagen über das Wesen der Kirche legen die Grundlage für das ökumenische Gespräch. Die Konstitution entwirft in mancher Hinsicht ein Bild der Kirche, das sich von der herkömmlichen Auf-

fassung unterscheidet. Wenn wir an den ersten Entwurf zurückdenken, der vor zwei Jahren dem Konzil vorgelegt wurde, erkennen wir sofort, daß wir uns in einer anderen Welt befinden. Die Konstitution macht klar, daß die Kirche nicht in erster Linie als juristische Größe, sondern als Geheimnis verstanden werden müsse. Sie hebt die Bedeutung der eucharistischen Feier als für ihr Leben konstitutives Element hervor. Sie vermeidet es, die Hierarchie als der Kirche übergeordnet darzustellen. Sie spricht in erster Linie vom Volk Gottes und geht erst dann auf das Wesen und die Stellung der Hierarchie ein. Sie macht damit deutlich, daß die Hierarchie nicht über, sondern in dem Volke Gottes stehe. Sie unterstreicht den eschatologischen Charakter der Kirche; das Ende ist in der Gemeinschaft der Glaubenden bereits Wirklichkeit geworden, die Vollendung ist aber noch nicht eingetroffen. Die Kirche harret als Gottes wanderndes Volk auf die Vollendung.

Auch die Aussagen des dritten Kapitels über die Hierarchie stellen ein neues Element in der römisch-katholischen Ekklesiologie dar. Das Gewicht des Kapitels wird allein daraus sichtbar, daß es bis zum letzten Augenblick umstritten blieb. Der Versuch, die Rolle zu umschreiben, die dem Kollegium der Bischöfe in der Kirche zukommt, kann für die Zukunft weitreichende Bedeutung haben. Die Aussagen über die Kollegialität können dazu führen, daß die Verantwortung für die Leitung der Kirche in Zukunft weit mehr als bisher von den Bischöfen gemeinsam getragen werden wird. Gewiß, die Lehren des ersten Vatikanischen Konzils sind mit Nachdruck bestätigt worden. Der Papst hat in seinen Reden immer wieder darauf hingewiesen, daß die Konstitution die Lehren des ersten Vatikanischen Konzils in keiner Weise aufhebe, sondern im Gegenteil ergänze, und um auch die letzte Möglichkeit eines Mißverständnisses zu vermeiden, ist im letzten Augenblick dem dritten Kapitel eine *nota explicativa* beigegeben worden, die in die Akten des Konzils eingehen wird. Manche Interpretationen, die heimlich für möglich gehalten worden waren, sind dadurch von vornherein unmöglich gemacht worden. Der Begriff der Kollegialität aber besteht, und diese bloße Tatsache öffnet eine neue Dimension in der römisch-katholischen Ekklesiologie, und gerade der Umstand, daß dieses Kapitel so zahlreicher Sicherungsmaßnahmen bedurfte, zeigt, welche Tendenz darin verborgen ist. Die Lehre der Kollegialität bleibt zwar in mancher Hinsicht problematisch, und nicht-römische Christen können die Begründung, die das Schema gibt, kaum teilen. Sie erkennen sofort, daß sie sich weit mehr aus den Aussagen des ersten Vatikanischen Konzils als aus der Schrift und der Tradition der Alten Kirche ergibt. Sie können aber die Dynamik nicht übersehen, die dem Begriff innewohnt.

Wie wird sich dieses dritte Kapitel auswirken? Ist damit nur einfach der Status quo bestätigt worden? Werden die sichernden Aussagen so viel Gewicht haben, daß es praktisch zu keinen Veränderungen kommt? Das ist die Absicht derer, die die *nota explicativa* wünschten. Oder wird es tatsächlich zu einer Verschiebung im Leben der Kirche führen? Wird die streng monarchische Struktur der Hierarchie mehr und mehr durch eine kollegiale Struktur ersetzt werden? Diese Frage läßt sich heute noch nicht beantworten. Der Text enthält beide Möglichkeiten in sich. Die Hinweise auf das erste Vatikanische Konzil können sich als die bestimmende Kraft erweisen, sie können aber auch der Hintergrund sein, von dem sich die Bewegung zugunsten größerer Kollegialität abhebt. Die Kräfte liegen im Streit. Einerseits sind wir seit einigen Monaten Zeugen des Versuchs, den Primat und die universale Jurisdiktion des Papstes in neuer Weise zur Geltung zu bringen. Ein neuer päpstlicher Stil wird entfaltet. Der Papst verläßt seine isolierte Stellung und sucht sein besonderes Amt in dynamischer Weise vor der Welt auszuüben. Das Gefälle der Konstitution über die Kirche geht aber nicht in diese Richtung. Die in den verschiedenen Kapiteln enthaltenen Ansätze zielen nicht einfach darauf hin, daß der Papst auf eine noch dynamischere Weise die alles umfassende Universalität der Kirche zum Ausdruck bringe. Sie führen im Grunde zu einem Verständnis der Kirche, in dem das apostolische Amt dienend in den Hintergrund tritt, zu einem Verständnis der

Kirche als Gemeinschaft im Heiligen Geist, und die Entscheidung ist nicht gefallen, welchem Verständnis die Zukunft gehören wird.

Die Konstitution enthält ein Kapitel über Maria. Es wirft besondere Probleme auf und bedarf darum besonderer Erwähnung. Die Bischöfe hatten in der zweiten Session mit knapper Mehrheit beschlossen, den Text über die Jungfrau Maria in das Schema über die Kirche einzufügen. Dieser Beschluß war von vielen als ein großer Fortschritt empfunden worden. Denn war damit nicht klargeworden, daß das Konzil die Mariologie nicht als ein selbständiges theologisches Thema entfalten wollte? War nicht klargeworden, daß es Maria in erster Linie als Typus der Kirche verstehen wollte? Diese Hoffnungen erfüllten sich nur zum Teil. Wenn der Text, der schließlich angenommen worden ist, sich auch durch eine bemerkenswerte Zurückhaltung auszeichnet, konnte eine weitere Entfaltung der Mariologie doch nicht ganz verhindert werden. Der Text vermeidet zwar den Titel *mater ecclesiae*. Er beschränkt sich darauf, Maria Mutter von uns Gläubigen zu nennen. Er läßt damit die Deutung zu, daß Maria als Mutter der Gläubigen zu verstehen sei, ähnlich wie Abraham der Vater der Gläubigen genannt wird. Der Titel *mediatrix* hat im Text seinen Platz gefunden. Diese Änderungen fügen nur wenig zu den Aussagen hinzu, die bisher schon gegolten haben. Sie stellen aber doch neue Elemente dar. Die vielleicht wichtigste Neuerung besteht aber wohl darin, daß die Mariologie mit allen ihren Aussagen nun mit der Ekklesiologie verbunden ist. Diese Verbindung eröffnet neue Möglichkeiten der theologischen Entwicklung sowohl in der Mariologie als in der Ekklesiologie. Das Konzil ist offenkundig nicht imstande gewesen, die weitere Entfaltung der Mariologie zum Stillstand zu bringen.

Dies wurde besonders deutlich in der Schlußsitzung, als der Papst Maria feierlich als *mater ecclesiae* proklamierte. Er fügte damit zu den Aussagen der Konstitution noch ein weiteres Element hinzu. Seine Proklamation hat aber vielleicht nicht ihre größte Bedeutung im Gebiet der Mariologie. Sie ist wichtig, weil der Papst mit dieser Erklärung aus eigener Vollmacht über einen ausdrücklichen Beschluß des Konzils *hinwegging*. Die weitere Entfaltung der Mariologie erschien einmal mehr eigentümlich gepaart mit der Behauptung des päpstlichen Primates.

2. *de oecumenismo*

Die Promulgation des Dekrets über den Ökumenismus stellt einen wichtigen Schritt in der Beziehung der getrennten Kirchen dar. Nachdem seit der Ankündigung des Konzils immer wieder vom Dialog mit den getrennten Brüdern gesprochen worden ist, nachdem sich bereits in der ganzen Welt neue Beziehungen mit nichtrömischen Christen ergeben haben, ist es wesentlich, daß die römisch-katholische Kirche in einem offiziellen Text erklärt, wie sie über die Einheit der Kirche und die ökumenische Bewegung denkt. Der Text legt Zeugnis davon ab, wie sehr sich die Haltung der römisch-katholischen Kirche gegenüber den übrigen Kirchen geändert hat. Das Dekret ist natürlich auf Grund römisch-katholischer Ekklesiologie verfaßt. Es läßt keinen Zweifel darüber, daß die römisch-katholische Kirche die eine und einzige Kirche Jesu Christi sei und daß sich die Einheit nur in ihr mit ihr verwirklichen lasse. Es spricht aber zugleich in völlig neuer Weise über die anderen Kirchen. Das Bemühen ist offenkundig, die in Jahrhunderten aufgetürmte Entfremdung zu überwinden und ein Verhältnis gegenseitiger Achtung und gegenseitigen Verstehens herbeizuführen. Es zeigt, daß das Gespräch auch für die römisch-katholische Kirche sinnvoll sei. Es erklärt, daß die römisch-katholische Kirche der Erneuerung bedürfe. Es weist darauf hin, daß gewisse Aspekte des Evangeliums in anderen Kirchen in einer Weise zur Geltung gebracht worden seien, wie es in der römisch-katholischen Kirche nicht der Fall sei. Es fordert alle Gläubigen auf, die anderen Kirchen tiefer zu verstehen und im Dialog von ihnen zu lernen.

Die große Frage stellt sich allerdings nach wie vor, wie es zwischen der römisch-katholischen Kirche und den übrigen Kirchen zu einem bleibenden Gespräch kommen

kann. Das Dekret redet von Dialog und empfiehlt die Zusammenarbeit mit den getrennten Brüdern. Kann aber die römisch-katholische Kirche auf Grund ihres Selbstverständnisses wirklich eine Gemeinschaft des Dialogs und der Zusammenarbeit mit anderen Kirchen bilden? Muß sie sich nicht als Mittelpunkt aller ökumenischen Bemühungen verstehen? Oder ist es ihr möglich, den anderen Kirchen als gleichberechtigter Partner gegenüberzutreten? Die Promulgation des Dekretes läßt diese Frage brennend werden. Denn wenn die ökumenischen Beziehungen zwischen der römisch-katholischen Kirche und den übrigen Kirchen sich entfalten sollen, ist es entscheidend, daß sich eine solche Gemeinschaft bilden kann. Die Union ist eine ferne Hoffnung. Die Frage stellt sich vielmehr, wie die getrennten Kirchen zusammen leben und zusammen wirken können.

Der Text des Dekretes ist zwischen der zweiten und der dritten Session überarbeitet worden. Er hat gerade unter diesem Gesichtspunkt wichtige Änderungen entfaltet. Er hatte sofort bei der Feststellung eingesetzt, daß die römisch-katholische Kirche die eine und einzige Kirche sei, und hatte daran die Aussage gefügt, daß sie die nichtrömischen Kirchen unloslich mit sich verbunden wisse. Er hatte also das ökumenische Problem ausschließlich in der Beziehung zwischen der römisch-katholischen und den nichtrömischen Kirchen gesehen. Der endgültige Text ist durch ein Vorwort erweitert worden. Es weist auf die Existenz der ökumenischen Bewegung hin und zitiert die Basis des Ökumenischen Rates. Es erklärt, daß die Absicht des Dekretes darin bestehe, die Stellung der römisch-katholischen Kirche zur ökumenischen Bewegung zu umschreiben. Das Dekret anerkennt damit, daß das ökumenische Problem in der Beziehung aller Kirchen zueinander bestehe.

Auch andere Änderungen sind in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Im zweiten Kapitel wird ausdrücklich erwähnt, daß der Dialog sich auf Grund des Prinzips der Gleichheit vollziehen müsse. Im dritten Kapitel wird darauf hingewiesen, daß die nicht-römischen Kirchen und ekklesialen Gemeinschaften auch untereinander verbunden seien. Während im früheren Text nur die orthodoxen Kirchen als Kirchen, die Kirchen des Westens aber als Gemeinschaften bezeichnet wurden, werden jetzt die Ausdrücke „Kirchen und ekklesiale Gemeinschaften“ verwendet. Die nichtrömischen Kirchen werden damit weit mehr als Partner des Gesprächs und der Zusammenarbeit ernst genommen.

Das Dekret enthält also – wenn auch in etwas verborgener Weise – die Grundlagen für einen bleibenden Dialog, und wenn sie entfaltet werden, kann sich eine Gemeinschaft des Dialogs und der Zusammenarbeit bilden. Wird es aber möglich sein, die Beziehungen auf diesen Grundlagen aufzubauen? Das Dekret läßt auch andere Interpretationen zu, und erst die Zukunft wird uns zeigen, ob die im Dekret enthaltenen Ansätze zum Zuge kommen werden. Die ökumenische Aufgabe wird von maßgeblichen Stellen in der römisch-katholischen Kirche in anderer Weise verstanden. Die römisch-katholische Kirche wird als Mittelpunkt gesehen. Sie öffnet sich im Dialog den anderen Kirchen. Sie nimmt aber zugleich die Führung im ökumenischen Gespräch. Sie erwartet selbstverständlich, daß die Initiativen von ihr ausgehen müssen, und lädt die nichtrömischen Kirchen ein, sich ihr anzuschließen.

Die Entscheidung zwischen diesen beiden Formen des Ökumenismus ist für die Zukunft von größtem Gewicht. Es hängt davon ab, ob die Kirchen wirklich zu einem gemeinsamen Handeln kommen können. Der promulierte Text ist eine Gelegenheit, die sowohl vor die römisch-katholische Kirche als die übrigen Kirchen gelegt ist. Wird sie genützt werden? Manche Anzeichen sprechen dafür. Wir müssen aber zugleich nüchtern sehen, daß eine enge Interpretation des Dekretes nach wie vor viel Gewicht besitzt. Die Tatsache, daß der Text in letzter Minute noch abgeändert worden ist, läßt Zweifel daran aufkommen, daß die römisch-katholische Kirche wirklich bereit ist, eine Gemeinschaft des Dialogs und der Zusammenarbeit zu bilden. Die Änderungen zielen alle darauf, die Einheit und Einzigkeit der römisch-katholischen Kirche herauszustellen und die Ekklesialität der anderen Kirchen in Zweifel zu ziehen. Sie sind an sich – von einer oder zwei Ausnahmen abgesehen – nicht allzu gewichtig, und hätten sie von Anfang an

im Text gestanden, hätte sich niemand darüber aufgehalten. Dadurch, daß sie aber im letzten Augenblick angebracht wurden, erhielten sie besondere Bedeutung. Sie erweckten den Eindruck, als wolle die römisch-katholische Kirche sich auf einen engeren Ökumenismus zurückziehen. Sie wären bedeutsam, wenn sie Ausdruck des ökumenischen Stils sein sollten, den die römisch-katholische Kirche in ihrem Handeln bestimmen wird.

3. *de ecclesiis orientalibus catholicis*

Das Dekret über die orientalischen Kirchen ist während der dritten Session zum ersten Male zur Diskussion vorgelegt worden. Es ist in verhältnismäßig kurzer Zeit revidiert worden und konnte zur allgemeinen Überraschung bereits am Ende der Session promulgiert werden. Kein anderer Text ist in so kurzer Zeit verabschiedet worden. Der Text beschäftigt sich in erster Linie mit den unierten Kirchen. Er ist für die römisch-katholische Kirche insofern von großer Bedeutung, als er ausdrücklich den besonderen Platz der östlichen Kirchen innerhalb der römisch-katholischen Kirche hervorhebt. Die unierten Kirchen hatten auf eine solche Erklärung gehofft. Sie sahen darin eine Gewähr, daß ihre Eigenart in der römisch-katholischen Kirche aufrechterhalten bleiben werde. Manche von ihnen hatten sich aus diesem Grunde mit Nachdruck dafür eingesetzt, daß das Konzil sich ausdrücklich über die unierten Kirchen ausspreche und ihre Besonderheit als legitimen Bestandteil der universalen Kirche anerkenne. Das Dekret hat auch über die Uniaten selbst hinaus Bedeutung. Indem es von der Besonderheit der östlichen Kirchen spricht, bekennt es sich implizite überhaupt zum Prinzip der Vielfalt in der Kirche.

Das Dekret spricht aber nicht nur von den mit Rom unierten Kirchen, sondern beschäftigt sich im letzten Teil zugleich mit der Beziehung zu den orthodoxen Kirchen. Das Dekret erhält dadurch Bedeutung für die ökumenische Bewegung. Der Text spricht sich vor allem über die *communicatio in sacris* mit den orthodoxen Kirchen aus. Die Aussagen gehen ohne Zweifel einen Schritt über die bisherige Regelung hinaus. Sie verraten einen großzügigeren Geist. Der Text bleibt aber dennoch in ökumenischer Hinsicht äußerst problematisch. Die Aussagen über die Beziehung mit den orthodoxen Kirchen werden am falschen Ort gemacht. Die unierten Kirchen sind zumindest historisch mit einem bestimmten Programm der Union verbunden. Wenn das Dekret der ökumenischen Bewegung hätte dienen wollen, hätte es alles unternehmen müssen, um die Rolle der unierten Kirchen in neuer Weise zu umschreiben. Es hätte klarmachen müssen, daß der Weg zur Einheit nicht notwendig über die unierten Kirchen führe, sondern im Gespräch zwischen der römisch-katholischen Kirche und den orthodoxen Kirchen gefunden werden müsse. Das Dekret bestätigt aber statt dessen die alte Konzeption der unierten Kirchen und erweckt, indem es im selben Zusammenhang auf die orthodoxen Kirchen eingeht, den Eindruck, daß die alte Vorstellung der Einheit und Einigung unverändert bestehe. Auch der Umstand, daß die Bestimmungen über die *communicatio in sacris* an sich großzügiger sind, vermag diesen Eindruck nicht zu verwischen. Hätte es nicht gerade über diese so entscheidende Frage zu einem Gespräch kommen müssen? Statt dessen legt das Dekret einseitig fest, wie die *communicatio in sacris* zu regeln sei.

Wir müssen uns hier allerdings daran erinnern, daß auch das Dekret *de oecumenismo* über die Beziehung mit den östlichen Kirchen spricht. Die dort entfaltete Sicht ist dem Dekret über die orientalischen Kirchen weit überlegen. *De oecumenismo* spricht von einem wirklichen Dialog. Wir haben also auch an dieser Stelle wiederum zwei Konzeptionen, die zueinander im Gegensatz stehen, und es ist noch nicht klar, welche schließlich den Sieg davontragen wird. Das Dekret über den Ökumenismus hat ohne Zweifel das größere Gewicht. Das Dekret über die orientalischen Kirchen erklärt ausdrücklich, daß die Aussagen über die Beziehung mit den orthodoxen Kirchen im Geist des Dekretes über den Ökumenismus auszulegen seien. Die Hoffnung ist darum berechtigt, daß der Geist des Dekretes über den Ökumenismus schließlich die Oberhand behalten werde.

4. de habitudine ecclesiae cum non-christianis

Der Text, der dem Konzil zur Diskussion vorgelegt wurde, enthielt zunächst nur eine Erklärung über das jüdische Volk. Er ist inzwischen zu einer Erklärung über die nicht-christlichen Religionen erweitert worden. Der Hinweis auf das jüdische Volk bildet darin nur noch einen Abschnitt. Die Erweiterung erwies sich als unvermeidlich. Der Widerstand gegen die erste Erklärung war so groß, daß eine neue Lösung gesucht werden mußte. Der Widerstand kam in erster Linie von mohammedanischer Seite. Manche Bischöfe waren aber zudem auch aus theologischen Gründen der Meinung, daß die Erklärung auf sämtliche Religionen eingehen müsse. Die römisch-katholische Kirche habe keinen Grund, sich ausschließlich mit der jüdischen Religion zu beschäftigen.

Der Abschnitt über das jüdische Volk stellt einen bemerkenswerten Schritt dar. Die besondere Verbindung, die zwischen Israel und der Kirche besteht, ist in glücklichen Worten umschrieben, und es kann kaum ein Zweifel sein, daß diese Aussagen auch praktische Folgen haben werden. Die durch eine jahrhundertealte Geschichte geprägte Haltung der römisch-katholischen Kirche gegenüber dem jüdischen Volke wird sich allmählich umzugestalten beginnen. Die Erklärung ist aber auch unter ökumenischen Gesichtspunkten wichtig. Die Besinnung über das Verhältnis zwischen Israel und der Kirche kann nicht ohne Einfluß auf die Ekklesiologie bleiben, und wenn die getrennten Kirchen sich dieser Besinnung gemeinsam stellen, kann das ekklesiologische ökumenische Gespräch entscheidende neue Anstöße erhalten. Die Besinnung ist in den Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates seit einigen Jahren in vollem Gang. Sie kann jetzt auf eine breitere Basis gestellt werden.

Die Erklärung ist in anderer Hinsicht weniger befriedigend. Die Hinweise auf die anderen Religionen bleiben sehr allgemein. Sie gehen kaum über eine Versicherung des Verständnisses und des Wohlwollens hinaus. Die theologische Frage, die das Verhältnis der Kirche zu den Religionen aufwirft, ist aber nicht beantwortet. Die Frage stellt sich aber in dem Maße, als sich die römisch-katholische Kirche für die Begegnung mit der Welt öffnet, mit immer größerer Dringlichkeit. Wie wird die römisch-katholische Kirche den nichtchristlichen Religionen gegenüber treten? Wird sie imstande sein, einen klaren Unterschied zu machen zwischen der Begegnung der getrennten Kirchen und der Begegnung mit den nichtchristlichen Religionen? Wird sie imstande sein, die Offenbarung in Christus allein geltend zu machen? Oder wird sie sich zur Vorkämpferin einer Verständigung zwischen den Religionen machen, durch die das Besondere des christlichen Glaubens gerade aufgehoben wird? Die ersten tastenden Versuche in diesem Gebiet lassen noch kaum erkennen, in welcher Richtung sich die römisch-katholische Kirche bewegen wird. Das neugeschaffene Sekretariat für nichtchristliche Religionen hat seine Tätigkeit noch kaum aufgenommen. Die Manifestationen im Zusammenhang mit dem eucharistischen Kongreß in Bombay lassen noch keine gültigen Schlüsse zu. Die Tendenz ist aber offenkundig, die römisch-katholische Kirche in möglichst großer Offenheit in Erscheinung treten zu lassen. Diese Offenheit ist nicht an sich zu kritisieren. Die christlichen Kirchen haben gegenüber den Religionen tatsächlich umzulernen. Sie hat aber ihre Grenze in der besonderen Offenbarung in Christus. Sie wird dann am wenigsten überschritten, wenn die getrennten Kirchen sich der Begegnung mit den Religionen nicht einzeln, sondern gemeinsam stellen.

5. de libertate religiosa

Die Erklärung über die religiöse Freiheit ist nach der ersten Diskussion sorgfältig überarbeitet worden. Der revidierte Text ist an die Bischöfe gegen Ende der Session verteilt worden. Lange war erwartet worden, daß die Erklärung noch promulgiert werden könne. Die Arbeit am Text war aber mit so viel Schwierigkeiten und Hindernissen verbunden, daß schließlich nicht einmal mehr eine erste Abstimmung stattfinden konnte, eine Ent-

scheidung, die zwar von den Regeln des Konzils her kaum anzufechten war, die aber sowohl innerhalb als außerhalb des Konzils Befremden und Enttäuschung verursachte. Der Vorgang zeigt, daß eine wenn auch nicht zahlenmäßig starke, so doch äußerst regsame Opposition den Text in seiner gegenwärtigen Gestalt für unannehmbar hält. Der Text, der verteilt wurde, enthält eine starke Erklärung zugunsten der religiösen Freiheit. Wenn er vom Konzil angenommen wird, wird kein Zweifel darüber bestehen können, daß die römisch-katholische Kirche das Prinzip der religiösen Freiheit in vollem Umfang bejaht. Manche Aussagen sind der Sache nach identisch mit Erklärungen, die vom Ökumenischen Rat über dieselbe Frage abgegeben worden sind. Der Text würde eine gute Grundlage für gemeinsame Überlegungen über die Frage bieten. Es ist zu hoffen, daß die weitere Diskussion und Bearbeitung nicht zu Abschwächungen führen wird. Nachdem die Erklärung in dieser Session nicht zur Abstimmung hat kommen können, ist es um so wichtiger, daß der endgültige Inhalt nicht eine Enttäuschung darstellt. Die bereits geschaffene Enttäuschung kann nur dadurch gutgemacht werden.

Eine Kritik mag gegenüber dem ersten Abschnitt des neuen Schemas angemeldet werden. Er sucht in einer verhältnismäßig langen Darlegung den Beweis der historischen Kontinuität zu erbringen. Die Behauptung wird aufgestellt, daß die römisch-katholische Kirche auch in der Frage der religiösen Freiheit in voller Kontinuität mit der Vergangenheit stehe. Sie befinde sich nur in einer neuen Situation und lehre, was in dieser Situation notwendig sei. Die Prinzipien seien aber – jedenfalls in ihren Augen – immer dieselben geblieben. Diese Behauptung ist an sich belanglos; denn das Schema trägt dennoch Prinzipien der religiösen Freiheit vor, die bisher nicht gelehrt worden sind. Sie hat aber allgemeinere Bedeutung. Sie zeigt, wie tief die Überzeugung in der römisch-katholischen Kirche verwurzelt ist, durch alle Jahrhunderte dieselbe geblieben zu sein. Sie ist derart tief verwurzelt, daß die Kontinuität selbst in verhältnismäßig untergeordneten Fragen behauptet werden muß, ja selbst dann, wenn sich der Bruch mit der Vergangenheit kaum leugnen läßt. Diese innere Nötigung erweist sich immer wieder als innere Schwierigkeit des römisch-katholischen Denkens. Sie macht neue Entwicklungen schwierig und führt oft zu einem Widerspruch zwischen theologischer Behauptung und historischer Wirklichkeit. Sie wirkt sich auch als Hemmnis im Gespräch mit den anderen Kirchen aus. Denn wenn die Kontinuität der eigenen Kirche in formaler Weise a priori behauptet wird, sind dem offenen Gespräch mit dem anderen von vornherein Grenzen gesetzt. Das Gespräch gewinnt in dem Maße an Tiefe und Verheißung, als neben der Kontinuität auch die Wirklichkeit der Diskontinuität gesehen wird. Die Frage der Kontinuität und Diskontinuität der Kirche ist eine der wichtigsten Vorfragen des ökumenischen Gesprächs. Wenn sich darum das Konzil dazu entschließen könnte, den ersten Abschnitt des neuen Schemas über die religiöse Freiheit fallenzulassen, würde es einen Schritt tun, der weit über die Frage der religiösen Freiheit hinaus große Bedeutung hätte.

6. *de divina revelatione*

Einer der verheißungsvollsten Texte, der während der dritten Session diskutiert wurde, ist derjenige über die göttliche Offenbarung. Er ist noch vor dem Ende überarbeitet und den Bischöfen gegeben worden. Die Zeit reichte jedoch nicht aus, über ihn abzustimmen. Er macht den Versuch, über die Fragestellungen hinauszuführen, die seit der Gegenreformation die Diskussion beherrscht haben. Er beschränkt sich nicht darauf, die alten Aussagen über das Verhältnis von Schrift und Tradition zu wiederholen, sondern sucht einen neuen Ausgangspunkt zu gewinnen. Er geht von der Offenbarung in Christus selbst aus und zeigt, daß mit dieser Offenbarung notwendig auch der Vorgang der Tradition gegeben ist. Das Evangelium muß in einem geschichtlichen Vorgang durch die Jahrhunderte überliefert werden. Erst nachdem er diesen großen Rahmen des Problems aufgezeigt hat, sucht er die Rolle der Kirche, der Schrift und des Magisteriums und das

Verhältnis, in dem sie zueinander stehen, zu bestimmen. Die alten Probleme werden durch diesen neuen Zusammenhang zwar keineswegs aufgehoben. Die Tatsache, daß alle Aufmerksamkeit dem Vorgang der Tradition als solcher zugewendet wird, wirft sogar neue Fragen auf. Die neue Darstellung eröffnet aber zumindest neue Möglichkeiten für den Dialog. Die Tendenz, das apostolische Zeugnis gegenüber der nachapostolischen Tradition zur Geltung zu bringen, ist unverkennbar, und wenn auch die alten Konzeptionen nicht überwunden sind, ist damit ein wichtiger neuer Ansatz gegeben.

Vielleicht der wichtigste Teil des Textes ist das letzte Kapitel, das vom Gebrauch der Bibel im Leben der Kirche handelt. Es unterstreicht die überragende Bedeutung des Wortes Gottes für das Leben der Kirche und des einzelnen. Es empfiehlt die Lektüre der Schrift. Ein Redner machte in der Diskussion den Einwand, daß dieses Kapitel einseitig sei. Es müßte ergänzt werden durch ein Kapitel über die Bedeutung der Tradition für das Leben der Kirche. Dieser Vorschlag fand aber kein Echo. Die Einseitigkeit blieb stehen. Gerade darin liegt aber das Verheißungsvolle des Textes. Das apostolische Zeugnis ist damit faktisch in den Vordergrund gestellt worden. Wir wissen, wie sehr der gemeinsame Umgang mit der Heiligen Schrift die ökumenischen Beziehungen gefördert hat. Die faktische Hinwendung zur Schrift ist darum auch für den weiteren Gang der ökumenischen Bewegung von großer Bedeutung.

7. de ecclesia in mundo huius temporis

Ein Text über die Stellung der Kirche in der modernen Welt war ursprünglich nicht vorgesehen gewesen. Der Vorschlag wurde erst während der ersten Session gemacht. Zahlreiche Bischöfe waren der Meinung, daß das Konzil seinen Auftrag nicht erfüllen würde, wenn es nicht versuche, eine Antwort auf die großen Fragen der Zeit zu geben. Jedermann war sich allerdings bewußt, was für ein Risiko dieses Unternehmen in sich schloß. Würde das Konzil imstande sein, eine gemeinsame Sicht über das Verhältnis von Kirche und Welt zu entfalten? Würde es imstande sein, präzise und wegweisende Antworten auf die großen Probleme zu geben, die die heutige Welt bewegen? Würde es nicht genötigt sein, sich auf Allgemeinheiten und Gemeinplätze zu beschränken? Wir wissen aus den Diskussionen im Ökumenischen Rat, wie wenig diese Fragen geklärt sind und wie schwierig es ist, eine Übereinstimmung zu erreichen.

Es bedarf kaum hervorgehoben zu werden, daß das Schema für die ökumenische Bewegung von großer Bedeutung ist. Die Probleme, die es behandelt, stellen sich in gleicher oder ähnlicher Weise auch in den übrigen Kirchen. Die getrennten Kirchen befinden sich in der heutigen Welt in einer gemeinsamen Verlegenheit. Das Konzil könnte darum hier Schritte tun, die die Kirchen miteinander verbinden. Denn in dem Maße, als es gelingt, gemeinsame Antworten zu finden, wird nicht nur die Einheit als solche, sondern vor allem das gemeinsame Zeugnis gefördert. In der Diskussion wurde immer wieder auf die Notwendigkeit der Zusammenarbeit mit den getrennten Brüdern hingewiesen. Die Forderung war schon früher in der Aussprache über das Schema „*de oecumenismo*“ erhoben worden. Sie war aber dort abstrakt geblieben. Sie wurde jetzt weit bestimmter und konkreter. Zum Beispiel der Kampf gegen den Hunger wurde immer wieder als gemeinsame Aufgabe bezeichnet. Kardinal Frings empfahl in diesem Zusammenhang sogar die Zusammenarbeit mit dem Ökumenischen Rat.

Das Schema ist aber noch aus einem tieferen Grund für die ökumenische Bewegung von Bedeutung. Die Besinnung über das Verhältnis von Kirche und Welt führt notwendig zu einer neuen Besinnung über das Wesen der Kirche. Eine Diskussion über die Stellung der Kirche in der modernen Welt hat unausweichlich ekklesiologische Implikationen. Das überlieferte Bild der Kirche wird in Frage gestellt. Denn das Bild, das die Kirche von sich selbst hat, stammt aus einer anderen vergangenen Zeit, aus einer Zeit, in der sich das Verhältnis zwischen Kirche und Welt in ganz anderer Weise darstellte. Manche Züge sind

durch eine bestimmte Situation der Vergangenheit geprägt worden. Eine Besinnung über die gegenwärtige Stellung der Kirche zur Welt kann uns die geschichtliche Bedingtheit mancher ekklesiologischer Überzeugungen aufdecken und uns den ursprünglichen Willen Christi neu zum Bewußtsein bringen. Die heutige Situation kann zur Lehrmeisterin in der Ekklesiologie werden. Dieser Gesichtspunkt spielte in der Diskussion über die Konstitution de ecclesia nur indirekt eine Rolle. Das Schema enthielt kein Kapitel über das Verhältnis von Kirche und Welt. Die Diskussion über de ecclesia wurde darum in gewissem Sinne neu eröffnet oder doch fortgesetzt, als Schema XIII zur Behandlung kam.

Die Kommission, die den Text ausgearbeitet hatte, hatte zunächst darauf verzichtet, das theologische Problem des Verhältnisses von Kirche und Welt im einzelnen zu entfalten. Sie hatte es als ihre Aufgabe betrachtet, einen Text zu entwerfen, der sich an die Welt richtete, und darum auf ausführliche theologische Erörterungen verzichtet. Sie hatte sich damit begnügt, die Solidarität der Kirche mit der Welt in allgemeinen Worten herauszustellen. Eine große Zahl von Bischöfen konnte sich damit nicht einverstanden erklären. Sie verlangten klare theologische Aussagen sowohl über die Kirche als vor allem über das christliche Verständnis der Welt. Die Kirche sei sich selbst und der Welt Rechenschaft über die Frage schuldig, wie sie ihre Stellung zur Welt verstehe. Wenn sie nicht deutlich mache, aus welchen Quellen sie handle, werde ihre Stellungnahme zu den Problemen der gegenwärtigen Zeit weder für die Glieder der Kirche noch für die Welt überzeugend sein. Das Schema werde nicht als Erneuerung verstanden werden können, sondern als bloße Anpassung und Angleichung an die heutige Welt.

Der Text wird voraussichtlich geändert werden. Welches Bild der Kirche wird er entwerfen? Wie wird er über die Welt sprechen? Die Frage läßt sich noch nicht beantworten. Der Versuch kann gemacht werden, den Anspruch der römisch-katholischen Kirche in neuer modernerer Weise zu formulieren. Die alte Vorstellung eines durch die Kirche beseelten und beherrschten corpus christianum kann das Feld behalten. Sie kann durch Erwägungen über den kosmischen Sieg Christi untermauert werden, sie kann in Begriffen des Dienstes und der Erniedrigung vorgetragen werden und im Grunde doch unverändert bleiben. Der Text kann aber auch eine biblischere Sicht entwerfen. Zahlreiche Stimmen haben in diese Richtung gewiesen. Vielleicht die stärkste unter ihnen war diejenige Kardinal Beas. Er verlangte, daß der Text das Verhältnis von Kirche und Welt in erster Linie in den Begriffen einer neutestamentlichen Eschatologie darstellen müsse. Die Kommission, der die Revision anvertraut ist, steht vor einer ungeheuer verantwortungsvollen Aufgabe.

8. Ubrige Texte

Die bisher erwähnten Texte erschöpfen das Programm der dritten Session noch nicht. Zahlreiche weitere Texte wurden entweder in revidierter Form zur Abstimmung vorgelegt oder im ersten Entwurf zur Diskussion gestellt. Ich nenne sie der Reihe nach. Da ist zunächst das Schema über die Bischöfe und die Verwaltung der Diözesen, dann der Text über das Laienapostolat, dann die Propositionen über die Priester, die Mission, die Religionen, die Ausbildung des Klerus, die katholische Erziehung und schließlich das sogenannte Votum über die Ehe. Diese Aufzählung zeigt, mit welcher Fülle von Stoff das Konzil sich zu befassen hatte. Die Leistung, daß alle diese Texte wenigstens einen Schritt weitergeführt werden konnten, bleibt erstaunlich. Wir können hier nicht auf alle Texte einzeln eingehen. Ich beschränke mich auf drei Bemerkungen.

a) Die Reform der Kurie und die Erneuerung der kirchlichen Organisation

Die Forderung, daß eine Reform der Kurie vorgenommen werden müsse, begleitet die Verhandlungen des Konzils seit dem Anfang. Sie wurde auch während der dritten

Session immer wieder und im Zusammenhang mit verschiedenen Texten erhoben. Die Bischöfe sind sich dessen bewußt, daß die besten Texte nichts taugen, wenn nicht zugleich die kuriale Organisation tiefgreifende Änderungen erfährt. Papst Paul VI. hatte bereits vor der zweiten Session seine feste Absicht kundgetan, daß er eine Reform der Kurie vornehmen werde. Er hatte vor allem erklärt, daß er einen Rat von Bischöfen schaffen werde, der sich regelmäßig versammeln werde, um die großen Fragen der Kirche mit ihm zu beraten, einen *coetus centralis* (Zentralauschuß). Es ist nicht bekannt, wie weit die Diskussion fortgeschritten ist. Die Arbeit wird voraussichtlich einige Zeit in Anspruch nehmen. Manche Entscheide können erst gefällt werden, wenn das Konzil seine Verhandlungen abgeschlossen hat. Die Reform der Kurie wird aber von großer Bedeutung sein. Sie wird praktisch die *nota explicativa* für die *ecclesia* und insbesondere Kapitel 3 sein. Denn ohne eine Reform der Kurie kann sich die kollegiale Struktur der Kirche kaum entfalten. Die Reform wird sich nicht von selbst ergeben. Kämpfe werden unvermeidlich sein.

Das Thema der Reform kam während der dritten Session vor allem im Zusammenhang mit dem Schema über die Mission zur Sprache. Der Text enthielt den Vorschlag, daß einem Rat von Bischöfen aus aller Welt die letzte Verantwortung für die Fragen der Mission übertragen werden solle. Dieser Vorschlag stellt einen Versuch dar, den Episkopat vermehrt an der Leitung der Mission teilnehmen zu lassen. Der neue Rat soll zum Ausdruck bringen, daß die Verantwortung für die Mission von der gesamten Kirche getragen werden muß. Die *Congregatio de Propaganda Fide*, die heute für die missionarischen Fragen zuständig ist, wird von weiten Kreisen als ungenügend empfunden. Der Vorschlag wurde im allgemeinen mit Zustimmung aufgenommen.

b) Mission

Die Diskussion über die Mission war auch in anderer Hinsicht bedeutungsvoll. Sie zeigte, daß ein neues Verständnis der Mission in der römisch-katholischen Kirche im Wachsen begriffen ist. Der Text, der dem Konzil vorgelegt wurde, war völlig unzureichend. Er genügte selbst in den Augen der dafür verantwortlichen Kommission nicht. Sie hatte ursprünglich einen vollen Text ausgearbeitet, war aber dann genötigt worden, ihn zu Propositionen zu verkürzen. Die Mängel des Textes erklärten sich aber nicht allein daraus. Die Kritik der Bischöfe ging weit darüber hinaus. Sie verlangten, daß eine biblischere Sicht der missionarischen Aufgabe entworfen werde. Das Konzil müsse deutlich erklären, daß die Kirche ihrem Wesen nach missionarisch sei. Sie warfen dem Text vor, daß er die Mission viel zu sehr als eine Aufgabe der Hierarchie und unter dem Gesichtspunkt der kirchlichen Ordnung behandle. Christus sende das gesamte Volk. Der Text müsse in erster Linie zeigen, wie die Christen mit ihrer missionarischen Botschaft der Welt des Unglaubens begegnen könnten. Sie wiesen darauf hin, daß die Verkündigung des Evangeliums in erster Linie darauf zielen müsse, Christus in einen neuen Bereich der Welt Eingang zu geben. Sie empfanden, daß der Text zu wenig der Eigenart der jungen Völker Rechnung trage. Er sei zu westlich, zu sehr bestimmt vom Erbe der europäischen Geschichte. Der Gedanke müsse sowohl im Text als in der Praxis besser zur Geltung kommen, daß die Kirche in der Erfüllung der missionarischen Aufgabe ihre Katholizität verwirkliche. Die Kritik war so scharf und so grundsätzlicher Natur, daß der Text schließlich mit überwältigender Mehrheit zurückgewiesen wurde. Die Kommission erhielt den Auftrag, einen neuen Text zu erarbeiten.

Dieser Entscheid ist auch in ökumenischer Hinsicht bedeutsam. Wenn sich Beziehungen zwischen der römisch-katholischen Kirche und den übrigen Kirchen überhaupt entfalten sollen, wird die Frage der Mission eine der ersten sein, die sorgfältiger Prüfung bedarf. Die gegenseitige Rücksicht oder sogar das gemeinsame Zeugnis werden aber in dem Maße möglich werden, als sich das neue Verständnis der Mission in der römisch-katholi-

schen Kirche durchzusetzen vermag. Zahlreiche römisch-katholische Christen, die verantwortlich in der Mission tätig sind, wünschen mit allem Nachdruck, daß engere Kontakte mit nichtrömischen Kirchen möglich würden. Die Revision des Textes kann dazu beitragen, daß diesen Wünschen eine Grundlage gegeben wird. Der alte Text enthielt diese Grundlage noch kaum. Er wies zwar auf die Notwendigkeit der Zusammenarbeit hin. Er enthielt aber im übrigen nichts, was diesen Hinweis sinnvoll machte. Das unlöslliche Verhältnis von Einheit und Mission war kaum berührt und die Möglichkeit eines gemeinsamen Zeugnisses auch nicht angedeutet.

c) Gemischte Ehen

Der letzte Text, der zur Behandlung kam, das sogenannte Votum über die Ehe, enthält auch einen Abschnitt über die gemischten Ehen. Er stellt eine Reihe von Prinzipien auf, die die Neugestaltung der römisch-katholischen Praxis bestimmen sollen. Wenn diese Prinzipien die endgültige Regelung tatsächlich bestimmen werden, wird eine Reihe der Schwierigkeiten fallen, die mit der heutigen Praxis verbunden sind. Die Ehepartner werden keine schriftlichen Erklärungen mehr abgeben müssen. Der katholische Teil wird nicht mehr versprechen müssen, den nichtkatholischen Teil zum katholischen Glauben zu führen. Er wird nur noch verpflichtet, nach Kräften (in quantum poterit) die Taufe und die Erziehung der Kinder im katholischen Glauben zu sichern. Ein römisch-katholischer Christ darf sich, wenn er von seinem Bischof die Bewilligung dazu erhält, vor einem nicht-römisch-katholischen Priester oder Pfarrer trauen lassen. Seine Ehe wird als gültig betrachtet, und er wird nicht wie bisher als Exkommunizierter betrachtet.

Diese Änderungen stellen eine beträchtliche Modifikation der bisherigen Praxis dar, und nachdem bisher immer gesagt worden war, daß das Konzil die Frage der gemischten Ehen nicht berühren werde, ist dieser Schritt erfreulich. Er erleichtert nicht nur die Beziehungen der Kirchen zueinander, sondern wird auch zahlreichen Christen, die in einer gemischten Ehe leben, eine Hilfe bedeuten. Die vorgeschlagenen Prinzipien lösen allerdings die Frage nur zum Teil. Eine Reihe von gewichtigen Schwierigkeiten bleibt. Die gewichtigste ist wohl die, daß gemischte Ehen, die vor einem Pfarrer geschlossen werden, nach wie vor grundsätzlich als ungültig betrachtet werden. Nur wenn der Bischof einen Dispens erteilt, können sie als gültige Ehen gelten. Die neue Regelung wäre sowohl in ökumenischer als pastoraler Hinsicht weit hilfreicher, wenn sie nicht von diesem grundsätzlich negativen Urteil ausginge. Das Schema über die orientalischen Kirchen erklärt ausdrücklich, daß eine in der orthodoxen Kirche geschlossene Ehe als gültig anerkannt werde. Müßte diese Erklärung nicht ausgeweitet werden?

Das Konzil und auch die Kommission, die die neue Regelung zu erarbeiten hat, werden nicht alle Probleme, die mit gemischten Ehen verbunden sind, vollständig aus dem Wege schaffen können. Das Problem hat letztlich seine Begründung darin, daß die Kirchen im Zustand der Trennung leben. Die Lösung kann nur gefunden werden, indem die Kirchen einander näherkommen und ein tieferes Vertrauen zueinander finden. Gerade aus diesem Grunde ist es aber wichtig, daß die neue Regelung die Tür für weitere Entwicklungen offenläßt. Das Gespräch zwischen den Kirchen auch über diesen Punkt muß mit einer Aussicht auf Erfolg beginnen können.

Schluß

Wenn wir die Arbeit der dritten Session betrachten, ergibt sich ein verwirrendes Bild. Die Ergebnisse weisen nicht klar in eine Richtung. Manche Bewegungen haben stattgefunden, die eine verheißungsvolle Entwicklung andeuten. Manche Zeichen sprechen dafür, daß die großen Gedanken, die in den Anfängen entwickelt wurden, nur zu einem Teil verwirklicht werden können. Manche Zeichen sprechen dafür, daß die römisch-

katholische Kirche nach soviel Erschütterungen einer rückläufigen Bewegung bedarf, daß sie die Überlieferung bekräftigen muß, um die Kontinuität mit der Vergangenheit nicht zu verlieren. Manches ist aber noch unentschieden. Die Bewegung, die durch die Ankündigung des Konzils ausgelöst worden ist, ist noch nicht zum Abschluß gekommen, und es ist noch zu früh, von den Ergebnissen des Konzils zu sprechen. Die römisch-katholische Kirche selbst ist sich noch nicht voll im klaren, was ihr mit dem Konzil eigentlich widerfahren ist. Die großen Linien lassen sich nach wie vor erst in Umrissen erkennen. Die Texte, die promulgiert worden sind, enthalten manches, das über den gegenwärtigen Stand der Dinge hinausführen kann. Die getrennten Kirchen könnten zu einer tieferen Gemeinschaft geführt werden. Sie könnten dazu kommen, ein gemeinsames Zeugnis vor der Welt abzulegen. Wird es aber in Wirklichkeit dazu kommen? Oder wird die Möglichkeit, die Gott vor uns legt, unverwirklicht bleiben?

Die Situation, in die die römisch-katholische Kirche durch die dritte Session geführt worden ist, geht auch die nichtrömischen Kirchen an. Die getrennten Kirchen sind einander auch in der Trennung noch so nah, daß jede Entwicklung in einer Kirche sie gemeinsam betrifft. Die nichtrömischen Kirchen können darum die römisch-katholische Kirche nicht als kühle Beobachter betrachten. Sie können sich nicht darauf beschränken, die Vorgänge auf dem Konzil zu analysieren. Sie befinden sich – ob sie es wünschen oder nicht – faktisch in einer Gemeinschaft auch mit der römisch-katholischen Kirche. Die Beziehungen haben sich in den letzten Jahren bereits derartig vertieft, daß ein Rückzug auf unsere eigenen häuslichen Angelegenheiten schlechthin ausgeschlossen ist. Rückschläge mögen eingetreten sein. Die römisch-katholische Kirche ist in eine Reihe zum Teil erwarteter und zum Teil unerwarteter Komplikationen geraten. Dieser Umstand stellt aber keinen Grund zu neutraler Distanz oder gar heimlicher Schadenfreude dar. Die Niederlage einer Kirche ist kein Sieg für die anderen. Sie ist eine Niederlage für die Verkündigung des Namens Christi überhaupt. Die nichtrömischen Kirchen haben darum eine Verantwortung wahrzunehmen. Sie müssen durch ihren Beitrag versuchen, das, was potentiell im Konzil angelegt ist, zur Entfaltung zu bringen. Dialog, Begegnung, die auf dem offenen Bekenntnis zur Wahrheit ruht, ist die Hoffnung für den weiteren Weg. Ein innerer Rückzug wäre ein sicherer Weg, die Bewegung des Konzils zum Stillstand zu bringen.

Der Dialog zwischen der römisch-katholischen Kirche und den übrigen Kirchen ist heute allerdings noch von zahlreichen Schwierigkeiten umgeben. Wir haben gesehen, daß die große Frage noch ungeklärt ist: Wie kann es zu einer Gemeinschaft des Dialogs und der Zusammenarbeit zwischen den Kirchen kommen? Das Dekret de oecumenismo gibt noch keine Antwort darauf. Es legt die Stellung der römisch-katholischen Kirche dar. Es zeigt aber noch nicht, wie sich das Gespräch und die Zusammenarbeit gestalten sollen. Der Dialog müßte darum genau an dieser Stelle einsetzen.

Die Worte „Dialog“, „ökumenische Beziehungen“ und „Zusammenarbeit“ sind in den letzten Jahren in Umlauf gesetzt worden. Hohe Erwartungen sind damit verbunden. Sie sind aber in ihrem Inhalt und in ihren Folgen bis jetzt noch kaum gemeinsam geprüft worden. Ist nicht der Augenblick gekommen, diese gemeinsame Klärung vorzunehmen? Müßte nicht gemeinsam geprüft werden, was wir unter ökumenischen Beziehungen verstehen und wie wir denken, daß sie zu gestalten seien? Müssen wir nicht untersuchen, wie wir über die Prinzipien der religiösen Freiheit denken? Muß nicht die schwierige Frage des Proselytismus einer Lösung nähergeführt werden? Müssen wir uns nicht auch zu fragen beginnen, in welchem Maße und auf welche Weise getrennte Kirchen gemeinsam Zeugnis ablegen können? Die Aufgabe, die sich damit stellt, ist überwältigend groß, und der Weg zu einer wirklichen ökumenischen Gemeinschaft mag so unsicher und voll von Risiken scheinen, daß man zögert, ihn überhaupt zu beschreiten. Wenn es aber überhaupt dazu kommen soll, muß der Anstoß dazu von seiten der nichtrömischen Kirchen kommen. Die römisch-katholische Kirche hat sich grundsätzlich zum ökumeni-

schen Gespräch entschlossen. Eine Klärung dieser grundsätzlichen Bereitschaft kann nur erfolgen, wenn sie ernst genommen wird und eine Antwort erhält.

Die Frage stellt sich dann sofort, welche Rolle der Ökumenische Rat in diesem Gespräch zu spielen hat. Die Kirchen, die sich im Ökumenischen Rat zusammengeschlossen haben, haben eine Gemeinschaft des Dialogs und der Zusammenarbeit gebildet. Müssen sie nicht alle Anstrengungen unternehmen, zu bezeugen, was ihnen in dieser Gemeinschaft gegeben worden ist? Müssen sie nicht durch ihr gemeinsames Zeugnis, durch ihre Gemeinschaft, durch ihr Leben, durch ihre Arbeit zeigen, wie sie die ökumenische Bewegung verstehen? Ist nicht gerade die entscheidende Situation, in der wir uns befinden, ein Grund, mit noch größerem Nachdruck deutlich zu machen, auf welchen Grundlagen eine gemeinsame Arbeit allein möglich ist? Gewiß, jede einzelne Kirche muß mit der römisch-katholischen Kirche in eine Beziehung treten. Das Gespräch der einzelnen Kirchen mit der römisch-katholischen Kirche ist auch eine geistliche Notwendigkeit. Die Situation hat sich in den letzten Jahren so stark geändert, daß eine Klärung der Beziehungen sich aufdrängt. Und die einzelnen Kirchen müssen diese Klärung auf Grund der ihnen besonderen Überzeugungen vornehmen. Sie haben aber zugleich auch ein gemeinsames Zeugnis abzulegen, und gerade in einem Augenblick, da die konfessionellen Überzeugungen aus guten Gründen mehr Gewicht annehmen können, ist es entscheidend, daß dieses gemeinsame Zeugnis abgelegt wird. Zahlreiche Fragen – vor allem die entscheidende Frage, wie es zu einer Gemeinschaft des Dialogs und der Zusammenarbeit kommen kann – können und müssen darum von allen Kirchen gemeinsam angefaßt werden.

Das Zeugnis muß mit Nachdruck abgelegt werden. Die Gemeinschaft des Ökumenischen Rates hat sich genügend bewährt, daß mit Bestimmtheit auf die ihm zugrunde liegenden Prinzipien hingewiesen werden kann. Die nichtrömischen Kirchen haben aber zugleich auch Grund zu einiger Zurückhaltung. Sie können weder als Gemeinschaft noch als einzelne der römisch-katholischen Kirche als die Überlegenen gegenüberreten. Die römisch-katholische Kirche hat den Versuch unternommen, in neuer Weise zur gegenwärtigen Welt zu sprechen. Die Schwierigkeit dieses Unternehmens ist heute sichtbar geworden. Manche voreilige Voraussagen haben sich nicht erfüllt. Haben aber die im Ökumenischen Rat zusammengeschlossenen Kirchen als Gemeinschaft oder als einzelne diese Aufgabe besser erfüllt? Stehen sie nicht vor genau denselben Schwierigkeiten? Sind sie nicht immer wieder beschämt über den Mangel an geistlichem Reichtum? Die Gemeinschaft unter den Kirchen wird dann am ehesten wachsen, wenn dieser Umstand offen zum Ausdruck gebracht wird, wenn jeder Gedanke an Ansehen und Prestige fällt. Die Gemeinschaft kann wachsen, wenn die Kirchen dem Wirken des Heiligen Geistes Raum lassen und ihm nicht ihre Gerechtigkeit entgegenstellen. Calvin hat in einer seiner Predigten die Vision ausgelegt, in der der Prophet Ezechiel sah, wie der Geist die toten Gebeine wieder zu Leben erweckte. Er sieht darin ein Bild für die Kirche und sagt: Wenn unser Auge tote Gebeine sieht, ist das Wirken des Geistes am nächsten. Der tiefe Sinn, der hinter diesem Worte steht, ist entscheidend, wenn die getrennten Kirchen gemeinsam auf den Weg der Erneuerung treten sollen.

In einer weiteren Untersuchung beschäftigte sich Dr. Vischer eingehend mit dem Verhältnis des ÖRK zur römisch-katholischen Kirche:

DIE RÖMISCH-KATHOLISCHE KIRCHE UND DER ÖKUMENISCHE RAT DER KIRCHEN

Einige Überlegungen nach der dritten Session des zweiten Vatikanischen Konzils

Die dritte Session hat eine neue Periode in den Beziehungen zwischen der römisch-katholischen Kirche und den übrigen Kirchen eingeleitet. Sie hat zur Promulgation von drei wichtigen Texten geführt. Bisher war die Frage noch weitgehend offen gewesen, wie

die römisch-katholische Kirche ihre Stellung gegenüber den nicht-römischen Kirchen umschreiben werde. Die römisch-katholische Kirche hatte sich zwar in der ökumenischen Bewegung in vielfältiger Weise engagiert. Sie hatte immer wieder erklärt, daß eine neue Zeit des Dialogs und des Verstehens angebrochen sei. Sie hatte Kontakte mit den von ihr getrennten Kirchen gesucht, und die neue Möglichkeit der Begegnung hatte eine neue Atmosphäre entstehen lassen. Dieser Wandel hatte aber zunächst den Charakter des Ereignisses gehabt. Das neue Verhältnis zwischen der römisch-katholischen Kirche und den nicht-römischen Kirchen war nicht sofort in klaren Begriffen definiert worden. Die theologische Klärung des ökumenischen Problems war dem Konzil überlassen geblieben. Die dritte Session stellt den vorläufigen Abschluß dieser theologischen Besinnung dar. Die drei Texte, die am Ende der Session promulgiert worden sind, zeigen, auf Grund welcher Prinzipien und auf welche Weise die römisch-katholische Kirche an der ökumenischen Bewegung teilzunehmen gedenkt. Es ist damit weit deutlicher geworden, welche Möglichkeiten dem Dialog und der Zusammenarbeit offenstehen und welche Grenzen ihnen gesetzt sind.

Es ist allerdings wichtig, nicht zu absolut von einem Abschluß zu reden. Die promulgierten Texte sind das Ergebnis langwieriger Verhandlungen. Die Arbeit daran hat der römisch-katholischen Kirche Gelegenheit gegeben, sich das Problem der Einheit und der Trennung in neuer Weise ins Bewußtsein zu heben. Dieser Vorgang ist mit der Promulgation der Texte noch nicht endgültig abgeschlossen. Gewiß, die Stellung der römisch-katholischen Kirche ist in großen Zügen festgelegt worden, und die Beziehungen werden sich weitgehend nach den in den Texten enthaltenen Richtlinien gestalten. Die gedankliche Arbeit wird aber weitergehen. Die Texte lassen dafür genügend Raum. Manche Fragen sind in so unbestimmter Weise behandelt, daß noch ein weites Feld der Reflektion und Interpretation offenbleibt. Manche Fragen werden sich überhaupt erst stellen, wenn die römisch-katholische Kirche einmal wirklich in die Begegnung mit den anderen Kirchen eingetreten ist. Die Texte sind darum in mancher Hinsicht nicht so sehr Abschluß, sondern Anfang einer neuen Periode.

Was sagen die promulgierten Texte über das Verhältnis zu den nicht-römischen Kirchen? Inwiefern hat das Konzil einen Schritt über die früheren Aussagen hinaus gemacht? Die Ekklesiologie der römisch-katholischen Kirche ließ bisher den Dialog und die Zusammenarbeit mit andern Kirchen als beinahe ausgeschlossen erscheinen. Inwiefern läßt sich sagen, daß diese Ekklesiologie durchbrochen ist? Wir können hier nicht auf sämtliche Probleme eingehen. Wir beschränken uns auf einige Beispiele, die für unsern Gegenstand besonders wichtig sind.

I. Die Besinnung des Konzils über das Verhältnis zu den anderen Kirchen

1. Vereinigung in der einen Kirche

Die Ekklesiologie, die bisher von der römisch-katholischen Kirche gelehrt worden war, führte beinahe unvermeidlich zu der Auffassung, daß die Einheit einzig durch die Integration der getrennten Brüder in die römisch-katholische Kirche zustande kommen könne. Die römisch-katholische Kirche sei in seit den Anfängen ununterbrochener Kontinuität die eine und einzige Kirche Jesu Christi, die von Christus gegebene und geforderte Einheit könne darum nur dadurch hergestellt werden, daß die von ihr getrennten Kirchen, Gemeinschaften und Individuen wiederum an ihrer Gemeinschaft teilnähmen. Die ökumenische Arbeit beschränkte sich demgemäß im wesentlichen darauf, diese Verschmelzung und Vereinigung vorzubereiten und zu fördern. Diese Konzeption machte Dialog und Zusammenarbeit äußerst schwierig. Denn die römisch-katholische Kirche trat den nicht-römischen Kirchen von vornherein mit einem Programm gegenüber. Die ökumenische Arbeit bestand im Grunde darin, kollektive oder individuelle

Bekehrungen vorzubereiten. Bei dieser Absicht konnte aber kein wirkliches Gespräch entstehen. Inwiefern ist diese Sicht der Dinge aufgegeben worden?

a) *Die Kirche trägt den Charakter des Geheimnisses.* Sowohl die Konstitution de ecclesia als das Dekret de oecumenismo bemühen sich darum, zu zeigen, daß die Kirche in erster Linie als geistliche Gemeinschaft zu verstehen sei. Sie ist „das Sakrament oder das Zeichen und Werkzeug der engen Vereinigung mit Gott“. Sie ist eine geistgewirkte und also geistliche Größe. Diese Aussagen sind natürlich nicht neu. Die starke Betonung dieses Gesichtspunktes ist aber ohne Zweifel ein neues Element, das in der römisch-katholischen Ekklesiologie eine Rolle spielen wird. Das Konzil hat es bewußt vermieden, die Kirche in erster Linie unter dem Gesichtspunkt ihrer äußeren verfaßten Erscheinungsform zu behandeln. Der erste Entwurf der Konstitution über die Kirche wurde u. a. mit der Begründung zurückgewiesen, daß er die Kirche zu sehr unter juristischen Gesichtspunkten darstelle. Der Wille, von Christi geheimnisvoller Gegenwart im Heiligen Geiste auszugehen, zieht sich durch den gesamten Text. Diese Verlagerung des Gewichts ist auch für die theologische Behandlung des ökumenischen Problems wichtig. Sie macht es leichter möglich, das Wirken des Heiligen Geistes auch außerhalb der sichtbar verfaßten Kirche anzuerkennen. Sie läßt Fragen, denen vorher entscheidende Bedeutung zukam, als weniger bedeutsam erscheinen, z. B. die Frage, wie die Grenzen der Kirche zu bestimmen seien. Die Mauern der Trennung werden bei dieser Betrachtungsweise unwillkürlich transparenter.

b) *Die Kirche ist eine Gemeinschaft, die sich durch große Vielfalt auszeichnet.* Die Konstitution de ecclesia entwickelt in einiger Ausführlichkeit den Gedanken, daß die Kirche eine Gemeinschaft sei, in der jedes Glied seine besonderen Gaben beitrage und so zur Fülle in der Einheit strebe. Die Kirche zerstört die besonderen Eigenschaften des einzelnen nicht. Sie läßt auch Raum für Kirchen mit besonderen Traditionen. Der Primat Roms hebt diese Besonderheiten nicht nur nicht auf, sondern trägt im Gegenteil dazu bei, daß sie in derselben Kirche miteinander leben können (§ 13). Diese Aussagen sind in mehr als einer Hinsicht für die ökumenische Frage bedeutsam. Sie machen einen tieferen Begriff der Einheit möglich. Wahre Einheit hat nichts mit Uniformität zu tun. Der Anspruch der römisch-katholischen Kirche gegenüber den andern Kirchen kann damit in einem anderen Lichte erscheinen. Die römisch-katholische Kirche kann ihnen gegenüber treten im Wissen, daß sie mit ihren Besonderheiten einen besonderen Platz in der von Christus gewollten Kirche haben. Sie muß nicht in erster Linie daran denken, sie sich selbst anzugleichen. Sie kann ihre Besonderheiten – soweit sie nicht dogmatischer Art sind – gelten lassen. Sie kann in ihnen sogar eine willkommene Hilfe sehen, die Vielfalt in ihrer eigenen Mitte zu verwirklichen. Die römisch-katholische Kirche ist in der Vergangenheit durch eine starke Neigung zur Uniformität geprägt gewesen. Manche Spaltungen sind darauf zurückzuführen. Die starke Betonung der Vielfalt ist darum eine wichtige Korrektur. Die römische Ekklesiologie ist dadurch ein Stück weit „katholischer“ geworden.

c) *Die Kirche bedarf der Erneuerung.* Sowohl die Konstitution de ecclesia als das Dekret de oecumenismo stellen den Gedanken in den Vordergrund, daß die Kirche das ihr gegebene Sein ständig zu erfüllen habe. Gewiß, sie besitzt die volle Wahrheit und alle Mittel der Gnade, sie steht aber zugleich vor der Aufgabe, sie zum Leuchten zu bringen. Die Katholizität ist ihr gegeben, sie muß aber zugleich auch in vollerm Umfange verwirklicht werden. Das Dekret de oecumenismo betont ausdrücklich, daß die Kirche – als menschlich-irdische Institution – ständiger Reform und Erneuerung bedürfe. Diese Einsicht wird in beiden Texten mit dem ökumenischen Problem verbunden. Die Konstitution beschreibt zuerst die wahre Einheit der Kirche (§ 13), erklärt dann, daß alle Menschen – die Glieder der Kirche, die getrennten Brüder und die Menschen überhaupt – zu dieser Einheit berufen seien, und spricht dann die Hoffnung aus, daß der Heilige Geist einmal alle, die Christi Namen anrufen, zu einer Herde zusammenführen

werde (§ 15). Sie fügt an dieser Stelle die Überzeugung hinzu, daß dieses Ziel nur durch „die Reinigung und Erneuerung“ ihrer Glieder erreicht werden könne. Das Dekret oecumenismo redet noch weit deutlicher. Es weist darauf hin, daß das Antlitz der Kirche den getrennten Brüdern nicht in seinem vollen Glanze sichtbar werde. Die Glieder der Kirche müßten ein vollkommeneres Leben führen, damit „die Kirche von Tag zu Tag gereinigt und erneuert werde“ (§ 4). Die Erneuerung des kirchlichen Lebens wird als eine der wichtigsten Voraussetzungen für den Erfolg der ökumenischen Bewegung bezeichnet (§ 6). Diese Erklärungen sind darum wichtig, weil sie den Blick in die Zukunft wenden. Die römisch-katholische Kirche weiß, daß sie durch eine tiefgreifende Erneuerung hindurchzugehen hat. Sie fordert die nicht-römischen Kirchen nicht auf, sich mit ihr in ihrer jetzigen Gestalt zu vereinigen. Sie weiß vielmehr, daß das Haus zuerst bereitet werden muß, das die nicht-römischen Kirchen aufzunehmen vermag. Die nicht-römischen Kirchen sind bei diesem Vorgang unerläßlich. Die römisch-katholische Kirche muß von ihnen lernen. Der Dialog mit ihnen erhält dadurch einen tiefen Sinn. Die römisch-katholische Kirche ist nicht nur die Gebende, sie ist auch die Empfangende. Gewiß, sie ist letztlich bereits die Kirche, die dazu bestimmt ist, die gesamte Christenheit in sich zu schließen. Der Dialog zwischen den getrennten Kirchen kann aber dazu dienen, diese in ihr verborgene Bestimmung so zur Geltung zu bringen, daß sie für die gesamte Christenheit gültig wird. Die Notwendigkeit der Erneuerung läßt also deutlich werden, daß es nicht so sehr um die Vereinigung *mit* der Kirche als um Vereinigung *in* der Kirche geht.

d) *Auch die römisch-katholische Kirche trägt Schuld an der Spaltung.* Frühere Texte stellten den Vorgang der Trennung auf einfache Weise dar. Die von Rom getrennten Kirchen hatten sich von der einen Kirche in schuldhafter Weise losgelöst, eine Schuld, die einzig durch Rückkehr zur einen Kirche wiedergutmachen war. Die Schuld einzelner römisch-katholischer Christen an der Spaltung wurde nicht geleugnet; wenn aber in theologischem Zusammenhang von der Trennung die Rede war, wurde sie nicht erwähnt. Auch die ersten Texte, die dem Konzil vorgelegt wurden, redeten nicht davon. Die Frage der Schuld wurde erst in der zweiten Session wirklich gestellt. Die Eröffnungsrede des Papstes gab den Anlaß dazu. Das Dekret de oecumenismo erklärt, daß die Spaltung „nicht ohne Schuld von Menschen auf beiden Seiten“ zustande gekommen sei (§ 3). Später folgte eine stärkere Aussage, die weit über das hinausgeht, was bisher möglich gewesen war: „Das Zeugnis des Johannes gilt für die Schuld gegen die Einheit, wenn wir sagen, wir hätten nicht gesündigt, machen wir ihn zum Lügner, und seine Worte sind nicht in uns“. Wir bitten darum mit demütigem Geist Gott und unsere getrennten Brüder um Verzeihung, wie auch wir unseren Schuldnern verzeihen“ (§ 7). Gleichzeitig weist das Dekret darauf hin, daß diejenigen, die in einer getrennten Kirche geboren werden und den Glauben an Christus empfangen, nicht als der Spaltung schuldig angesehen werden dürfen. Alle diese Aussagen sind für das Gespräch zwischen den Kirchen wichtig. Wenn die Schuld für die Trennung nicht mehr grundsätzlich an der anderen Seite liegt, kann ein vorvoreingenommenes Gespräch zustande kommen. Die geschichtlichen Umstände der Trennung können ohne Vorurteile gemeinsam geprüft werden. Die Spaltung wird überhaupt nicht mehr in erster Linie als eine moralische Frage betrachtet. Die geistlichen Motive können besser zur Geltung kommen.

Die Aussagen des Dekretes haben eine Grenze. Wenn auch von Schuld die Rede ist, wird doch nicht von einer Schuld der Kirche gesprochen. Die Kirche als solche trifft keine Schuld. Die Formulierungen sind immer so gewählt, daß sie auf die einzelnen Glieder der Kirche bezogen werden müssen. Eine Stelle, die nicht ganz eindeutig war, ist in letzter Minute durch den Papst abgeändert worden (§ 3).

e) *Die Texte bemühen sich, möglichst wenig vom letzten Ziel der ökumenischen Arbeit, dafür aber um so mehr von der gegenwärtigen Begegnung zu reden.* Frühere Texte über die ökumenische Bewegung legten in erster Linie dar, auf welche Weise die Ein-

heit hergestellt werden könne. Sie entfalteten gewissermaßen das Programm, auf welche Weise die nicht-römischen Kirchen in die eine Kirche eingehen könnten. Die Bedingungen wurden aufgezählt, die dazu notwendig seien, zugleich auch darauf hingewiesen, welche Besonderheiten jede Kirche innerhalb der römisch-katholischen Kirche beibehalten könne. Das erste Schema, das dem Konzil ganz im Anfang vorgelegt wurde, bewegte sich noch ganz in diesen Bahnen. Es war von der Kommission für die orientalischen Kirchen vorbereitet worden und befaßte sich mit den orthodoxen Kirchen des Ostens. Es suchte zu zeigen, welche Schritte nötig seien, um der Trennung ein Ende zu bereiten. Der Text wurde von den Bischöfen zurückgewiesen.

Die jetzt promulgierten Texte enthalten eine etwas andere Sicht. Sie gehen kaum auf die Frage ein, wie die Einheit im einzelnen zustande kommen werde, sondern legen alles Gewicht darauf, daß die römisch-katholische Kirche mit den nicht-römischen Kirchen in den Dialog treten müsse. Gewiß, beide Texte lassen keinen Zweifel darüber, daß die römisch-katholische Kirche die eine und einzige Kirche Jesu Christi sei und daß die Einheit nur in ihr zustande kommen könne. Sie vermeiden es aber, den Weg, der zu dieser Einheit führt, bereits im voraus zu beschreiben. Die Konstitution de ecclesia sagt zwar: „Der Heilige Geist wirkt in allen Jüngern Christi das Sehnen und Handeln, damit sie alle auf die von Christus festgelegte Weise eine Herde unter einem Hirten werden, und damit der Kirche dies geschenkt werde, hört sie nicht auf, zu beten, zu hoffen und zu handeln, damit das Zeichen Christi auf dem Antlitz der Kirche klarer aufleuchte.“ Wenn aber auch deutlich gesagt wird, welchem Ziele die Kirche zustrebt, wird doch der Weg, der dazu führt, nicht im einzelnen beschrieben. Im Dekret de oecumenismo ist diese Tendenz noch deutlicher. Der Text konzentriert sich darauf, die Bedingungen des Dialogs zu beschreiben.

Diese Tendenz ist wichtig. Sie ist der Ausdruck der Einsicht, daß der Weg zur Einheit nur im Gespräche selbst gefunden werden kann. Auch eine Kirche, die auf Grund ihrer ekklesiologischen Überzeugungen das letzte Ziel zu kennen glaubt, muß sich doch dafür offenhalten, daß der Geist die getrennten Kirchen auf überraschenden Wegen führen mag. Je mehr die getrennten Kirchen von dieser Einsicht getragen sind, desto eher kann es auch zu einer echten Begegnung kommen.

f) *Das Verhältnis von ökumenischer Arbeit und Konversionen.* Die Frage, wie über dieses Verhältnis zu denken sei, ist offenkundig äußerst wichtig. Ist es möglich, auf der einen Seite mit anderen Kirchen in einen Dialog zu treten und auf der anderen Seite durch organisierte Bemühungen einzelne Konversionen herbeizuführen? Muß hier nicht ein Konflikt entstehen? Gewiß, jede Kirche muß ihre Überzeugungen bezeugen, und es kann durchaus sein, daß ein Glied einer anderen Kirche durch dieses Zeugnis dazu geführt wird, seine Kirche zu verlassen. Die getrennten Kirchen müssen bereit sein, diese Möglichkeit anzuerkennen. Die ökumenische Arbeit wird aber unglaublich, wenn eine Kirche zugleich darum bemüht ist, eine möglichst große Zahl von Konversionen herbeizuführen. Muß daraus nicht geschlossen werden, daß die ökumenische Arbeit letztlich auf nichts anderes als kollektive Konversion zielt?

Die Frage ist in den ersten Texten nicht berührt worden. Erst in der zweiten Session verlangte eine Reihe von Bischöfen, das darauf eingegangen werde. Sie fürchteten offensichtlich, daß die ökumenische Arbeit dem Apostolat in den nicht-römischen Kirchen ein Ende bereiten könnte. Das Dekret enthält denn auch einen kurzen Hinweis: „Es ist klar, daß die Arbeit der Vorbereitung und Versöhnung an jenen einzelnen, die die volle katholische Gemeinschaft suchen, von der ökumenischen Arbeit ihrem Wesen nach zu unterscheiden ist; es besteht aber kein Gegensatz, denn beide gehen aus Gottes wunderbarer Anordnung hervor.“ Das Dekret macht also klar, daß Raum sowohl für ökumenische Arbeit als für Konversionen ist. Es erinnert aber zugleich daran, daß ein klarer Unterschied zwischen beiden besteht. Das Verhältnis zwischen beiden wird nicht näher bestimmt.

Die Formulierung ist nicht in jeder Hinsicht glücklich. Verschiedene Interpretationen bleiben möglich. Ein klarerer Hinweis auf das hier bestehende Problem wäre wünschenswert gewesen. Es ist aber nicht unwichtig, zu wissen, daß diese Formulierung bereits eine wesentliche Verbesserung darstellt. Der revidierte Entwurf, der der dritten Session zur Abstimmung vorgelegt wurde, wies in erster Linie darauf hin, daß „offenkundig kein Gegensatz bestehe“. Die jetzige Formulierung wurde durch einige Modi vorgeschlagen.

2. Die Kirche und die Kirchen

Wie reden die Texte über die nicht-römischen Kirchen? Auf welche Weise fassen sie sie als Partner des ökumenischen Gesprächs ins Auge? Die römisch-katholische Ekklesiologie steht hier vor einer besonderen Schwierigkeit. Der Anspruch, die eine und einzige Kirche Jesu Christi zu sein, macht es nahezu unmöglich, die ekklesiale Realität der nicht-römischen Kirchen anzuerkennen. Wenn die römisch-katholische Kirche die eine und einzige Kirche ist, kann es neben ihr nicht noch weitere Kirchen geben. Gewiß, auch die römisch-katholische Kirche konnte insbesondere von den orthodoxen Kirchen des Ostens als Kirchen sprechen. Wenn es aber galt, das Verhältnis zwischen der einen Kirche und der nicht-römischen Christenheit streng theologisch darzulegen, wurde diese Terminologie in der Regel nicht verwendet. Die Frage wurde dann überhaupt anders gestellt. Die römisch-katholische Theologie fragte nicht in erster Linie nach der Bedeutung der nicht-römischen Kirchen als Gemeinschaften. Sie betrachtete vielmehr die getauften Individuen und fragte, in welcher Beziehung sie kraft der empfangenen Taufe zur einen Kirche stünden. Diese Betrachtungsweise machte es von vornherein unmöglich, die nicht-römischen Kirchen überhaupt als Partner zu Gesicht zu bekommen. Sie existierten theologisch überhaupt nicht. Diese Betrachtungsweise ließ sich aber nicht aufrechterhalten. In dem Maße, wie die römisch-katholische Kirche eine Beziehung zu anderen Kirchen herstellte, mußte sie auch die Frage nach der ekklesialen Bedeutung nicht-römischer Kirchen stellen. Die neue Sprache und Praxis verlangten nach theologischer Begründung. Denn konnte die römisch-katholische Kirche ständig von Dialog sprechen und die Beziehungen mit anderen Kirchen pflegen, ohne zugleich auch theologisch die Bedeutung des Partners neu zu umschreiben? Die alte Betrachtungsweise hätte den Dialog auf die Dauer unmöglich gemacht. Inwiefern läßt sich sagen, daß das Konzil zu einer neuen Betrachtungsweise vorgestoßen ist?

a) *Die Texte sprechen von den nicht-römischen Kirchen als Gemeinschaften.* Sowohl der erste als der zweite Entwurf für die Konstitution *de ecclesia* legten das Problem noch in völlig herkömmlicher Weise dar. Der Blick wurde einzig auf die getauften Individuen gerichtet. Diese Darstellung wurde in der Diskussion von mehreren Bischöfen kritisiert. Der Text müsse deutlich machen, daß die nicht-römischen Kirchen Gemeinschaften seien. Dieser Kritik ist in der endgültigen Fassung ein Stück weit Rechnung getragen worden. Der Text geht zwar nach wie vor von den einzelnen Getauften aus. Er erklärt, daß die Kirche sich mit denjenigen, die Christi Namen tragen, den vollen Glauben aber nicht bekennen oder nicht in der vollen Gemeinschaft unter dem Nachfolger des Petrus stehen, aus vielen Gründen verbunden weiß. Er zählt dann auf, was diese Christen auszeichne, und erwähnt in diesem Zusammenhang, daß manche „in ihren Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften“ (*ecclesiis vel communitatibus ecclesiasticis*) außer der Taufe auch die anderen Sakramente anerkannten. Wichtiger noch ist eine Aussage, die darauf folgt. Sie weist darauf hin, daß in den nicht-römischen Kirchen „eine Gemeinschaft der Gebete und anderer geistlicher Güter“ bestehe, ja „bis zu einem gewissen Grade auch eine wahre Verbindung im Heiligen Geiste“ (§ 15).

Das Dekret *de oecumenismo* hatte die nicht-römischen Kirchen von Anfang an als Gemeinschaften ins Auge gefaßt. Es erwähnte gleich im ersten Kapitel die von der römisch-katholischen Kirche getrennten Gemeinschaften und erklärte, daß sie „im Ge-

heimnis des Heils der Bedeutung und des Gewichts nicht entbehren“ (§ 3). Außerdem gab es im dritten Kapitel eine Beschreibung der verschiedenen nicht-römischen Kirchen und sprach in diesem Zusammenhang von „Kirchen und Gemeinschaften“. Die endgültige Fassung geht über diese Formulierungen noch etwas hinaus. Insbesondere der Titel des dritten Kapitels ist verändert worden. Er spricht jetzt von „Kirchen und ekklesialen Gemeinschaften“. Diese Änderung ist darum wichtig, weil damit nicht nur die orthodoxen Kirchen, sondern auch die nicht-römischen Kirchen des Westens in ihrer ekklesialen Realität anerkannt werden.

Die Bedeutung dieser Formulierungen ist erheblich. Sie machen den Partner im ökumenischen Gespräch zu einer Realität. Gewiß, das Verhältnis der Kirche zu den Kirchen ist damit noch nicht geklärt. Die bloße Anerkennung ekklesialer Realität beiseitigt die Schwierigkeiten nicht. Es muß gezeigt werden, auf Grund welcher theologischer Überlegungen diese Aussagen gemacht werden können und wie sie im einzelnen zu verstehen sind. Der Umstand, daß sie überhaupt gemacht werden, ist aber sowohl für Theologie als Praxis bedeutsam. Eine Fragestellung ist damit in der römisch-katholischen Ekklesiologie verankert, die ihr bisher fremd gewesen ist.

Die praktische Bedeutung kann durch einen Hinweis auf Diskussionen verdeutlicht werden, die während der dritten Session stattfanden. Nicht nur die bereits promulgierten Texte empfehlen den Dialog und die Zusammenarbeit mit den getrennten Brüdern. Auch eine Reihe von anderen Schemata unterstreicht die Notwendigkeit enger Beziehungen mit der nicht-römischen Christenheit (de apostolatu laicorum, de ecclesia in mundo huius temporis, de missionibus). Das Konzil ist sich offenkundig darüber einig, daß die Hinwendung zu den nicht-römischen Kirchen nicht nur in einem einzigen Text zum Ausdruck kommen dürfe, sondern alle Texte durchdringen müsse. Die kurzen Hinweise dieser anderen Schemata folgten alle der überlieferten Betrachtungsweise. Sie empfahlen in allgemeinen Worten die Zusammenarbeit mit „den getrennten Brüdern“. Mehrere Redner wiesen darauf hin, daß diese Formulierung durch die Wendung ersetzt werden müsse „mit den Kirchen und ekklesialen Gemeinschaften“. Es ist klar, daß die Zusammenarbeit dadurch einen anderen Charakter erhält.

b) *Die nicht-römischen Kirchen werden weit mehr als früher in ihrer Beziehung zu Christus und dem gemeinsamen apostolischen Erbe gesehen.* Die römisch-katholische Kirche hat auf Grund ihrer Ekklesiologie die Neigung, die nicht-römischen Kirchen als teilhafte Verwirklichung ihrer selbst zu betrachten. Sie ist die eine und einzige Kirche. Die nicht-römischen Kirchen haben sich von ihr losgelöst. Sie bleiben aber auch, nachdem sie sich von ihr getrennt haben, im tiefsten Grunde mit ihr verbunden. Sie haben in dem Maße ekklesiale Realität, als sie Elemente der wahren Kirche bewahrt haben. Diese Sicht führt beinahe unvermeidlich dazu, die nicht-römischen Kirchen einzig in ihrer Beziehung zur römisch-katholischen Kirche zu sehen. Die Aufmerksamkeit wird den Elementen zugewandt, die sie mit der römisch-katholischen Kirche gemeinsam haben. Es ist klar, daß es auf diese Weise schwierig ist, den Partner im Dialog wirklich zu Gesicht zu bekommen.

Der Entwurf für das Dekret de oecumenismo, der der zweiten Session vorgelegt wurde, entfaltete noch diese Sicht. Er ging von dem Satz aus, daß die römisch-katholische Kirche die nicht-römischen Christen unlöslich mit sich verbunden wisse, und ließ darauf die Feststellung folgen, daß sich zahlreiche Elemente, die zusammengenommen die Kirche konstituieren, auch außerhalb der sichtbaren Grenzen der Kirche finden können. Diese beiden Sätze bestimmten die weitere Darlegung weitgehend. Sie sind in den endgültigen Texten nicht verschwunden. Die Konstitution de ecclesia erklärt, daß „sich die Kirche aus vielerlei Gründen mit den von ihr getrennten Brüdern verbunden wisse“, und zählt dann die Elemente der wahren Kirche auf, die auch bei ihnen zu finden sind (§ 15). Das Dekret de oecumenismo schließt, um das wenigste zu sagen, die alte Sicht nicht aus. Die Tendenz ist aber ein Stück weit eine andere geworden. Die nicht-

römischen Kirchen werden weit mehr in ihrer Beziehung zu Christus und dem gemeinsamen apostolischen Erbe gesehen. „Die Katholiken sollen auch mit Freude die – aus dem *gemeinsamen Erbe* stammenden – wahrhaft christlichen Güter anerkennen und schätzen, die sich bei den von uns getrennten Brüdern finden. Es ist recht und heilsam, den Reichtum Christi und die Werke der Tugenden im Leben der anderen anzuerkennen, die für Christus Zeugnis ablegen“ (§ 4).

Die in diesen Sätzen ausgesprochene Einsicht ist für die Beziehung zwischen den Kirchen wichtig. Sie macht es möglich, die nicht-römischen Kirchen wirklich so zu verstehen, wie sie sich selbst verstehen, und die Fragen zu hören, die sie in Wirklichkeit an die römisch-katholische Kirche richten. Sie vermindert zugleich die Gefahr, daß die römisch-katholische Kirche die nicht-römischen Kirchen nach der Substanz, die sie „bewahrt“ haben, einteilt und die Beziehungen mit ihnen auf Grund dieser Einteilung aufzunehmen sucht. Eine solche Einteilung ist darum schädlich, weil sie nicht genügend in Betracht zieht, daß die ökumenische Bewegung in der Beziehung aller Kirchen zueinander besteht. Gewiß, jede Beziehung zwischen zwei Kirchen stellt besondere Probleme, die auch besondere Aufmerksamkeit verdienen. Der Maßstab der Ähnlichkeit darf aber nicht dazu führen, daß bestimmte Beziehungen gegen andere ausgespielt werden.

Der Entwurf für das Dekret de oecumenismo schien die Grundlage für eine derartige Einteilung zu geben. Das dritte Kapitel gab eine Beschreibung der nicht-römischen Kirchen. Es zeigte, in welchem Maße sie mit der römisch-katholischen Kirche übereinstimmten. Es wies zunächst auf die orthodoxen Kirchen hin und betonte, daß sich die römisch-katholische Kirche ihnen in besonderer Weise verwandt fühle. Es erwähnte dann die nicht-römischen „Gemeinschaften“ des Westens. Das Kapitel schien anzudeuten, daß die ökumenischen Bemühungen sich zuerst auf die Nächsten und in absteigender Linie auf die Ferneren richten. Die endgültige Fassung hat diesen Eindruck dadurch wesentlich vermindert, daß sie dem Kapitel eine etwas andere Ausrichtung gegeben hat. Das Kapitel zeigt nicht mehr in erster Linie, in welchem Maße die nicht-römischen Kirchen mit der römisch-katholischen Kirche übereinstimmen, sondern sucht darzulegen, wie es zum Dialog mit ihnen kommen könne. Die neue Ausrichtung wird vor allem im zweiten Teil des Kapitels sichtbar.

c) *Das Dekret erwähnt, daß das Prinzip der Gleichheit im Dialog beachtet werden müsse.* Die römisch-katholische Kirche kann auf Grund ihrer Ekklesiologie die nicht-römischen Kirchen nicht als in jeder Hinsicht gleichberechtigte Partner ansehen. Sie würde ihren Anspruch aufgeben, wenn sie sich dazu bereit fände. Das Dekret erwähnt aber ausdrücklich, daß sich der Dialog auf der Grundlage der Gleichheit vollziehen müsse (§ 9). Wenn also die römisch-katholische Kirche auch an ihrem Anspruch festhält und ihn bekennt, läßt sie dadurch doch nicht die Begegnung mit den anderen Kirchen bestimmen. Die ökumenische Begegnung wird als eine Begegnung von zwei Partnern gesehen, die sich in gleicher Weise an die Wahrheit gebunden wissen und sich darum als gleichberechtigte Partner gegenüberzutreten müssen.

3. Eine Einschränkung: *de ecclesiis orientalibus catholicis*

Nicht nur die Konstitution de ecclesia und das Dekret de oecumenismo machen Aussagen über das Verhältnis zwischen der römisch-katholischen Kirche und den nicht-römischen Kirchen. Auch das Dekret über die „katholischen orientalischen Kirchen“ ist für die ökumenische Bewegung von Bedeutung. Es beschäftigt sich zwar in erster Linie mit den mit Rom unierten östlichen Kirchen. Es zeigt, welche besondere Stellung ihnen in der römisch-katholischen Kirche zukommt, und geht kurz auf die Probleme ein, die durch die Gegenwart der östlichen Tradition in der römisch-katholischen Kirche aufgeworfen werden. Es ist unter diesem Gesichtspunkt ein bedeutsamer Text. Der starke Hinweis darauf, daß die Besonderheiten der östlichen Tradition in der römisch-katholischen

Kirche bewahrt bleiben müssen, ist ein Bekenntnis zum Prinzip der Vielfalt, wie es in der Konstitution de ecclesia formuliert ist. Dieser Hinweis ist nicht nur für die unierten Kirchen selbst, sondern darüber hinaus für die gesamte römisch-katholische Kirche wichtig. Denn mit welcher Rechtfertigung könnte das Prinzip der Vielfalt auf die unierten Kirchen beschränkt bleiben?

Das Dekret stellt aber trotz dieser Betonung eine erhebliche Schwierigkeit für die ökumenische Bewegung dar. Die römisch-katholische Kirche betrachtet die unierten Kirchen als die wahren Kirchen des Ostens. Sie sieht in ihnen die Einheit zeichenhaft angedeutet, die einst wiederhergestellt werden soll. Die unierten Kirchen sind der wahre Kern in den östlichen Kirchen. Sie sind das Angeld der zukünftigen vollen Einheit. Diese Sicht ist für die orthodoxen Kirchen selbstverständlich unannehmbar. Sie macht ein eigentliches Gespräch nahezu unmöglich. Denn was soll das Gespräch von Kirche zu Kirche, wenn die römisch-katholische Kirche auf Grund ihrer Ekklesiologie bereits zu der Überzeugung gekommen ist, daß die Einheit einzig durch Integration zustande kommen kann, und diesen Weg konsequent beschreitet?

Das Dekret de oecumenismo bemüht sich von der alten Konzeption loszukommen. Es spricht von direkten Beziehungen zwischen der römisch-katholischen und der orthodoxen Kirche und erwähnt die unierten Kirchen mit keinem Wort. Das Dekret über die katholischen orientalischen Kirchen erneuert jedoch die alte Sicht. Es begnügt sich nicht damit, sich mit den bestehenden unierten Kirchen zu befassen. Das Dekret ist offenkundig von der Erwartung getragen, daß die Konzeption uniierter Kirchen auch in Zukunft leitend sein müsse. Es gibt Richtlinien für die Errichtung neuer Gemeinden. Es erwähnt die Möglichkeit, neue Patriarchate zu schaffen, eine Möglichkeit, die die orthodoxen Kirchen als besonders stoßend empfinden müssen. Die alte Sicht wird aber vor allem dadurch erneuert, daß das Dekret am Ende in einem Anhang auch auf die Beziehungen zu den „Brüdern der getrennten Kirchen“ eingeht. Es macht damit deutlich, daß die unierten Kirchen eine besondere Verantwortung für die Vereinigung der östlichen Kirchen tragen.

Der Abschnitt über die Beziehungen zu den orthodoxen Christen enthält Bestimmungen über die *communicatio in sacris*. Sie sind an sich großzügiger als frühere Bestimmungen. Sie sehen vor, daß die Sakramente der Buße, der Eucharistie und der Krankensalbung orthodoxen Christen gespendet werden können, falls sie darum aus freien Stücken nachsuchen; den katholischen Christen wird gestattet, die Sakramente zu empfangen, wenn eine geistliche Notwendigkeit dazu vorliegt und ein katholischer Priester nicht erreichbar ist. Auch die Bestimmungen über die gemischten Ehen gehen über das hinaus, was bisher gegolten hatte. Alle diese Bestimmungen haben aber den Nachteil, daß sie einseitig durch die römisch-katholische Kirche festgelegt sind. Einzelne Stimmen hatten in der Diskussion gefordert, daß die Regelung dieser Frage im Dialog mit den orthodoxen Kirchen erarbeitet werden müsse. Sie haben sich nicht durchgesetzt. Das Dekret erwähnt den Dialog mit den orthodoxen Kirchen überhaupt nicht.

Das Dekret ist nicht nur im Blick auf die orthodoxen Kirchen bedeutsam. Denn wirft eine Haltung, die gegenüber einer bestimmten Kirche eingenommen wird, nicht ein Licht auf die ökumenischen Intentionen überhaupt? Die anglikanischen und evangelischen Kirchen dürfen darum diesen Text nicht als nebensächlich ansehen. Seine Bedeutung darf aber auch nicht überschätzt werden. Er erklärt ausdrücklich, daß die Einheit unter den Christen nach den Prinzipien des Dekretes de oecumenismo gefördert werden müsse. Das Dekret de oecumenismo ist ihm also offenkundig übergeordnet. Die Zukunft wird zeigen müssen, welcher der beiden Texte die Oberhand behalten wird.

4. Eine Gemeinschaft des Dialogs und der Zusammenarbeit

Die bisherigen Beobachtungen haben gezeigt, daß das Konzil eine Reihe von Schritten getan hat, die dazu geeignet sind, den Dialog mit den nicht-römischen Kirchen zu er-

leichtern. Wenn das Dekret *de ecclesiis orientalibus catholicis* auch eine Sicht wiederholt, die der echten Begegnung zwischen der römisch-katholischen und der orthodoxen Kirche nicht günstig ist, modifizieren die anderen Texte die bisherigen Positionen doch an wichtigen Stellen. Sie geben die Grundlage für eine Begegnung, in der die römisch-katholische Kirche die einzelnen nicht-römischen Kirchen als Partner eines wirklichen Gesprächs annimmt. Die römisch-katholische Kirche kann sich diesem Gespräch öffnen und ist nicht mehr genötigt, auf die unmittelbare Eingliederung der nicht-römischen Kirchen hinzuwirken.

Eine wichtige Frage stellt sich allerdings an dieser Stelle. Wie werden die getrennten Kirchen zusammen leben? Die Union ist eine ferne Möglichkeit. Die Gespräche, die zwischen der römisch-katholischen und den nicht-römischen Kirchen beginnen mögen, werden nicht den Charakter von Verhandlungen tragen. Sie werden zunächst ein tieferes gegenseitiges Verständnis zum Ziele haben. Die Kirchen werden aber auf jetzt noch nicht absehbare Zeit hinaus einander als getrennte Kirchen gegenüberstehen. Sie werden so etwas wie eine vorläufige Gemeinschaft des Dialogs und der Zusammenarbeit bilden müssen. Wie wird sie sich gestalten? Die römisch-katholische Kirche hat auf Grund ihrer Ekklesiologie die unwillkürliche Neigung, sich als das Zentrum der ökumenischen Beziehungen und Bemühungen zu betrachten. Sie öffnet sich der Begegnung mit den anderen Kirchen. Sie lädt sie ein, Beziehungen zu ihr aufzunehmen und gemeinsam mit ihr zu handeln. Die Initiativen, die im Zusammenhang mit dem Konzil ergriffen wurden, sind weitgehend von dieser Vorstellung getragen. Die römisch-katholische Kirche hat die nicht-römischen Kirchen eingeladen, Beobachter zu entsenden. Gewiß, sie hat sie angehört, und sie haben indirekt einen Beitrag zum Verlauf des Konzils leisten können. Kaum eine Kirche hat bisher in dem Maße auf die Stimme der anderen Kirchen gehört. Die Tatsache wird aber dadurch nicht aufgehoben, daß die römisch-katholische Kirche im Zentrum sämtlicher Gespräche geblieben ist. Die Gegenwart der Beobachter diene dazu, dem Konzil seine volle Bedeutung zu geben. Auch manche Voten im Konzil gingen in diese Richtung. Immer wieder wurde mit merkwürdiger Selbstverständlichkeit der Vorschlag gemacht, daß die römisch-katholische Kirche die Initiative ergreifen müsse zu einem gemeinsamen Handeln aller getrennten Kirchen.

Diese Neigung stellt für die nicht-römischen Kirchen eine Schwierigkeit dar. Sie können diesen Anspruch der römisch-katholischen Kirche nicht anerkennen. Er beruht auf der Lehre, die sie alle – trotz der tiefen Unterschiede, die sie voneinander trennen – als eine Häresie ablehnen. Wenn sich darum die Beziehungen zwischen den Kirchen entfalten sollen, muß eine Gemeinschaft des Dialogs und der Zusammenarbeit entstehen, die ein wirklich *gemeinsames* Handeln möglich macht. Kann sich aber umgekehrt die römisch-katholische Kirche in eine solche Gemeinschaft gleichberechtigter Partner einfügen?

Die bis jetzt promulgierten Texte gehen auf diese Frage nicht ausdrücklich ein. Sie ist aber bei der Ausarbeitung des Dekretes *de oecumenismo* immer wieder aufgeworfen worden, und wenn die Frage auch keine klare Antwort erhält, hat die Diskussion darüber doch in manchen Formulierungen ihren Niederschlag gefunden.

a) *Das Dekret legt nicht mehr als „römisch-katholische Prinzipien des Ökumenismus“ vor.* Der Entwurf für das Dekret, der der zweiten Session vorgelegt wurde, entfaltete noch einen „römisch-katholischen Ökumenismus“. Er zeigte, auf welche Weise es zu Beziehungen zwischen der römisch-katholischen Kirche und den übrigen Kirchen kommen könne. Der endgültige Text hat in dieser Hinsicht wichtige Korrekturen erfahren. Er ist weit zurückhaltender als sein Vorgänger. Er geht davon aus, daß Gott in unseren Tagen die ökumenische Bewegung habe entstehen lassen, daß viele Menschen, auch unter den getrennten Brüdern, sich der Aufgabe verpflichtet hätten, die Einheit unter den Christen wiederherzustellen. Das Dekret verfolgt nicht mehr die Absicht, zu zeigen, auf welche Weise die Kirchen die verlorene Einheit wiederzufinden hätten. Es beschränkt sich

darauf, darzulegen, auf Grund welcher Prinzipien und auf welche Weise die römisch-katholische Kirche an der bestehenden ökumenischen Bewegung teilnehmen könne und wolle. Die römisch-katholische Kirche wird damit weit mehr als im früheren Text als *ein* Glied, *ein* Bestandteil einer Bewegung dargestellt, die weit über ihre Grenzen hinausreicht.

Diese neue Absicht kommt vor allem darin zum Ausdruck, daß der Text immer wieder auf die Existenz der ökumenischen Bewegung außerhalb der römisch-katholischen Kirche hinweist (§§ 1, 4). Sie zeigt sich auch darin, daß der Titel des ersten Kapitels verändert worden ist. Er lautet nicht mehr „von den Prinzipien des katholischen Ökumenismus“, sondern „von den katholischen Prinzipien des Ökumenismus“.

b) *Das Dekret erwähnt die Tatsache, daß auch die nicht-römischen Kirchen untereinander verbunden sind.* Der Entwurf ging mit keinem Wort darauf ein, daß auch die nicht-römischen Kirchen durch ökumenische Beziehungen untereinander verbunden seien. Er erweckte den Eindruck, daß das ökumenische Problem ausschließlich in Beziehung zwischen der römisch-katholischen Kirche und den übrigen Kirchen liege. Die endgültige Fassung läßt viel deutlicher werden, daß die ökumenische Bewegung in der Beziehung aller Kirchen zueinander bestehe. Das Vorwort weist nicht nur ausdrücklich auf die ökumenische Bewegung außerhalb der römisch-katholischen Kirche hin, sondern zitiert auch die Basis des Ökumenischen Rates und erwähnt, daß die nicht-römischen Christen nicht nur als einzelne, sondern auch als Kirchen an dieser Bewegung teilnahmen. Auch im dritten Kapitel wird darauf hingewiesen, daß die nicht-römischen Kirchen in einem Zusammenhang miteinander stünden. „Diese Heilige Synode unterschätzt weder die großen Unterschiede der verschiedenen christlichen Gemeinschaften, noch *übergeht sie die Bande, die sie trotz der Trennung miteinander verbinden*“ (§ 13). Diese Formulierungen bleiben äußerst vorsichtig. Sie erhalten aber dadurch einiges Gewicht, daß sie nachträglich eingefügt worden sind. Sie deuten wenigstens an, daß die getrennten Kirchen in der ökumenischen Bewegung die gesamte Vielfalt der Beziehungen vor Augen haben müssen.

c) *Das Dekret spricht von der Notwendigkeit eines gemeinsamen Zeugnisses.* Im zweiten Kapitel heißt es: „Alle Christen sollen angesichts aller Nationen ihren Glauben bekennen an den einen und dreieinigen Gott, an den Sohn Gottes, der Fleisch geworden ist, an unseren Herrn und Erlöser, und sie sollen in gemeinsamer Anstrengung und in gegenseitiger Achtung Zeugnis unserer Hoffnung ablegen.“ Diese Sätze scheinen eine Gemeinschaft vorauszusetzen, in der die getrennten Kirchen gemeinsam von ihrem Herrn Zeugnis ablegen. Die Einzelheiten sind nicht ausgearbeitet. Die Aussage bedarf der Klärung. Kann aber diese Forderung anders erfüllt werden als durch eine Gemeinschaft, in der *alle* Kirchen, in gleicher Weise an ihre besonderen Überzeugungen gebunden, gemeinsam handeln?

b) *Das Dekret bezeichnet die praktische Zusammenarbeit als ein gemeinsames Zeugnis.* „Die Zusammenarbeit aller Christen bringt die Einheit zum Ausdruck, die bereits unter ihnen besteht, und läßt das Antlitz Christi, des Dieners, in vollerm Glanze leuchten“ (§ 12). Auch diese Formulierung scheint eine Gemeinschaft vorauszusetzen, die so gestaltet ist, daß sie den getrennten Kirchen die Zusammenarbeit erlaubt. Das Dekret stellt nur das Postulat auf. Kann es aber erfüllt werden, wenn die römisch-katholische Kirche sich als Mittelpunkt der Zusammenarbeit sieht? Ist darum nicht von vornherein eine weitere Auffassung vorausgesetzt?

Alle diese Erwägungen und Formulierungen bleiben rudimentär. Wenn das Dekret mit einigem Erfolg über das bisher gültige Verständnis der einzelnen nicht-römischen Kirchen hinausführt, bleibt es in dieser Hinsicht weit weniger ausdrücklich. Die Frage, wie die Kirchen im Zustand der Trennung zusammen leben und handeln sollen, ist noch nicht wirklich ins Blickfeld gerückt. Eine Tür ist immerhin – und zwar mit Absicht – offengeblieben. Weitere Entwicklungen sind darum nicht ausgeschlossen.

II. Verschiedene Konzeptionen des Ökumenismus

Die Texte, die am Ende der Session promulgiert wurden, sind in den letzten Abstimmungen von den Bischöfen fast einstimmig angenommen worden. Diese Tatsache darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Konzeptionen des Ökumenismus in der römisch-katholischen Kirche weit auseinandergehen. Die verschiedenen Auffassungen, die in der Diskussion zum Ausdruck kamen, sind durch die Abstimmungen und die Promulgation nur in beschränktem Maße zu einer einheitlichen Sicht zusammengefaßt worden. Sie stehen sich nach wie vor gegenüber. Das Dekret de oecumenismo verpflichtet zwar die gesamte Kirche, in dieser oder jener Weise „ökumenisch“ zu sein. Der Text läßt aber Raum für verschiedene Konzeptionen des Ökumenismus. Er ist nicht so systematisch aufgebaut, daß er die Kirche auf eine bestimmte Konzeption festlegte. Gerade der Umstand, daß er auf verschiedene Weise interpretiert werden kann, machte es möglich, daß er nahezu einstimmig angenommen werden konnte.

Einige Beobachtungen sollen diese Tatsache illustrieren:

1. Der Ökumenismus der Freundlichkeit

Zahlreiche römisch-katholische Christen sehen im Ökumenismus nicht mehr als eine neue Umgangsform. Die römisch-katholische Kirche begegnet den nicht-römischen Christen in gewinnender Freundlichkeit. Sie verzichtet auf jegliche Polemik. Sie anerkennt das Gute, das sich bei ihnen findet. Die ekklesiologischen Überzeugungen bleiben aber dabei in jeder Hinsicht unverändert. Einzig die Methode der Begegnung ist ausgewechselt worden. Polemik hat in der heutigen Zeit ihren Sinn verloren. Sie führt zu keinen konkreten Ergebnissen. Großzügige Freundlichkeit ist ein verheißungsvollerer Weg. Sie geht über die tiefen Unterschiede, die die Kirchen trennen, hinweg. Sie macht den Protest der nicht-römischen Kirchen, ohne wirklich auf ihn einzugehen, gegenstandslos. Die römisch-katholische Kirche erscheint auf diese Weise als die der Zukunft zugewandte Kirche; denn die gegenwärtige Generation hat das Interesse an den Unterschieden verloren, die zwischen den Kirchen Mauern bilden. Dieser Ökumenismus ist im Grunde nicht mehr als eine strategische Adaptation an die gegenwärtige Situation.

2. Dialog in konzentrischen Kreisen

Weite Kreise vertreten allerdings eine tiefere Sicht. Sie betonen, daß die römisch-katholische Kirche der Welt in erneuerter Gestalt gegenüberzutreten müsse. Sie sei bisher zu statisch gewesen. Sie habe sich von der Welt isoliert. Sie sei darum nicht imstande gewesen, ihre Funktion in der modernen Welt auszuüben. Sie müsse jetzt aus dieser Haltung ausbrechen. Sie müsse sich der Welt öffnen. Sie müsse in dynamischem Dialog zeigen, daß ihre Botschaft das tiefste Streben der Welt zu seiner Vollendung zu bringen vermöge. Sie dürfe nicht ängstlich darum besorgt sein, sich von der Welt abzuheben. Sie müsse vielmehr das Wagnis auf sich nehmen, mit den besten Kräften dieser gegenwärtigen Zeit zum Besten der gesamten Menschheit zusammenzuarbeiten und sich gerade auf diese Weise als beseelendes Zentrum der gesamten Welt erweisen. Der Dialog mit den nicht-römischen Christen ist dabei unumgänglich. Die dynamische Öffnung der Kirche muß sich zuerst an denen auswirken, die ihr am nächsten stehen. Sie müssen als erstes erfahren, daß die Kirche das in vollem Umfange zu verwirklichen vermag, was sie als Grund ihrer besonderen Existenz betrachten. Der Dialog mit ihnen stellt aber auch eine Hilfe dar. Er trägt dazu bei, daß die Kirche ihre Isolierung verlassen kann. Er bringt ihr zum Bewußtsein, in welcher Hinsicht sie in der Vergangenheit versagt hat. Er hilft ihr, die ihr so notwendige Erneuerung zu vollziehen. Die nicht-römischen Kirchen können darüber hinaus auch mit der Kirche zusammenarbeiten. Sie können durch ihre „Mithilfe“

dazu beitragen, daß die Sendung der Kirche ihr Ziel in der Welt erreicht. Der dynamische Dialog reicht aber weit über die nicht-römischen Kirchen hinaus. Die römisch-katholische Kirche begegnet auf grundsätzlich dieselbe Weise auch den nicht-christlichen Religionen, zuerst den Juden, dann den Mohammedanern, den Buddhisten, den Hindu, ja schließlich auch den nicht-religiösen Kräften der gegenwärtigen Zeit. Die Beschäftigung mit den nicht-römischen Kirchen ist nicht mehr als eine erste Etappe auf dem Weg zu der weiteren Welt. Diese Konzeption läßt sich besonders anschaulich mit dem Bilde konzentrischer Kreise darstellen. Die römisch-katholische Kirche steht in der Mitte, sie öffnet sich zuerst den Nahen, dann den Ferneren und schließlich nicht weniger den Fernsten.

Diese Sicht hat in der römisch-katholischen Kirche heute großes Gewicht. Sie wird vor allem vom Papste selbst vertreten. Zahlreiche Äußerungen zeigen das, am deutlichsten seine Enzyklika *Ecclesiam Suam*. Aber auch zahlreiche Entscheide und Handlungen gehen in diese Richtung. Die nicht-römischen Kirchen erscheinen immer wieder als die ersten, denen Respekt und Sympathie zugewandt und die Zusammenarbeit mit der römisch-katholischen Kirche angeboten wird. Ähnlicher Respekt und ähnliche Sympathie kommt aber etwa auch in der Botschaft zum Ausdruck, die der Papst an den Präsidenten der japanischen Vereinigung der Buddhisten, Riri Nakayama, gerichtet hat (18. Dezember 1964).

Das Verständnis des Ökumenismus als Dialog in konzentrischen Kreisen legt sich auch darum nahe, weil sich in diesem Rahmen Primat und universale Jurisdiktion des Papstes in neuer und für viele überzeugenderer Gestalt vertreten läßt. Der Papst trägt eine besondere Verantwortung für die Erneuerung der Kirche. Indem er ihr ein festes Zentrum gibt, erlaubt er ihr, sich erst recht zu öffnen. Er geht ihr aber in der Öffnung zugleich voran. Er ist ja kraft seines Amtes nicht nur das Haupt der Kirche, sondern zugleich der gesamten Welt. Es ist nicht genug, diese Funktion in statischer Weise geltend zu machen. Er muß sich der Welt in dynamischer Weise als geistliches Zentrum anbieten. Johannes XXIII. hat das in unmittelbarer Weise vermocht. Man konnte bei seinem Tod von ihm mit einem gewissen Recht als „ökumenischem Vater der Welt“ (Congar) sprechen. Zahlreiche Manifestationen des gegenwärtigen Papstes zeigen, daß auch er, wenn auch mit weit weniger Erfolg, danach trachtet, sein Amt in dieser erneuerten Gestalt geltend zu machen (Reisen nach Jerusalem und Bombay, Appell an alle Nationen, Vorschlag eines Hilfsfonds für unterentwickelte Länder, etc.).

3. Ökumenismus als Dialog und gemeinsames Handeln der getrennten Kirchen

Zahlreiche römisch-katholische Christen, insbesondere unter den Theologen, gehen weiter. Sie sind der Auffassung, daß die getrennten Kirchen eine wirkliche Gemeinschaft gleichberechtigter Partner bilden sollten. Gewiß, die römisch-katholische Kirche hat ihre besonderen ekklesiologischen Überzeugungen geltend zu machen. Sie kann darauf nicht verzichten. Sie muß aber anerkennen, daß die nicht-römischen Kirchen in genau derselben Lage sind. Sie kann darum ihre besonderen Überzeugungen, insbesondere die Dogmen des Primats und der universalen Jurisdiktion, nicht bereits die vorläufige Gemeinschaft des Dialogs bestimmen lassen. Die getrennten Kirchen müssen darum in wirklicher Gemeinsamkeit handeln: sie müssen, soweit es ihre Unterschiede erlauben, gemeinsam Zeugnis ablegen, sie müssen Initiativen gemeinsam ergreifen, usw. Die Vertreter dieser Gruppe sind der Meinung, daß die römisch-katholische Kirche grundsätzlich Mitglied des Ökumenischen Rates werden könnte, sie sehen einzig praktische Gründe, die diesen Schritt vorläufig noch unmöglich machen.

Diese Sicht beruht auf der Überzeugung, daß die Gegenwart Christi durch die Trennung in entscheidender Weise verdunkelt ist und daß die Kirche Erneuerung erhoffen kann, wenn sie sich gemeinsam mit den übrigen Kirchen dieser Tatsache stellt.

Diese Beispiele sollen genügen. Weitere Konzeptionen könnten ohne Schwierigkeit hinzugefügt werden. Die erwähnten Beispiele zeigen aber bereits, welche Unterschiede sich in der römisch-katholischen Kirche heute finden. Die Unterschiede lassen sich nicht eindeutig auf verschiedene Gruppen festlegen. Kaum ein römisch-katholischer Christ ist in seinem Denken und Handeln ausschließlich von einer Konzeption bestimmt. Die verschiedenen Konzeptionen ko-existieren nicht nur in derselben Kirche, sondern oft auch in denselben Menschen. Die verschiedenen Konzeptionen bezeichnen darum weniger Gruppen als geistige und geistliche Kräfte, die in der Kirche gegenwärtig sind.

III. Besondere Probleme

1. *Ökumenismus als spezialisierte Aktivität?*

Wenn das Dekret de oecumenismo auch die gesamte römisch-katholische Kirche in der ökumenischen Bewegung engagiert, findet sich doch in weiten Kreisen die Neigung, das Gespräch mit den nicht-römischen Kirchen als die Aufgabe besonderer dafür spezialisierter Organe zu betrachten. Die Diskussionen des Konzils haben zwar ein weites Echo in der Kirche gefunden, und römisch-katholische Christen aller Länder und Schichten sind sich erstaunlich rasch dessen bewußt geworden, daß sich der Kirche eine neue Aufgabe stelle. Die römisch-katholische Kirche ist sich dieser Aufgabe wohl in größerem Maße bewußt geworden als die meisten anderen Kirchen. Die Neigung wird aber dadurch nicht aufgehoben, die Begegnung mit den anderen Kirchen als eine besondere Aktivität zu betrachten, die neben anderen erfüllt werden muß. Zahlreiche Bischöfe und Theologen haben zwar immer wieder betont, daß das ökumenische Denken das Leben der gesamten Kirche durchdringen müsse. Die Hinweise auf die Notwendigkeit der Zusammenarbeit mit anderen Kirchen in zahlreichen Schemata sind ein Beweis dafür, daß diese Einsicht Boden gewinnt. Die organische Verbindung ist aber noch keineswegs vollzogen.

Die Ansicht, daß das Gespräch mit den nicht-römischen Kirchen als besondere Aktivität zu betrachten sei, stellt eine Gefahr dar. Sie macht es möglich, die verschiedenen Konzeptionen des Ökumenismus *zugleich zu leben und zu verwirklichen*. Die römisch-katholische Kirche kann einerseits einer ihrer Ekklesiologie gemäßen Sicht folgen und sich andererseits durch spezialisierte Organe in einen wirklichen Dialog mit den nicht-römischen Kirchen begeben. Sie kann, ohne von den Konsequenzen dieses Schrittes wirklich berührt zu werden, den nicht-römischen Kirchen ein großen Stück Weges entgegenkommen. Sie wird diese teilhafte Öffnung nicht als Widerspruch empfinden, sondern im Gegenteil als neuen Beweis ihrer erstaunlichen Fähigkeit, sich neuen Situationen anzupassen.

Das Problem stellt sich insbesondere auf der Ebene der römischen Kurie. Johannes XXIII. hat im Blick auf das Konzil das Sekretariat für die Einheit geschaffen. Es hat im Laufe der Jahre Funktionen zu erfüllen gehabt, die weit über den Rahmen des Konzils hinausreichten. Es hat praktisch die Verantwortung für die Beziehungen zu den nicht-römischen Kirchen erhalten. Es kann kaum ein Zweifel sein, daß das Sekretariat früher oder später zu einem eigentlichen kurialen Organ werden wird. Die nicht-römischen Kirchen müssen sich aber in ihren Kontakten dessen bewußt bleiben, daß das Sekretariat nicht mehr als *ein* Organ der Kurie ist. Die Konzeption, die seine Arbeit bestimmt, ist nicht notwendig repräsentativ für die gesamte Kirche. Andere Organe, insbesondere das Staatssekretariat, mögen von anderen Konzeptionen geleitet sein. Sie müssen darum darauf achten, daß ihre Kontakte nicht auf das Sekretariat beschränkt bleiben, sondern auch andere Zweige der Kurie erreichen. Insbesondere ist wichtig, daß sich die Kirche als solche und nicht allein das Sekretariat in Abmachungen von großem Gewicht engagiert.

2. Gespräche mit den einzelnen Kirchen?

Wir haben bereits gesehen, daß die im Dekret de oecumenismo dargelegten Prinzipien beinahe unwillkürlich dazu führen, das ökumenische Gespräch als Gespräch der römisch-katholischen Kirche mit den *einzelnen* nicht-römischen Kirchen zu verstehen. Gewiß, das Dekret enthält auch Ansätze, die über diese Sicht hinausführen. Der Gedanke einer Gemeinschaft sämtlicher Kirchen ist aber noch sehr wenig entwickelt. Selbst Theologen, die diesen Gedanken grundsätzlich bejahen und nach Kräften zu fördern suchen, fassen darum als nächsten Schritt Gespräche mit den einzelnen nicht-römischen Kirchen ins Auge. Die Frage wird sich zwar bald unabweichlich stellen, wie die getrennten Kirchen gemeinsam handeln können. Sie wird sich in erster Linie auf internationaler Ebene stellen. Die römisch-katholische Kirche wird sich darum mit den damit verbundenen Problemen beschäftigen und ihre Strategie entwickeln müssen. Sie wird aber zunächst das Gewicht auf bilaterale Gespräche legen. Die überlieferte Ekklesiologie läßt sich wesentlich leichter aufrechterhalten, wenn die ökumenische Aktivität sich auf Gespräche mit den einzelnen nicht-römischen Kirchen beschränkt.

Die römisch-katholische Kirche steht aus diesem Grunde in einem merkwürdig zwiespältigen Verhältnis zum Ökumenischen Rat der Kirchen. Maßgebende Kreise sind sich darüber im klaren, daß Kontakte mit dem Ökumenischen Rat unerlässlich sind. Die Erfahrung hat gezeigt, daß zahlreiche Probleme sich nur auf dieser Ebene lösen lassen. Sie suchen darum die Beziehungen zu vertiefen. Die Tatsache, daß der Ökumenische Rat aufgefordert worden ist, Beobachter ans Konzil zu senden, ist der deutliche Beweis dafür. Die Anerkennung des Ökumenischen Rates ist aber zugleich begrenzt. Offizielle Verlautbarungen nennen ihn sozusagen nie. Sie stellen immer die Beziehungen mit den einzelnen nicht-römischen Kirchen in den Vordergrund. Während der ganzen dritten Session hat einzig Kardinal Frings beiläufig auf die Notwendigkeit hingewiesen, mit dem Ökumenischen Rat zusammenzuarbeiten. Dieses Schweigen ist nicht zufällig. Es zeigt, daß die römisch-katholische Kirche es – jedenfalls offiziell – vorzieht, das Gewicht ihrer ökumenischen Aktivität in bilateralen Beziehungen zu sehen.

Gespräche zwischen der römisch-katholischen Kirche und den einzelnen nicht-römischen Kirchen sind notwendig. Sie sind eine geistliche Notwendigkeit. Die meisten nicht-römischen Kirchen sind in ihren Überzeugungen bewußt oder unbewußt durch ihr Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche mit bestimmt. Nachdem das Konzil so manches in Bewegung gebracht hat, ist es wichtig, daß sie ihr Verhältnis in sorgfältigen Gesprächen klären. Sie würden, wenn sie es nicht täten, eine Aufgabe vernachlässigen, die für sämtliche Kirchen von Bedeutung ist. Die Tatsache, daß die nicht-römischen Kirchen im Ökumenischen Rat zusammengeschlossen sind, steht solchen Gesprächen nicht entgegen, im Gegenteil, sie gibt ihnen den weiteren Rahmen.

Die Gemeinschaft sämtlicher Kirchen darf allerdings über den bilateralen Gesprächen nicht aus den Augen verloren werden. Die nicht-römischen Kirchen haben allen Anlaß, die Notwendigkeit solcher Gemeinschaft sowohl gemeinsam als einzeln gegenüber der römisch-katholischen Kirche in Erinnerung zu rufen. Sie dürfen – gerade wenn sie in direkte Beziehungen zu treten wünschen – nicht vergessen, daß die römisch-katholische Kirche in dieser Hinsicht vor einer erheblichen inneren Schwierigkeit steht. *Sie kann nur durch das gemeinsame Zeugnis der nicht-römischen Kirchen über den gegenwärtigen Stand der Dinge hinausgeführt werden.* Wenn es aber gelingt, die gegenwärtigen Schranken zu durchbrechen, werden gerade auch den bilateralen Gesprächen neue Möglichkeiten eröffnet. Die Kirchen wären darum schlecht beraten, wenn sie das Gespräch mit der römisch-katholischen Kirche ausschließlich als ihre eigene Aufgabe betrachteten. Sie bestätigten damit die römisch-katholische Kirche in einem begrenzten Ökumenismus und beraubten das Gespräch, das sie zu führen wünschen, wichtiger Entwicklungsmöglichkeiten.

IV. Sind weitere Entwicklungen möglich?

Kann aber der begrenzte Ökumenismus der römisch-katholischen Kirche überhaupt erweitert werden? Ist die Entwicklung nicht zumindest zu einem vorläufigen Abschluß gekommen? Muß die römisch-katholische Kirche nicht zuerst die Schritte verarbeiten, die sie bisher getan hat? Kann das Zeugnis der nicht-römischen Kirchen ihre Überzeugungen und ihre Praxis überhaupt beeinflussen? Ist das Gewicht der spezifisch römischen Tradition nicht zu groß, als daß das ökumenische Gespräch zu einem wirklichen Durchbruch führen könnte? Diese Fragen drücken Zweifel aus, die zutiefst berechtigt sind. Weitere Entwicklungen können nicht als Selbstverständlichkeit erwartet werden. Müssen wir uns aber nicht zugleich daran erinnern, daß die römisch-katholische Kirche durch die ökumenische Bewegung der nicht-römischen Kirchen dazu geführt worden ist, Positionen zu modifizieren, die unerschütterlich festzustehen schienen? Die nicht-römischen Kirchen haben darum keinen Grund zu einem ökumenischen Defaitismus. Sie sind nicht genötigt, die Aussagen, die die römisch-katholische Kirche heute macht, als das letzte Wort hinzunehmen. Denn kann sich derselbe Vorgang nicht wiederholen? Kann die Antwort der nicht-römischen Kirchen nicht zu einem tieferen Verständnis der ökumenischen Bewegung führen?

Diese Hoffnung ist aus einem besonderen Grund berechtigt. Die römisch-katholische Kirche hat sich durch das Konzil engagiert. Sie hat eine neue Zeit der Zusammenarbeit verheißen. Die Erwartungen sowohl innerhalb als außerhalb der römisch-katholischen Kirche sind hoch gespannt. Dieses Engagement ist nicht mehr rückgängig zu machen. Trägt es aber nicht den Keim zu weiteren Entwicklungen in sich? Muß die römisch-katholische Kirche auf Grund dieses Engagements nicht auf die Überzeugungen der nicht-römischen Kirchen eingehen? Die nicht-römischen Kirchen tragen darum im gegenwärtigen Augenblick eine große Verantwortung. Wenn es ihnen gelingt, ihre Überzeugungen in konstruktiver Weise geltend zu machen, können sie zu einer wirklichen gegenseitigen Öffnung beitragen.

Die Zeit der ersten „Öffnung“ ist vorbei. Die römisch-katholische Kirche konnte sich in den ersten Jahren darauf beschränken, immer wieder ihre Bereitschaft zum ökumenischen Gespräch zu erklären. Diese Wendung war bereits derart erstaunlich, daß die nicht-römischen Partner zunächst gerne darauf verzichteten, die tieferen Probleme zu diskutieren, die die Begegnung zwischen den getrennten Kirchen mit sich bringt. Die Partner mußten sich zunächst überhaupt zu Gesicht bekommen. Diese Zeit ist aber vorbei, und es ist wichtig, daß sowohl die römisch-katholische Kirche als die nicht-römischen Kirchen sich dessen bewußt werden. Die Sprache der allgemeinen Erklärungen und Versicherungen darf nicht fortgesetzt werden. Die Beziehungen und die Zusammenarbeit dürfen nicht hergestellt werden, indem die tieferen Probleme übergangen oder ausgeklammert werden. Die Prinzipien des Ökumenismus müssen gemeinsam geklärt werden. Wenn das nicht geschieht, wird die neue „Atmosphäre“, die auch heute noch von lauten Chören gepriesen wird, sich wieder auflösen.

Welche Mittel stehen zur Verfügung?

1. Gespräche mit dem Sekretariat für die Einheit

Gespräche sowohl auf der Ebene des Ökumenischen Rates als auf der Ebene der einzelnen Kirchen können dazu beitragen, daß das Dekret de oecumenismo in der Weise interpretiert wird, die dem ökumenischen Gespräch am günstigsten ist. Unter Umständen könnte im Laufe der Zeit sogar ein Text erarbeitet werden, der gemeinsame Überzeugungen über die Sendung der Kirche und über das Zusammenleben der getrennten Kirchen zum Ausdruck bringt.

Gespräche müßten an den Stellen einsetzen, an denen die promulgierten Texte offene

Fragen zurücklassen. Sie müßten versuchen, die Frage in noch tieferer Weise zu klären, *wie sich die eine Kirche Jesu Christi zur Vielfalt der getrennten Kirchen verhalte*. Sie müßten untersuchen, *wie die getrennten Kirchen im abnormalen Zustand sich einander gegenüber verhalten und zusammenleben können*. Sie müßten zu zeigen versuchen, *wie die Kirchen zu einem gemeinsamen Zeugnis kommen können*. Sie müssen die Texte einem Vergleich unterwerfen, die von der römisch-katholischen Kirche und den nicht-römischen im Ökumenischen Rat zusammengeschlossenen Kirchen über dieselben Themen verfaßt worden sind (Dekret de oecumenismo – Christliches Zeugnis, Proselytismus und Religiöse Freiheit; Erklärung über die Religiöse Freiheit – Erklärungen des Ökumenischen Rates zum selben Thema; Schema de missionibus – Berichte verschiedener Konferenzen; Schema XIII – entsprechende Berichte, usw.), und die Gemeinsamkeiten, und die Unterschiede herausarbeiten. Sie müßten versuchen, besondere Probleme wie „gemischte Ehen“, „Wiedertaufe“ usw. einer Lösung näherzubringen.

Nachdem das Dekret de oecumenismo promulgiert ist, wird das Sekretariat ein sogenanntes Direktorium ausarbeiten müssen. Dieser Text wird eine Reihe von Richtlinien für die ökumenische Praxis enthalten. Er wird möglicherweise nach Ablauf einer gewissen Zeit wieder modifiziert werden. Gespräche können einen gewissen Einfluß auf diesen Text ausüben.

2. Klärung der Positionen im Ökumenischen Rat der Kirchen

Noch wesentlicher ist es, daß die im Ökumenischen Rat zusammengeschlossenen Kirchen ihre gemeinsamen Überzeugungen klären und vertiefen. Die heute zur Verfügung stehenden Texte reichen als Antwort auf die Arbeit des Konzils nicht aus. Die nächste Vollversammlung des Ökumenischen Rates bietet eine Gelegenheit, Schritte darüber hinaus zu tun. Sie sind nicht allein um der römisch-katholischen Kirche willen notwendig, sondern vor allem, um die durch das Konzil geschaffene Unsicherheit in den nicht-römischen Kirchen zu überwinden. Die Vollversammlung des Ökumenischen Rates wird die erste kirchliche Versammlung von einiger Bedeutung sein, die auf das Konzil folgt. Sie wird unwillkürlich und unvermeidlich mit dem Konzil in Verbindung gebracht werden. Wenn auch alles getan werden muß, um die Vollversammlung nicht zu einer bloßen „Reaktion“ degenerieren zu lassen, muß sie doch in konstruktiver Weise über das Konzil hinausführen.

Zahlreiche Fragen bedürften der Klärung. Die wichtigsten sind wohl die folgenden:

Was verstehen wir unter der Einheit der Kirche Christi? (Ein Versuch, über de ecclesia und de oecumenismo hinauszuführen.)

Die Kirche in einer veränderten Welt (Schema XIII).

Evangelisation und Mission, insbesondere die Frage, wie die Kirche die nicht-christlichen Religionen zu verstehen und ihnen zu begegnen hat (de apostolatu laicorum, de missionibus, de non-christianis u. a.).

V. Die Kontakte entwickeln sich auf allen Ebenen rasch

Die im Ökumenischen Rat zusammengeschlossenen Kirchen haben um so mehr Anlaß, sich mit der neuen durch das Konzil geschaffenen Situation auseinanderzusetzen, als die ökumenischen Kontakte sich auf allen Ebenen rasch entwickeln. Der Ausgang der dritten Session hat wohl bei vielen eine große Enttäuschung zurückgelassen. Die Bereitschaft zu ökumenischer Zusammenarbeit ist aber dadurch nicht aufgehoben worden. Römisch-katholische Christen suchen Beziehungen aller Art herzustellen, und beinahe alle christlichen Organisationen und Kirchen stehen vor der Frage, wie sie sich zu dem Angebot von Zusammenarbeit verhalten sollen. Die Klärung der Prinzipien ist dringend notwendig, wenn nicht eine verwirrte und auf die Dauer nicht haltbare Situation entstehen

soll. Die Zusammenarbeit kann nicht verweigert werden. Sie kann aber auf klarere Grundlagen gestellt werden. Diese Klärung kann aber nur in enger Fühlung vollzogen werden.

Auch die Zusammenarbeit mit dem Ökumenischen Rat wird in steigendem Maße gesucht. Eine kleine Übersicht möge das zeigen:

1. Theologische Arbeit

Zahlreiche römisch-katholische Theologen zeigen schon seit langer Zeit ein besonderes Interesse an der Arbeit der Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung. Dieses Interesse ist im Zusammenhang mit der Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung in Montreal deutlich zum Ausdruck gekommen. Das durch die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung an ihrer Sitzung in Aarhus aufgestellte Programm für die nächsten Jahre ist in römisch-katholischen Kreisen mit Zustimmung aufgenommen worden. Eine Anzahl junger Theologen schreibt Dissertationen über Probleme, die mit diesem Programm in Beziehung stehen, eine größere Anzahl als in den Mitgliedskirchen. Die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung hat beschlossen, daß die Mitarbeit römisch-katholischer Theologen an einigen Studienprojekten vorzuziehen sei. Ein römisch-katholischer Theologe soll jedenfalls in der Kommission vertreten sein, die einen Text über „das Wesen der Einheit“ zu erarbeiten hat.

2. Kirche und Gesellschaft

Die Diskussionen über das Schema „de ecclesia in mundo huius temporis“ und die Ankündigung der Weltkonferenz über Fragen von Kirche und Gesellschaft haben vielen bewußt gemacht, daß sich zahlreiche gemeinsame Fragen in diesem Gebiete stellen. Eine durch das Departement für Kirche und Gesellschaft organisierte Konsultation ist vorgesehen (28.–31. März 1965). Sie soll auch die Möglichkeiten zukünftiger Zusammenarbeit prüfen.

3. Sendung und Zeugnis der Laien

Die Frage nach der Stellung und dem Zeugnis der Laien in der Kirche ist in allen Kirchen aufgebrochen. Wenn die Diskussion darüber auch durch die ekklesiologischen Voraussetzungen mitbestimmt wird, stellen sich doch zahlreiche Fragen in allen Kirchen in gleicher Weise. Ein Austausch über diese Fragen drängt sich darum auf. Kontakte zwischen COPELIAL (die Organisation, die für die Weltkongresse der Laien verantwortlich ist) und dem Laiendepartement sind hergestellt worden. Eine Konsultation über die theologischen Fragen hat im Januar 1964 stattgefunden. Vertreter des Ökumenischen Rates sind zu einer Sitzung in Rom eingeladen worden, in der der nächste Weltkongreß vorbereitet wurde. Eine Konsultation über mehr praktische Aspekte der Laienarbeit ist für Juli 1965 vorgesehen.

4. Zusammenarbeit von Mann und Frau in Kirche, Gesellschaft und Familie

Auch hier sind die Berührungspunkte zahlreich. Die in Schema XIII enthaltenen Aussagen über die Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft berühren sich mit manchen Aussagen, die im Ökumenischen Rat gemacht worden sind. Insbesondere ist die Notwendigkeit deutlich geworden, im Ökumenischen Rat zu gemeinsamen Aussagen über das Wesen der Ehe, der Eheschließung und der Familie zu kommen. Eine Besinnung darüber ist auch im Blick auf das Problem der gemischten Ehen wichtig. Eine wirkliche Lösung des Problems ist nur möglich, wenn die nicht-römischen Kirchen ihre Auffassun-

gen klären. Das Departement für Glauben und Kirchenverfassung und das Departement für Zusammenarbeit von Mann und Frau in Kirche, Gesellschaft und Familie haben eine Anstrengung in dieser Richtung eingeleitet.

5. Probleme der Erziehung

Die Diskussion über das Wesen christlicher Erziehung ist durch die Verhandlungen des Konzils lebendig geworden. Insbesondere wird die Frage nach Stellung und Funktion christlicher Schulen in neuer Weise geprüft. Die Frage stellt sich vor allem in Asien und Afrika in mancher Hinsicht in verwandter Weise. Erste Kontakte im Blick auf Afrika sind bereits vor geraumer Zeit hergestellt worden. Beobachter des Ökumenischen Rates sind eingeladen worden, an der römisch-katholischen Konferenz für Erziehungsfragen in Leopoldville teilzunehmen. Die Konferenz war für Januar 1965 geplant, ist aber verschoben worden.

6. Jugend

Das Jugenddepartement sieht sich vielfältigen Problemen gegenüber. Eine Reihe von römisch-katholischen Jugendorganisationen suchen Beziehungen mit dem Ökumenischen Rat herzustellen (JOC, JEC, Pax Romana, MIJARC). In mehreren Ländern entfalten sich die Kontakte zwischen römisch-katholischer und nicht-römischer Jugend rasch und werden immer mehr eine Selbstverständlichkeit. Römisch-katholische Jugendliche nehmen an Arbeitslagern teil. Gelegentlich werden Arbeitslager sogar von römischen Katholiken geleitet.

7. Ökumenisches Institut Bossey

Römisch-katholische Christen nehmen in steigender Zahl an den Kursen des Instituts teil, seit einigen Jahren auch an der Graduate School.

8. Mission

Wenn die zentrale Leitung, die „Propaganda fide“, in Rom auch von einem verhältnismäßig engen Geiste beherrscht ist, sind zahlreiche in der Mission verantwortlich tätige Bischöfe und Theologen an Beziehungen mit dem Ökumenischen Rat lebendig interessiert. Eine durch die Abteilung für Weltevangelisation und -mission organisierte Konsultation wird vom 5. bis 10. April 1965 stattfinden. Sie wird die Möglichkeiten künftiger Zusammenarbeit prüfen.

Selbstverständlich stellt sich in diesem Zusammenhang auch die Frage, in welchem Verhältnis die Kirche Christi zu den nicht-christlichen Religionen steht. Die Schaffung des Sekretariats für nicht-christliche Religionen und einer besonderen Kommission für die Begegnung mit dem Islam, die Reise nach Bombay und die damit verbundenen Manifestationen lassen diese Frage als besonders dringlich erscheinen.

9. Zwischenkirchliche Hilfe

Eine gewisse Zusammenarbeit hat in Hilfeleistungen schon immer bestanden. Die Verhandlungen des Konzils haben aber neue Möglichkeiten eröffnet. Während der dritten Session haben verschiedene Redner eine vertiefte Zusammenarbeit mit „den getrennten Brüdern“, insbesondere im Kampf gegen den Hunger in der Welt, verlangt. Am deutlichsten sprachen sich die Kardinäle Silva Henriquez und Frings aus. Auch der Laien-auditor James Norris äußerte sich in derselben Richtung. Die Frage der Zusammenarbeit

wird sich also über kurz oder lang stellen. Die römisch-katholischen Hilfsorganisationen sind bis jetzt nur wenig koordiniert. Verhandlungen sind im Gange, entweder in Rom oder in Genf ein Sekretariat der Koordination zu schaffen. Die Frage wird sich dann stellen, ob und wenn ja auf welche Weise eine Verbindung mit dem Ökumenischen Rat hergestellt werden soll.

10. Bevölkerungswanderungen

Die Berührungspunkte in diesem Gebiet sind offenkundig. Die Gegenwart von Fremdarbeitern und anderen Fremdlingen schafft an vielen Orten akute ökumenische Probleme. Die Kontakte sind darum dringend. Das Departement des Ökumenischen Rates für Wanderungsbewegungen hat seit einiger Zeit römisch-katholische Beobachter zu seinen Sitzungen eingeladen. Vorschläge sind gemacht worden, wie die Zusammenarbeit in diesem Gebiet vertieft werden könnte.

11. Internationale Angelegenheiten

Eine Zusammenarbeit römisch-katholischer Instanzen mit der Kommission für Internationale Angelegenheiten hat sich immer wieder ergeben. Sie ist in Flüchtlingsfragen besonders eng gewesen. Die Diskussionen im Zusammenhang mit Schema XIII lassen zahlreiche neue Möglichkeiten erkennen. Intensive Klärung der grundsätzlichen Fragen ist hier besonders notwendig (Verhältnis von Kirche und Staat etc.).

12. Information

Die Nachrichten, die durch das Departement für Information herausgegeben werden, werden von römisch-katholischer Seite mit großer Sorgfalt verfolgt. Die Arbeit des Departementes muß in steigendem Maße auf diese Leserschaft Rücksicht nehmen. Es muß Nachrichten bringen, die die römisch-katholische Meinung zu bilden vermögen. Zugleich muß es die Mitgliedkirchen über die römisch-katholische Kirche informieren. Weit mehr als bisher kann in dieser Hinsicht getan werden. Vor allem muß weit mehr als bisher auf französisch, spanisch, portugiesisch und italienisch publiziert werden. Das Englisch ist in der römisch-katholischen Kirche eine untergeordnete Sprache.

Auch Organisationen, die mit dem Ökumenischen Rate freundliche Beziehungen unterhalten, stehen vor der Frage tieferer Zusammenarbeit mit der römisch-katholischen Kirche. Als Beispiel seien die Vereinigten Bibelgesellschaften erwähnt. Die Konstitution über die Heilige Liturgie hat durch die Einführung der Landessprache im Gottesdienst die Übersetzung der Bibel in neuer Weise dringlich gemacht. Das Schema de divina revelatione empfiehlt ausdrücklich, daß die Übersetzung der Bibel wenn möglich mit den getrennten Brüdern gemeinsam unternommen werden solle. Eine durch die Vereinigten Bibelgesellschaften organisierte Konsultation hat vom 8. bis 11. November 1964 stattgefunden. Die Möglichkeit engerer Zusammenarbeit wurde geprüft, und bleibende Beziehungen scheinen sich anzubahnen.

VI. Probleme auf den verschiedenen Ebenen des Dialogs

Die Begegnung der römisch-katholischen Kirche mit der nicht-römischen Christenheit vollzieht sich auf allen Ebenen. Sie beschränkt sich nicht auf Beziehungen mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen oder mit den einzelnen Kirchen. Die Begegnung wirft zahlreiche Probleme auf, die im Auge behalten werden müssen. Einige Beispiele mögen das verdeutlichen.

1. Römisch-katholische Internationale Organisationen

Die römisch-katholische Kirche verfügt über zahlreiche internationale Organisationen, die bestimmten, oft sehr speziellen Zielen dienen. Die meisten suchen eine evangelistische Aufgabe in der modernen Welt zu erfüllen (Laienorganisationen, Jugendorganisationen, usw.). Das Wesen der Aufgabe, die sie sich gesetzt haben, führt sie beinahe unausweichlich in ökumenische Probleme. Manche von ihnen suchen die Zusammenarbeit mit nicht-römischen Christen. Wer aber wird ihr Partner sein? Die entsprechenden nicht-römischen Organisationen sind in der Regel nicht auf internationaler Ebene organisiert. Die Kirchen haben nach wie vor derart nationalen Charakter, daß ihre „Bewegungen“ kaum über die Grenzen des Landes hinausreichen. Die römisch-katholischen Organisationen, die auf internationaler Ebene tätig sind, sind in der Regel ursprünglich auf Grund privater Initiative entstanden und repräsentieren nicht die offiziellen Kirchen, sie sind in der Regel ihrem Wesen nach ökumenisch und können darum nicht als Parallele zu den römisch-katholischen Organisationen angesehen werden. Manche römisch-katholische Organisationen stellen sich darum die Frage, ob eine gewisse Zusammenarbeit sich durch Kontakte mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen herstellen ließe.

2. Vertretung der römisch-katholischen Kirche in nationalen Christenräten

Die ökumenische Arbeit wird auf die Dauer nicht durch das Sekretariat für die Einheit allein bewältigt werden können. Die Arbeit wird mehr und mehr auf nationaler Ebene organisiert werden. Die Bischofskonferenzen werden entweder Kommissionen für ökumenische Angelegenheiten oder nach dem Muster des römischen Sekretariates nationale Sekretariate für die Einheit bilden. Einige Kommissionen sind bereits gebildet worden (Vereinigte Staaten, Südamerika, Frankreich usw.). Das römische Sekretariat für die Einheit fördert diese Entwicklung. Es möchte seine Aktivität auf Länder konzentrieren, in denen sonst für die Entfaltung ökumenischer Beziehungen nichts geschieht. Wer wird der Partner dieser nationalen Kommissionen sein? Die Frage muß sich unausweichlich stellen, wie sich das Verhältnis zu den nationalen Christenräten gestalten wird. In vielen Ländern ist die römisch-katholische Kirche aufgefordert worden, sich durch Beobachter oder Gäste vertreten zu lassen. In Uganda ist die römisch-katholische Kirche sogar Mitglied des Christenrates geworden. Die Frage verdient nähere Prüfung. Die Probleme, die sich auf internationaler Ebene zwischen der römisch-katholischen Kirche und dem Ökumenischen Rat stellen, wiederholen sich im Grunde auf der nationalen Ebene. Die Diskussion über die damit verbundenen grundsätzlichen Aspekte könnte viel dazu beitragen, das ökumenische Bewußtsein der römisch-katholischen Kirche zu vertiefen.

3. Richtlinien auf lokaler Ebene

Das Dekret de oecumenismo gibt den Gliedern der römisch-katholischen Kirche allgemeine Richtlinien für ihr Verhalten gegenüber den nicht-römischen Christen. Das Direktorium des Sekretariates für die Einheit und in manchen Ländern wohl auch Direktorien der Bischofskonferenzen oder der einzelnen Bischöfe werden diese Weisungen ergänzen. Auch einzelne nicht-römische Kirchen werden versuchen, pastorale Ratschläge für die Glieder ihrer Kirchen auszuarbeiten. Bedürfnis danach wird groß sein. Der Ökumenische Rat der Kirchen kann in dieser Hinsicht nur einen begrenzten Dienst leisten. Er kann in einer solchen Frage nicht pastoral zu seinen Mitgliedkirchen sprechen. Kann er aber dadurch einen Dienst leisten, daß er die Texte, die in einzelnen Mitgliedkirchen ausgearbeitet werden, ändern Mitgliedkirchen zur Kenntnis bringt und auf diese Weise einen Austausch von Erfahrungen in Gang bringt?

Der Zentralausschuß zog hieraus das Fazit in nachstehender Erklärung:

1. Der Zentralkomitee des Ökumenischen Rates der Kirchen nahm auf seiner Tagung in Rochester im Jahre 1963 eine Erklärung zur Frage der Beziehungen zur römisch-katholischen Kirche an. Diese Stellungnahme sprach vom Beginn eines echt ökumenischen Dialoges zwischen der römisch-katholischen Kirche und anderen Kirchen, der sich auf das eine Fundament der Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus gründet und sich um ein tieferes Verständnis, gegenseitige Bereicherung und eine Erneuerung des Lebens der Kirchen bemüht, in dem die tiefen dogmatischen Unterschiede in einem Geist der Liebe und Demut behandelt werden können. Es wurde die Forderung erhoben, jede Gelegenheit zur Entwicklung eines solchen Dialogs auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens wahrzunehmen. Eine Reihe besonderer Probleme wurde erwähnt, die angepackt werden müssen, falls ein echter Dialog möglich werden soll.

2. Der Ökumenische Rat bereitet sich auf diesen Dialog auf verschiedene Weise vor: durch die Entsendung von Beobachtern zu den Sessionen des zweiten Vatikanischen Konzils; durch eine Reihe von Konsultationen über besondere Themen, wie zum Beispiel die Laienarbeit oder Probleme der Mission, über soziale Fragen; und ganz allgemein durch die Kontakte, die mit dem Sekretariat zur Förderung der christlichen Einheit in Rom hergestellt worden sind.

3. Die Annahme und Promulgierung des Dekrets „De Oecumenismo“ durch die römisch-katholische Kirche hat eine neue Lage geschaffen. Daß die römisch-katholische Kirche ihren Wunsch nach der Aufnahme von Gesprächen mit anderen Kirchen und ihre Überzeugung zu diesem Thema so entschieden zum Ausdruck bringt, ist eine wichtige neue Tatsache in der Entwicklung der ökumenischen Bewegung. Die römisch-katholische Kirche nimmt nämlich eine Reihe von Grundsätzen und Verfahrensweisen an, die die Kirchen in der ökumenischen Bewegung in vergangenen Jahrzehnten geleitet haben. Es gibt Punkte, an denen ihre Auffassung von ökumenischen Beziehungen dieselbe ist wie die im Ökumenischen Rat und seinen Mitgliedskirchen entwickelte Auffassung. An anderen Punkten bestehen erhebliche Unterschiede. Der Ökumenische Rat der Kirchen, der sich immer bemüht hat, „die Kirchen aus ihrer Isolierung heraus ins Gespräch miteinander zu bringen“, muß gewiß diese Gelegenheit wahrnehmen, um im Lichte seines Auftrages alles in seiner Macht Stehende zu tun, diese neuen Kontakte zu pflegen, und sollte selber in ein Gespräch mit der römisch-katholischen Kirche über ein gemeinsames Anliegen und ungelöste Probleme der Beziehungen kommen.

Gerade die Tatsache, daß in unseren Auffassungen von den ökumenischen Beziehungen Unterschiede bestehen, verpflichtet uns um einer gesunden Entwicklung der ökumenischen Bewegung willen, unser Möglichstes zu tun, um unsere Position deutlich zu machen und, wenn möglich, zu einer Verständigung zu kommen.

4. Vorbereitende Gespräche zwischen Vertretern des Ökumenischen Rates der Kirchen und des Sekretariats für die Förderung der christlichen Einheit haben stattgefunden. Der Exekutivsausschuß des Ökumenischen Rates hat sich ernsthaft mit dieser Frage befaßt, und eine Reihe von Kirchenführern sind konsultiert worden. Diese Diskussionen haben zu dem Schluß geführt, daß die Zeit gekommen ist, um zwischen dem Ökumenischen Rat der Kirchen und der römisch-katholischen Kirche eine gemeinsame Auffassung derjenigen Prinzipien auszuarbeiten, auf die sich die Beziehungen gründen sollten, und der Art, in der sie sich entwickeln sollten.

5. Der Ökumenische Rat der Kirchen und die römisch-katholische Kirche sind keine vergleichbaren Größen. Der Ökumenische Rat ist eine Gemeinschaft von Kirchen verschiedener konfessioneller Herkunft. Die römisch-katholische Kirche ist eine einzige Kirche. Ihre Zusammenarbeit schafft daher besondere Probleme. Diese Probleme können jedoch am besten durch ein offenes Gespräch gelöst werden.

6. Sehr wichtig ist, festzustellen, daß die Zuständigkeit des Ökumenischen Rates der Kirchen auf diesem Gebiet strengen Begrenzungen unterworfen ist. Wenn er nicht ausdrücklich dazu ermächtigt worden ist, kann er nicht für die Mitgliedskirchen handeln. Der in der Toronto-Erklärung niedergelegte Grundsatz muß genau beachtet werden:

„Der Ökumenische Rat der Kirchen wurde nicht geschaffen, um Unionsverhandlungen zwischen den Kirchen in die Wege zu leiten – was eine Sache der Kirchen selbst ist und nur auf ihre eigene Initiative hin geschehen kann –, sondern um die Kirchen miteinander in lebendigen Kontakt zu bringen und um Untersuchungen und Aussprachen über Fragen der kirchlichen Einheit in Gang zu bringen.“

Das bedeutet, daß sich der Ökumenische Rat in Gespräche, die seine Mitgliedskirchen mit der römisch-katholischen Kirche pflegen, nicht einmischt. Der Ökumenische Rat möchte jedoch über solche Diskussionen informiert werden und ist bereit, alle Hilfe, um die er gebeten wird, zu leisten.

7. Zwischen Themen, die sachgemäß zwischen dem Ökumenischen Rat der Kirchen und der römisch-katholischen Kirche erörtert werden können, und solchen Themen, die in zweiseitigen Gesprächen zwischen einzelnen Mitgliedskirchen (oder konfessionellen Weltbünden) und der römisch-katholischen Kirche erörtert werden können und müssen, muß klar unterschieden werden.

Unter den zur ersten Kategorie gehörenden Themen würden wir besonders erwähnen:

a) praktische Zusammenarbeit auf philanthropischem Gebiet und in sozialen und internationalen Angelegenheiten;

b) theologische Studienprogramme von besonderer Bedeutung für ökumenische Beziehungen (Glauben und Kirchenverfassung);

c) Probleme, die Spannungen zwischen den Kirchen schaffen (Mischehe, Religionsfreiheit, Proselytismus);

d) gemeinsame Anliegen im Blick auf Leben und Sendung der Kirche (Laien, äußere Mission usw.). Es wird anerkannt, daß diese Themen gewisse Aspekte haben, die am besten auf internationaler, und andere Aspekte, die am besten auf nationaler Ebene diskutiert werden können.

8. Im Lichte der obigen Erwägung wird vorgeschlagen, eine Arbeitsgruppe zu errichten, die aus acht Vertretern des Ökumenischen Rates der Kirchen und sechs Vertretern der römisch-katholischen Kirche zusammengesetzt ist.

Die Aufgabe dieser Gruppe würde darin bestehen, die Grundsätze für die weitere Zusammenarbeit und die zu benutzenden Methoden auszuarbeiten. Bei der Erörterung neuer Arbeitsgebiete könnte die Gruppe an dem jeweiligen Gebiet besonders Interessierte einladen, als Berater teilzunehmen. Die Arbeitsgruppe könnte keinerlei Beschlüsse fassen, sondern lediglich Vorschläge zur Vorlage bei den Organen ausarbeiten, die ihre Mitglieder vertreten, und zur Weitergabe an die Mitgliedskirchen.

9. Die Beziehungen zwischen dem Stab des Ökumenischen Rates der Kirchen und dem Sekretariat für die Förderung der christlichen Einheit können am besten durch den regelmäßigen Austausch von Besuchen aufrechterhalten werden.

10. Für den Ökumenischen Rat der Kirchen wird es wichtig sein, bei diesen Fragen engen Kontakt mit Kirchenfamilien und konfessionellen Weltbünden zu halten, von denen einige ihre eigenen Kontakte zur römisch-katholischen Kirche entwickeln werden. Das kann dadurch geschehen, daß man soviel Beratung und gegenseitige Vertretung wie möglich einrichtet. Vielleicht möchten auch einige nationale Räte von Kirchen die Hilfe des Ökumenischen Rates bei ihren Gesprächen mit der römisch-katholischen Kirche auf nationaler Ebene haben.

11. Es sollte unterstrichen werden, daß der Ökumenische Rat der Kirchen Beziehungen zu allen Kirchen aufzunehmen wünscht, die nicht Mitglieder des Ökumenischen Rates sind, die aber Kontakt mit ihm halten möchten.

Welche positiven Auswirkungen gerade diese Erklärung und die in ihr enthaltenen Vorschläge hatten, wird in dem nächstjährigen Bericht darzulegen sein.

III. ORTHODOXE KIRCHEN

Die ökumenischen Entwicklungen – und auf diese müssen wir uns hier beschränken – in den orthodoxen Kirchen waren in den Jahren 1963/64 nach innen durch das Streben nach Sammlung und nach außen durch die Verstärkung der zwischenkirchlichen Kontakte gekennzeichnet. Beide Tendenzen traten deutlich zutage bei der 1000-Jahr-Feier der Mönchsgemeinschaft auf dem Berge Athos vom 22. bis 24. Juni 1963. Seit Jahrhunderten hatten sich nicht mehr so viele höchste orthodoxe Würdenträger zusammengefunden wie bei dieser Gelegenheit. Neben dem gastgebenden Ökumenischen Patriarchen Athenagoras von Konstantinopel nahmen unter anderen die Patriarchen von Jerusalem, Serbien, Rumänien und Bulgarien an den Jubiläumsfeierlichkeiten teil. Die Kirche von Griechenland war durch ihren Primas, Erzbischof Chrysostomos von Athen, und das Moskauer Patriarchat der Russischen Orthodoxen Kirche durch den Leiter des Außenamtes, Erzbischof Nikodim, vertreten. Für den ÖRK waren unter anderen der Vorsitzende des Zentralaussschusses, Dr. Franklin C. Fry, und Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft, für die EKD Präsident D. Wischmann und die Oberkirchenräte Dr. Krüger und Klapper anwesend.

Zu einem Ereignis von ökumenischen Ausmaßen wurden auch die Feierlichkeiten anlässlich des 50jährigen Bischofsjubiläums von Patriarch Alexius in Saggorsk und Moskau vom 14. bis 21. Juli 1963, die Vertreter nicht nur der orthodoxen Kirchen, sondern auch zahlreicher anderer Kirchen aus aller Welt (darunter der römisch-katholischen Kirche) und großer zwischenkirchlicher Zusammenschlüsse wie des ÖRK, der Ostasiatischen Christlichen Konferenz und der Prager Christlichen Friedenskonferenz vereinten. Die EKD war durch Kirchenpräsident D. Niemöller, Präsident D. Wischmann und Landesbischof D. Mitzenheim vertreten.

Über die Kontakte zwischen der Orthodoxie und der römisch-katholischen Kirche in Verbindung mit dem II. Vatikanum ist im vorhergehenden Kapitel schon einiges gesagt worden. In diesem Zusammenhang wurde auch der – zwar inoffizielle – Besuch des inzwischen zum Metropoliten von Minsk und Weißrußland erhobenen Leiters des Außenamtes des Moskauer Patriarchats, Nikodim, bei Papst Paul VI. Mitte September 1963 stark beachtet. (Im Oktober 1963 ernannte der Hl. Synod Nikodim zum – rangmäßig höherstehenden – Metropoliten von Leningrad und Ladoga.) – Um der gegenwärtigen Situation durch eine erhebliche Intensivierung ihrer ökumenischen Arbeit Rechnung zu tragen, erweiterte die Russische Orthodoxe Kirche im Herbst 1963 ihre Synodalkommission für Fragen der christlichen Einheit um eine Anzahl namhafter Theologen und Kirchenführer. Patriarch Alexius unterstrich die Verbundenheit der Russischen Orthodoxen Kirche mit dem ÖRK durch einen persönlichen Besuch in Genf am 24. September 1964, als er sich, einer Einladung des Erzbischofs von Canterbury folgend, auf dem Wege von Athen nach London befand.

Von richtungweisender Bedeutung für alle orthodoxen Kirchen im Blick auf ihr Verhältnis zu Rom war eine weitere „Panorthodoxe Konferenz“ (die erste fand 1961 statt), die vom 26. bis 29. September 1963 auf Rhodos zusammentrat. Die vom Kirchlichen Außenamt der EKD herausgegebenen „Informationen aus der Orthodoxen Kirche, XIII, 1964, Nr. 1“ bringen aus russischer Quelle die Übersetzung der dort beschlossenen Botschaft, die den einzelnen orthodoxen Kirchen die Führung des Dialogs mit Rom anheimstellt:

Die vom 26. bis 28. September bzw. 1. Oktober auf der Insel Rhodos tagenden Delegationen der zehn autokephalen orthodoxen Kirchen von Konstantinopel (Metropolit *Meliton*, Vorsitzender), Alexandrien, Antiochien, Jerusalem, Rußland (Metropolit *Nikodim*), Serbien, Rumänien (Metropolit *Justin*), Bulgarien, Kypros und der Tschechoslowakei (Metropolit *Jan*) erließen folgende

BOTSCHAFT VOM 29. 9. 1963

Durch den Segen des höchsten Gottes, durch die Gnade unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus, durch den Beistand des Allheiligen Geistes, des Vollbringers von Anfang an, haben wir – in voller Demut, aber auch in tief innerer Freude – auf die ursprüngliche Einladung Seiner Allheiligkeit, des Ökumenischen Patriarchen Herrn Herrn *Athenagoras*, unter Zustimmung der Seligsten Leiter unserer orthodoxen autokephalen Landeskirchen, diese Panorthodoxe Konferenz auf der Paulus-Insel Rhodos versammelt; in kräftigen Zeichen haben wir, wiederum, unsere Heilige Orthodoxe Kirche in Hochheit und Größe geschaut.

Unsere heilige Kirche setzt ihre historische, gerade ausgerichtete Wanderung fort, sie schreitet voran und wandelt in ihrer ehrenhaften, friedentiftenden Verantwortung und Sendung, sie hat acht vor allem auf die Forderungen der Zeit, und in sorgfältiger Beachtung der von allen Seiten von ihr erwarteten verantwortlichen Initiative und Aktion ist sie wiederum fortgeschritten – in Einheit und Freiheit – auf dem Wege, der zur Versöhnung mit denen führt, die draußen sind.

Wir sind hier zusammengekommen, um gemeinsam Themen zu erörtern, welche die Beziehungen unserer Östlich-Orthodoxen Kirche zu der verehrten Kirche von Rom betreffen, um diese Beziehungen auf eine festere Grundlage zu stellen, gemäß dem Geiste der von alters her verkündeten, zuletzt durch die Panorthodoxe Konferenz von Rhodos, 1961, einmütig von den orthodoxen Kirchen ausgesprochenen Entschließung über „die Pflege (russ. Entwicklung) der Beziehungen zu der römisch-katholischen Kirche im Geiste der Liebe Christi“.

Hierin haben wir wahrhaftig das Erbarmen Gottes erfahren, zur Erfüllung dieses Zieles unserer Zusammenberufung, aber auch zum völligen Dienst unserer orthodoxen Kirche zum Wohle der Einheit in Glauben und Demut.

Indem wir so an unser Werk gehen, hatten wir die Weisung unseres Herrn deutlich vor Augen, daß „das Neue Gebot“ (Joh 13, 34) der Liebe unser Leben und unser Handeln regelt als Kirchen und als „Diener Christi“ (2 Kor 11, 23).

Wir haben den warmen Aufruf des Völkerapostels gehört: „Haltet Frieden, habt einerlei Sinn ... Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich, einer komme dem anderen mit Ehrerbietung zuvor. Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt. Seid lebendig im Geist, dient dem Herrn. Seid fröhlich in Hoffnung, ... haltet an am Gebet“ (2 Kor 13, 11 und Röm 12, 10–12).

Wir haben die gebietende Stimme, das Zeugnis der Jahrhunderte vernommen, demgemäß unsere Orthodoxe Kirche (russ.: in Höhen und Tiefen, in Zufriedenheit und Kummer) in Ansehen und im Martyrium niemals von ihrer Verantwortung abgewichen ist, das Gebet und die Fürbitte unablässig zu bewahren „für den Frieden der ganzen

Welt“ und „für die Einigung aller“ und auch ihre Schritte zu diesen zwei Prinzipien der Vollkommenheit in Christus positiv zu lenken.

In allem haben wir das immer in der Orthodoxie gelebt und in der gesegneten ersten Panorthodoxen Konferenz in Rhodos bekundete Leben unserer einen und ungetrennten Kirche bekundet, demgemäß sie in den Dingen des Glaubens und der Frömmigkeit die unerschütterte Einheit erhält, aber in den äußeren und unwesentlicheren Dingen ungefesselt wandelt, niemals aber ihre ihr ontologisch einwohnende und von Gott gesicherte Einheit verläßt, in allem gerade auf die Wahrheit ausgerichtet und gemeinsam vorwärtsschreitend.

In zweitägigen Beratungen unserer Konferenz wurden uns vorgelegt die Themen der Entsendung – oder nicht – von Beobachtern zu der zweiten Sitzungsperiode des II. Vatikanischen Konzils und des aus diesem Anlaß gemachten Vorschlages des Ökumenischen Patriarchen, die Orthodoxe Kirche möge der römisch-katholischen Kirche einen Dialog unter gleichen Bedingungen vorschlagen.

Zum ersten Thema: Obwohl die Vertreter der teilnehmenden Kirchen in der Mehrzahl die in dem Thema befindlichen Widersprüche zum Ausdruck brachten, so wurde dennoch einmütig angenommen, daß eine jede Orthodoxe Kirche in dieser besonderen Sache ungefesselt handeln solle.

Zum zweiten Thema: Unsere Panorthodoxe Konferenz hat den durch Initiative Seiner Allheiligkeit, des Ökumenischen Patriarchen, Herrn Herrn *Athenagoras*, gemachten Vorschlag des Ökumenischen Patriarchats angenommen und einmütig erklärt, daß unsere östlich-orthodoxe Kirche der ehrwürdigen römisch-katholischen Kirche den Beginn eines Dialogs zwischen den beiden Kirchen unter gleichen Bedingungen / *epi isois hórois* / anbietet.

Zu diesem Beschluß kamen wir, indem wir aufschauten zu dem gemeinsamen Anfänger und Vollbringer unseres Glaubens, Jesus, dessen heiliger Wille, „daß sie alle eins seien“ (Joh 17, 21); ferner schauten wir auf die gemeinsamen Geistesschätze der ungetrennten Kirche, in dem Verlangen, nicht nur den aufrichtigen Willen der Orthodoxie für die christliche Einheit auszusprechen, sondern auch denselben Vorschlag der ehrwürdigen römisch-katholischen Kirche zu antworten, vor allem auch in der Hoffnung, daß wir Miterbauer der Einheit aller sein möchten, in Liebe erbauend und „wachsend zu dem in allem, der das Haupt ist, Christus“ (Eph 4, 15). Siehe, das sind zusammengefaßt die von Gott gesegneten Früchte unseres Handelns, Früchte unseres Zusammenhangs, unseres Einverständnisses und unserer Liebe, die zur Versöhnung und Einheit führen.

Unsere Orthodoxe Kirche ist schon an das fruchtbare Werk gegangen und öffnet jetzt den heiligen Weg der Begegnung im Herrn und des kirchlichen Dialogs.

In Demut und Freude im Herrn verkünden wir dies allen treuen Kindern unserer Heiligen Orthodoxen Kirche, und wir grüßen auch die Brüder im Westen, wir bitten um die Gebete und Fürbitten aller, daß der Herr diesen guten Anfang segnet und mehren möge zu einem vollkommenen Werk, bis wir „alle hinankommen zur Einheit des Glaubens“ (Eph 4, 13) und „im Bande des Friedens“ (Eph 4, 3) wandeln und mit einem Munde und eines Herzens bekennen, daß „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller, welcher ist über allen und durch alle und in uns allen“ (Eph 4, 5–6).

„Ihm sei Ehre in der Gemeinde/Kirche und in Christus Jesus in allen Geschlechtern von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen“ (Eph 3, 21).

Auf der Paulus-Insel Rhodos, am 29. September ds. Js. des Heils 1963.

Die Führer der orthodoxen Vertretungen des (es folgen die Unterschriften der Delegationsführer von 10 orthodoxen Kirchen – wie oben angeführt).

Die Kirche von Griechenland, deren Oberhaupt, Erzbischof Chrysostomos von Athen, zunächst heftig gegen die Panorthodoxe Konferenz auf Rhodos opponiert

und einen Dialog mit Rom kategorisch abgelehnt hatte, billigte nachträglich die dort gefaßten Beschlüsse, allerdings mit dem Vorbehalt, erst nach Abschluß des Konzils und nach Klärung des Begriffs der „Gleichberechtigung“ das Gespräch mit Rom aufzunehmen (öpd Nr. 39 vom 25. 10. 1963), sandte aber weder zu der 2. noch zu der 3. Session des Konzils eigene Beobachter (s. o. S. 290 ff., 302 ff.). Die Begegnung zwischen Patriarch Athenagoras und Papst Paul VI. (s. o. S. 298 f.) – gleichfalls äußerst kritisch von griechischer Seite beurteilt – wurde auch zum Beispiel vom Moskauer Patriarchen Alexius in einem Telegramm an den Ökumenischen Patriarchen Athenagoras betont als „ein Treffen von zwei großen Pilgern im Heiligen Land“ bezeichnet, „das nichts mit der Entschließung von Rhodos zu tun hat“ (öpd Nr. 1 vom 9. 1. 1964; alle weiteren Unterlagen dieser Begegnung in Nr. 1/1964 der „Informationen aus der Orthodoxen Kirche“).

Eine dritte Panorthodoxe Konferenz wurde vom Ökumenischen Patriarchat von Konstantinopel für die Zeit vom 1. bis 15. November 1964 wiederum nach Rhodos einberufen, um die Modalitäten eines von der vorangegangenen Panorthodoxen Konferenz befürworteten Dialogs mit Rom festzulegen. Ebenso sollten die Beziehungen zu den Anglikanern und den Alt-Katholiken erörtert werden. Diesmal war auch die Kirche von Griechenland mit einer achtköpfigen Delegation vertreten. Der Generalsekretär des ÖRK, Dr. Visser 't Hooft, sandte zur Eröffnung der Konferenz eine Grußbotschaft mit folgendem Wortlaut:

GRUSSBOTSCHAFT DES ÖKUMENISCHEN RATES DER KIRCHEN ZUR ERÖFFNUNG
DER PANORTHODOXEN KONFERENZ AUF RHODOS AM 1. NOVEMBER 1964

*Hochwürdigster Herr Präsident, Ew. Seligkeit, Ew. Exzellenz,
meine Damen und Herren!*

Es ist mir eine große Freude, Ihnen allen, die Sie sich zu der Panorthodoxen Konferenz auf Rhodos versammelt haben, als Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen die herzlichen Grüße des Ökumenischen Rates zu übermitteln. Alle Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates danken der Heiligen Dreieinigkeit dafür, daß eine der bedeutendsten und größten Mitgliedskirchen, die Heilige Orthodoxe Kirche, zum drittenmal innerhalb von vier Jahren die Vertreter der autokephalen Kirchen zusammengeführt hat.

Jede panorthodoxe Zusammenkunft hat große Bedeutung für alle Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates, weil sie der anschaulichste Beweis für die tiefe geistliche Einheit ist, die alle autokephalen orthodoxen Kirchen über die Jahrhunderte hinweg in der einen ungebrochenen Gemeinschaft zusammenhält. Die Treue der Orthodoxie zur Kontinuität des kirchlichen Lebens ist eines der überragenden Zeugnisse für wirkungsvolle Zusammenarbeit in Christus innerhalb der Gemeinschaft des Ökumenischen Rates der Kirchen.

Weil wir gerade heute innerhalb der ökumenischen Bewegung, die vor einigen Jahrzehnten von orthodoxen, anglikanischen und protestantischen Kirchen ins Leben gerufen wurde, neue Entwicklungen erfahren, hat diese heilige Versammlung eine unerhörte Bedeutung für alle Kirchen und für weiteren Fortschritt auf dem Wege zu wahren Ökumenismus. Von Anfang an waren die orthodoxen Kirchen in der ökumenischen Bewegung anwesend und aktiv. Sie waren, mit dem Ökumenischen Patriarchat, unter den ersten kirchlichen Gemeinschaften, die diese *koinonia ton ekklesion* bildeten, und heute sind alle autokephalen orthodoxen Kirchen Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates. Man kann daher mit voller Überzeugung sagen, daß der Ökumenische Rat der Kirchen

Ausdruck einer Bewegung ist, die die Kirchen zusammenbringt, um echten Ökumenismus durch gemeinsames Gebet und Handeln zu formen.

Diese Gemeinschaft der Kirchen innerhalb des Ökumenischen Rates hat keine eigene konfessionelle Grundlage und keinerlei geographisches Zentrum. Sie ist eine Bewegung der Kirchen; sie gibt den Kirchen Mittel und Gelegenheit, überall in der Welt im Namen Christi und der vereinigenden Kraft des Heiligen Geistes zusammenzukommen. Der Ökumenische Rat wünscht, in der *diakonia* der Kirchen zu sein, die sich verpflichtet haben, zusammen zu bleiben und gemeinsam vorwärtzuzugehen. Der Ökumenische Rat der Kirchen will bei der Verwirklichung dessen helfen, was ihnen als historische Kirchen durch ihre Vertreter richtig und angemessen erscheint, um ihr Leben und ihre Aufgabe in der Welt zu erneuern, gemeinsam das eine Evangelium zu predigen und so erfolgreich nach einem dynamischen Einheitsbegriff zu streben. Der Ökumenische Rat hat daher keinen eigenen Ökumenismus vorzuschlagen, noch vertritt er den Ökumenismus irgendeiner kirchlichen Konfession. Durch Vollversammlungen, Konferenzen, durch Studienarbeit, durch die gemeinsame Diskussion über neue gemeinsame Missions- und Evangelisationsvorhaben, durch die zwischenkirchliche Hilfe als *diakonia* der Kirchen und die klare Ablehnung jeder Art des Proselytismus möchte der Ökumenische Rat ein Ausdruck des lebendigen, prophetischen Wortes sein. So appelliert er an alle Kirchenglieder und -führer, zusammen zu bleiben, zusammen zu beten und zusammen zu handeln, so daß die Gaben des Heiligen Geistes, die den ganzen Leib Christi zusammenhalten, uns alle zur Einheit des Glaubens in der Fülle Christi führen mögen.

Es ist offensichtlich, daß eine solche aufgeschlossene Haltung das Treffen von zwei oder mehr Kirchen, die sich nahestehen, als eines der notwendigen Mittel zur Förderung der ökumenischen Sache betrachtet. Es wird jedoch erwartet, daß solche Dialoge auch nicht einen Augenblick die ökumenischen Bestrebungen in ihrer Gesamtheit und die aller Kirchen aus dem Auge verlieren. Alle diese Treffen von zwei oder mehr Kirchen sollten als ein Dienst verstanden werden und als eine Mahnung an alle anderen Kirchen, die nicht direkt daran teilnehmen, deren Zeugnis und Erfahrung jedoch hier für die ganze ökumenische Bewegung hilfreich sein können.

Darum ist diese Konferenz, die einen Dialog zwischen der Orthodoxie und dem römischen Katholizismus vorbereitet, ein großer Schritt vorwärts. Sie wird große Bedeutung für die ganze ökumenische Bewegung haben, besonders, weil die Orthodoxe Kirche stets tiefes Verständnis für umfassenden Ökumenismus und für die Einheit aller Christen aufgebracht hat, wie es in der Enzyklika des Ökumenischen Patriarchen aus dem Jahre 1920 und den im Jahre 1961 und 1963 von den Panorthodoxen Konferenzen auf Rhodos angenommenen ökumenischen Programmen zum Ausdruck kommt.

Auf der anderen Seite ist der Beschluß der römisch-katholischen Kirche, sich an den allgemeinen Bemühungen der ökumenischen Bewegung zu beteiligen, mit großer Freude zu begrüßen. Es ist ein sehr ermutigendes Zeichen, daß das zweite Vatikanische Konzil einen Durchbruch und eine neue Haltung gegenüber den anderen Kirchen erstrebt, die ihrerseits bereits seit Beginn dieses Jahrhunderts an den ökumenischen Bemühungen teilhaben. Möge Gott all die stärken, die gegenwärtig in Rom nach neuen Beziehungen zu den anderen Kirchen streben, möge er ihre Schritte zum Dienst an der Einheit aller christlichen Kirchen hin lenken.

Deshalb grüßt der Ökumenische Rat der Kirchen diese heilige Begegnung mit den biblischen Worten, mit denen alle Kirchen einander bei ähnlichen Gelegenheiten zu grüßen haben. Ich wiederhole sie hier als Gruß aller Mitgliedskirchen der Familie des Ökumenischen Rates der Kirchen: „Freuet euch in dem Herrn allewege! Und abermals sage ich, freuet euch! Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen!“ (Phil 4, 4-5).

W. A. Visser 't Hooft, Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen

(öpd Nr. 41 vom 5. 11. 1964)

Auch Papst Paul VI. richtete an die Panorthodoxe Konferenz auf Rhodos eine Botschaft, die er als „Bischof von Rom“ unterzeichnete, ein Titel, der dem Papst auch von den Orthodoxen zugestanden wird. – Die Konferenz faßte ihre Verhandlungen in nachstehenden Punkten zusammen:

Die dritte Panorthodoxe Konferenz auf Rhodos nahm in einer öffentlichen Sitzung die folgenden von den 14 anwesenden autokephalen Kirchen einstimmig gebilligten Beschlüsse an. Die Annahme erfolgte in einer feierlichen öffentlichen Sitzung, der ersten nach der Eröffnung der Konferenz, zu der Presse und Bewohner von Rhodos zugelassen wurden. Offensichtlich lag der Konferenz daran, die Einheit der Orthodoxie vor der Öffentlichkeit sichtbar zu bekunden. Der Wortlaut der Beschlüsse:

1. Unsere Heilige Orthodoxe Kirche erklärt, daß sie zu jeder Zeit gute Beziehungen mit allen christlichen Kirchen und Konfessionen zu unterhalten wünscht zur Auferbauung der Einheit aller Christen in der Einen, Heiligen, Katholischen und Apostolischen Kirche des Herrn gemäß seinem Wort, „auf daß sie alle eins seien“ (Joh 17, 21).

2. In diesem Geiste beschloß die erste Panorthodoxe Konferenz auf Rhodos, in der Liebe Christi die Beziehungen unter den Christen zu pflegen, während die zweite Panorthodoxe Konferenz grundsätzlich beschloß, der römisch-katholischen Kirche einen Dialog unter gleichen Bedingungen vorzuschlagen.

3. Die dritte Panorthodoxe Konferenz wiederholt den bereits zum Ausdruck gebrachten Wunsch der Orthodoxen Kirche zum Thema dieses Dialogs. Nachdem die Konferenz alle Einzelheiten gründlich untersucht hat, ist ihr klargeworden, daß eine angemessene Vorbereitung und die Schaffung entsprechender Voraussetzungen für die Absicht notwendig sind, in fruchtbarer Weise einen echten theologischen Dialog zu beginnen.

4. Damit soll nicht gesagt sein, daß jede einzelne der örtlichen orthodoxen Kirchen nicht von sich aus – allerdings nicht im Namen der gesamten Orthodoxie – frei ist, brüderliche Beziehungen zur römisch-katholischen Kirche zu pflegen, während die zweite vom Überzeugten, daß auf diese Weise die tatsächlich bestehenden Schwierigkeiten schrittweise neutralisiert werden.

5. Zu diesem Zwecke und um dieser heiligen Sache besser zu dienen, übermittelt die dritte Panorthodoxe Konferenz unseren örtlichen orthodoxen Kirchen ihren Wunsch, sie möchten die Einzelheiten dieses Dialogs vom orthodoxen Gesichtspunkt aus studieren und untereinander die Ergebnisse ihrer Studien ebenso wie andere wichtige Informationen austauschen.

6. Zur Frage der Fortsetzung der theologischen Diskussionen zwischen unserer Orthodoxen Kirche und der Anglikanischen Kirche hat die dritte Panorthodoxe Konferenz beschlossen:

a) Es wird sofort eine interorthodoxe theologische Kommission gebildet, die aus theologischen Fachleuten, von jeder orthodoxen Kirche ein bis höchstens drei Delegierte, zusammengesetzt ist. Diese Fachleute werden von den örtlichen Kirchen ernannt.

b) Grundsätzlich wird eine Liste von Themen zur Erörterung angenommen, wie sie vom Ökumenischen Patriarchat auf der Grundlage früherer Gespräche zusammengestellt worden ist.

c) Diese interorthodoxe Kommission wird vor der Eröffnung der theologischen Diskussionen mit den Anglikanern nach Konsultation zwischen den örtlichen orthodoxen Kirchen vorbereitet.

d) Das Datum für den Beginn dieser theologischen Gespräche zwischen beiden Seiten wird nach Konsultation zwischen den orthodoxen und anglikanischen Kirchen festgesetzt.

7. Zur Frage der Fortsetzung der theologischen Gespräche zwischen unserer Orthodoxen Kirche und der Altkatholischen Kirche hat die dritte Panorthodoxe Konferenz beschlossen:

a) Es wird sofort eine interorthodoxe theologische Kommission gebildet, die aus theologischen Fachleuten zusammengesetzt ist – nach Konsultation zwischen den örtlichen orthodoxen Kirchen. Die Anzahl und die Namen dieser Fachleute werden später bekanntgegeben.

b) Diese Kommission bereitet systematisch auf Grund der Lehraussagen, der dogmatischen und liturgischen Texte der Altkatholischen Kirche und des Materials, das bis jetzt zusammengetragen worden ist, sowie der Ergebnisse früherer Gespräche die orthodoxen Thesen für die zukünftigen theologischen Gespräche vor.

c) Diese Gespräche mit der entsprechenden theologischen Kommission der Altkatholischen Kirche werden nach gegenseitiger Konsultation zwischen den beiden Kirchen begonnen.

8. Schließlich hat die dritte Panorthodoxe Konferenz beschlossen:

a) Diese Beschlüsse ebenso wie die Botschaft der Konferenz sind seiner Allheiligkeit, dem Ökumenischen Patriarchen, ebenso wie den anderen heiligen Oberhäuptern der orthodoxen Kirchen zu unterbreiten.

b) Alle Informationen hinsichtlich der während der Konferenz erzielten Beschlüsse werden den betroffenen Kirchen in der vorliegenden Form und in entsprechender Weise durch das Ökumenische Patriarchat übermittelt.

Außerdem gab die Panorthodoxe Konferenz eine Schlußbotschaft heraus, in der sie alle christlichen Kirchen einlädt, „einen Geist der Einheit und Brüderlichkeit, wie er während dieser Konferenz vorherrschte, zu pflegen, damit dieser Geist zum gemeinsamen Besitz aller Christen werde“.

In dieser Botschaft heißt es weiter: „Die Konferenz ist überzeugt, daß Gott, der Allmächtige, ihr in ihrer Mission beisteht. Da es ihr Anliegen ist, die Hoffnungen aller gläubigen Christen auf Verständnis und Liebe in Einheit des Geistes und Herzens zu erfüllen, hat sie nach der endgültigen Einheit aller Ausschau gehalten.“

„Unsere Heilige Orthodoxe Kirche wünscht allezeit gute Beziehungen zu allen christlichen Kirchen zu unterhalten. Wir benedizieren den Namen des Herrn und danken dem dreieinigen Gott, der uns würdig erachtet hat, seinem Willen, dem Geist der Brüderlichkeit, der Liebe und des Friedens in dieser Welt zu dienen.“

Die Botschaft schließt mit den Worten: „In demselben Geiste der Liebe richtet die dritte Panorthodoxe Konferenz auf Rhodos ihre Gedanken auf die alten orthodoxen Kirchen, an die sie herzliche, brüderliche Grüße richtet, und den Wunsch und die Hoffnung ausspricht, daß der Herr unsere brüderlichen Beziehungen segnen und stärken möge.“
(öpd Nr. 43 vom 19. 11. 1964)

Die Kirche von England und die alt-katholischen Kirchen haben inzwischen ihre Bereitschaft zur Wiederaufnahme der theologischen Gespräche mit den orthodoxen Kirchen erklärt.

Nicht unterschätzt sollten aber auch die von Kirche zu Kirche geführten Gespräche mit der Orthodoxie werden. So setzte die EKD im Oktober 1963 eine 1959 begonnene Gesprächsreihe mit der Russischen Orthodoxen Kirche fort, die – diesmal in Sagorsk – unter dem Thema „Das Wirken des Hl. Geistes in Gottesdienst, Sakramenten und Synoden“ stand (erschieden als Studienheft Nr. IV des Kirchlichen Außenamtes im Luther-Verlag, Witten/Ruhr). Die EKD-Delegation setzte sich aus den Professoren D. Ernst Wolf (Göttingen), D. Harbsmeier (Göttingen), D. Kretschmar (Hamburg), Assistent Dr. Slenczka (Heidelberg) und Dr. Hildegard Schaefer (Frankfurt/Main) zusammen. Die Leitung der Delegation lag auf deutscher Seite in Händen von Präsident D. Wischmann, auf russischer Seite bei Bischof Alexij, dem stellvertretenden Leiter des Außenamtes der Russischen Orthodoxen Kirche.

Engere Austauschmöglichkeiten ergaben sich auch mit der *Rumänischen Orthodoxen Kirche*, die Präsident D. Wischmann als erster Vertreter der EKD nach dem zweiten Weltkrieg im November 1963 besuchen konnte. Eine Delegation der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des ÖRK hielt sich vom 17. bis 30. März 1964 zu theologischen Gesprächen in Rumänien auf.

Die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung gab auch die Basis für inoffizielle theologische Gespräche ab, die im Zusammenhang mit der Sitzung der Kommission in Aarhus im August 1964 (s. o. S. 245 ff.) stattfanden. Hier trafen sich etwa 15 Kirchenführer und Theologen aus den orthodoxen und den monophysitischen Kirchen, um ihre seit dem Konzil von Chalcedon im Jahre 451 bestehenden Differenzen zu erörtern. Die Gruppe setzte sich aus Angehörigen der folgenden Kirchen zusammen: Ökumenisches Patriarchat von Konstantinopel; Koptische Orthodoxe Kirche von Ägypten; Russische Orthodoxe Kirche; Syrisch-Orthodoxe Kirche; Kirche von Griechenland; Äthiopische Orthodoxe Kirche; Armenische Orthodoxe Kirche; Russisch-Orthodoxe Griechisch-Katholische Kirche von Nordamerika; Griechisch-Orthodoxe Erzdiözese von Amerika und Syrisch-Orthodoxe Kirche in Indien. In einem abschließenden Kommuniqué wurde festgestellt:

Eine Reihe von Mißverständnissen konnten in freier und offener Diskussion beseitigt werden. Es wurden beachtliche Fortschritte zu einer Verständigung über die zentrale Lehrfrage erzielt.
(öpd Nr. 32 vom 20. 8. 1964)

In einem später veröffentlichten Konferenzbericht ging man noch weiter:

Über das Wesentliche der christologischen Lehre herrschte unter uns volle Übereinstimmung. Durch die verschiedene Terminologie, die die beiden Seiten gebrauchten, sahen wir dieselbe Wahrheit hindurch. Beide Seiten sahen sich im Grunde als solche, die der christologischen Lehre der einen ungeteilten Kirche ... folgen.

(öpd Nr. 39 vom 22. 10. 1964)

Es bleibt abzuwarten, wieweit sich die betreffenden Kirchen selbst die Ergebnisse dieser Konsultation zu eigen machen werden.

IV. INTERNATIONALE ANGELEGENHEITEN

Auch die Jahre 1963/64 boten für die leitenden Organe des ÖRK wie insbesondere für die ihm zugeordnete „Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten“ (KKIA) wiederholt Anlaß, zu weltpolitischen Krisen ratend und helfend Stellung zu nehmen. Noch zu Beginn des Jahres 1963 hatte die KKIA in einem Memorandum zur 17. Vollversammlung der Vereinten Nationen feststellen können: „Im Augenblick sind der Menschheit neue Möglichkeiten schöpferischer Initiative zur Förderung von Gerechtigkeit und internationaler Zusammenarbeit gegeben“ (öpd Nr. 4 vom 1. 2. 1963). Diese Zuversicht klingt auch durch die Erklärung des Zentralausschusses von Rochester hindurch, in der das Verbot von Kernwaffenversuchen begrüßt wird:

Von der Koexistenz zur Kooperation

1. Der Zentralkomitee des Ökumenischen Rates der Kirchen begrüßt den Vertrag über das Verbot von Kernwaffenversuchen in der Atmosphäre, im Weltraum und unter Wasser als das erste konstruktive internationale Übereinkommen am gegenwärtigen toten Punkt der Kernwaffenverhandlungen.
2. Dieser Vertrag ist ein erster Schritt. Er verhindert nicht die Produktion und verringert nicht die bereits vorhandenen Vorräte von Kernwaffen; er kann aber das atomare Wettrüsten verlangsamen und die gesundheitlichen Gefahren durch radioaktive Verseuchung für die heutigen und späteren Generationen vermindern. Er verhindert nicht die Ausbreitung von Kernwaffen auf Länder, die jetzt noch keine solche Waffen haben, aber er verbietet die Unterstützung anderer Nationen für Atomversuche in den Räumen, die er mit einem ausdrücklichen Verbot belegt hat. Er beseitigt nicht die Gefahr eines Atomkrieges und schließt den Gebrauch von Kernwaffen nicht aus; aber er öffnet einen Weg für weitere Abkommen und vermindert dadurch die Kriegsgefahr.
3. Die Nationen müssen deshalb jede Möglichkeit nutzen, die Vorteile des Augenblicks zu ergreifen, und nach Gelegenheit suchen, um von einem Zusammen-Leben zu einem Zusammen-Arbeiten vorzustoßen. Allgemeine und vollständige Abrüstung ist das erklärte Ziel. Wie immer man dieses letzte Ziel auch beschreiben mag, so verdienen doch die folgenden nächsten Schritte zum Weltfrieden, daß man sie ernsthaft erwägt und alles unternimmt, um sie zu verwirklichen.
4. Zunächst ist es unbedingt nötig, daß die öffentliche Meinung voll und ganz diejenigen Regierungen unterstützt, die in dieser Richtung Fortschritte gemacht haben. Der Vertrag sollte nicht nur formal durch Unterschriften ratifiziert, sondern durch den Willen ganzer Nationen getragen werden.
5. Der Vertrag erlangt erst dann seinen vollen Wert, wenn alle Nationen der Welt ihm beitreten. Es ist im atomaren Zeitalter nicht zu verantworten, sein Einverständnis auf Grund nationaler oder ideologischer Erwägungen zu verweigern. Es müssen Wege gefunden werden, durch die sich auch Frankreich und China diesem Vertrag anschließen können.
6. Das Kernwaffenversuchsverbot unterstützt die Tendenz zur Konzentration höchster militärischer Macht in nur sehr wenigen Händen. Diese Tendenz verlangt eine neue Disziplin und neue Versuche, internationale Entscheidungen gemeinsam zu fällen, und zu überlegen, wie jedes Glied einer Verteidigungsgemeinschaft an der Verantwortung einer atomaren Verteidigung teilhaben kann. Die Antwort kann jedenfalls nicht darin bestehen, daß jede Nation ihre eigene Kernwaffenverteidigung besitzt.
7. Das Kernwaffenversuchsverbot darf nicht nur nach dem Buchstaben, sondern muß nach dem Geiste seiner Bestimmungen ausgelegt werden. Alle Teile stehen unter der schweren Verantwortung, das Recht, sich von dem Vertrag zurückzuziehen, nur im alleräußersten Fall für sich selbst in Anspruch zu nehmen.
8. Die Zusammenarbeit bei der Suche nach Mitteln, um Versuche unter der Erde festzustellen, sollte sehr ernsthaft gefördert werden, so daß auch in diesen Räumen Versuche ausgeschaltet werden können. Explosionen für friedliche Zwecke, einschließlich der Versuche in wissenschaftlichem Interesse, sollten nur mit internationaler Übereinstimmung und Kontrolle durchgeführt werden.
9. Das Eindringen in den Weltraum öffnet ein neues Gebiet von bedeutender militärischer Konsequenz. Wenn sich die Menschheit in diesem Gebiet nicht Gefahren ausliefern will, denen sie jetzt zu entkommen sucht, ist eine Zusammenarbeit aller am gegenwärtigen Vertrag Beteiligten dringend notwendig.
10. Darüber hinaus sollten die Parteien sehr offen neue Wege der Zusammenarbeit

erkunden, wie z. B. die Verwendung von gegenseitigen Inspektionsgruppen zur Verhinderung eines Überraschungsangriffs und die Errichtung atomwaffenfreier Zonen.

11. Ein Nichtangriffspakt könnte sehr wohl ein Symbol für ein neues Verhältnis zueinander darstellen. Seine politischen Folgen sollten sorgfältig bedacht werden. Wenn die augenblicklichen Vorschläge für ein solches Abkommen unannehmbar erscheinen, sollte behutsam nach sinnvollen Alternativen gesucht werden, durch die ein ähnliches Vorhaben erreicht werden kann.

12. Um einen dauerhaften Frieden zu schaffen, zu dem das Kernwaffenversuchsverbot einen Weg öffnen kann, muß eine endgültige Lösung solcher schwerwiegenden politischen Probleme und Konflikte gefunden werden, die noch immer die Weltgemeinschaft trennen und Unsicherheit und Beunruhigung verursachen. Alle Schritte in der Rüstungsbegrenzung sollten deshalb von einer ernsthaften Suche nach einer Lösung des gesamtdeutschen Problems begleitet sein.

13. Die jüngsten Entwicklungen in bezug auf den Vertrag zum Kernwaffenversuchsverbot isolieren unvermeidlich China von der restlichen Welt noch mehr als bisher. Diese Isolierung kann zu einer neuen Gefahrenquelle für die Nachbarn Chinas werden, wie es z. B. in den jüngsten Aktionen dieses Landes zum Ausdruck kommt. Jede Möglichkeit sollte deshalb genutzt werden, um Kontaktmöglichkeiten mit China offenzuhalten und es in die Völkerfamilie aufzunehmen, damit es auch für sich die Pflichten und Ordnungen der Institutionen dieser Familie übernehmen kann.

14. Neue Hoffnungen auf Frieden regen sich in diesen Tagen in den Herzen der Menschen. Es ist in besonderem Maße die Aufgabe der Kirchen, sich dafür einzusetzen, daß diese Hoffnungen nicht enttäuscht werden. Deshalb haben sie die Pflicht, die Aufmerksamkeit der Regierungen auf die hierin ausgeführten Erwägungen zu lenken, die in praktischen Vorschlägen das Sehnen von Millionen unserer Mitmenschen ausdrücken. Sie können darauf dringen, daß die Nationen sinnvolle Risiken auf sich nehmen, um jede Möglichkeit zu einem Übereinkommen zu nutzen, die sich in dem Vertrag zum Kernwaffenversuchsverbot bietet. Sie sollten wachsam sein gegen jede feindselige Bedrohung, aber gleichzeitig offen für die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit aller, die guten Willens sind.

Der Zentralauschuß schickte zusammen mit dieser Erklärung und einer früheren Verlautbarung der KKIA zur gleichen Frage folgenden Brief an die leitenden Staatsmänner Großbritanniens, der UdSSR und der Vereinigten Staaten:

31. August 1963

Sehr geehrter Herr Premierminister!

Sehr geehrter Herr Parteisekretär!

Sehr geehrter Herr Präsident!

Der augenblicklich tagende Zentralauschuß des Ökumenischen Rates der Kirchen, in dem Vertreter von Kirchen aus aller Welt versammelt sind, hat sich mit den gegenwärtigen Fortschritten auf dem Wege zu Frieden und Ordnung befaßt. Wir sind uns der Hoffnungen, die durch die kürzliche Unterzeichnung des Vertrages über das Kernwaffenversuchsverbot in Luft, Weltraum und unter Wasser geweckt wurden, wohl bewußt.

Der Zentralauschuß hat uns einstimmig darum gebeten, Ihnen zu sagen, wie dankbar er für diesen ersten Schritt auf die Überwindung des toten Punktes in diesen Verhandlungen hin ist. Wir sind gewiß, daß wir mit diesen Worten die Sehnsucht von Millionen von Christen in den Kirchen aller Erdteile wiedergeben.

Der Vorstand der Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten gab am Tage der Unterzeichnung des Vertrages eine Erklärung heraus, von der wir Ihnen eine Kopie beilegen. Der Exekutivausschuß dieser Kommission verfaßte auch eine ausführlichere Erklärung über den „Vertrag zum Kernwaffenversuchsverbot und die näch-

sten Schritte“, die vom Zentralausschuß angenommen wurde und die wir Ihnen hiermit zu Ihrer Information übersenden.

Wir brauchen bei der Überreichung dieses Schreibens, das den Vertrag würdigt, kaum zu betonen, daß viel zu tun übrigbleibt, bevor jene Weltordnung erreicht werden kann, für die unsere Kirchen arbeiten und beten. Wir versichern Sie unserer beständigen Fürbitte für Sie und alle Staatsmänner, auf deren Schultern die Last der Verantwortung ruht, damit es Ihnen allen in dieser neuen Atmosphäre gelingt, von einer Periode der Koexistenz zu einer Zeit der Zusammenarbeit zum Wohl der Menschheit vorwärtzuschreiten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

W. A. Visser 't Hooft
Generalsekretär

Ernest A. Payne
Stellvertretender Vorsitzender

Franklin Clark Fry
Vorsitzender

Auch den Delegierten der Genfer Abrüstungskonferenz wurde im Januar 1964 diese Erklärung überreicht.

Auf der gleichen Sitzung in Rochester nahm der Zentralausschuß zu den Rassenkonflikten in den USA und in Südafrika Stellung:

ERKLÄRUNG ÜBER RASSISCHE UND ETHNISCHE SPANNUNGEN

I.

Der Zentralausschuß hat folgende Erklärung über rassische und ethnische Spannungen angenommen:

„Wenn uns christliche Erkenntnis geschenkt wird, so sehen wir in aller Rassenverachtung eine unaussprechliche Beleidigung Gottes, die selbst die Steine reden macht und die nicht länger zu dulden ist. Wir verstehen dann tiefer den Sinn des Evangeliums und die Pflicht der Kirchen und des Christen.“

Mit diesen Worten hat die Zweite Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen 1954 in Amerika ihre Überzeugung zu einer Zeit ausgesprochen, als der Kampf gegen Diskriminierung wegen rassischer und ethnischer Unterschiede sich bereits über die ganze Welt erstreckte. Bei unserem jetzigen Treffen erreicht dieser Kampf seinen Höhepunkt. Ganze Völker haben sich entschlossen, Segregation nicht länger zu dulden, die ihre Würde und die Menschenwürde überhaupt verletzt, solange sie noch irgendwo auf der Erde praktiziert wird.

In den Vereinigten Staaten, wo wir uns zur Zeit treffen, in Südafrika und in anderen Kontinenten und Ländern gewinnt dieser Kampf an Intensität. Männer, Frauen und Kinder, ob Christen oder Nichtchristen, achten nicht mehr ihrer persönlichen Sicherheit, wandern ins Gefängnis, setzen ihr Leben aufs Spiel, leiden die Schmerzen des Verlassenseins, tragen Erschütterungen im Familienleben, beweisen Todesmut inmitten menschlicher Furcht und denken doch nicht an eine Vergeltung, die die brutalen Mittel ihrer Unterdrücker benutzt. Sie alle unterstützen wir von Herzensgrund und beten für ihre Stärkung und dafür, daß sie ihr Ziel bald erreichen mögen. Wir danken Gott, daß er viele Christen dazu berufen hat, in diesem Kampf für rassische Gleichberechtigung die Führung zu übernehmen. Wir bitten alle Christen und Kirchen, sich ihnen anzuschließen und ihnen zu helfen.

Es erfüllt uns mit tiefer Scham, daß viele Christen noch zögern und untätig zusehen und sich nicht an diesem Kampf beteiligen – oder sogar auf der falschen Seite stehen. Mit voller Überzeugung wiederholen wir deswegen den Satz der Vollversammlung von 1954, daß „jede Diskriminierung aus Gründen der Rasse, Farbe oder ethnischen Herkunft im Gegensatz zum Evangelium steht und daß sie unvereinbar ist mit der christlichen Lehre vom Menschen und mit dem Wesen der Kirche Christi“. Wann und wo

immer einer von uns diesen Satz verleugnet, durch sein Handeln oder seine Untätigkeit, verleugnen wir Christus und die Gemeinschaft, die seinen Namen trägt.

Wir fordern alle Kirchen an allen Orten auf, ihre eigene Einstellung und Handlungsweise zu untersuchen und sicherzustellen, daß ihre Gemeinschaft alle Glaubenden ohne Diskriminierung und mit ganzer Liebe umschließt, und alle Schritte zu unternehmen, um all die, welche ein schwaches Zeugnis geben, für ein offenes Reden und ein mutiges Handeln auszurüsten. Die Rassenspannungen fordern von allen Kirchen, zu allererst mit den Rassenschranken innerhalb ihrer eigenen Gemeinschaft aufzuräumen. Nur so kann ihr Anspruch, für Gerechtigkeit, Menschenwürde und Bruderschaft einzutreten, auch glaubhaft wirken. Nur so können sie für Unterdrückte und Unterdrücker beten und dienen, wie es die Liebe Christi von ihnen fordert. Nur so können sie in diesen Tagen das Evangelium wahrhaftig verkünden.

II.

Der ernste Rassenkonflikt in der Südafrikanischen Republik ruft nach einer Lösung. Kommunikationsmöglichkeiten zwischen den beiden großen Rassengruppen in der Republik unterliegen ersten Beschränkungen. Alle diese Gruppen sind das tragische Opfer wachsender Unsicherheit und Furcht. Die Regierung hat in den letzten Jahren eine Gesetzgebung verfolgt, die die Zeichen größter Unterdrückung trägt, der persönlichen Freiheit und Sicherheit die Grundlagen entzieht und die ganze Atmosphäre des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens vergiftet. Millionen von Afrikanern sind dazu verdammt, nach dem Prinzip der „getrennten Entwicklung“ zu leben. Die entsprechenden Regierungspläne sind mit solchen Einschränkungen verfaßt worden, daß diejenigen, für die sie gelten, ihnen weder Vertrauen schenken noch akzeptieren können.

Diese schwere Krise verlangt von allen Christen, daß sie ihre gemeinsame Verantwortung erkennen und annehmen. Auf der Cottesloe-Konsultation 1960 zeigten Kirchenführer von Südafrika eine Möglichkeit auf, die zunehmenden Rassenspannungen abzubauen. Die weißen Christen in der Republik müssen den Weg überprüfen, den ihre Kirchen seitdem gegangen sind. Sie werden dringend aufgefordert, entschlossen durch Wort und Tat allem abzusagen, was ihr Zeugnis von Jesus Christus, in dem alle Menschen eins sind, schwächt. Wir rufen die Christen dazu auf, in ihren Gebeten jener Angehörigen aller Rassen in Südafrika zu gedenken, die für die Sache der Gerechtigkeit und Solidarität unter den Menschen viel aufs Spiel setzen und schwere Strafen erdulden. Die Christen außerhalb der Republik müssen für die Unterrichtung der öffentlichen Meinung in der Welt arbeiten und auf die außergewöhnliche Dringlichkeit dieser Krise und der Verantwortung anderer Länder und Regierungen aufmerksam machen. Wenn diese Regierungen in ihren Beziehungen mit Südafrika ihre egoistischen nationalen und besonders wirtschaftlichen Interessen verfolgen, kann das die Verwirklichung rassischer Gerechtigkeit für alle Einwohner der Republik verzögern.

Alle Christen müssen alles in ihrer Macht Stehende tun, um zu zeigen, daß sie sich der Opfer der Rassendiskriminierung annehmen, und um die Not der Flüchtlinge aus der Republik zu beseitigen.

Obleich die meisten Afrikaner die Hoffnung auf eine innenpolitische Lösung aufgegeben haben, da die Lage schon zu weit fortgeschritten zu sein scheint, müssen die Christen doch für eine gerechte und friedliche Lösung beten und arbeiten. Sie müssen die Regierung der Republik dringend ersuchen, den Kontakt mit den afrikanischen, farbigen und indischen Gruppen der Gemeinschaft wiederherzustellen; keine Zeit zu verlieren, um das politische Steuer herumzureißen; volle politische bürgerliche und wirtschaftliche Rechte für alle Mitglieder dieser Gemeinschaften, besonders für diejenigen in städtischen Gebieten, sicherzustellen und die Gerechtigkeit für alle wiederherzustellen.

Ungehinderte Verbindung und freier Gedankenaustausch zwischen den verschiedenen

rassischen Gruppen und ihren Führern und zwischen diesen und anderen Führern des Staates auf jedem Gebiet des Lebens ist wesentlich. Isolierung führt zum Konflikt; Gedankenaustausch ist eine Vorbedingung des Friedens. Wir bitten darum, daß vor allem die Christen beim Überschreiten der Grenzen, die jetzt die Menschen daran hindern, miteinander zu sprechen, die Führung übernehmen.

Wir können nicht umhin, die weiße Bevölkerung von Südafrika und vor allen Dingen die Christen in ihrer Mitte daran zu erinnern, daß die Fortsetzung der gegenwärtigen Rassenpolitik unausweichlich dazu führen wird, daß sie sich vom übrigen Teil der Welt isolieren. Die Menschen in der ganzen Welt lehnen diese Rassenpolitik aufs allerschärfste ab. Darüber hinaus hat sie innerhalb Südafrikas keinen Geist der Offenheit, sondern einen Geist der Trennung hervorgerufen. Beide Tatsachen arbeiten auf eine Isolierung Südafrikas hin. Wir appellieren an die weißen Christen, so mit ihren Mitbürgern und ihrer Regierung zusammenzuarbeiten, daß Starrheit und Isolierung der Offenheit und Zusammenarbeit weichen.

III.

Die Bewegung für volle Menschen- und Bürgerrechte für farbige Staatsbürger in den Vereinigten Staaten ist zu einer Flut geworden, die sich nicht mehr zurückdrängen läßt. Außerdem ist sie längst keine interne Angelegenheit mehr, sondern ist zu einem wesentlichen Bestandteil der weltweiten Rassenspannungen geworden. Sie ist daher ein wichtiges Anliegen der Christen in aller Welt. Der Zentralausschuß zollt seine Achtung all denen in den Vereinigten Staaten – Negern, Weißen und anderen –, die für diese Sache zu leiden hatten. Er lobt die Gemeinden, Einzelnen und christlichen Organisationen, die sich dafür einsetzen, daß dieser Schandfleck aus dem Leben der Nation getilgt wird. Er bedauert, daß es immer noch weiße Bürger gibt, die verzweifelt versuchen, an den alten Formen der Rassentrennung in Kirche und Schule, in Wohnung und Beruf sowie im öffentlichen Dienstgewerbe festzuhalten. Hundert Jahre nach der Emanzipationserklärung und in der Woche noch nie dagewesener Demonstrationen für Bürgerrechte in Washington ruft der Zentralausschuß die Kirchen der Vereinigten Staaten auf, sich stärker dafür einzusetzen, daß in ihrem Vaterland alle Formen von Rassendiskriminierung aus allen Lebensgebieten ausgeschlossen werden. Es bleibt den Kirchen noch viel zu tun, um in der Rassenfrage Theorie und Praxis in Einklang zu bringen. Es ist für sie an der Zeit, sich darum zu bemühen, Verständnis für die internationalen Auswirkungen der Krise zu wecken, jede Spur der Diskriminierung aus dem nationalen Leben zu tilgen, ihre Anstrengungen zu verdoppeln, echtes Verständnis zwischen den Negern und anderen Bürgern zu schaffen, um das Amt der Versöhnung zu erfüllen.

IV.

Die Forderung nach rassischer und ethnischer Gleichberechtigung wird an vielen Orten laut und wird nicht eher verstummen, als bis sie überall restlos erfüllt worden ist. Uns ist klar, daß der Hinweis auf die Lage in Südafrika und den Vereinigten Staaten unser aller Gewissen herausfordert, in unseren eigenen Ländern, Städten und Kirchen alles nur Mögliche für rassische Gerechtigkeit und christliche Bruderschaft zu tun. Die geforderte Lösung verlangt einen radikalen Wandel althergebrachter Vorstellungen und Handlungsweisen. Überall, wo Angst vor solch einem Wandel besteht, müssen wir uns klarmachen, daß dort, wo Gott ist – und er ist gewiß in dieser Frage am Werk –, wir keine Angst zu haben brauchen. Eine weitere schwerwiegende Folge des Kampfes für die Gleichheit der Rassen ist, daß er Schranken für die offene Kommunikation zwischen einzelnen, Rassen, Regierungen, Organisationen und sogar Kirchen aufrichtet. Aber Offenheit und Verständigung auf all diesen Gebieten sind für die Erreichung dieses Zieles unerlässlich.

Die Verheißung des Heiligen Geistes ist die Garantie dafür, daß diese Dinge möglich sind.

Sechs amerikanische Mitglieder des Zentralausschusses, unter ihnen der Generalsekretär der Vereinigten Presbyterianischen Kirche, Dr. Eugene Carson Blake, verließen vorzeitig die Sitzung in Rochester, um an dem „Marsch auf Washington“ teilzunehmen, der dem Protest gegen die Rassentrennung galt.

Als im Oktober 1963 die 18. Vollversammlung der Vereinten Nationen zusammentrat, stellte die KKIA den Delegierten eine Denkschrift zu, in der sie ihren bzw. den Standpunkt des ÖRK zur Abrüstung, friedlichen Nutzung des Weltraumes, Flüchtlingsarbeit, wirtschaftlichen Entwicklung, Apartheid, Glaubensfreiheit sowie zu anderen Fragen darlegte, die auf der Tagesordnung der Vollversammlung standen.

Aber auch in Einzelfällen versuchte die KKIA immer wieder, ihre Stimme mahnend und warnend zu Gehör zu bringen. So äußerten am Vorabend der Exekutivausschußsitzung des ÖRK in Odessa im Februar 1964 Dr. O. Frederick Nolde, Direktor, und Sir Kenneth Grubb, Vorsitzender der Kommission, in einem Telegramm an den Generalsekretär der Vereinten Nationen, U Thant, ihre ernste Besorgnis über die tragischen Ereignisse in Ruanda:

Nach Gesprächen hier in Moskau mit Kollegen aus vielen Teilen der Welt, darunter solche, die Ruanda gut kennen, geben wir am Vorabend der Tagung des Exekutivausschusses des Ökumenischen Rates in Odessa ihrer tiefen Besorgnis über die tragische Situation in Ruanda Ausdruck. Alle vorhandenen Indizien deuten darauf hin, daß hier die geplante Ausrottung eines ganzen Volkes stattfindet. Wir begrüßen Ihre Initiativen und vertrauen darauf, daß es den Vereinten Nationen möglich sein wird, wirksame Maßnahmen zu ergreifen. Der Ökumenische Rat hat soeben die Bildung eines Sonderfonds in Höhe von einer Million Dollar für Afrika angekündigt, insbesondere für Ruanda, wo der Rat bereits zahlreiche Hilfsprojekte finanziert hat.

(öpd Nr. 6 vom 13. 2. 1964)

Der Exekutivausschuß selbst ging in Odessa in einer umfassenden Erklärung auf die Abrüstungsprobleme ein:

ABRÜSTUNG HEUTE — PROBLEME UND GELEGENHEITEN

Als Mitglieder des Exekutivausschusses des Ökumenischen Rates der Kirchen, der in Odessa tagt, haben wir die weite Verbreitung, die die im August vom Zentralausschuß des Ökumenischen Rates angenommene Erklärung „Der Vertrag zum Kernwaffenversuchsverbot und die nächsten Schritte“ in staatlichen und zwischenstaatlichen Kreisen gefunden hat, und ebenso ihre gute Aufnahme bei vielen Kirchen zur Kenntnis genommen. Nach einem vorliegenden Bericht haben die Amtsträger der Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten diese Erklärung der wiederaufgenommenen Konferenz des Achtzehn-Mächte-Ausschusses für Abrüstungsfragen übermittelt und auf Grund dieses Dokuments insbesondere mit den Delegationsleitern der Atommächte beraten.

Wir begrüßen das Nachlassen der Spannungen zwischen den Großmächten, das dem Abschluß des begrenzten Atomstop-Vertrages in Moskau im vergangenen Sommer gefolgt ist. Jede Gelegenheit sollte genutzt werden, um vom Rüstungswettstreit zur Zusammenarbeit in der Abrüstung zu gelangen. Wenn die prekäre Entspannung des Augenblicks festeren Bestand erhalten und weitere Vereinbarungen erzielt werden sollen, müssen ernsthafte Hindernisse überwunden werden.

Regierungen neigen dazu, einen Plan nur für annehmbar zu halten, wenn er von ihrem eigenen Vertreter vorgeschlagen worden ist. Diese Einstellung muß der Bereitschaft

weichen, jeden Plan auf Grund seiner eigenen Verdienste zu bewerten und ein sinnvolles Verhandlungsverfahren anzunehmen, durch das gemeinsam erarbeitete Vorschläge vorgelegt werden können. Das Bestreben, aus Abrüstungsmaßnahmen militärischen Nutzen zu ziehen, birgt die Gefahr eines Krieges in sich. Die Mächte sollten sich über Maßnahmen zu einigen suchen, die ein vernünftiges Gleichgewicht erhalten, denn der Frieden hängt noch immer an dem dünnen Faden des Gleichgewichts der Kräfte. Örtliche Konflikte treten immer häufiger auf und führen mächtige Staaten in Versuchung, hier ideologische oder territoriale Gewinne zu erzielen – sei es durch militärische Hilfe, wirtschaftliche Ausbeutung oder Subversion. Gibt man dieser Versuchung nach, wird die Gefahr erweiterter Konflikte die Menschheit auch in Zukunft beunruhigen. Durch den erzwungenen Fortbestand fremder Aufsicht, die die Völker daran hindert, ihre eigene Regierungsform und Vertreter frei zu wählen, bleibt die internationale Situation weiterhin unruhig und unsicher.

Ungeachtet des mangelnden Vertrauens und trotz des Mißtrauens, das so lange dauern wird, wie derartige Hindernisse bestehen, muß eine allgemeine und umfassende Abrüstung das Ziel internationaler Bemühungen bleiben. Es wäre jedoch eine Selbsttäuschung, anzunehmen, daß ein leichter Weg uns schnell dorthin führt. Wir würden nur versäumen, vorhandene Gelegenheiten zu nutzen, die einen schnelleren Fortschritt in Richtung auf einen menschenwürdigen Weltfrieden in Gerechtigkeit und Freiheit gestatten.

Vorschläge, die in jüngster Zeit von beiden Seiten gemacht worden sind, können eine große Bedeutung für die internationale Sicherheit haben. Zu ihnen gehören Verhandlungen über einen Nichtangriffspakt; Abschluß eines internationalen Abkommens, durch das sich alle Staaten verpflichten, territoriale Streitigkeiten und Grenzfragen ohne Gewaltanwendung zu lösen; Abschluß eines internationalen Abkommens, durch das sich alle Staaten verpflichten, auf jede direkte oder indirekte Form der Drohung oder jeder Gewaltanwendung zur Verteidigung eigennütziger politischer oder wirtschaftlicher Interessen, auf jeden Angriff, jede Subversion und auf geheime Waffenlieferungen zu verzichten; Produktionsstop für spaltbares Material, das militärischen Zwecken dient, und Umstellung der Kernenergieproduktion auf friedliche Zwecke; Errichtung von Kontrollposten als Vorkehrungen gegen Überraschungsangriffe; Begrenzung der nuklearen Schlagkraft und nuklearer Trägerwaffen; Vorkehrungen gegen die Erweiterung des Kreises der Atomkräfte; Errichtung kernwaffenfreier Zonen; Einstellung unterirdischer Tests für militärische Zwecke. In einer Reihe von Fällen gleichen sich die einzelnen Vorschläge weit genug, so daß ein Übereinkommen möglich ist und erreicht werden kann.

Bei den fortschreitenden Bemühungen, durch multilaterale Vereinbarungen eine progressive Abrüstung zu erzielen, sollten die Mächte nicht vergessen, welche Rolle sie auch durch unilaterale Maßnahmen spielen können. Die Herabsetzung der Ausgaben für militärische Zwecke, eine verantwortliche militärische Haltung, die eindeutig den Eindruck aggressiver Absichten vermeidet, die Verminderung der Truppenstärke, Zurückhaltung bei politischen Spannungen, zunehmende Verwendung von spaltbarem Material für friedliche Zwecke – all dies sind Maßnahmen, die anderen als Beispiel und Vorbild dienen können und damit einer formelleren internationalen Aktion den Weg ebnen sollten.

Die mittleren und kleineren Mächte, mag man sie auf gewisse Weise mit den großen Mächteblöcken oder den anerkannt blockfreien identifizieren, haben auch ihre Rolle zu spielen. Es ist ihre Aufgabe, den Großmächten die Notwendigkeit von Konzessionen einzuschärfen, die, ohne die internationale Sicherheit zu gefährden, ein Übereinkommen fördern. Dabei werden sie im Auge behalten müssen, daß sie selbst eine Verantwortung zur Abrüstung haben und gewissenhaft vermeiden, ihre eigene militärische Macht durch den Erwerb von Waffen, die andere aufgeben, zu erweitern. Ihr Beitrag kann in gewissen Fällen ausschlaggebend, auf jeden Fall aber immer hoch bedeutend sein.

Die Zeit scheint uns reif zu sein für einen weiteren Schritt vorwärts im Kampf des Menschen gegen Krieg und Ungerechtigkeit. Der Fortschritt mag sich langsam und in kleinen Schritten vollziehen, aber er muß stetig und sicher sein. Wir appellieren an die Kirchen, ihren Friedenseifer zu intensivieren und, gemeinsam mit anderen Menschen guten Willens, die Regierungen zu Maßnahmen, wie wir sie vorgeschlagen haben, zu drängen. Laßt uns der Worte des Apostels Paul gedenken, laßt sie uns beachten: Ist es möglich, soviel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden (Röm 12, 18).

Auch die Deutschland- und Berlinfrage wurde in Odessa von dem Exekutiv-ausschuß durch Dr. Nolde zur Sprache gebracht:

Dr. Nolde berichtete von seinem letzten Berlinbesuch im November 1963, wo er auf Einladung der Evangelischen Akademie (Ost) einen Vortrag hielt. Die daran anknüpfende Diskussion habe ihm Gelegenheit gegeben, u. a. darauf hinzuweisen, daß eine Verbesserung oder Lösung der Deutschland-/Berlinfrage unter keinen Umständen auf militärischem Wege angestrebt oder erzielt werden dürfe; daß dort, wo keine unmittelbare Lösung gefunden werden könne, Geduld geboten sei, in der bestehenden Situation auszuharren.

Ausdrücklich unterstrich Dr. Nolde bei dieser Gelegenheit das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes, wenn auch eine Ausübung dieses Rechtes gegenwärtig und in der unmittelbaren Zukunft nicht möglich sei. Er wies auf die „künstliche und unglückliche Lage“ geteilter Länder wie Deutschland und Korea und die tragische menschliche Situation, die sich daraus ergibt.

Die Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten war nach dem Bericht von Dr. Nolde seit der Zentralauschuß-Tagung 1962 in Paris ernstlich darum bemüht, zu einer Klärung der Berlinfrage beizutragen. Ihre Amtsträger hatten an Ort und Stelle wiederholt Gespräche mit ihren eigenen Vertretern und mit führenden kirchlichen Vertretern Ost- und Westberlins.

(öpd Nr. 7 vom 20. 2. 1964)

Auf der Jahrestagung der amerikanischen Mitgliedskirchen des ÖRK in Buck Hill Falls, Pa., im April 1964 legte Dr. Nolde einen Sechs-Punkte-Plan vor, in dem er erneut für die Einbeziehung der chinesischen Volksrepublik in die internationale Völkerfamilie, für die Wiedervereinigung und das Selbstbestimmungsrecht Deutschlands sowie für die Zusammenarbeit zwischen den USA und der Sowjetunion bei der Erforschung des Weltraumes eintrat:

Die ideologische Auseinandersetzung (zwischen Ost und West), so betonte Dr. Nolde zu Beginn seiner Ausführungen, müsse auch in Zukunft fortgesetzt werden. Der marxistische Kommunismus bleibe unverändert atheistisch und materialistisch ausgerichtet. Seine „gewaltsame revolutionäre Strategie und seine totalitäre Praxis“ könne jeden Augenblick gegen die Unantastbarkeit der menschlichen Persönlichkeit verstoßen. Der Ökumenische Rat habe den Totalitarismus in allen seinen Erscheinungsformen als in der Lehre falsch und in der Praxis gefährlich abgelehnt. Der Totalitarismus pervertiere das Ziel der sozialen Gerechtigkeit, zu dem er sich bekenne.

Dieser ideologische Konflikt, so ernst er auch ist, kann nach den Worten Dr. Noldes jedoch nicht durch einen politischen Machtspruch oder durch militärisches Vorgehen gelöst werden. Insbesondere müsse auf dem Gebiet der internationalen Angelegenheiten mit sechs Mythen Schluß gemacht werden:

1. Der Mythos, daß sowohl der Kommunismus als auch der Imperialismus eine geschlossene Einheit darstellt, muß einer verständnisvollen Differenzierung und einem Verzicht auf alles Denken in Schlagworten Platz machen.

2. Der Mythos, daß Deutschland als bleibendes Ergebnis des 2. Weltkrieges getrennt

bleiben muß, kann nicht aufrechterhalten werden. An seiner Stelle muß Deutschland die Möglichkeit zur Ausübung seines Selbstbestimmungsrechts auf eine Weise gegeben werden, die gleichzeitig die Sicherheit seiner Nachbarn im Osten und Westen gewährleistet.

3. Der Mythos, daß phantastische Geldsummen für den Militärhaushalt bereitgestellt werden müssen, solange der kalte Krieg dauert, muß durch die Beschleunigung ausgewogener Abrüstungsmaßnahmen verdrängt werden.

4. Der Mythos, daß das Volk Chinas isoliert von der Völkerwelt bleiben muß, bis seine Regierung allgemein akzeptabel ist, muß intelligenten und realistischen Bemühungen weichen, der künstlichen Trennung ein Ende zu setzen.

5. Der Mythos, daß die Vereinigten Staaten bei der Erforschung des Weltraums die Sowjetunion übertreffen sollten oder die UdSSR die USA, daß entweder die USA oder die Sowjetunion den ersten Menschen zum Mond entsenden sollte, muß gemeinsamen Bemühungen unter internationaler Aufsicht weichen.

6. Der Mythos, daß die Menschenrechte, insbesondere in der Frage der Rassenbeziehungen und der Religionsfreiheit, die interne Angelegenheit jedes Staates sei, muß der Anerkennung der Tatsache weichen, daß die internationalen Auswirkungen, die nun einmal Ereignisse haben können, wie sie sich in jedem Land abspielen, die Jurisdiktion der einzelnen Staaten erheblich eingengt haben. *(öpd Nr. 16 vom 30. 4. 1964)*

Nachdem 1962 erstmalig eine „Konsultation über Frieden und Abrüstung“ zwischen Vertretern der Kirchen und der Großmächte stattgefunden hatte (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 304 ff.), lud die KKIA zu einer zweiten Konsultation vom 16. bis 18. Juni 1964 wiederum in Genf ein. Der Direktor der amerikanischen Waffenkontroll- und Abrüstungsbehörde, William C. Foster, und der amerikanische Botschafter Clare Timberlake sprachen für die Vereinigten Staaten, Sir Paul Mason für Großbritannien und Botschafter Mendeleyevitsch, der Stellv. Vorsitzende der sowjetischen Delegation bei der Genfer Abrüstungskonferenz, für die UdSSR. Botschafter L. C. N. Obi (Nigerien) erläuterte die Haltung eines bündnisfreien Landes. Von den 35 kirchlichen Teilnehmern aus zwölf Ländern seien genannt: Sir Kenneth Grubb (London), Prof. J. L. Hromadka (Prag), Metropolit Justin (Bukarest), Metropolit Nikodim (Moskau), Dr. O. F. Nolde (New York), Landesbischof Dr. Noth (Dresden), Dr. C. L. Patijn (Utrecht), Dr. Adrian Pelt (Genf), Dr. Elfan Rees (Genf), Prof. U. Scheuner (Bonn) und Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft. Im Anschluß an die Konsultation wurde am 22. Juni eine Erklärung veröffentlicht, die zwar zurückhaltend, „aber hoffnungsvoll“ die in den letzten zwölf Monaten von den Atommächten erzielten Übereinkommen begrüßt:

Die Verhandlungspartner der Genfer Abrüstungskonferenz, so wird darin erklärt, schienen sich in zwei wesentlichen Fragen einig geworden zu sein: daß die Abrüstungsmaßnahmen das Gleichgewicht nicht beeinträchtigen dürften, auf dem die Sicherheit heute ruhe, und daß das Endziel die allgemeine und vollständige Abrüstung sei.

Dieses Ziel könne nur stufenweise erreicht werden, so heißt es in der Erklärung, deshalb seien Zwischenlösungen notwendig. Jeder Fortschritt in der Abrüstungsfrage trage zur Verbesserung der politischen Atmosphäre bei, während andererseits jeder Schritt zur Schlichtung politischer Differenzen Fortschritte in der Abrüstung begünstige.

Das für den Erfolg der Abrüstungsbemühungen unentbehrliche gegenseitige Vertrauen kann sich nach Ansicht der Tagungsteilnehmer angesichts der tiefgreifenden Meinungsunterschiede zwischen den Großmächten über bedeutende politische Probleme wie die Zukunft Deutschlands und Südasiens nur schwer entwickeln. Belastend sei ferner die

ständige Gefahr, daß örtlich begrenzte Konflikte zu einem lokalen Rüstungswettlauf oder zu einer bewaffneten Intervention der Großmächte führen.

Fortschritte in der Abrüstungsfrage können unter den gegebenen Voraussetzungen nach den Vorschlägen der Konsultation durch internationale Verträge erreicht werden, die eine gleichwertige Herabsetzung der Kernwaffenvorräte zum Ziel haben, oder durch ein unilaterales Vorgehen, welches das Gegenüber zu ähnlichen Schritten ermutigt. Gemeinsames Handeln könne auch da von Nutzen für die Verhandlungen sein, stellte die Konsultation weiter fest, wo nicht unmittelbar die Produktion oder der Besitz von Waffen berührt werde, wohl aber die Anwendung solcher Waffen oder Sicherungen gegen Überraschungsangriffe und Fehlkalkulationen zur Diskussion stünden.

„Verschiedene Verteidigungsmaßnahmen und Abrüstungsvorschläge“, so betont die Erklärung der Konsultation, „sind im Gegenlager mit großem Mißtrauen aufgenommen worden. Dieses Mißtrauen wurde nach unserer Meinung noch dadurch verstärkt, daß der Stimme des anderen Lagers kein Gehör geschenkt wurde, nicht selten auch dadurch, daß technische Aspekte mißverstanden wurden. Gleichwohl, diese Besorgnis selbst ist ein Faktor, der nicht ignoriert werden sollte.“

An die Kirchen, „deren besondere Rolle auf diesem Gebiet bei weitem noch nicht voll erkannt und definiert“ sei, appellierte die Konsultation, die Abrüstungsverhandlungen durch Vorschläge zu ermutigen, zur Bildung einer einsichtsvollen und konstruktiven öffentlichen Meinung beizutragen, ihre Gemeinschaft über alle Grenzen hinweg zu festigen und zwischen Menschen verschiedener politischer Überzeugungen engere Kontakte auf dem Gebiet der Wissenschaft, der Wirtschaft und der Kultur zu fördern. Es sei ferner Aufgabe der Kirchen, die Regierungen vor der Gefahr der „Selbstgefälligkeit und Machtanmaßung“ zu warnen, „da wir alle dasselbe Schicksal teilen und alle Opfer eines unbedachten oder falschen zur Vernichtung führenden Schrittes werden können“.

(öpd Nr. 24 vom 25. 6. 1964)

Inzwischen hatte sich die KKIA auch mehrfach bemüht, in die Zypernkrise schlichtend einzugreifen. Der Exekutivausschuß der KKIA faßte seine Stellung im Juni 1964 in folgenden Punkten zusammen:

Der Exekutivausschuß billigt allgemein das Vorgehen der Amtsträger des Ökumenischen Rates der Kirchen und der Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten und gibt die folgenden Bemerkungen zur gegenwärtigen Situation zu Protokoll:

1. Verträge sollten nicht einseitig gekündigt werden. Es ist aber ebenso wichtig, daß dann, wenn ein Vertrag praktisch nicht ausführbar ist, die andere Seite nicht ablehnt, über einen neuen Vertrag zu verhandeln.

2. Der vom Sicherheitsrat gefaßte Beschluß, die UN-Aktion auf Zypern auszudehnen, muß personell und finanziell voll unterstützt werden.

3. Keine auswärtige Macht darf eine militärische Intervention unternehmen oder aufrechterhalten, und keine solche Macht darf direkt oder durch Waffenlieferungen in die UN-Aktion eingreifen.

4. Ruhe und Ordnung müssen wiederhergestellt werden, damit durch die Vermittlung der Vereinten Nationen Verhandlungen über alle offenstehenden Fragen, auch über Verfassungsfragen und militärische Probleme, zustande kommen.

5. Alles muß getan werden, um die zerrütteten Beziehungen zwischen der griechischen und der türkischen Bevölkerung wiederherzustellen, damit eine für den Erfolg der Verhandlungen günstigere Atmosphäre entsteht.

(öpd Nr. 26 vom 9. 7. 1964)

Der Exekutivausschuß des ÖRK griff einen Monat später in Tutzing auch seinerseits die Zypernfrage auf und gab nachstehende Erklärung ab:

Der Exekutivausschuß hat Berichte über den zunehmenden Ernst der gegenwärtigen Krise auf Zypern gehört und gibt seiner tiefen Besorgnis Ausdruck;

er billigt allgemein die bisherigen Schritte der Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten.

Angesichts der Gefährdung, die sie für den internationalen Frieden und die dem Volk Zyperns – gleich welcher Staatsgruppe – zustehende Gerechtigkeit darstellt, bittet er die Amtsträger, die Fortsetzung der UNO-Aktion im Interesse des Friedens und der Gerechtigkeit zu unterstützen. Er ist der Ansicht, daß zur Erlangung dieses Zieles die Zusammenarbeit aller direkt betroffenen Regierungen äußerst wichtig ist.

(öpd Nr. 29 vom 30. 7. 1964)

Diese Erklärung wurde sowohl dem Weltsicherheitsrat und dem Generalsekretär der Vereinten Nationen wie auch den Regierungen Zyperns, Griechenlands und der Türkei übermittelt. Auf die vielfachen Anfragen aus den Mitgliedskirchen, warum der ÖRK Erzbischof Makarios nicht viel energischer entgegengetrete, antwortete Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft in einem Schreiben an den Protestantischen Kirchenbund der Schweiz:

ZYPERN UND DIE ÖKUMENE

Eine Antwort Dr. Visser 't Hoofts

(Genf) – In einem Schreiben an den Protestantischen Kirchenbund der Schweiz erinnert Generalsekretär Dr. W. A. Visser 't Hooft daran, daß der Ökumenische Rat der Kirchen durch seinen Exekutivausschuß wiederholt seiner ersten Besorgnis über die politische Lage auf Zypern Ausdruck gegeben und die Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten sich wiederholt an die betroffenen Parteien gewandt habe. Dr. Visser 't Hooft äußerte sich damit zu den Fragen, die der Kirchenbund zur Zypernkrise und zur Haltung Erzbischof Makarios' aufgeworfen hatte.

„Zweck der Botschaften und Resolutionen, die wir angenommen haben, war es gerade, zu unterstreichen, daß eine unilaterale Lösung inakzeptabel ist“, stellt Dr. Visser 't Hooft fest. „Dementsprechend fordert eine der Botschaften an Erzbischof Makarios ‚Gerechtigkeit für alle Bevölkerungsteile und eine Lösung auf der Grundlage der Charta der Vereinten Nationen‘. In allen unseren Resolutionen haben wir es im übrigen als notwendig unterstrichen, den Direktiven der Vereinten Nationen zu folgen, da allein die UNO gegenwärtig eine für die interessierten Länder akzeptable, gewaltlose Lösung herbeizuführen imstande ist.“

Dr. Visser 't Hooft erläutert anschließend, warum der Ökumenische Rat der Kirchen in seinen Interventionen nicht weitergegangen ist. „Der Ökumenische Rat“, so schreibt er, „ist keine Superkirche. Wenn er sich zu dieser oder jener Frage äußert, muß er sich auf einen weitgehenden Konsensus innerhalb der Mitgliedskirchen oder auf Prinzipien stützen können, zu denen sich die Kirchen auf den Vollversammlungen gemeinsam bekannt haben. Im vorliegenden Fall besteht ein solcher Konsensus nicht. Im Gegenteil: die Meinungen gehen weit auseinander, wie wir in unseren Leitungsgremien bei zahlreichen Diskussionen feststellen konnten. Was die Prinzipien anbetrifft, stimmen wir alle darin überein, daß die Rechte der Minderheiten geachtet werden müssen, doch gibt es keine klare Lehre über das Wesen dieser Rechte ... Soll man denen Recht geben, die sagen, daß in einer Demokratie die Mehrheit das entscheidende Wort spricht, oder soll man denen folgen, die der Meinung sind, daß einer Minderheit außer den Rechten, die alle Bürger genießen, gewisse zusätzliche Rechte zustehen?“

Schließlich schreibt Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft zu den politischen Funktionen

des Erzbischofs: „Wir im Westen können die gleichzeitige Ausübung eines politischen und eines kirchlichen Amtes nicht gutheißen. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß zur Zeit Zwinglis und Calvins eine solche Verbindung auch im Westen existierte.“ Die geschichtliche Entwicklung sei im Westen anders verlaufen als im Osten, und eine Reihe orthodoxer Kirchen denke „auch heute noch in den Kategorien des Corpus Christianum“. Unter diesen Umständen nütze es wenig, dieses System einfach zu verurteilen. Besser wäre es, so meint Dr. Visser 't Hooft, wenn die Kirchen des Westens sich direkt an Erzbischof Makarios wendeten und in christlicher Gesinnung vorbrächten, was sie an seinen politischen Funktionen und Aktivitäten schockiere. (öpd Nr. 35 vom 24. 9. 1964)

Auch die schwierige Lage des Ökumenischen Patriarchats von Konstantinopel war Gegenstand einer Resolution der Exekutivausschußsitzung in Tutzing (und vieler weiterer Bemühungen des ÖRK und der KKIA):

Der Exekutivausschuß, der Berichte über die zunehmend schwierige Lage des Ökumenischen Patriarchats und seiner Gemeinden in der Türkei erhalten hat,

gibt seiner tiefen Besorgnis Ausdruck;

billigt allgemein die bereits von den Amtsträgern des Ökumenischen Rates und der Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten unternommenen Schritte;

bekräftigt seine Überzeugung, daß die Unversehrtheit des Ökumenischen Patriarchats in Istanbul und die freie Ausübung seiner Funktionen für die Orthodoxie und für die ökumenische Bewegung allgemein von großer Bedeutung sind;

bittet die Amtsträger, alles in ihrer Macht Stehende zu tun – durch staatliche und zwischenstaatliche Maßnahmen wie auch durch die Kirchen –, um die Situation zu verbessern und zu stabilisieren. (öpd Nr. 29 vom 30. 7. 1964)

Schließlich sagte der Exekutivausschuß noch ein weiteres Wort zum Rassenkonflikt:

DIE KIRCHEN IM GEGENWÄRTIGEN RASSENKONFLIKT

*Stellungnahme des Exekutivausschusses des ÖRK auf seiner Tagung in Tutzing
27. bis 31. Juli 1964*

I.

Auf seiner Tagung im Juli 1964 in Tutzing hat der Exekutivausschuß Berichte über die Tätigkeit der Kirchen in den Rassenkonflikten in vielen Teilen der Welt, besonders in den USA und den Ländern Südafrikas, entgegengenommen.

Auf seiner Tagung in Rochester im August 1963 rief der Ökumenische Rat die Christen und Kirchen dazu auf, sich führend im Kampf um die Gleichberechtigung der Rassen zu beteiligen und die innere Haltung der Kirchen zu überprüfen, so daß ihre eigene Gemeinschaft alle Gläubigen ohne Diskriminierung und in Liebe umschließt. Mit großer Dankbarkeit gegen Gott hat der Exekutivausschuß festgestellt, daß auf beiden Gebieten viel getan worden ist.

Aber viel bleibt noch zu tun. Rassische Vorurteile stellen eine ständige Gefahr überall dort dar, wo Menschen verschiedener Rassen zusammen leben. Wenn rassische Leidenschaften erst einmal geweckt worden sind, wird es außerordentlich schwer, sachgemäße und gerechte Lösungen für die zugrunde liegenden Probleme zu finden. Außerdem verleitet die weite Verbreitung von Nachrichten über Rassenkonflikte viele Menschen, die in Gebieten leben, in denen es keine Rassenmischung gibt, dazu, über andere Urteile zu fällen und sich selbst als vorurteilsfrei zu betrachten. Dabei liegt es vielleicht nur an der mangelnden Versuchung, daß sie ihre Vorurteile nicht ausdrücken. Keiner von uns dürfte

„Gott danken, daß wir nicht sind wie die anderen Leute“. Hingegen müssen wir alle immer „nüchtern sein und wachen, damit wir nicht in Versuchung fallen“.

Der Exekutivausschuß befiehlt darum die vielen Christen und Kirchen, die durch positive und aufopfernde Taten der Liebe und des Dienstes um die Überwindung der Rassenspannungen ringen und ihre christliche Gemeinschaft von Diskriminierung zu reinigen suchen, der Fürbitte und Unterstützung aller Kirchen, und fordert alle Kirchen an allen Orten auf, immer fester für Versöhnung und Gerechtigkeit einzutreten und sich selber noch dringender zu fragen, was ihre Pflicht ist.

II. Zu den gegenwärtigen Rassenspannungen in den USA

Die gegenwärtige Verschärfung der Spannung darf den großen Fortschritt nicht verdunkeln, der mit der Annahme des Gesetzes über die Bürgerrechte in den USA gemacht worden ist. Der Exekutivausschuß stellt mit Dankbarkeit die wichtige Rolle fest, die die Kirchen in diesem Zusammenhang gespielt haben. Der Nationalrat der Kirchen und viele seiner Mitgliedskirchen bereiten eine große Zahl Menschen darauf vor, das Gesetz in die Praxis zu überführen, akute Rassenspannungen zu überwinden und an der Beseitigung der tieferen Ursachen der Rassenunruhen mitzuarbeiten. Der Ökumenische Rat der Kirchen versichert diese Kirchen und den Nationalrat der Kirchen seiner Unterstützung.

Wir beklagen die Handlungen derer, die durch ihren Widerstand gegen neue und weiterreichende Formen rassischer Beziehungen Gewaltausbrüche verursachen. Wir beklagen gleicherweise die ausgebrochenen Gewalttätigkeiten, die zum Teil Ergebnisse uralter Enttäuschungen und Mißstände sind. Diese Ausschreitungen jedoch sollten Christen in ihrer Verpflichtung zum Kampf gegen Diskriminierung und Vorurteil nicht irremachen. Solche Verwirrung muß sie im Gegenteil der Dringlichkeit sozialer Versöhnung und sozialen Wiederaufbaus nur desto bewußter machen und sie dazu veranlassen, ihre Anstrengungen zu verdoppeln. Wir drücken unsere Hochachtung für den von vielen Menschen, darunter vielen Pastoren, bewiesenen Mut und ihre Hingabe aus. Junge Menschen aller Rassen sind oftmals anderen durch ihren Mut und ihre Beständigkeit ein Beispiel gewesen. Wir machen auch auf die mit Selbstdisziplin und Hingabe durchgeführten wirkungsvollen Formen gewaltlosen Widerstandes aufmerksam.

III. Zur Situation in Südafrika

In Kitwe, Nordrhodesien, wurde im Juni 1964 eine Arbeitstagung über christliches Handeln und erstrebenswertes Vorgehen in den Rassenbeziehungen in den südafrikanischen Ländern veranstaltet. Wir ermutigen die Kirchen dieser Länder in ihrer Arbeit für eine Lösung ihrer akuten Rassenprobleme. Wir bitten die Kirchen in aller Welt dringend, den Bericht dieser Arbeitstagung zu studieren und nach Wegen zu suchen, auf denen durch brüderliches Handeln und Gebet zu dem *einen* Vater das christliche Anliegen rassischer Gerechtigkeit und guten Willens in ganz Südafrika gefördert werden kann.

Wir machen aufmerksam auf die wachsende Bedrohung der Freiheit des Gottesdienstes und des Dienstes in der Welt durch willkürliche Aktionen, einschließlich der von Regierungen verfügten willkürlichen Gefangenhaltung oder Ausweisung von Kirchenführern, die ihre christliche Verantwortung wahrnehmen.

Im Lichte dieser Entschließung bittet der Exekutivausschuß die Regierung von Südrhodesien dringend, ihre Entscheidung zur Ausweisung der beiden führenden kirchlichen Persönlichkeiten, Bischof Ralph Dodge und Pfarrer Robert Hughes, zu überprüfen.

Die Wirksamkeit der KKIA wie auch anderer Organe des ÖRK auf internationalem Gebiet wird man freilich erst dann recht ermessen und werten können,

wenn man in Betracht zieht, daß nur ein Teil ihrer Tätigkeit in Empfehlungen oder Resolutionen öffentlich sichtbar wird, während das Schwergewicht ihrer Bemühungen um Verständigung und Frieden auf persönlichen Kontakten und Verhandlungen liegt.

V. KONFESSIONELLE WELTBÜNDE UND CHRISTLICHE WELTORGANISATIONEN

In den Berichtsjahren lagen die Vollversammlungen der beiden größten konfessionellen Weltbünde, des Lutherischen Weltbundes vom 30. Juli bis 10. August 1963 in Helsinki und des Reformierten Weltbundes vom 3. bis 13. August 1964 in Frankfurt am Main. Der IV. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes war vom 25. bis 30. Juli 1963 in Stockholm die „Zweite Lutherische Weltkonferenz für soziale Verantwortung“ vorausgegangen (vgl. zum Ganzen: „Helsinki 1963“, Beiträge zum theologischen Gespräch des Lutherischen Weltbundes, hg. von Erwin Wilkens, Berlin und Hamburg 1964).

Den über 800 Delegierten, Beratern und offiziellen Besuchern aus 38 Ländern (darunter auch einige römische Katholiken), die sich in Helsinki unter dem Thema „Christus heute“ versammelten, war die schwierige Aufgabe gestellt, die lutherische Rechtfertigungslehre in einer dem heutigen Menschen verständlichen Form auszudrücken. Daß dies nur unvollkommen gelang, gehörte zu dem nüchternen Fazit, das die Teilnehmer bei Abschluß der Konferenz ziehen mußten. Das vielumstrittene „Dokument 75“, das sich mit der Rechtfertigung beschäftigte, wurde erst ein Jahr später nach auftragsgemäßer Überarbeitung durch die Theologische Kommission der Öffentlichkeit übergeben:

RECHTFERTIGUNG HEUTE

Endgültige Fassung des Dokumentes 75 der IV. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes

Nach eingehenden Beratungen stellte die Theologische Kommission des Lutherischen Weltbundes auf ihrer ersten Tagung nach Helsinki, vom 29. Juli bis 3. August in Pullach bei München, das vielzitierte Dokument 75 der IV. Vollversammlung in Helsinki zur Rechtfertigungsfrage fertig. Die Vollversammlung 1963 hatte diesen Bericht als eine Zusammenfassung der Gesprächsergebnisse entgegengenommen und ihn zur „Erörterung, endgültigen Formulierung und Veröffentlichung an die neue Theologische Kommission verwiesen“.

Die Kommission veröffentlicht das redigierte Dokument zusammen mit einer von ihr erarbeiteten Präambel, die die bereits bei der Diskussion des Berichtes in Helsinki vorgebrachten Überlegungen und die Anliegen späterer Beiträge dazu zu berücksichtigen sucht.

Es ist beabsichtigt, Vorbemerkungen der Kommission, redigiertes Dokument 75 und einen umfassenden Forschungsbericht über die gesamte bis Helsinki 1963 innerhalb des Weltbundes geleistete Arbeit an dieser Frage sowie Angaben über Beiträge aus der Diskussion nach Helsinki zusammen in einer Publikation herauszubringen.

Im folgenden geben wir den Wortlaut der Vorbemerkung der Kommission (Präambel) und des Dokumentes 75 wieder.

Auf der IV. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Helsinki 1963 wurde die Botschaft von der Rechtfertigung unter dem Leitwort „Christus heute“ in 26 Diskussionsgruppen diskutiert. Die Diskussion war durch ein Studiendokument vorbereitet, mit dem sich einzelne theologische Arbeitsgruppen in den Mitgliedskirchen des LWB bereits längere Zeit beschäftigt hatten, und durch eine Reihe von Hauptvorträgen in den Plenarversammlungen. Die Diskussion, für die die Fragen um die Rechtfertigung in eine Reihe von Unterthemen aufgegliedert worden waren, konnte weder zu einheitlichen noch zu vollständigen Ergebnissen kommen. Da die Zeit und die übrige Arbeit der Vollversammlung drängten, konnte der Ausschuß, der die Berichte der Diskussionsgruppen zusammenzufassen hatte, nur versuchen, die wichtigsten Aussagen aus der Diskussion festzuhalten und zu ordnen. Um das Bild abzurunden, verband er diese Aussagen mit Gedanken, die in der Diskussion vor der Vollversammlung erarbeitet worden waren. Diese Zusammenfassung wurde dem Plenum als Dokument 75 vorgelegt, dort aber aus verschiedenen Gründen kritisiert. Zunächst gab es Stimmen, die die Verabschiedung eines theologischen Dokuments überhaupt ablehnten, weil einer solchen Äußerung des LWB fälschlicherweise bekenntnisähnliches Gewicht zugelegt werden könnte. Eine andere Gruppe wandte gegen das Dokument 75 ein, es gebe die Gruppendiskussionen nicht richtig wieder. Eine dritte Gruppe machte theologische Gründe gegen das Dokument geltend und kritisierte Anlage, Sprache oder bestimmte Einzelaussagen. Daher wurde das Dokument auch nach einer Überarbeitung nur „entgegengenommen“ und zur „Erörterung, endgültigen Formulierung und Veröffentlichung an die neue Theologische Kommission verwiesen“.

Die Theologische Kommission hat bei ihrer Tagung in Pullach bei München (29. Juli bis 3. August 1964) das Dokument in seinen Formulierungen redigiert, jedoch seinen Charakter inhaltlich nicht verändert. Auch in der vorliegenden Form darf es daher nicht als Ergebnis einer systematischen Meinungsbildung des LWB zum Thema Rechtfertigung angesehen werden. Es erfüllt seinen Sinn, wenn es das auf der Vollversammlung über die Rechtfertigung Erarbeitete vermittelt und Anstoß zu weiterer Diskussion dieses Themas gibt. Deshalb verweist die Theologische Kommission in den folgenden Leitsätzen ausdrücklich auf offene Fragen, die hinter den sechs Teilen des Dokumentes stehen.

1. Der erste Teil des Dokuments erinnert an die in Helsinki lebhaft diskutierte Frage: Wie kann ein Kontakt zwischen der Botschaft von der Rechtfertigung und dem Menschen von heute zustande kommen? Man sieht allgemein: Das Wort von der Rechtfertigung ist auch für die Bibel wohl die zentrale, aber durchaus nicht die geläufigste Form der Evangeliumspredigt; das Evangelium muß in vielen Formen in die menschliche Situation hineingesprochen werden. Grundsätzlich aber ist zu fragen: Setzt die Verkündigung der Rechtfertigung sachlich voraus, daß der Mensch erst nach dem gnädigen Gott fragt? Es ist zu bedenken, daß Paulus offensichtlich nicht in der Weise wie Luther von dieser Frage ausging (Phil 3, 4–11). Geschieht für Paulus nicht gerade durch die Verkündigung der Rechtfertigung die Selbstdarbietung Gottes zur Gemeinschaft, d. h. seine heilvolle Offenbarung (Röm 1, 17)? In der Verkündigung der Rechtfertigung erschließt sich Gott dem Menschen, indem er ihn in ein neues Verhältnis zu sich setzt. Glauben bedeutet, sich auf den Boden dieses neuen Gottesverhältnisses stellen und aus ihm leben. Sieht Paulus, wie die neuere Exegese weithin annimmt, nicht erst von diesem Glauben her auch das wahre Gesicht des Lebens in der Welt unter dem Gesetz (Röm 1, 18–3, 20; 7, 7–25)?

2. Zu dem zweiten Teil wurde in Helsinki und nachher gefragt: Darf gesagt werden: Gott rechtfertigt den Gottlosen, ohne daß, wie bei Paulus in Röm 4, 5, der Glaube erwähnt wird? Sicher rechtfertigt Gott nicht den „Gläubigen“ um seiner Gläubigkeit willen! Aber gerade dann ist zu erwägen, was das ständig mit der Rechtfertigung verbundene „aus Glauben“ bedeutet. Jesu Gemeinschaft mit den Sündern, auf die Para-

graph 7 verweist, wird nach Luk 15, 1 f. im Gleichnis vom verlorenen Sohn gedeutet: besagt dieses Gleichnis nicht, daß Aufnahme in das Vaterhaus und Heimkehr, Vergebung und Umkehr, Rechtfertigung und Glaube im Vollzug untrennbar sind?

3. Zu den kurzen Aussagen im dritten Teil über die Kirche (Paragraph 9) und über die Taufe (Paragraph 10) will die reformatorische Grundfrage: Wort *und* Sakrament, gehört werden. Die Taufe wird nur durch den Glauben zum Heil wirksam. Daher ist vordringlich zu fragen, wie die Taufe dem Getauften als Ruf zum Glauben vernehmbar gemacht werden kann. Wird nicht in Röm 6 dem Getauften die Taufe als Gottes Heilstat verkündigt, um Glaube und Leben aus Glauben zu wirken?

4. Der vierte Teil betont gegenüber der individualistischen Verengung, daß die Rechtfertigung allen Menschen gilt und Kirche werden läßt. Es bleibt jedoch zu bedenken, wie diese Bedeutung der Rechtfertigung für die Gemeinschaft gerade mit ihrer Ausrichtung auf den einzelnen zusammengehört. Ist die Verkündigung der Rechtfertigung nicht zugleich die Gestalt des Evangeliums, die es am stärksten auf den einzelnen Menschen zuspitzt? Im Römerbrief führen die Aussagen über die Rechtfertigung gerade auch zu einer einzigartigen anthropologischen Zuspitzung. Wird das Urteil vor dem Richterstuhl Gottes, auch die freisprechende Rechtfertigung, anders empfangen als in letzter Einsamkeit? Deshalb kann die Rechtfertigung auch den Sinn haben, den einzelnen in der Massengesellschaft zu einem eigenen, verantwortlichen Menschsein vor Gott zu verhelfen.

5. Der fünfte und sechste Teil rufen zur Bezeugung des Evangeliums durch ein Leben aus Glauben, das durch Christi Sterben und Auferstehen bestimmt ist. Dieser Aufruf gibt die Frage auf: Wie kann die Predigt von der Rechtfertigung so gefüllt werden, daß sie Zeugnis von Jesu Sterben und Auferstehen wird und Leben aus Glauben wirkt? Weiterhin: Wie kann das Tatzeugnis aussehen, wenn der Gerechtfertigte Sünder ist und bleibt? Für Paulus war die Rechtfertigung nicht nur die Gerechtsprechung des Sünders um Christi willen (Röm 3), sondern zugleich die Macht Gottes, die ein Leben mit dem gekreuzigten und auferstandenen Christus gestaltet (Röm 6). Das Leben aus Glauben ist immer zugleich Leben in der Hoffnung auf die Welt der Vollendung, die Leid und Widerstreit überwindet. Es bleibt zu bedenken, wie dieses letzte Ziel allen vorletzten Zielen und Hoffnungen der Menschen Platz und Gewicht zuweist.

Wenn die Diskussionsergebnisse der Vollversammlung, die das Dokument festhält, zusammen mit diesen Fragen gehört werden, geben sie Anlaß, die Schrift neu nach dem Sinn der Rechtfertigung zu befragen. Auf diese Weise kann die Rechtfertigung von der Schrift her neu für unsere Situation lebendig werden.

I.

1. Das reformatorische Zeugnis von der Rechtfertigung aus Glauben allein war die Antwort auf die existentielle Frage: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ In der Welt, in der wir heute leben, ist diese Frage fast verstummt. Geblieben ist die Frage: „Wie bekommt mein Leben einen Sinn?“ Indem der Mensch nach dem Sinn seines Lebens sucht, steht er auch unter dem Zwang, seine eigene Existenz vor sich und seinen Mitmenschen zu rechtfertigen. Nach den Maßstäben, die er sich selbst setzt, beurteilt er auch seine Mitmenschen. Daher ist die Menschheit voll von Vertrauen auf die eigene Leistung. Sie ist voll von dem Verlangen nach Anerkennung und Ruhm. Sie ist aber auch voll von gegenseitiger Anklage und Verurteilung. Leben nicht alle unter dem Zwang, Zukunftsbildern nachzujagen, von denen sie die Bestätigung ihres Lebens erwarten?

2. So ist zwar alles menschliche Leben voll von mannigfachen Versuchen, seine „Rechtfertigung“ zu finden. Aber die Frage nach der Rechtfertigung menschlichen Lebens schließt nicht mehr die Frage nach der Rechtfertigung *vor Gott* ein. Wir stehen heute mehr denn je betroffen vor einer neuen Form der Gottlosigkeit. Auch frühere Zeiten haben vor ähnlichen Problemen gestanden. Gerade zur Zeit des Urchristentums, aber auch im sogenannten „religiösen“ Mittelalter und zur Zeit der Reformation traf die Bot-

schaft des Evangeliums auch auf eine gottentfremdete und gottlose Umwelt. Dennoch brachte die Botschaft von der Rechtfertigung in der Zeit der Reformation eine Erneuerung der Kirche hervor und erweckte geistliche Kräfte, die den Menschen zu einem neuen Leben in Gemeinschaft mit Gott befreien konnten.

3. Heute jedoch befindet sich die Kirche in einer besonderen Verlegenheit, wenn sie das Evangelium verkündigen soll, ob sie dabei nun Worte wie „Sünde“, „Gnade“ und „Rechtfertigung“ gebraucht oder sich anderer Begriffe bedient. Die Schwierigkeit, der die Kirche hier begegnet, ist nicht nur der Anstoß, den die Verkündigung des Evangeliums unter den Menschen immer erregt. Der heutige Mensch erkennt gar nicht mehr, daß es Gott ist, der hier zu ihm spricht. Die Frage, ob Gott ist und wieso der Mensch Gottes Geschöpf ist, ist zu einer Frage geworden, die auch uns zur Anfechtung werden kann. Rechtfertigung setzt voraus, daß bei den Menschen eine Begegnung mit Gott stattfindet. Kann der Mensch in der heutigen geistigen Gesamtlage durch die Verkündigung der Kirche so auf die Wirklichkeit Gottes hingewiesen werden, daß er zur Frage nach der Rechtfertigung seiner Existenz vor Gott geführt wird?

4. Die Antwort auf diese entscheidende Frage hat Gott selbst gegeben. Denn der Mensch lebt mitten in der Welt Gottes, er erfährt Gottes Güte und Gottes Zorn – ob er es will oder nicht. Gott ist immer vor dem Menschen da, denn er hat ihn geschaffen. Auch einem solchen Menschen, der Gottes lebendige Gegenwart nicht erkennt, nicht bekennt und ihn deshalb nicht preist, kommt Gott nahe: Gott sendet seinen Sohn Jesus Christus, damit die Welt leben kann.

II.

5. Jesus Christus ist die Tat Gottes, in der Gott für alle Menschen die Rettung geschaffen hat. Gott selbst ist es, der in dem menschengewordenen Gottessohn, in dem gekreuzigten und auferstandenen Jesus, den Menschen rechtfertigt, und zwar gerade den Menschen, der von ihm abgefallen ist, den Gottlosen, der von ihm nichts wissen will, der ihn nicht als Schöpfer anerkennen und preisen will, sondern seinen eigenen Weg gehen und sein Leben selbst rechtfertigen möchte. Es ist da kein Unterschied: ohne Christus stehen wir alle als Gottlose vor Gott. Die Botschaft von der Rechtfertigung des Menschen ist nicht eine Ideologie, sondern gründet sich auf Worte und Taten des irdischen Menschen Jesus von Nazareth. Sie ist entsprungen aus den Begegnungen der Apostel mit dem auferstandenen Herrn und wurde von ihnen in der Kraft des Heiligen Geistes in die Welt hinausgetragen und auch uns übergeben.

6. Durch diese Botschaft kommt Gottes rechtfertigende Christustat zu jedem von uns. Erst an dieser Botschaft erkennen wir unsere Verlorenheit vor Gott. Durch diese Botschaft erkennen wir aber auch, wie Gott gerade uns, die Verlorenen, geliebt hat, indem wir uns im Leben und im Sterben auf die Zusage seiner Verheißung verlassen und so die Vergebung unserer Sünden empfangen. Diese Tat Gottes öffnet allen, die nach Gott fragen, die Tür zum unermesslichen Reichtum der Heiligen Schrift. Sowohl das Alte wie auch das Neue Testament gewinnen durch diesen Bezug ihren Sinn. Nach allem, was Gott an seinem auserwählten Volke tat, sandte er am Ende der Zeit seinen einzigen Sohn, Jesus Christus, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontius Pilatus, in die Welt der verlorenen Sünder. Damit hat er den Neuen Bund mit der Menschheit aufgerichtet, der in alle Ewigkeit besteht.

7. Als Jesus Christus mit den Sündern die Mahlgemeinschaft hielt, ist Gott selber in die Tiefe der Gottlosigkeit herabgestiegen. Die Gerechten nahmen daran Anstoß, weil sie meinten, Gott sei nur mit den Gerechten und Heiligen. Nun aber erfuhren sie, daß Gott den *Sünder* rechtfertigt. Daß Christus bei den Sündern ist, daß er als wahrer Mensch inmitten der Gottlosen lebt, ist die tröstliche Rechtfertigung des Menschen vor Gott.

8. Auch wenn Gottes Heilstat in der Heiligen Schrift in mancherlei Ausdrucksformen beschrieben wird, steht doch die Redeweise von der Rechtfertigung in der Mitte. Diese

eine Sache, auch wenn sie in anderen Begriffen erscheint, bildet die Mitte der Heiligen Schrift. Wenn die Reformation die Botschaft von der Rechtfertigung durch den Glauben allein als den Artikel herausgestellt hat, mit dem die Kirche steht und fällt, so ging es ihr nicht um eine bestimmte Terminologie, sondern um die Christustat selbst, um die Ehre Christi, der allein uns von unseren Sünden erlöst. Die Kirche steht und fällt auch heute noch damit, daß sie an der Rechtfertigungsbotschaft der Heiligen Schrift festhält. Wir würden freilich Gottes Heilshandeln für die Welt verraten, wollten wir uns nur an eine Terminologie und nicht an die mit ihr bezeugte Christuswirklichkeit binden. In diesem einen Bekenntnis zu Christus versammelt, rufen wir die Kirchen auf, Buße zu tun, wo sie die Rechtfertigungsbotschaft zur Selbstrechtfertigung mißbraucht und dadurch die Ehre Christi verletzt haben.

III.

9. Die Kirche Gottes auf Erden wird erbaut im Glauben an diesen Herrn Jesus Christus. Durch sie wird Christi Herrschaft auf Erden wirksam und schafft eine neue Menschheit. Christi Herrschaft verwirklicht sich, indem der Mensch Christus hört, sein Wort vernimmt und sich seiner Herrschaft unterwirft. Christus überträgt seine Herrschaft nie an eine ihn auf Erden repräsentierende Kirche oder Hierarchie. Er läßt seine Kirche nicht über sich selbst bestimmen, sondern sie ist sein Leib. Alles Leben in diesem Leib kann nur durch seine Gegenwart im Heiligen Geist erlebt und angenommen werden. Sie ist damit ihrer Selbstsicherheit entkleidet und zur Gewißheit seines barmherzigen Handelns geführt.

10. Die rechtfertigende Christustat kommt grundlegend durch die heilige Taufe zu dem einzelnen Menschen. Das Einst der Gottesferne wird in das Jetzt der Gottesnähe verwandelt. Der alte Mensch hat kein Lebensrecht mehr, sondern allein der neue Mensch, der aus Wasser und Geist neu geboren ist. Wenn wir aber mit solchem Nachdruck die Gabe und Gnade der Taufe bekennen, dann müssen wir unsere Kirche, unsere Pfarrer und alle getauften Glieder der Kirche fragen, ob sie die Taufe so ernst nehmen, daß sie dem Glauben hilft, ob die getauften Kinder Gottes in seinem Worte hinreichend unterrichtet und in der Gemeinschaft des Heiligen Geistes bewahrt werden.

IV.

11. Durch das verkündigte Wort und die gespendeten Sakramente wird neues Leben unter den Menschen wachsen. Die Gemeinschaft mit Christus läßt auch eine neue Gemeinschaft unter den Menschen entstehen. Unter denen, die die eine Taufe empfangen haben und zu dem einen Tisch des Herrn gehen, gibt es keine Unterschiede der Rassen und Völker. In Christus wird die Einsamkeit des Menschen und die Spaltung der Menschheit überwunden. Der Friede Christi ruft Menschen und Völker, die einander feind sind, zur Versöhnung. Die Glieder der neuen Menschheit bewahren ihren Frieden mitten in der Welt, wenn sie an Christi Leib Gemeinschaft haben.

12. Rechtfertigung schafft Gemeinschaft. Es war eine Verkürzung der Botschaft des Evangeliums, wenn die Rechtfertigung auf den einzelnen Menschen und seine Frage nach Gott beschränkt wurde. Diese Botschaft umspannt und erneuert die ganze Schöpfung. Der Ort, an dem die rechtfertigende Tat Gottes dem Menschen zugesprochen wird, ist die Kirche. Das ist die besondere Aufgabe der Kirche in Gottes Plan mit seiner Schöpfung.

13. Die Kirche ist nicht die Gemeinschaft der durch sich selbst Gerechten und von der Welt Abgesonderten. Sie ist die Gemeinschaft der begnadeten Sünder, die sich gehorsam in die Welt senden lassen. Wie ihr Herr lebt sie unter den Sündern, sie ißt und trinkt mit ihnen, sie nimmt sich ihrer Nöte an. Die Glieder der Kirche können sich nicht von der Welt abwenden, sie sind dazu berufen, sich in der Nachfolge Christi für die Welt hinzugeben, auch wenn die Welt von diesem Dienst nichts wissen will.

14. Nur in dieser Bereitschaft zum Opfer ist die Kirche wirklich Kirche Jesu Christi.

Würde sie sich als ein Kreis von „Gerechten“ in dieser Welt einrichten, so würde sie damit die Botschaft von der Rechtfertigung verleugnen, sie würde zur Sekte werden. Diese Botschaft gilt nämlich den Christen ebenso wie den Nichtchristen. Die Kirche soll nichts anderes tun als die Mittel verwalten, durch die Gott die Sünder rechtfertigt, die er sowohl innerhalb wie außerhalb der Kirche findet.

15. Wenn die Kirche dies vergißt, wird sie eine Anstalt zur Pflege religiöser Interessen oder kirchlicher Traditionen. Damit beschränkt sie ihre Wirkung auf gewisse Schichten der Gesellschaft und führt nur noch eine Winkelexistenz. Die Kirche hat aber nur dann eine Verheißung für die Zukunft, wenn sie Gottes Stimme an die gesamte Menschheit ist. Sie hat die ganze Welt, Menschheit *und* Kirche, vor Gott zu rufen und ihnen Gottes Gericht und rechtfertigendes Urteil zu verkündigen. Gott hat uns geliebt, da wir noch seine Feinde waren, daher wissen wir: Gott liebt den Gottlosen, Gott rechtfertigt ihn, Gott hält seine Kirche für ihn offen.

V.

16. Der Mensch, der in der Taufe Gottes rechtfertigende Gnade in Christus empfangen hat, ist damit zu einem neuen Leben berufen. Die Kräfte der Auferstehung sollen in seinem Leben sichtbar werden. Der Glaube soll sich in Taten der Liebe bewähren. Die erste Christenheit hat diesen Glauben in ihrer heidnischen Umwelt so gelebt, daß diese Umwelt davon betroffen war. Trotz aller menschlichen Schwachheiten, die auch in der frühen Christenheit vorhanden waren, wurde dennoch in ihrem Glauben und Leben die Wirklichkeit Christi spürbar. Es ist eine ernste Frage an unsere heutige Kirche, warum ihr Glaube im Gegensatz zu den großen Zeiten ihrer Geschichte so arm an sichtbaren Auswirkungen ist.

17. Wir sollten uns nicht dabei beruhigen, daß die Taten der Liebe in der Stille geschehen und deswegen im Verborgenen bleiben. Wo Menschen Gottes Liebe im Glauben erfahren haben, da leuchtet diese Liebe auch in einer dunklen Welt und läßt die Menschen fragen, wo solche Taten ihren Ursprung haben.

18. Durch die Taufe sind wir in den Tod Christi hineingenommen, damit wir in seiner Auferstehung das neue Leben führen. Im Luthertum ist das Wort vom *Kreuz* zur Mitte der Verkündigung geworden, aber darüber ist weithin die Botschaft von der *Auferstehung* in den Hintergrund getreten. Das hat sich auch auf das Verständnis vom Leben des Christen ausgewirkt. Man vergaß, daß die Taufe das ganze Leben des Christen umschließt und daß die Kräfte der Auferstehung in seinem Leben und Sterben wirksam sind. Der Getaufte, der weiß, was ihm geschenkt ist, lebt sein Leben in der Nachfolge des Gekreuzigten und Auferstandenen. Er muß bereit sein, sein Leben zu verlieren, um es in Christus wieder zu gewinnen.

19. Wir müssen ernstlich fragen, ob wir als getaufte Christen nach dem Vorbild Christi in Teilhabe an seinem Tod und seiner Auferstehung leben. Verleugnen nicht die Christen das Leben aus der Taufe, wenn sie uneingeschränkt den Weg des Erfolges wählen, auf dem ihnen das Kreuz wie ein Zeichen des Mißerfolges erscheinen muß? Wer ist noch bereit, seine Taufe alle Tage in der Zucht vor Gottes Angesicht zu leben?

20. Vielleicht ist der Weg der Christen in der Welt deshalb so unsicher geworden, weil wir uns ein solches gelebtes Glaubenszeugnis nicht mehr zutrauen. Wenn wir Christus nicht in seinem Sterben gleich sein wollen, dann können wir es auch nicht in seinem Leben sein. Dann kann die Kraft der Auferstehung bei uns auch nicht das Leben der neuen Menschheit begründen.

21. Die Kritik, die heute an der Kirche geübt wird, stützt sich häufig darauf, daß die Christen nicht das sind, was sie nach dem Willen ihres Herrn sein sollen. Das Sein der Kirche entspricht nicht mehr dem Vorbild des Neuen Testaments. Die Kritiker der Kirche sind der Meinung, daß die Christen aufhören sollten, eine Rolle zu spielen, an die sie selbst nicht mehr glauben.

22. Ein großer Teil der heutigen Kritik an der Kirche würde verstummen, wenn die Christen Christi opferbereite Liebe als prägendes Vorbild in ihr Leben hineinnehmen würden. Wir fragen darum die Christenheit, ob für sie das Geheimnis des Weizenkornes noch das Lebensgesetz für das wahre Menschsein ist.

23. Es ist für uns alle ein Trost, daß es bis heute Menschen gibt, die ihr Leben in der Nachfolge Christi leben, die im Kampf mit den bösen Mächten auch das Sterben in der Kraft der Auferstehung auf sich nehmen. Durch die Auferstehung Christi ist das Kreuz ein Zeichen des Sieges für alle geworden, die ihr Leben hingegeben haben als Zeugnis für Christus und seine Zukunft.

24. Die Kraft der Auferstehung verleiht aber nicht äußere Macht gegenüber den bösen Mächten unserer Welt. Die Mittel der Kirche im Kampf mit den Mächten sind geistlicher Art: Wort, Gebet, Liebestat und Leiden. Gerade durch diese Kräfte hat Gott den Christen Anteil an der Weltregierung gegeben. Viele Konflikte zwischen Staat und Kirche entstehen dadurch, daß die Kirche sich nicht auf ihren Auftrag beschränkt oder daß andererseits die Träger staatlicher Macht die Kirche in der Wahrnehmung ihres Auftrages hindern wollen. Erst wenn die Kirche auf jede weltliche Macht verzichtet, hat sie die Vollmacht zum Einspruch gegen jede politische Gewalt, die den Menschen nicht mehr respektiert oder das Wachstum wirklich menschlicher Gemeinschaft hindert.

VI.

25. Der Glaube an den gekreuzigten und auferstandenen Herrn gibt dem Menschen den Mut zum Leben in einer Welt, die durchsetzt ist mit dämonischen Gewalten und Versuchungen. Solche Gewalten begegnen uns heute z. B. in einem übersteigerten Nationalismus, in kollektivistischen Weltanschauungen, in einem demokratischen Fortschrittsglauben, im Materialismus der Wohlstandsgesellschaft. Inmitten aller dieser Bedrohungen und Versuchungen gibt die Rechtfertigung durch Jesus Christus dem Menschen einen neuen Mut zum Sein. Durch seine Taufe in Christus bekommt er ein neues Verhältnis zur Welt. Er entdeckt, daß Gott seine Schöpfung auch durch böse Menschen erhalten kann. Gott kann seine Macht sogar dadurch beweisen, daß er sein Werk auch durch Menschen tun läßt, die ihn leugnen oder hassen. Darum gibt die Rechtfertigung dem Christen den Mut, sein Leben unter Gottes Herrschaft zu führen und das Gute selbst in Gemeinschaft mit denen zu tun, die dafür nicht Gott, sondern sich selbst die Ehre geben.

26. Der Glaube überwindet die Sinnlosigkeit, die den Menschen immer wieder in seiner Arbeit überfällt. Auch wenn der Glaubende es nicht erkennen kann, weiß er, daß Gott schon immer in der Welt am Werk ist. Er gewinnt den Mut, gerade dort, wo das Leben gewagt werden muß. Er weiß, daß die neue Menschlichkeit, die durch Christi Menschwerdung und Auferstehung dieser Welt gegeben ist, durch ihn Gestalt gewinnen soll.

27. Der Christ führt sein neues Leben nicht zu seinem Ruhm. Wenn er Gottes rechtfertigendes Urteil annimmt, so kann das nur in ständiger Buße geschehen. Die Kirche aber erhält durch dieses Urteil den Mut, mitten unter ihren Feinden zu leben. Die Rechtfertigung bewahrt die Kirche vor der Gefahr, immer im Recht sein zu wollen.

28. Die Hoffnungen, mit denen die moderne Menschheit aufgebrochen ist, sind heute im Verblassen. Die Menschen aber, die Christus kennen, könnten dieser Welt heute eine neue Hoffnung geben. Alle anderen Versuche, den Menschen die Freude am Leben wiederzugeben, werden über kurz oder lang als Illusion entlarvt. Christus ist heute unter uns. Er schützt uns in der Welt, er rettet uns im Gericht. Er bleibt unsere Hoffnung bis in Ewigkeit.

Die Ergebnisse der Vollversammlung wurden in einer „Botschaft“ zusammengefaßt, die „den Anruf der Welt“ ernst zu nehmen und daraus die Folgerungen für das Christsein heute zu ziehen sucht:

1. Aus aller Welt sind wir in Helsinki unter der Losung „Christus heute“ beisammen gewesen. Wieder haben wir erfahren, wie Christus uns über alle menschlichen Trennungslinien hinweg als Brüder und Schwestern miteinander verbindet, weil er der Scheidung zwischen uns Menschen und Gott ein Ende macht. In unseren täglichen Gottesdiensten, Versammlungen und Gesprächen hat sich uns aufs neue das Geheimnis des Erlösers aufgetan, der uns vor den lebendigen Gott stellt, unsere Schuld vor Gott auf sich nimmt, uns neues Leben schenkt und dadurch unser ganzes menschliches Dasein für Zeit und Ewigkeit zurechtbringt.

2. Wir leben in einer Generation, die von Hoffnungen erfüllt und zugleich von Ängsten gequält ist. Im Zeitalter der Atomkraft, der Düsenflugzeuge und der Weltraumfahrt scheint der endgültige Sieg über Armut und Hunger, Krankheit und Krieg nahegerückt zu sein. Trotzdem leben die Menschen mehr denn je unter Mißtrauen, Vorurteil und Haß und vor allem unter der Angst vor einem atomaren, alles vernichtenden Krieg. Tief ist der Riß zwischen der alten und der jungen Generation; was die Jungen als Zeichen der Zukunft begrüßen, wird von den Alten mit Mißtrauen und Besorgnis angesehen, und was ihnen wesentlich und wertvoll war, ist in den Augen der Jungen unwichtig geworden und veraltet.

3. Der Mensch von heute fragt nicht mehr: Wie kriege ich einen gnädigen Gott? Er fragt radikaler, elementarer, er fragt nach Gott schlechthin: Wo bist du, Gott? Er leidet nicht mehr unter dem Zorn Gottes, sondern unter dem Eindruck von Gottes Abwesenheit, er leidet nicht mehr unter seiner Sünde, sondern unter der Sinnlosigkeit seines Daseins, er fragt nicht mehr nach dem gnädigen Gott, sondern ob Gott wirklich ist. Aber Gottes menschen suchende Liebe, die in Jesus Christus des Menschen Verlassenheit, Furcht und Sinnlosigkeit überwunden hat, ist ununterbrochen wirksam. Theologische Schulmeinungen, liturgische und kirchliche Formen sind in bestimmten geschichtlichen Situationen entstanden und haben am Aufstieg und Niedergang der Geschichte teil; der lebendige Gott aber steht als Herr der Geschichte über ihnen. Er ist auch heute am Werk, um die Menschen in die Gemeinschaft mit sich zu ziehen. Das Nein und das Ja, das er in dem Sterben und Auferstehen Jesu Christi zu dieser Welt gesprochen hat, gilt noch heute. Jesus ist der „Gott mit uns“, der Gott, der mit uns ist in dieser Welt.

4. Darum glauben wir auch, daß Gott uns heute zu Zeugen seiner Liebe beruft, mitten in dieser von erschreckenden Möglichkeiten bedrohten Welt. Jesus Christus gestern, heute und in Ewigkeit derselbe – das bedeutet, das wir nicht Verwalter eines Museums kirchlicher Altertümer sind, sondern daß wir die Gegenwart Gottes in Jesus Christus mitten unter uns heute bezeugen. Das bedeutet nicht, daß wir die Antwort der Väter auf die Frage nach dem gnädigen Gott preisgeben wollten – niemand auf dieser großen Versammlung lutherischer Kirchen hat das gemeint, aber daß wir diese Antwort in unserer Generation neu geben müssen, damit es dieselbe Antwort bleibt. Darum sind wir zu einer furchtlosen, ehrlichen Begegnung mit dem zeitgenössischen Denken aufgerufen. Wer frei, fröhlich und ohne Angst Gott begegnen kann, der kann auch frei, fröhlich und ohne Angst der Welt begegnen. Wir müssen den neuen Strukturen der Gesellschaft aufgeschlossen gegenüberstehen und unsere organisatorischen Formen im Lichte dieser neuen Entwicklung kritisch überprüfen. Wir müssen vor allem der vielgestaltigen Not des Menschen mit einer neuen, vertieften Gesinnung der Diakonie begegnen, d. h. im Geist Jesu Christi, der des Menschen Bruder und Diener geworden ist.

5. So nehmen wir den Anruf der Welt, in der wir heute leben, ernsthaft auf. Aus dem Gericht Gottes kann uns nichts retten, weder die beste Leistung noch die schönsten Ideologien und Programme. Unser Heil liegt in Christus allein, der für uns sein Blut vergossen hat und unserem Leben Sinn gibt, damit Gottes guter gnädiger Wille geschehe – wie im Himmel also auch auf Erden.

Über den speziell „ökumenischen Ertrag von Helsinki“ hat sich der Direktor der Theologischen Abteilung des Lutherischen Weltbundes, Dr. Vilmos Vajta, wie folgt geäußert:

EKKLESIOLOGIE UND LUTHERISCHER WELTBUND

a) Ökumenische Forschung

Einen weiteren Themenkreis theologischen Nachdenkens auf der Vollversammlung bildete die Frage nach der ekklesiologischen Bedeutung des Lutherischen Weltbundes. Eine Diskussion, die über diese Frage in der „Lutherischen Rundschau“ geführt worden war²¹, hatte zu dem Studiendokument der Theologischen Kommission „Zum Wesen des Lutherischen Weltbundes“ geführt²². Auch das Hauptreferat von Professor Clifford Nelson (USA) galt diesem Thema. Dieses Referat, das die Frage des konkreten Zusammenlebens der lutherischen Kirchen innerhalb und außerhalb des Lutherischen Weltbundes ebenso wie die der ökumenischen Verantwortung der lutherischen Kirchen entschieden angriff, hat gerade durch seine weitgehenden praktischen Konsequenzen allgemeines Interesse erweckt. Es wirkte anregend auf die schon in Minneapolis (1957) vorgeschlagene und in Helsinki dann auch beschlossene „Stiftung für ökumenische Forschung“²³. Der Referent betonte, daß Forschung und Dialog zusammengehen müßten. Helsinki sollte einen Schritt vorwärts in der Teilnahme der lutherischen Kirchen an der ökumenischen Bewegung bringen.

Durch die Gründung der Stiftung ist zum Ausdruck gebracht, daß es den lutherischen Kirchen bei der ökumenischen Arbeit um echtes theologisches Nachsinnen und eine Konfrontation der theologischen Tradition geht. Das geplante Institut soll die Begegnung, nicht nur mit der römisch-katholischen, sondern auch mit anderen Kirchen, fördern und so Vorarbeiten zu echten Einheitsgesprächen leisten. Daß die Stiftung zustande gekommen ist, ist ein Zeichen dafür, daß die lutherische Theologie und Kirche ihre seit langem bezugte ökumenische Verantwortung konzentriert und koordiniert.

b) Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft

Die Diskussionen über das Wesen des Lutherischen Weltbundes brachten den einmütigen Wunsch zutage, der Lutherische Weltbund solle sich bemühen, unter seinen Gliedkirchen volle Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft herzustellen. So selbstverständlich diese Forderung besonders unter den europäischen Kirchen ist, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß es andere Kirchen gibt, die einander diese Gemeinschaft noch nicht gewähren. Dies hat auch der von der Theologischen Kommission angeregte und zur Zeit der Vollversammlung erschienene Studienband über Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft im Luthertum bestätigt²⁴. Die Vollversammlung hat die Mitgliedskirchen aufgefordert, mit Hilfe der hier gesammelten Dokumente diese Frage zu studieren, und die Pläne für einen zweiten Band mit dem Material über Asien, Afrika, Südamerika und die europäischen Minderheitskirchen begrüßt. Ein weiterer Beschluß wendet sich an die Gliedkirchen, die nicht allen anderen Gliedkirchen Kirchen- und Abendmahlsgemein-

21. 10. Jg., Heft 3, und 11. Jg., Heft 1/2.

22. Vollversammlungsdocument Nr. 4.

23. Vgl. Bericht des Sonderausschusses für ökumenische Forschung, Vollversammlungsdocument Nr. 10.

24. Vilmos Vajta (Hg.): Kirche und Abendmahl, Studien und Dokumente zur Frage der Abendmahlsgemeinschaft im Luthertum, Lutherisches Verlagshaus, Berlin 1963, 348 S., DM 16,-. Englische Ausgabe: Church in Fellowship, Lutheran Interchurch Agreements and Practices, Augsburg Publishing House, Minneapolis 1963, 279 pp., \$ 5.95.

schaft gewähren. Sie werden gebeten, ihre Gründe dafür darzulegen und in brüderliche Gespräche darüber einzutreten.

Auch der zweite Studienband, der vorgelegt wurde, befaßt sich mit dem Wesen und Auftrag der lutherischen Kirchen²⁵. Er gibt eine aufschlußreiche Bestandsaufnahme über Lehrgrundlage und Bekenntnisbildung der lutherischen Kirchen, wobei einzelne Kirchen exemplarisch untersucht und besonders den jungen Kirchen breiter Raum gewidmet wird. Eine systematische Auswertung am Ende des Bandes weist auf die ökumenische Bedeutung des Bekenntnisses hin. Die Vollversammlung hat auch hier die Gliedkirchen aufgefordert, entsprechende Studien in ihrem Bereich zu beginnen.

c) Änderung der Verfassung

Hier müssen die nicht unwichtigen Änderungen der Verfassung des Lutherischen Weltbundes erwähnt werden. Ihre theologische Relevanz kommt heraus, wenn man sie in Beziehung setzt zu der Debatte, ob der Lutherische Weltbund eine Kirche sei oder nicht. Man hat dies in der Vergangenheit stets verneint und auf den Unterschied zwischen Bund und Kirche hingewiesen. Das oben erwähnte Studiendokument der Theologischen Kommission hat diese Meinung ebenfalls ausdrücklich vertreten²⁶. Es verstand sich als Entwurf zu einem authentischen Kommentar zur Verfassung. Es betonte die dynamische Seite des LWB und wollte nicht den LWB selbst, sondern seine Gliedkirchen als das Subjekt des im LWB tatsächlich geschehenden kirchlichen Handelns betrachten.

Noch vor der Vollversammlung gaben die Kirchenrechtler Professor Liermann und Professor Grundmann Gutachten zu diesem Studiendokument. Beide lehnten das Dokument als einen Kommentar zur Verfassung ab. Der Lutherische Weltbund befinde sich in der Entwicklung, und zwar in Richtung auf eine Kirche. Die Verfassung lasse sogar eine ursprüngliche Konzeption erkennen, die über einen Bund wesentlich hinausgehe. Man dürfe also nicht einen Schritt zurückgehen und, wie dies die Theologische Kommission vorschlug, dem Lutherischen Weltbund nur eine dienende Funktion zuschreiben. Die Meinungen der beiden Kirchenrechtler gingen nur darin auseinander, ob eine Änderung der ursprünglichen Verfassung schon jetzt geboten sei. Die Theologische Kommission hat auf ihrer Tagung unmittelbar vor der Vollversammlung unter dem Eindruck dieser Gutachten beschlossen, ihr Studiendokument nicht als Entwurf für einen Kommentar zur Verfassung, sondern nur als Diskussionsbeitrag vorzulegen.

Nun geschah auf der Vollversammlung etwas Eigentümliches. Der Präsident des Lutherischen Weltbundes, Dr. Frey, legte einige Verfassungsänderungen vor, die auf Grund von Verhandlungen mit Vertretern der Missouri-Synode entworfen waren und weder die kirchenrechtlichen Gutachten noch den neuen Beschluß der Theologischen Kommission beachteten. Diese Änderungen machen den Lutherischen Weltbund eindeutig zu einem Organ der Gliedkirchen und schließen aus, daß er kirchliche Aufgaben kraft eigener Vollmacht ausübt. Am deutlichsten ist dies an Artikel III, 2 zu erkennen. Die neue Formulierung lautet: „...hat der LWB folgende Aufgaben: a) die einmütige Bezeugung des Evangeliums von Jesus Christus als der seligmachenden Kraft Gottes vor der Welt zu fördern...“ In der alten Verfassung hieß es: „a) Das Evangelium von Jesus Christus als die seligmachende Kraft Gottes vor der Welt einmütig zu bezeugen.“ Kirchenrechtlich wird diese Veränderung sicher als ein Substanzverlust betrachtet werden.

25. Vilmos Vajta und Hans Weissgerber (Hg.): Das Bekenntnis im Leben der Kirche, Studien zur Lehrgrundlage und Bekenntnisbindung in den lutherischen Kirchen, Lutherisches Verlagshaus, Berlin 1963, 281 S., DM 16,-. Englische Ausgabe: The Church and the Confessions, The Role of the Confessions in the Life and Doctrine of the Lutheran Churches, Fortress Press, Philadelphia 1963, 218 pp., \$ 5.-.

26. „Zum Wesen des LWB“, S. 10 ff.

Kirchenpolitisch wird sie vielleicht der Missouri-Synode den Weg in den Lutherischen Weltbund bahnen. Es ist also das Eigentümliche eingetreten, daß die von der Theologischen Kommission ursprünglich vorgeschlagene, aber unter dem Eindruck der kirchenrechtlichen Gutachten fallengelassene Deutung in den Text der Verfassung selbst aufgenommen und konsequent durchgeführt wurde.

Ökumenisches Bekenntnis

Mit dem Hinweis auf eine weitere Verfassungsänderung sei diese Übersicht über die theologische Arbeit in Helsinki abgeschlossen. In der Lehrgrundlage des Lutherischen Weltbundes fand sich bis jetzt nur ein Hinweis auf die Heilige Schrift und die lutherischen Bekenntnisschriften. Die Theologische Kommission hat in ihrem Dokument zum Wesen des Lutherischen Weltbundes vorgeschlagen, hier auch die drei altkirchlichen Bekenntnisse zu nennen. Die Vollversammlung hat diesen Beschluß gefaßt. Man könnte dies als eine Kleinigkeit betrachten, es hat aber eine wichtige ökumenische Bedeutung. Mit der Nennung der altkirchlichen Bekenntnisse soll nämlich das Mißverständnis ausgeräumt werden, die lutherischen Kirchen und der Lutherische Weltbund verstünden ihre Bindung an die lutherischen Bekenntnisschriften in einem konfessionalistischen Sinn. Die reformatorischen Bekenntnisse sollen vielmehr in die ökumenische Tradition hineingestellt werden. Die im Lutherischen Weltbund vereinigten lutherischen Kirchen erkennen sich in dem Bekenntnis der ganzen Christenheit zu Gottes Heilstaten, wie es in den altkirchlichen Bekenntnissen festgehalten ist, wieder und suchen gerade hier die Einheit der getrennten Kirchen. Hoffentlich erkennt auch der Außenstehende in dieser „Kleinigkeit“ ein Symbol für den Willen der lutherischen Christenheit zur Ökumene, der in der Arbeit in Helsinki im ganzen in Erscheinung getreten ist.

(Ökumenische Rundschau, 1963, Heft 4)

Zum neuen Präsidenten des Lutherischen Weltbundes wählte die Vollversammlung an Stelle von Dr. Franklin Clark Fry den Präsidenten der Amerikanischen Lutherischen Kirche, Dr. Frederick A. Schiotz; Generalsekretär blieb Dr. Kurt Schmidt-Clausen. Zum Präsidenten der in dem Bericht von Dr. Vajta erwähnten „Lutherischen Stiftung für ökumenische Forschung“ berief der Exekutivausschuß des Lutherischen Weltbundes Landesbischof D. Dietzfelbinger (München); später wurde Straßburg zum Sitz des neuen Instituts ausersehen und Dr. Vilmos Vajta zu seinem ersten Direktor berufen.

Ein Ereignis von ökumenischem Gewicht war für den Lutherischen Weltbund auch die Inbetriebnahme des Rundfunksenders „Stimme des Evangeliums“ in Addis Abeba am 26. Februar 1963, an dessen Errichtung gerade die deutschen Lutheraner mit erheblichen Spenden beteiligt gewesen sind.

Die 19. Generalversammlung des Reformierten Weltbundes in Frankfurt am Main hatte sich das Gebet „Komm, Schöpfer Geist“ zum Leitwort gewählt. Rund 700 Delegierte, Berater, Sachverständige und Beobachter nahmen an den Verhandlungen teil, darunter – ebenso wie beim Lutherischen Weltbund in Helsinki – auch einige römische Katholiken. Unter den Konferenzergebnissen verdient die Erklärung Beachtung, die sich mit dem Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche befaßt:

„Die Generalversammlung des Reformierten Weltbundes findet in einer Zeit statt, in der der Heilige Geist in allen Kirchen sichtbar am Werk ist, um uns auf neuen und bedeutungsvollen Wegen zusammenzubringen. Früher waren unsere Beziehungen zu

anderen christlichen Kirchen begrenzt. Wir sind erfreut, zu entdecken, daß wir uns in vielen ökumenischen Kontakten befinden. Wegen der geschichtlichen Bedeutung und dem weltlichen Einfluß der römisch-katholischen Kirche sind die beginnenden neuen Beziehungen zwischen ihr und anderen christlichen Kirchen besonders wichtig.“

1. Das „neue Klima“ und seine Konsequenzen

1. Wir sind dankbar für das „neue Klima“ und freuen uns mit unseren römisch-katholischen Brüdern über die Zeichen der Erneuerung ihrer Kirche. Es zeigt sich schon jetzt, daß hieraus wenigstens folgende Resultate erwachsen sind:

- a) neue Beziehungen des guten Willens an Stelle von Feindschaft oder Abkapselung;
- b) Möglichkeiten des Gesprächs über: das Wesen des Evangeliums, das Wesen der Kirche, das Verhältnis von Schrift und Tradition, das Verständnis des Ökumenismus, die Bedeutung eines christlichen Lebens in einer säkularisierten Welt;
- c) der Beginn einer Zusammenarbeit besonders in den Fragen der Religionsfreiheit, der Rassenbeziehungen und der Friedensbemühungen, die bisher vielerorts nicht möglich war;
- d) die Möglichkeit, daß wir durch gegenseitiges Vertrauen und Verständnis Lösungen für lang anstehende Gegensätze und Schwierigkeiten gewinnen, z. B.: Mischehenfrage, Proselytismus, Wiedertaufe, Freiheit der Kirchen für ihre missionarische Verkündigung des Evangeliums in der ganzen Welt.

2. Wir glauben, daß solche Gespräche das Werk des Heiligen Geistes sein können zum Wohl der ganzen Kirche. Wir sind überzeugt, daß diese neuen Begegnungen letztlich nicht fruchtbar sein können, wenn wir nicht auf beiden Seiten treu zu unserem Erbe in Jesus Christus stehen und in aller Beständigkeit am Worte Gottes festhalten. Wir müssen allen, sowohl Protestanten als Katholiken, bekennen, daß wir das Wort Gottes nicht immer in seiner Reinheit und Fülle verkündigt haben. Wir haben es versäumt, in unserem täglichen Leben Zeugnis von der umformenden Kraft des Evangeliums abzugeben und so Gottes Willen gehorsam zu sein.

3. Wir begrüßen die bereits gemachten Fortschritte zu einem besseren Verständnis in folgenden Fragen: Autorität der Heiligen Schrift – Wesen der Kirche – Bedeutung der Liturgie – Mitarbeit der Laien. Wir glauben, daß sowohl die römisch-katholischen wie auch die reformierten Kirchen bereit sind, im Blick auf ein tieferes Verständnis der Heiligen Schrift Traditionen zu überprüfen und zu ändern. Wir bitten die römisch-katholische Kirche, mit uns zusammen diese Selbstprüfung fortzusetzen. Es ist uns klar, daß wir eine solche Bitte an die römisch-katholische Kirche nicht aussprechen können, ohne unser eigenes Kirchenverständnis und unsere Praktiken zu überprüfen.

II. Das Bemühen um ökumenisches Verhalten und um Einheit

Ebenso begrüßen wir das neue Bemühen in der römisch-katholischen Kirche um Ökumenizität und Einheit zwischen den Kirchen, wie es sich bis jetzt auf den beiden ersten Sessionen des Zweiten Vatikanischen Konzils gezeigt hat. Die Anwesenheit von Beobachtern anderer christlicher Kirchen waren Zeichen des guten Willens und überzeugende Beweise der Aufrichtigkeit seitens der römisch-katholischen Kirche.

Die Anwesenheit von offiziell ernannten Beobachtern der römisch-katholischen Kirche bei dieser Generalversammlung des Reformierten Weltbundes, wie gleicherweise auch bei der dritten Vollversammlung und dem Zentralaussschuß des Ökumenischen Rates der Kirchen, ist ebenfalls eine Quelle großer Befriedigung und Bereicherung für uns. Erwartungsvoll verfolgen wir, wie sich in der Zukunft das Verständnis dessen, was Ökumene heißt, in der römisch-katholischen Kirche künftig entwickeln wird und wann sie sich stärker an dieser Bewegung beteiligen kann, die seit fünfzig Jahren unter anderen

christlichen Kirchen ständig gewachsen und noch immer so dynamisch ist. In dem Maß, wie die ökumenische Bewegung christozentrisch wird, sehen sich die Kirchen unausweichlich in ein neues Verhältnis zueinander gebracht. Diese Einheit, die, wie wir glauben, Christi Wille ist und für die wir zusammen beten, kann nicht verwirklicht werden ohne die Erneuerung der Kirche; sie kann auch nicht verstanden oder erreicht werden um ihrer selbst willen, sondern allein, „damit die Welt glaube“.

Es wäre der Sache der Einheit ein schlechter Dienst getan, wenn wir die noch zwischen uns bestehenden großen Differenzen im Verständnis der einen Heiligen Katholischen Kirche wie in anderen Grundfragen des Glaubens ignorieren oder auch nur nebensächlich erscheinen ließen. Trotzdem bemerken wir einen Fortschritt darin, daß die römisch-katholische Kirche andere Christen als Brüder anerkennt, wenn auch als getrennte Brüder, und andere Kirchen, zu denen wir gehören, als bedeutende Glieder der christlichen Gemeinschaft anerkennt. Obwohl wir die christliche Einheit anders verstehen als unsere katholischen Brüder, beten wir mit ihnen, daß die Einheit der Kirche Christi verwirklicht werde nach Gottes Willen und zu seiner Zeit.

III. Einige Überlegungen

1. Der Weltbund kann den Mitgliedskirchen zum Verständnis und zur Teilnahme an diesem Gespräch helfen,

a) indem er mehr Informationen über die Entwicklungen innerhalb der römisch-katholischen Kirche zugänglich macht und die Berichte und Kommentare seiner Beobachter auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil mitteilt;

b) indem er die Probleme und Fragen des Gesprächs zwischen Katholiken und Protestanten klar aufzeigt;

c) indem er darauf achtet, daß soweit als möglich in der Auswahl der offiziellen Beobachter am Vatikanischen Konzil verschiedene Teile der Welt berücksichtigt werden.

2. Wir anerkennen die führende Stellung des Ökumenischen Rates der Kirchen in diesem Bereiche, und wir ermutigen ihn, mit seinen Bemühungen im Namen aller Kirchen soweit als möglich fortzufahren. Wir sind dem Ökumenischen Rat der Kirchen dankbar dafür, daß er das römisch-katholisch-protestantische Gespräch in den größeren Zusammenhang eines neuen Verstehens zwischen den verschiedenen Gliedern der christlichen Kirche gestellt hat, und wir begrüßen die wachsenden Kontakte zwischen Orthodoxen, Lutheranern, Anglikanern und Freikirchen.

3. Wir anerkennen, daß es noch einige Dinge gibt, zu denen weder der Reformierte Weltbund noch der Ökumenische Rat der Kirchen beauftragt sind, im Namen der Kirchen zu sprechen, z. B. Fragen des Dogmas und der Lehre sowie Fragen der kirchlichen Unterschiede. Damit wir der Einheit näherkommen, ist hier ein direkter Kontakt von Kirche zu Kirche nötig.

4. Da wir die neue Offenheit vieler unserer römisch-katholischen Brüder für die Bereitschaft zur Wahrheit und für neue Beziehungen begrüßen, müssen auch wir unsere Gedanken und Herzen darauf ausrichten, offen gegenüber neuen Überzeugungen und größeren Möglichkeiten der Annäherung zu sein. Wir müssen uns deshalb selber fragen, ob wir zu einem hilfreichen Gespräch mit unseren römisch-katholischen Brüdern bereit sind. Kennen wir unseren Standpunkt und können wir ihn vor anderen vertreten? Sind wir bereit, uns in fruchtbare Diskussionen einzulassen? Haben wir die nötigen Fähigkeiten, an solchen Diskussionen teilzunehmen und sie unseren Kirchen zu vermitteln? Haben wir Festigkeit, zu der durch das neue Verständnis gewonnenen Wahrheit zu stehen?

5. Wenn wir der römisch-katholischen Kirche bohrende Fragen stellen und auf Reformen in ihrem kirchlichen Leben hoffen, müssen wir ebenso bohrende Fragen an die reformierten Kirchen erwarten. Wir dürfen keine Angst haben vor dem Gespräch. Wir

müssen treu zur Reformation stehen und sie zu einem fortgehenden Prozeß in unseren Kirchen machen.

6. Wir müssen uns darüber klar sein, daß eine solche Begegnung mit der römisch-katholischen Kirche ein wirkliches Risiko in sich birgt. Einige unserer Kirchen leiden immer noch unter den Beschränkungen, die ihnen, wie in der Vergangenheit, so auch heute noch auferlegt werden. Diesen Kirchen fällt es nicht leicht, die Leiden und Ungerechtigkeiten zu vergessen, die sie erfahren haben und die einige von ihnen immer noch erfahren. Wir gehen deshalb das Risiko ein, sowohl innerhalb der römisch-katholischen Kirche als auch innerhalb unserer eigenen Kirchenfamilie mißverstanden zu werden und Anstoß zu erregen. Deshalb müssen wir uns diesen Problemen im Geist der Vergebung, der Geduld und des Verständnisses nähern.

7. Wir müssen unsere Mitgliedskirchen ermuntern, die Bestrebungen um die römisch-katholisch-protestantischen Beziehungen in jede Ortsgemeinde wenigstens in folgender Weise zu tragen: – indem sie ihre Glieder dazu anhalten, Selbstzufriedenheit, Mißtrauen und Vorurteile aufzugeben – indem wir, soweit als möglich, in einer für alle annehmbaren Weise zusammen beten – indem wir kleine Studiengruppen kompetenter Glieder beider Kirchen einsetzen – durch Zusammenarbeit in sozialen Belangen – durch Gebet.

8. Endlich müssen wir immer daran denken, daß unsere erste Aufgabe als Christen, ob römisch-katholisch oder protestantisch, die Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus zur Erlösung der Welt ist. In dieser neuen Lage suchen wir erneut die Führung des Heiligen Geistes, ohne dessen Kraft und Hilfe alle Anstrengungen um eine Versöhnung umsonst sein werden.

Ebenso sollten auch die „ökumenischen Richtlinien“ beachtet werden, die die Einstellung des Reformierten Weltbundes zur ökumenischen Bewegung widerspiegeln:

I. Auf der Frankfurter Generalversammlung haben wir gebetet: „Komm, Schöpfer Geist, zur Erneuerung der Kirche!“ Wir können das Gebet nicht über unsere Lippen bringen, ohne Gott für den Beweis zu danken, daß es bereits innerhalb der Kirche unserer Zeit beantwortet wurde. Daher müssen wir uns, unsere Kirchen und den Weltbund der ständigen Führung des Heiligen Geistes unterwerfen in einer Weise, die wir jetzt noch nicht voraussehen können.

Insbesondere erkennen wir an, daß der Heilige Geist uns in den vergangenen Jahren durch viele ökumenische Geschehnisse innerhalb der Kirche erweckte. Unter anderem ist dabei zu erwähnen:

a) die immer größer werdende Anzahl der Kirchen, die sich dem Ökumenischen Rat der Kirchen anschließen, u. a. auch eine aktivere Beteiligung der orthodoxen Kirchen und der Beitritt einiger Pfingstkirchen;

b) ein größeres Maß an Übereinstimmung über die Art der Einheit, die „sowohl Gottes Wille als auch Seine Gabe“ an die Kirche ist (dieser Übereinstimmung wurde in der Erklärung von Neu-Delhi Ausdruck verliehen);

c) das neue Klima innerhalb des römischen Katholizismus;

d) die zunehmende Anzahl der Mitgliedskirchen des Reformierten Weltbundes, die nun vereinigte Kirchen sind oder die an Gesprächen über Unionsverhandlungen beteiligt sind;

e) die nachdrückliche Forderung mancher „junger Kirchen“ und solcher Körperschaften wie der Christlichen Ostasienkonferenz, daß die Rolle der konfessionellen Weltbünde überprüft werden müsse.

II. In dieser Lage möchten wir nochmals feststellen: „Wenn die konfessionellen Weltbünde, darunter die Reformierten Kirchen, lediglich die eigene Stellung zu ver-

bessern suchen und für sich selbst leben wollen, wird Jesus Christus verleugnet. Wenn sie aber unter Betonung des eigenen Wesens das evangelische Erbe allgemein zu bereichern suchen und ihnen dies auch gelingt, so werden sie dem Befehl des Hauptes der Kirche nachkommen und echte Werkzeuge des Heiligen Geistes werden“ (Baseler Erklärung, 1951).

Deshalb

a) beschließen wir, daß der Reformierte Weltbund weiterhin in der engstmöglichen Weise mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen zusammenarbeiten soll, wobei nichts getrennt unternommen werden soll, was auch gemeinsam unternommen werden kann;

b) fordern wir unsere Mitgliedskirchen auf, aktiv und entscheidend dort bei der Arbeit des Ökumenischen Rates der Kirchen und anderer christlicher Organisationen mitzuhelfen, wo die Gelegenheit geboten ist;

c) bitten wir die Kirchen, wachsam gegenüber den sich ergebenden Gelegenheiten zu sein, mit anderen reformierten Kirchen oder Kirchen anderer Traditionen die Möglichkeit einer engeren Gemeinschaft, gemeinsamen Handelns oder sogar einer Union zu untersuchen;

d) bitten wir unsere Mitgliedskirchen, allen Gliedern ihrer Gemeinschaft die Wahrheit vor Augen zu halten, daß die Ganzheit der Kirche in jeder örtlichen Gemeinde deutlich gemacht werden muß. So sollte jede örtliche Gemeinde versuchen, die Mission der Kirche in der größtmöglichen Zusammenarbeit mit den anderen Christen durchzuführen.

III. Wir danken Gott dafür, daß die reformierten Kirchen durch ihre Teilnahme an der ökumenischen Bewegung auf jeder Ebene bereichert werden. Wir sind ebenfalls dankbar dafür, daß unser reformiertes Erbe uns unter diesen ökumenischen Verhältnissen befähigt, Zeugnis abzulegen von den Wahrheiten des Evangeliums, die für die ganze Kirche und für die Welt von Bedeutung sind.

Unter anderem ist zu erwähnen: daß Gott allein Herr ist und in Jesus Christus Seine seligmachende Gnade verleiht; daß Jesus Christus Herr der Kirche und der Welt ist und nicht durch irgendwelche kirchlichen Institutionen oder Riten gebunden werden kann; daß Gott durch Seinen Heiligen Geist in dem Leben Seines Volkes gegenwärtig ist; daß die Heilige Schrift die oberste Richtschnur des Glaubens und Lebens ist; und daß Gott sich Seinem Volke hingibt in dem Dienst des Wortes und der Sakramente, indem Er die Kirche als eine Gemeinschaft der Brüder zum Zeugnis und Dienst in der Welt schafft. Da wir glauben, daß die Existenz der Kirche allein auf dem Evangelium beruht, „wissen wir uns verpflichtet zur gegenseitigen Anerkennung des Amtes, der Sakramente und der Mitgliedschaft aller Kirchen, welche nach der Heiligen Schrift Jesus Christus als Herrn und Heiland bekennen“ (Princeton 1954).

„Komm, Schöpfer Geist!“ Dieses Gebet soll nicht nur für uns und die Kirchen, die wir vertreten, Geltung haben, sondern auch für den Reformierten Weltbund und für die ganze Kirche. Wir glauben, daß, da Gott den Reformierten Weltbund schon als Sein Werkzeug benützt hat, Er ihn weiterhin für den Dienst an der ganzen Kirche und zur Förderung des Evangeliums leiten und ausrüsten will. Gott allein gebührt die Ehre!

Diese Erklärung wurde einstimmig von der 19. Generalversammlung am Samstag, dem 8. August 1964, angenommen.

(Zum Ganzen siehe „Frankfurter Dokumente“, Berichte und Reden auf der 19. Generalversammlung des Reformierten Weltbundes in Frankfurt am Main 1964, hg. von Focko Lüpßen, Witten 1964.)

Eine kritische Gesamtwertung der Konferenz gab der Generalsekretär des Reformierten Weltbundes in Deutschland, Pfarrer Karl Halaski, in Heft 4/1964 der „Ökumenischen Rundschau“:

Nach der 19. Generalversammlung des Reformierten Weltbundes

Die 19. Generalversammlung des Reformierten Weltbundes hat in Deutschland ein unerwartet starkes publizistisches Interesse gefunden. Dies weniger bei der Gruppe „kirchlicher“ als vielmehr „weltlicher“ Journalisten. Die Gründe dafür aufzuspüren, wäre interessant, denn das Thema von Frankfurt, so wurde es vorher oft beklagt, sei nicht „griffig“ genug, um die Öffentlichkeit aufmerksam werden zu lassen, und an innerkirchlichen Diskussionen, auch wenn sie von theologischer Relevanz seien, habe niemand Interesse. Man wird auch nicht gut sagen können, die Verhandlungen über die Rassenfrage hätten auf die Tagung der Reformierten aufmerksam gemacht – diese nämlich fanden erst gegen Konferenzzende ihre eigentlichen Höhepunkte. Unter den Gründen für das Aufmerken auf eine Kirchenkonferenz, der man kein wesentliches Interesse vorausgesagt hatte, dürfte an erster Stelle zu nennen sein die Zusammensetzung der Generalversammlung und damit des Reformierten Weltbundes. Der unvoreingenommene Beobachter in Deutschland mußte bemerken, daß jenes Bild vom Weltprotestantismus, wie es bei uns weithin zu finden ist, nicht stimmt. Jenes Bild nämlich, nach dem der Weltprotestantismus gleichsam ein deutscher Ausfuhrartikel gewesen sei, zugleich gar auch ein Mittel, wirkliche Kultur und Zivilisation in Gebiete zu tragen, die ohne seine befruchtende Wirkung unterentwickelt geblieben wären. Hier zeigte sich auf einmal ein Weltprotestantismus, in dem das deutsche Element nicht einfach wie selbstverständlich die Mehrheit bildete oder doch zumindest tonangebend war. Diese nicht unwichtige Beobachtung wird für den Berichtstatter dadurch erhärtet, daß man unmittelbar nach Abschluß der Generalversammlung bei uns Bemühungen feststellen konnte, publizistisch wieder aufzuwachen, was man durch Frankfurt für die eigene Sache offensichtlich gefährdet sah. Dennoch wäre es töricht, in diesen mehr peripheren Erscheinungen das finden zu wollen, was als Ertrag und zugleich als offengebliebene oder neu gestellte Fragen des Reformierten Weltbundes der Christenheit überhaupt Anregung oder Warnung sein kann. Es wäre aber ebenso töricht, diese Dinge nicht zu nennen, denn auch für kirchliche Tagungen dürfte gelten, daß sie nicht nur nach ihren sachlichen Ergebnissen oder gar nach dem theologisch-kirchlichen Ertrag allein zu werten sind.

Das Hauptthema

Das in Frankfurt zur Erörterung stehende Hauptthema „Komm, Schöpfer Geist“ macht auf diesen Umstand bereits aufmerksam. Ein Gebet will nicht diskutiert oder interpretiert, sondern gebetet werden. Als Thema einer Tagung mußte also die alte Gebetsformel „Veni, creator spiritus“ problematisch bleiben. Denn von Christen kann dies Gebet nur gesprochen werden in der Gewißheit, daß Gott ihr Gebet erhört, und in der Sorge, aus einem Gebet nicht einen Gegenstand gegenseitiger Belehrung, Untersuchung oder gar der Wirksamkeit auf die Welt werden zu lassen. So gewiß die Reformierten mit diesem Thema bei einem Proprium ihrer Theologie blieben, ist nun doch zu fragen nach den Früchten des Geistes, die ein solches Gebet erwarten läßt. Gerade weil sich nach Neu-Delhi und Helsinki eine gewisse Verdrossenheit bei jenen einstellte, die von jeder ökumenischen Zusammenkunft Außergewöhnliches erhoffen, ist es nötig, darauf hinzuweisen, daß dem Reformierten Weltbund in Frankfurt in ungewöhnlichem Maße Gemeinschaft zuteil wurde. Gemeinschaft aber ist eine Gabe des Geistes. Sie wurde von den Tagungsteilnehmern um so dankbarer aufgenommen, als die „reformierte Familie“ in sich außerordentlich große Spannungsmomente vereinigt. Trotz heftiger und zum Teil sehr leidenschaftlich geführter Diskussionen blieb die Gemeinschaft erhalten, ja, sie festigte sich im Verlauf der Konferenz. Der lebhafte Anteil, den die Vertreter der so-

genannten „Jungen Kirchen“ an den Gesprächen nahmen, hätte durchaus in eine andere Richtung führen können. Sie aber waren es, die die Konferenz darauf hinwiesen, daß in der Kirche Jesu Christi mit Diskussionen allein dem Herrn nicht gedient wird. Das wurde an einer bezeichnenden Bitte deutlich. Schon bald nach Beginn der Generalversammlung baten Delegierte aus den „Jungen Kirchen“ um einen stillen Raum, in den man sich während des Tages zu Gebetsgemeinschaften versammeln könne. Sie wiesen damit alle Tagungsteilnehmer darauf hin, wie dies Thema zu eigentlicher christlicher Aktion, dem „vornehmsten Stück der Dankbarkeit“, verpflichtet.

An dieser Stelle darf aber auch ein kritischer Einwand nicht verschwiegen werden, der die Gottesdienste der Generalversammlung betrifft. Die Predigten und Schriftauslegungen hatten jene Funktion zu vollziehen, die bei üblichen Konferenzen Vorträge und Referate leisten sollen. Die damit bekundete Verbindlichkeit der Predigt und das Abrücken von Referaten, die zumeist doch nur Anregungen eines Menschen aus seiner Sicht zu bieten vermögen, wurden dankbar anerkannt. Nach einem Brauch, der sich inzwischen bei vielen ökumenischen Konferenzen herausgebildet hatte, wurden die Gottesdienste nach den mannigfaltigen Ordnungen gehalten, wie sie den Mitgliedskirchen des Reformierten Weltbundes eigen sind. Hier bleibt zu fragen, ob dies gut und geraten sei. Die so in den verschiedenen Formen bezeugte Einheit wirkt sich doch fast aus wie das bunte Nebeneinander eines Magazins oder gar eines Warenhauses. Wenn dazu noch jene Gebetsformulare kommen, die für diese oder jene Form exemplarisch sein mögen, fehlt gerade die Möglichkeit zum freien und aktuellen Gebet und der Fürbitte, zu welcher Christen gerufen sind. So wurde mit Recht bemängelt, daß auf diese Weise die direkte und unmittelbare Fürbitte unterblieb, die sich auf jene großen Beunruhigungen der Menschheit richtete, die während der ersten Augushälfte geradezu nach der namentlichen Fürbitte verlangten.

Von geringerer Bedeutung mag dagegen sein, daß die Gottesdienste, in der Mitte der vormittäglichen Arbeit gehalten, im Plenarsaal und nicht in einer Kirche stattfanden. Dies Problem war örtlich nicht anders zu lösen gewesen. Dennoch wurde auf diese Weise der Gottesdienst gar zu sehr in das Konferenzgeschehen eingebnet und verlor seinen besonderen Akzent. Gewiß hätte man an einem anderen Ort die Gegenwart des Heiligen Geistes nicht mehr oder anders erfahren können, aber Würde und Verbindlichkeit des gepredigten Wortes und der gesprochenen Gebete hätten besser betont werden können. Dennoch – und dies verdient mit Nachdruck festgestellt zu werden, ehe wir uns einzelnen Ergebnissen dieser Generalversammlung zuwenden – kam in Frankfurt nichts von jener Verdrossenheit auf, wenn auch ruhig und nüchtern gefragt wurde, ob Weltbundtagungen in derartigen Ausmaßen und mit einer solchen Beteiligung zu verantworten seien. Hat der Reformierte Weltbund bereits mit seinem Hauptthema sich und den in anderen Kirchen vereinigten Christen für ihre Tagungen und Themen bestimmte Fragen vorgelegt, so dürften auch die Erfahrungen und Anregungen, von denen wir bisher sprachen, einer Auswertung wert sein. Doch wenden wir uns den Einzelthemen zu.

Ökumene

Zu den kaum zu erwartenden Ergebnissen der Frankfurter Generalversammlung gehören die Berichte und Beschlüsse, die sich mit dem Problem der Ökumene beschäftigen. Bereits in den ersten Tagen der Konferenz zeigte es sich, daß der Reformierte Weltbund nicht nur seine traditionelle ökumenische Gesinnung bestätigen, die in Princeton ausgesprochene Einladung zur gemeinsamen Feier am Tisch des Herrn wiederholen und seine Sonderexistenz zu rechtfertigen gedachte, sondern daß die Delegierten gewillt waren, entscheidende Schritte nach vorn zu machen.

Das ist insofern bedeutsam, als einmal eine Reihe von Mitgliedskirchen dem Ökumenischen Rat der Kirchen nicht angehört und vor allem, weil die beträchtliche Zahl der

reformierten Kirchen mehr fundamentalistischer Prägung dem Weltbund kritisch gegenübersteht, wie sie es in noch vermehrtem Maße gegenüber dem Ökumenischen Rat der Kirchen tut. Im Sinne einer Blockpolitik hätte es nahegelegen, aus Rücksicht auf reformierte Kirchen, die dem Weltbund noch nicht angehören und deren Anschluß er dringend wünschen muß, Aussagen zu verbrämen oder jedenfalls nicht zu pointiert zu wagen.

Das betrifft schon die Mitglieder des Weltbundes untereinander. Im Bericht der 3. Session wird dazu gesagt: „Jedoch muß der Weltbund darüber besorgt sein, daß Kirchen, die ihm angehören, in einigen Gebieten voneinander getrennt bleiben aus Gründen, die zur Rechtfertigung der Trennung gänzlich ungenügend sind. Die Vereinigung oder Wiedervereinigung solcher Kirchen ist unumgänglich, und der Weltbund sollte zu deren Förderung alle möglichen Schritte unternehmen.“ Man muß dazu zweierlei sagen: Einmal ist hier nicht nur an die Situation auf den Missionsfeldern der letzten hundert Jahre gedacht, und außerdem könnte der Weltbund durch die hier „möglichen Schritte“ auch seinen Mitgliederbestand gefährden! Aber auch dies sagte man nicht im Blick auf andere, sondern sich selbst: „Ein konfessioneller Bund ist seinem Wesen nach eine vorläufige Körperschaft.“ Gerade diese Kühnheit führte zu mutigen Ausblicken und kritischen Anmerkungen zum eigenen Werk. „Diese Uneinigkeit zu tolerieren heißt an der Sünde teilhaben“, darum glauben wir, „daß wir vom Geist aufgerufen sind, gemeinsames Handeln nach außen und innen zu verstärken, ohne dabei die Notwendigkeit einer Union mit vollständiger gegenseitiger Verpflichtung aus dem Auge zu verlieren.“ Das ist nur möglich unter der Erkenntnis: „Die Allgemeinheit (Katholizität) ist kein ausschließlicher Besitz irgendeiner der getrennten Kirchen.“ Man würde fehlgehen, wenn man hinter solchen Worten ein Drängen auf Einheit um jeden Preis suchen wollte, eine Unionsmacherei, die den zweiten vor dem ersten Schritt machte. Aber: „Wir können keine der von uns ererbten Strukturen und Bekenntnisse als absolut behandeln; gerade in unserer Treue ihnen gegenüber müssen wir bereit sein zu gehen, wohin der Geist uns führt, selbst durch den Tod hindurch, der in ein neues Leben führt.“

Auch hier bleiben Fragen offen. Man darf natürlich nicht erwarten, daß sie innerhalb von zehn gefüllten Tagen überhaupt alle bedacht werden konnten. Darf nun die Kirche, zu der man gehört, für sich des Trostes leben, daß sie im Vollsinn Kirche Jesu Christi sei, oder wird sie dies erst durch die organisatorische Vereinigung mit den anderen christlichen Kirchen? Bleibt die Wahrheitsfrage auch heute noch gestellt, oder haben wir es lediglich mit „den sich wandelnden geschichtlichen Situationen“ zu tun, in denen heute überholt sein mag, was vor 400 Jahren und vielleicht auch gestern noch kirchentrennend war? Die Anfragen Roms und auch des Luthertums an dieser Stelle sind nicht zu überhören.

Die praktischen Entscheidungen hielten sich in bescheidenen Maßen. Vier Punkte wurden herausgestellt: Der Ökumenische Rat der Kirchen soll durch den Weltbund weiterhin alle Unterstützung erfahren, und zur Vermeidung von unnötiger Doppelarbeit soll der Ökumenische Rat allein die Aufgaben übernehmen, die von ihm „am besten ... wahrgenommen werden“ können. Bekräftigt wurden die Grundsätze zur Abendmahlsgemeinschaft von Princeton. Die engere Verbindung mit dem Internationalen Kongregationalistischen Rat soll untersucht werden, und die Gespräche zwischen reformierten und lutherischen Theologen in Europa wie Nordamerika sollen ihre Fortsetzung finden.

Es hätte nahegelegen, auch an die anderen konfessionellen Weltbünde und den Ökumenischen Rat der Kirchen mit konkreten Fragen heranzutreten. Etwa in der Art, ob die zwischenkirchliche Hilfe in Zukunft nicht allein Sache des Rates und nicht Sache der Weltbünde sein sollte oder ob weitergehende Missionsprojekte, wie die Einrichtung von Missionssendern sowie die Herausgabe von Informationen und Nachrichtendiensten, nicht ebenfalls von den Weltbünden und sonstigen Gruppierungen zum Ökumenischen Rat verlagert werden könnten. Es bleibt abzuwarten, ob der Reformierte Weltbund

einerseits gewillt ist, aus seinen Verlautbarungen Konsequenzen zu ziehen, oder ob er sich mit Konferenzergebnissen zufriedengibt, und andererseits, ob und wie die anderen Weltbünde und kirchlichen Gruppen, dazu der Ökumenische Rat, Herausforderung und Angebot aufnehmen, die an sie von Frankfurt aus herangetragen wurden.

Das Verhältnis zu Rom

Im ganzen der ökumenischen Frage ist dies eigentlich nur ein Sonderfall. Dennoch mußte er sehr ausführlich zur Sprache kommen, zumal ein erheblicher Teil der reformierten Kirchen als sehr kleine Minderheit in römisch-katholischer Umgebung lebt. Aber nicht nur deshalb, sondern weil gerade die reformierten Kirchen sich immer als katholisch verstehen mußten und so besonders dem Widerspruch ausgesetzt waren, den ihre Sonderexistenz außerhalb der römischen Kirche hervorrief. Für viele von ihnen hat es dabei auch kein historisches Recht – *cuius regio, eius religio* – gegeben, das sie für sich in Anspruch nehmen konnten. Die Erklärung der Generalversammlung ist gerade in bezug auf dieses Thema von der hochgemuten Erkenntnis bestimmt, daß wir in einer Zeit leben, „in der der Heilige Geist in allen Kirchen sichtbar am Werk ist“. Die Schwierigkeiten wie Mischehenfragen, Freiheit von Minderheitskirchen usw. sind wohl bedacht und genannt, spielen aber keine vordergründige Rolle, denn „sowohl Protestanten als Katholiken“ müssen bekennen, „daß wir das Wort Gottes nicht immer in seiner Reinheit und Fülle verkündigt haben“. Weder ein Programm noch eine Prognose werden gegeben, denn „wir gehen deshalb ein Risiko ein, sowohl innerhalb der römisch-katholischen Kirche als auch innerhalb unserer eigenen Kirchenfamilie mißverstanden zu werden und Anstoß zu erregen. Deshalb müssen wir uns diesen Problemen im Geist der Vergebung, der Geduld und des Verständnisses nähern“. Dabei wird viel von dem Gespräch erwartet, das etwa zwischen den Kirchen in Gang kommen könne. Wird auch dafür „die führende Stellung des Ökumenischen Rates der Kirchen“ anerkannt, so meinten die Delegierten doch, daß weder ihr eigener Weltbund noch der Ökumenische Rat zuständig seien, „im Namen der Kirchen zu sprechen, z. B. in Fragen des Dogmas und der Lehre sowie der kirchlichen Unterschiede. Damit wir der Einheit näherkommen, ist hier ein direkter Kontakt von Kirche zu Kirche nötig.“

Die Rassenfrage

Bei den Untersuchungen zum Unterthema „Erlösung der Welt“ haben die Diskussionen um die Rassenfrage einen breiten Raum eingenommen. Dies Problem, das von europäischer Sicht her sehr leicht und sehr theoretisch zu lösen ist, bereitete dem Weltbund einige Mühsal. Die afrikanischen wie amerikanischen Delegierten votierten sehr unterschiedlich. Obwohl die Sektion sich mit einer Reihe wichtiger weiterer Fragen befaßte – sie sprach sich z. B. für eine „echte Einschränkung aller Rüstungen, nicht allein der Atomwaffen“ aus –, lagen Schwergewicht und Leidenschaft der Diskussion bei dem Verhältnis der Rassen zueinander.

Intensiver als in anderen Bereichen wurde bei diesem Problem, nachdem viele Ansichten und Lösungsmöglichkeiten besprochen waren, auf die biblische Botschaft gehört. Fassen wir kurz zusammen: Da Jesus Christus das Heil aller Menschen ist, sind alle zum Glauben an Ihn und zu gleichem neuen Leben gerufen. Die biblische Herleitung aller Menschen von Adam „schließt ungeachtet von Rasse, Farbe und Volkstum die grundsätzliche Würde, Einheit und Solidarität der Menschheit ein“. Da alle Menschen wiederum Sünder sind, kann keine Rasse und kein Volk sich anderen überlegen fühlen.

Die zu bekundende Einheit bezieht sich nicht nur auf die verschiedenen Konfessionen und Denominationen, „sondern auch auf die verschiedenen Völker und Rassen“. „Deshalb widerspricht der Ausschluß irgendeiner Person auf Grund von Rasse, Farbe oder

Volkstum von irgendeiner Gemeinde oder einem Teil des Lebens der Kirche der wahren Natur der Kirche.“ Auch in dieser Hinsicht hat das Thema also die Generalversammlung angeleitet, die ökumenische Verpflichtung weiter zu durchdenken und damit zweifellos neue Impulse für das weitere Gespräch zu geben. Das wird sicherlich auch gelten im Blick auf die bis zur Abstimmung im Plenum durchgekämpfte Formel: „Die Christen sind gerufen, nicht nur in Worten, sondern auch durch Taten gegen Diskrimination zu protestieren und am verantwortlichen Bemühen um Rassengerechtigkeit und -gleichheit teilzunehmen.“ Ist dies nun ein spätes Bekenntnis zum Recht auf Tyrannenmord, das man den Reformierten immer zu Unrecht angedichtet hat? Man müßte dann übersehen, was mit „verantwortlichem Bemühen“ gemeint ist. Die Möglichkeit eines Mißverständnisses jedoch veranlaßte auch besonnene Kenner der Lage, die etwa die südafrikanische Rassenpolitik verwerfen, vor so starken Worten zu warnen. Sie wurden gesprochen, und es bleibt abzuwarten, ob und welche Folgen sie haben werden. Bereits während der Generalversammlung wurde deutlich, und bis zur Abfassung dieses Berichtes bestätigte sich, daß diese Stellungnahme zur Rassenfrage jedenfalls in Südafrika zu neuen Diskussionen über ein altes Problem führte. Auch in dieser Hinsicht sollte man die Weltbünde nicht gar zu sehr nach ihrer Wirkung in den und auf die alten Kirchen beurteilen.

Geist und Humanität

Wenn wir bis jetzt darauf hingewiesen haben, in welch starker Weise das Thema „Komm, Schöpfer Geist“ die Generalversammlung zu ökumenischem Denken verpflichtete, bis in die Rassenfrage hinein, so soll jedenfalls noch angemerkt werden, daß vor allem in der ersten Sektion das Verhältnis von „Geist und Humanität“ untersucht wurde. Nach sehr kühn umhertastenden Aussagen über das Wirken des Geistes in der menschlichen Gesellschaft, abgelöst von der Kirche, zeigte es sich endlich doch als hilfreich, daß die Beratungen des Reformierten Weltbundes nicht losgelöst von denen des Ökumenischen Rates der Kirchen stattfanden. Die dort angestellten Untersuchungen zur Christologie konnten nicht außer acht bleiben, wenn man über das Wirken des Heiligen Geistes nachdachte. „Das Gebet ‚Komm, Schöpfer Geist‘ gründet sich auf die historische Realität der Versöhnung Gottes mit dem Menschen in Jesus Christus“, beginnt die erste Sektion ihren Bericht – und aus der zweiten hört man noch orthodoxer und auch ein wenig mehr mit dem Ton Karl Barths: „Der Heilige Geist ist der Geist Gottes selbst, der Geist Christi, der jetzt bei uns ist und unter uns als der erhöhte Herr am Werk ist.“ So haben wahrscheinlich die beiden ersten Sektionen gleichsam dogmatisch vorgearbeitet, damit die Folgerungen der beiden letzteren nicht ins Ungewisse reichten.

Man kann und muß fragen, ob vor allem die erste Sektion bei ihrer Frage nach dem „Unterschied zwischen dem Humanismus des Evangeliums und einem ebenso ernsthaften humanistischen Anliegen, wie es sich in unserer Zeit in kulturellen und sozialen Bewegungen kundtut, welche ein säkulares und synkretistisches Weltverständnis voraussetzen“, ob diese Sektion einen Augenblick daran gedacht hat, daß sie lediglich jene Frage der Väter: ob die edlen Heiden der Antike im Himmel zu finden seien oder nicht, ein wenig abgewandelt stellte – und wahrscheinlich nicht etwa gezielter als die Alten. Aber es gehört zu dem Guten dieser Generalversammlung, daß sie sich weder vorgenommen hatte, bestimmte Probleme endgültig zu lösen, noch daß sie meinte, zu allen angeschnittenen Fragen wenigstens ein vorläufiges Wort sagen zu müssen. – Zu dem Guten gehört m. E. auch, daß die Generalversammlung kein „Wort“, keine „Kundgebung“ erließ, wohl aber, daß gerade die erste Sektion Fragen stellte, von denen sie erwartet, daß sie den Weltbund, und will's Gott, die Christenheit überhaupt, und darum auch die anderen Weltbünde, beschäftigen werden.

Eines sollte in Frankfurt jedenfalls deutlich geworden sein, daß wir es uns nicht mehr leisten können, keiner und unter keinen Umständen, wenn er den Namen Jesu

Christi nennt, zunächst einmal seine Probleme allein zu lösen und zuerst einmal von der eigenen Theologie auszugehen, auch wenn es die Theologie der Väter sein sollte.

Zum neuen Präsidenten des Reformierten Weltbundes wählte die Generalversammlung Prof. D. Wilhelm Niesel (an Stelle von Dr. Ralph Lloyd, USA); als Generalsekretär wurde Dr. Marcel Pradervand in seinem Amt bestätigt.

Ein Vergleich der theologischen Gespräche und öffentlichen Verlautbarungen der konfessionellen Weltbünde bestätigt immer wieder, wie ähnlich die Probleme sind, denen sich die Christen ohne Unterschied des Bekenntnisses heute gegenübergestellt sehen. Hier sei nur an die fast gleichlautenden, in der Sache jedenfalls völlig übereinstimmenden Stellungnahmen der Weltbünde gegen jede Form der Rassendiskriminierung erinnert. Der eindeutigen Erklärung des Lutherischen Weltbundes in Helsinki folgte der Reformierte Weltbund in Frankfurt am Main mit einer gleichartigen Resolution, ebenso aber zum Beispiel auch der Methodistische Weltbund auf seiner Exekutivausschußsitzung im Herbst 1963 in Stuttgart.

Nicht unerwähnt darf in diesem Zusammenhang auch der 3. *Anglikanische Weltkongreß* vom 13. bis 24. August 1963 in Toronto bleiben, der die Bereitschaft der Anglikaner zur engen Zusammenarbeit mit Christen anderer Bekenntnisse und zum Einsatz für die Einheit erneut bekräftigte.

Wie schon in früheren Jahren führte der ÖRK Vertreter der konfessionellen Weltbünde zu Gesprächen und Gedankenaustausch zusammen. So waren es im Herbst 1963 etwa 50 Vertreter konfessioneller Weltbünde, regionaler Kirchenräte und des ÖRK, die sich unter Vorsitz des Stellvertretenden Generalsekretärs des ÖRK, Dr. Norman Goodall, zu viertägigen Beratungen in Genf trafen. Dabei ging es diesmal insbesondere im Blick auf die jungen Kirchen um den Unterschied zwischen „Konfession“ und „Konfessionalismus“. Man kam überein, solche Grundsatzgespräche künftig im Abstand von zwei Jahren weiterzuführen und in der Zwischenzeit kleinere Zusammenkünfte abzuhalten, die sich mit praktischen Fragen beschäftigen (öpd Nr. 37 vom 11. 10. 1963).

Wie aktuell die zwischen den konfessionellen Weltbünden erörterten Fragen sind, zeigt ein Bericht der Ostasiatischen Christlichen Konferenz, die auf ihrer Tagung vom 25. Februar bis 5. März 1964 in Bangkok (s. u. S. 393 f.) die konfessionellen Weltbünde aufforderte, alle einseitigen oder übereilten Maßnahmen gegenüber den asiatischen Kirchen zu unterlassen:

Anerkennend wird in dem in Bangkok zur Frage des Weltkonfessionalismus entgegengenommenen Bericht festgestellt, daß die Kirchen des Westens sich der Notwendigkeit, ihre Mittel und Möglichkeiten mit den jungen Kirchen zu teilen, immer stärker bewußt werden. Das Dokument appelliert an die konfessionellen Weltbünde, „Schritt zu halten mit den Plänen, die als Ergebnis ökumenischer Beratungen auf nationaler und internationaler Ebene entwickelt wurden“. Andernfalls dürfte es immer schwieriger werden, eine „nationale Strategie“ zu entfalten. Auch entstünden dadurch für die Kirchen gewisse Versuchungen.

Trotz verschiedener Bezeichnungen, unterstreicht der Bericht, sollten die Christen an jedem Ort gemeinsam als *ein* Volk erkennbar sein. Ihre Angehörigkeit zu einer bestimmten Denomination sei von zweitrangiger Bedeutung.

Der Bericht beklagt, daß die praktische Zusammenarbeit zwar auf allen Gebieten gut

vorankomme, „die Trennungswauern im Bereich der kirchlichen und missionarischen Struktur hingegen unüberwindbar werden“, und stellt fest: „Die konfessionellen Anliegen der asiatischen Kirchen werden in erster Linie im Blick auf ihre Sendung in der Welt gesehen; es geht ihnen daher nicht um die Unterschiede, sondern um die Dinge, die sie gemeinsam der Welt zu bezeugen haben.“

Die konfessionellen Weltbünde stünden ständig in Gefahr, so heißt es in dem Bericht weiter, viele der Kennzeichen eines Patronats wieder hervorzubringen, aus denen die Missionsbewegung längst herausgewachsen sei. Aufgabe einer konfessionellen Familie sei es, „ein Programm zu entfalten, das sich mit der ihr als Konfession charakteristischen Eigenart befaßt“. Es sei „unverantwortlich, die Existenz der konfessionellen Familien als bequeme Einrichtung dazu zu benutzen, den Stempel einer Denomination oder Konfession dort aufzudrücken, wo er irrelevant ist“.

(öpd Nr. 9 vom 5. 3. 1964)

Auf ihrem folgenden Treffen im Oktober 1964 haben die konfessionellen Weltbünde den Appell der Ostasiatischen Christlichen Konferenz aufgegriffen und beschlossen, ihren Organisationen eine Liste von zehn Fragen vorzulegen, um ein klareres Bild von ihrer Arbeit und ihren Programmen, besonders in den Entwicklungsländern, zu erhalten (öpd Nr. 39 vom 22. 10. 1964).

Unter den großen christlichen Weltorganisationen hat in den vergangenen Jahren am meisten die Prager *Christliche Friedenskonferenz* (CFK) von sich reden gemacht, die vom 28. Juni bis 3. Juli 1964 ihre *II. Allchristliche Friedensversammlung* (ACFV) in Prag unter dem Thema „Mein Bund ist Leben und Frieden“ abhielt.

(Zum Ganzen siehe den Dokumentenband „Mein Bund ist Leben und Frieden“, herausgegeben vom Internationalen Sekretariat der CFK; außerdem vgl. *Martin Rohkrämer*: Sachlichkeit und Härte. Eindrücke von der Zweiten Allchristlichen Friedensversammlung in Prag, in: *Pastoraltheologie*, 1964, Heft 9; *Erwin Wilkens*: Der Friede der Welt als ökumenische Aufgabe, in: *Lutherische Monatshefte*, 1964, Nr. 9; *Hanfried Krüger*: Bericht über die Zweite Allchristliche Friedensversammlung, in: *Kirche in der Zeit*, 1964, Heft 9.)

Im Gegensatz zur ersten ACFV im Jahre 1961 (vgl. *Kirchl. Jahrbuch* 1961, S. 345 ff.), die mehr als 600 Teilnehmer zählte, war diesmal der Kreis mit rund 1000 Teilnehmern (darunter 699 Delegierte, 73 Beobachter, 74 Gäste und 52 Journalisten) aus etwa 50 Ländern wesentlich weiter gezogen, da die Konferenzleitung offenbar eine notwendigerweise damit verbundene geringere Arbeitsfähigkeit der Konferenz gegenüber einer größeren ökumenischen Spannweite bewußt in Kauf nahm. Von den Delegierten kamen 263 aus kommunistischen Ländern, 259 aus Westeuropa, 73 aus USA und Kanada, 3 aus Australien, 11 aus Mittel- und Südamerika, 37 aus Afrika und 53 aus Asien. Die bei weitem stärkste Delegation war wiederum die deutsche (BRD 58, DDR 57, Westberlin 14, also zusammen 129), der erst in weitem Abstand Großbritannien (68) sowie die UdSSR und die USA mit je 65 folgten. Der ÖRK, der Lutherische Weltbund und der Reformierte Weltbund, der Internationale Kongregationale Rat sowie zahlreiche andere ökumenische Zusammenschlüsse waren wiederum durch Beobachter vertreten; die EKD hatte als Beobachter die Oberkirchenräte Dr. Krüger und Pabst entsandt. Daß es zwischen den beiden deutschen Delegationen im Laufe der Konferenz zu unerfreulichen Auseinandersetzungen kam, sei hier nur am Rande vermerkt (Näheres bei H. Krüger, a.a.O. S. 410 f.).

Nach fünf einleitenden Referaten und den Sitzungen der zehn Kommissionen, deren Berichte vom Plenum aber nicht als Resolutionen beschlossen, sondern nur „entgegengenommen“ wurden, gab die ACFV zwei offizielle Erklärungen ab. Aus den Berichten mag zunächst der Ökumene-Ausschuß hier zu Worte kommen, der den ökumenischen Charakter der CFK erneut betonte:

FRIEDE UND ÖKUMENE

1. Die Menschwerdung unseres Herrn und Erlösers und sein versöhnendes Opfer auf Golgatha verheißt allen Menschen die Fülle des Lebens und Friedens. Die Christen sind daher eingewurzelt und gegründet in der Liebe zu allen Menschen und sind Träger seines Friedens (Phil 4, 7). Als Miterben Israels sind die berufen und erwählt, Zeugen des Heiligen Bundes des Lebens und Friedens zu sein (Mal 2, 5).

Der Frieden, den Gott gestiftet hat, umfaßt sowohl unsere Versöhnung mit Gott als auch unsere Versöhnung mit unseren Mitmenschen (Eph 2, 13–18). Das Amt der Versöhnung und des Friedens gehört zu den wesentlichen Aufgaben der Gemeinde Jesu Christi.

2. Die christliche Friedensbewegung hat sich von Anfang an als einen Teil der christlichen Ökumene betrachtet. Darum hat die Christliche Friedenskonferenz immer mit anderen ökumenischen Zusammenschlüssen enge Verbindung gehalten. Insbesondere mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen. Sie ist sich der Aufgabe bewußt, alle Kirchen an die Dimension der Versöhnung und des Friedens in allen Aspekten ihrer gemeinsamen Aufgaben zu erinnern. Die Erneuerung der Kirche ist ohne die Betonung des Aspektes des Friedens undenkbar. Wir begrüßen die Gespräche, die zwischen dem Ökumenischen Rat der Kirchen und der Christlichen Friedenskonferenz, z. B. das neulich in Genf stattgefundene, im Gange sind.

Wir freuen uns ganz besonders darüber, daß eine wachsende Zahl von Persönlichkeiten aller prominenten Stellen in beiden Bewegungen gleichzeitig aktiv sind. Wir legen es den Regionalausschüssen der Christlichen Friedenskonferenz dringend ans Herz, zu den nationalen ökumenischen Räten die denkbar engsten Verbindungen herzustellen. Wir bitten den Ökumenischen Rat der Kirchen und die Christliche Friedenskonferenz, gemeinsam Sorge zu tragen, daß die Friedenssache eine Welle der Erneuerung für die ganze Kirche und nicht ein Anlaß zu Spannungen in den Kirchen werde. Wir wissen, daß Kirchengemeinden und kirchliche Organisationen sich schon mit der Praktizierung dieses Dienstes des Friedens und der Versöhnung befassen. Es liegen aber noch viele Gelegenheiten brach.

3. Wir bitten daher alle Christen dringend, ihre ganze Phantasie zu gebrauchen, um neue Wege zu suchen, ihren Friedenswillen und ihre Verantwortlichkeit Tat werden zu lassen. Das würde die Verstärkung folgender Austauschaktionen bedeuten:

Stipendien, zweiseitige Austauschpost von Gast- und Mitarbeitern, Versöhnungsdienst, Aufbaulager, Konferenzen für Laien und für besondere Kategorien wie Theologiestudenten, berufliche Experten usw. sowie langfristige Austauschaktionen zwischen Gemeinden. Schließlich ermuntern wir zu gewissenhaftem Bemühen, das Friedensanliegen dem Unterrichtsmaterial aller Altersstufen und dem Redaktionsmaterial der kirchlichen Zeitschriften einzufügen. Wir unterstreichen, daß der Einsatz für den Frieden nicht nur persönliche Kontakte fordert, sondern christliches Engagement in sozialen und politischen Strukturen. Dem Kontakt mit den Friedensbewegungen der römisch-katholischen Kirche sollte rege Aufmerksamkeit gewidmet werden. Ein angemessener Anfang wäre der Austausch von Beobachtern sowie spezielle Konsultationen. Da die Kirchen nicht isoliert in der Welt leben können, ermuntern wir den Arbeitsausschuß der Christlichen Friedenskonferenz dringend, zu anderen Friedensbewegungen Beziehungen der Zusammenarbeit herzustellen.

Das unter 2. erwähnte Gespräch zwischen Vertretern des ÖRK und der CFK hatte im Juni 1964 in Genf stattgefunden, nachdem die erste Begegnung dieser Art im März 1962 vorangegangen war (vgl. Kirchliches Jahrbuch 1962, Seite 318).

Wesentlich ausgewogener als bei früheren Gelegenheiten war auch der Kommissionsbericht über die Deutschlandfrage:

FRIEDE UND DIE DEUTSCHLANDFRAGE

Die Kommission „Friede und Deutschlandfrage“ hat während zweier Tage getagt, und zwar einen Tag als Plenum und einen Tag in zwei Unterkommissionen. Die Diskussion schloß sich in zustimmendem oder kritischem Sinne frei an die Ergebnisse der bisherigen Kommissionsarbeit, namentlich an das Blatt „Friede und die deutsche Frage“, welches vornehmlich in der Tagung der Kommission in Basel entstand. Dieses Blatt diene als Repertorium der wesentlichen Fragen und Probleme. Der Baseler Bericht soll nicht in dem Sinne wie das Dokument von Matrahaza als offizielle Aussage der Bewegung angesehen werden. Dasselbe soll für diesen heutigen Bericht gelten. Die Diskussion, in welcher sich neben weitgehender Übereinstimmung auch tiefgehende Differenzen zeigten, bewegte sich in der Hauptsache in folgenden Gedankengängen:

a) Theologische Voraussetzungen

Es wurde allgemein angenommen, daß es richtig sei, den Gesichtspunkt der Versöhnung in den Mittelpunkt zu stellen. Gleichwohl blieb die Erkenntnis der Schuld und der Vollzug der Buße ein beherrschendes Thema. Wir haben aber kein Bedürfnis, das Maß an Schuld der verschiedenen Völker und Parteien unterschiedlich zu betonen, sondern wir wollen uns gemeinsam mit aller Kraft in Verantwortung vor unserem Herrn Jesus Christus für die Zukunft einsetzen, wie denn die Versöhnung in Christus uns frei macht von der Angst, aber auch frei von allen Ideologien in Ost und West, frei für das Werk der Versöhnung.

Gott verlangt von uns und gibt uns die Möglichkeit, Spannungen zu beseitigen und Brücken zu bauen.

b) Die relative Wichtigkeit der deutschen Frage

Wir sind uns dessen bewußt, daß es uns bei der Beratung über die deutsche Frage vor allen Dingen um den Frieden in der Welt geht. Die internen deutschen Probleme sind uns zuerst einmal in dem Maße wichtig, in welchem sie mit der Friedensfrage zusammenhängen.

Weitgehende Einigkeit bestand darüber, daß wir gerade als Christen darauf aufmerksam zu machen haben, daß die deutsche Frage zwar als eine sehr wichtige, aber nicht als die alles beherrschende Frage der Weltpolitik anzusehen sei. Wohl ist aber die deutsche Frage so zentral, daß die anderen Völker von Deutschland erwarten dürfen, daß es auf seinem Gebiet innerhalb seiner Möglichkeiten und seines Wirkungsbereiches für die Entspannung der Welt einen entscheidenden Beitrag leistet.

c) Die Sorgen der Nachbarvölker Deutschlands

Die Vertreter einer Reihe von Nachbarvölkern drücken die Besorgnis ihrer Völker aus über gefährliche Tendenzen, welche in der deutschen Bevölkerung gelegentlich oder wiederholt zum Ausdruck kommen. Es wurde die Notwendigkeit betont, daß ein Abbau

des Geistes des kalten Krieges in den Herzen aller Deutschen zustande kommen soll und daß Kirchen und Christen sich dafür besonders einsetzen möchten.

Seitens einiger Nachbarvölker wurde vorgeschlagen, die Kirchen möchten aus Anlaß des 25. Jahrestages des Beginns des Zweiten Weltkrieges ihre Gemeinden aufrufen zu einer besonderen Fürbitte für das deutsche Volk nach dem Zweiten Weltkrieg.

Endlich wurde auch zum Ausdruck gebracht, daß offensichtlich kaum irgendwo bei den Nachbarvölkern oder sonst in der Welt eine ernsthafte Neigung besteht, die Wiedervereinigung Deutschlands im politischen Sinne zu fördern.

d) Die Verantwortung Deutschlands selbst und die der Großmächte

Es bestand eine Meinungsverschiedenheit darüber, inwieweit die Verantwortung zur Lösung der deutschen Frage bei den Großmächten oder bei dem Volk und den Regierungen in beiden Teilen Deutschlands liegt.

Einige waren geneigt zu sagen, daß die Deutschen, ohne ihre Mitbestimmung auf die Einflusssphären der beiden Großmächte aufgeteilt, kaum eine Bewegungsfreiheit hätten. Andere meinten gerade, daß den Deutschen viele Möglichkeiten für die Auflockerung zur Verfügung stünden, die aber zu wenig genutzt würden.

e) Wiedervereinigung

Die Kommission legte sich darüber Rechenschaft ab, daß die Existenz der DDR und der BRD ein politisches Faktum ist. Man hatte großes Verständnis dafür, daß die Teilung eine bittere Sache für alle Deutschen ist; es wurde aber auch davor gewarnt, daß man sich keinen Illusionen hingeben soll, als sei eine Nichtanerkennung dieses Faktums ein gangbarer Weg. Eine Berücksichtigung der Tatsache, daß die beiden Teile Deutschlands und Berlin in verschiedene politische und wirtschaftliche Systeme eingefügt sind, hat zur Folge, daß der Weg zu einer von den Deutschen erhofften Wiedervereinigung nur in kleinen, vorsichtigen Schritten des gegenseitigen Sich-Entgegenkommens zu begehen ist.

Der Abschluß eines Friedensvertrages wäre wohl eine erste Voraussetzung der Wiedervereinigung, welche allerdings von einigen als ganz aus dem Vokabular zu streichende bezeichnet worden ist.

f) Menschlichkeit

Wir halten dafür, daß die Politik in erster Linie die Aufgabe hat, den Menschen und der Menschlichkeit zu dienen. Darum sollten auch, ohne abzuwarten, bis die politischen Fragen eindeutig gelöst sind, Maßnahmen getroffen werden, menschliches Leiden, das eine Folge politischer Gegensätze darstellt, zu lindern.

Wir begrüßen darum Verhandlungen über neue Passierscheinabkommen in Berlin und über Maßnahmen zur Förderung des innerdeutschen Reiseverkehrs. Wir bitten die zuständigen Stellen in der DDR und in der BRD, sich um eine Amnestie politischer Gefangener zu sorgen und zu bemühen.

g) Politische Vorschläge

Es wurde eine ganze Reihe politischer Vorschläge unterbreitet. An erster Stelle gehört einmütig das Verbot von Atomwaffen sowie ein Verzicht auf dieselben auf deutschem Gebiet, dann die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze sowie der Abzug aller fremden Truppen von deutschem Gebiet. Gegen letztere Forderung wurde von einigen eingewendet, daß die Situation in Deutschland dann erst recht explosiv werden könnte. Es wurde von etlichen Seiten gefragt, ob es nicht sinnvoll wäre, wenn statt der beiden Großmächte die UNO sich mit der deutschen Frage befaßte.

b) Schlußwort

In Erinnerung an die Losung der Konferenz: „Mein Bund ist Leben und Friede“, betonen wir zum Schluß, daß wir als Christen durch alle konfessionellen und politischen Gegensätze hindurch in Fürbitte und Liebe miteinander verbunden bleiben dürfen. Unser ökumenisches Zusammensein möge eine exemplarische Übung in Koexistenz sein, die den Politikern in ihrer schweren Verantwortung und den Völkern in all ihren Sorgen guten Mut machen könnte, gemeinsam den Weg in die Zukunft zu gehen. In unserer Christlichen Friedenskonferenz werden wir sehr darum ringen müssen, aber wir wollen im Glauben zusammenhalten.

Die offiziellen Verlautbarungen bestehen aus der „Botschaft an die Kirchen und Christen“ und einem „Aufruf an die Regierungen, Parlamente und maßgebenden Persönlichkeiten der Welt“:

BOTSCHAFT AN DIE KIRCHEN UND CHRISTEN

Zur II. Allchristlichen Friedensversammlung sind wir, Vertreter verschiedener Kirchen, christlicher Gruppen und einzelne Christen aus Ländern in Afrika, Amerika, Asien, Australien und Europa, vom 28. Juni bis 3. Juli 1964 in Prag zusammengekommen. Wir begrüßen alle Kirchen und Christen in aller Welt mit der Losung unserer Versammlung: „Mein Bund ist Leben und Frieden“ (Maleachi 2, 5).

Gottes Bund gilt aller Welt

Der Herr der Welt hat in Jesus Christus seinen Bund mit der ganzen Menschheit geschlossen. In diesem Bund hat er sich uns in Liebe und Treue verbunden.

Als Menschen, die Gottes Solidarität in seiner Menschwerdung erkannt haben, bekennen wir uns aus seiner Gnade zu dem in Christus geschlossenen Bund. Durch ihn sind wir in Liebe und Solidarität allen Menschen verbunden ohne Rücksicht auf Rasse, Religion und Weltanschauung.

Gottes Bund nimmt uns nicht aus der Welt heraus, sondern sendet uns in diese Welt hinein. Das befreit uns zur Liebe zu allen Menschen und zur Verantwortung für alles Geschehen in der Welt. Der Bund des Herrn verpflichtet uns, das Wagnis konkreter Entscheidungen auf uns zu nehmen. Nur so werden wir, die wir Gottes Ruf gehört haben, auf dem Weg der Nachfolge bleiben.

Gottes Friede und der Friede der Welt

Mit Dank gegen Gott bekennen wir, daß unsere Erkenntnis auch in dieser Versammlung dafür wuchs, daß Gott zu seinem Bund in Jesus Christus in Treue steht. Über diese Unterschiede hinaus, die zwischen uns in Fragen des Bekenntnisses oder in der Beurteilung der Weltlage heute bestehen, hat sich in unserer gemeinsamen Arbeit der Bund des Herrn als kräftig erwiesen. In der Gemeinschaft des Gebetes erfuhren wir, daß sich Gott durch seinen Geist zu dem Wort des Kreuzes, der Versöhnung und der Vergebung auch heute bekennt. Das Kreuz Jesu Christi ist der Friede, und seine Auferstehung ist das Leben. Christus wirkt durch seinen Geist in Menschenherzen Vertrauen, Verstehen, Bereitschaft zum Gespräch und Befreiung von Angst. Es ist der Friede, der höher ist als alle Vernunft. Sein Friede ist mehr als der Friede in unserem Herzen. Sein Friede ist mehr als gute internationale Beziehungen. Sein Friede macht zum Opfer bereit. Er treibt uns dazu, Hunger und Elend, Unrecht und Mißtrauen zu bekämpfen. Er gibt die Gelegenheit, etwas für den Nächsten zu tun, und schafft die Möglichkeit zum

Zusammenleben. Deshalb können wir an dem Frieden in Jesus Christus nur teilhaben, wenn wir in Beziehung zwischen den Völkern Versöhnung und Vertrauen hineinbringen und die Barrieren der Mißverständnisse und Vorurteile niederlegen helfen.

In voller Überzeugung stehen wir in der ökumenischen Gemeinschaft. Freudig haben wir die Stimmen unserer Brüder und Schwestern aus vielen Kirchen, besonders in Erklärungen des Weltrates der Kirchen, vernommen und begrüßt, die die Menschen auf den Weg des Friedens rufen. Der Weltrat der Kirchen hat erklärt: „Krieg ist gegen Gottes Willen. Gottes Wille ist der Friede.“ Die Enzyklika „Pacem in terris“ war uns eine Ermutigung, weil sie dem Willen zum Frieden entschieden Ausdruck gab. Wir erhoffen, daß in Rom die Herbstsitzung des Konzils erneut einen deutlichen Aufruf zu Taten des Friedens findet, nach denen sich Millionen Menschen sehnen.

Gottes Treue und unsere Schuld

Der Bund des Herrn macht uns bewußt, was wir der Menschheit schulden, der wir im Namen Christi zu Liebe und Solidarität verpflichtet sind. Wir Teilnehmer der II. Allchristlichen Friedensversammlung bekennen vor Gott, daß wir seinem Bund untreu geworden sind und daß unsere Arbeit für Verständigung und Frieden ungenügend ist. Zwar hat der Weltrat der Kirchen oft zu Fragen des Weltgeschehens Stellung genommen, zwar hat die Christliche Friedenskonferenz immer zu aktivem Handeln für den Frieden aufgerufen, aber Haltung und Handlung einzelner Kirchen blieben leider hinter diesen Beschlüssen zurück. Bisher haben nur einzelne Synoden den Atomkrieg geächtet. Noch haben nicht alle christlichen Gemeinden die Rassenvorurteile überwunden. Zu oft ist christliche Predigt noch nicht frei von Stimmungen des kalten Krieges und von Slogans der politischen Propaganda. So leistet sie nicht den Dienst, die Schranken zwischen den Menschen zu entfernen, Selbstzufriedenheit und Überheblichkeit der Frommen zu erschüttern. Zu sehr bleiben viele Christen in ganz Europa und Amerika den anderen Völkern gegenüber in der Schuld. Zu wenig leistet die Christenheit zur Überwindung des Hungers in der Welt. Sie soll auch der Verflechtung von wirtschaftlicher Hilfe und politischen Forderungen widerstehen. Nicht ausreichend ist das Engagement der Christen zur Beseitigung der Überreste des Kolonialismus und zur Verhinderung des Neokolonialismus, obwohl die UNO schon vor Jahren die Resolution über die Liquidation des Kolonialismus angenommen hat. So steht die Welt noch immer am Rande eines Weltkrieges. Wie schwer lastet all das auf einer Christenheit, die das Evangelium des Friedens und des Lebens Millionen Menschen in Asien, Afrika und Lateinamerika nicht eindeutig verkündigt hat, sondern so, daß zur Verwechslung mit Klerikalismus und Kolonialismus Anlaß war. Können wir die Verantwortung dafür länger mittragen, daß Milliarden für die Rüstung ausgegeben werden, die nur Angst und Mißtrauen steigert, während jeden Tag hunderttausend Menschen Hungers sterben?

Leben heißt Zusammenleben

Das Evangelium, der Bund Gottes, ist auch ganz konkret auf Leben und Frieden gerichtet. Auch wenn das Evangelium keine Anweisungen gibt, wie der Frieden zu organisieren ist, erlaubt es nicht, daß Christen sich der Sache des Friedens versagen. Wer sich nicht für den Frieden zwischen den Völkern und für die Einhaltung der Menschenrechte im eigenen Lande einsetzt, unterstützt die Kräfte des kalten Krieges und trägt zur Steigerung des Mißtrauens und der Spannungen bei, die im Atomzeitalter zu einer Weltkatastrophe führen können.

Wir sind froh über viele gute Entscheidungen von Staatsmännern in den letzten Monaten, die Anlaß zu Hoffnung geben. Wir denken an das Moskauer Abkommen über die teilweise Einstellung der Kernwaffentests. Es hat die Völker der Welt aufatmen las-

sen. Wir denken an die Vereinbarung, den Weltraum nicht zu militärischen Zwecken zu nutzen, und an das Übereinkommen über die Einschränkung der Herstellung von spaltbarem Material für militärische Zwecke. Wir denken auch an die Reduzierung von Rüstungsetats.

Wir rufen auf, alle Bemühungen, von welcher Seite sie auch immer kommen, zu unterstützen, die geeignet sind, die atomare Bedrohung auszuschalten und die Vorschläge für eine allgemeine, totale und kontrollierte Abrüstung zu verwirklichen. Setzen Sie sich mit uns dafür ein,

daß die 18-Staaten-Abrüstungskonferenz rasch zu positiven Ergebnissen kommt,

daß das Prinzip des Verzehrs auf Anwendung von Gewalt bei der Lösung von Grenzkonflikten durchgeführt wird,

daß Nichtangriffsvereinbarungen getroffen, atomwaffenfreie Zonen geschaffen und auch die unterirdischen Kernwaffenversuche eingestellt werden,

daß die direkte oder indirekte Weitergabe von Atomwaffen an andere Staaten verboten wird,

daß Militärbasen auf anderen Territorien beseitigt und Besatzungstruppen aus fremden Ländern zurückgezogen werden,

daß militärische Einmischung oder Subversion von außerhalb in innere Angelegenheiten anderer Länder unterbleibt,

daß die Pläne über das Einfrieren der Vorräte an nuklearen Waffen diskutiert und angenommen werden,

daß Freiheit und volle Unabhängigkeit für alle von einer fremden Macht abhängigen Völker erreicht wird.

Die Vorschläge für die Bildung einer multilateralen Atomstreitmacht erwecken tiefste Besorgnis und stellen sich geradezu als Alternative für die Pläne zur Errichtung von atomwaffenfreien Zonen dar.

Nach der Weltwirtschaftskonferenz in Genf könnten schon heute bessere Methoden zur Verteilung der Güter der Erde organisiert werden. Die Konferenz versucht, das ungünstige Verhältnis zwischen den rohstoffproduzierenden Entwicklungsländern und den hochentwickelten Industrieländern zu verändern. Wir freuen uns, daß sie einige Erfolge gezeitigt hat und daß sie sich in Zukunft zu einer ständigen Institution entwickelt. Die Entwicklungsländer sollten in viel stärkerem Maße als bisher vom Welt-handel begünstigt werden.

Das Prinzip der friedlichen Koexistenz zwischen Staaten verschiedener Gesellschaftsordnungen und Staaten, deren militärisches und wirtschaftliches Potential sehr unterschiedlich ist, ist der Weg, der in die Zukunft der Menschheit führt. Er bedeutet wirtschaftlichen Wettbewerb zu alloseitigem Nutzen, wissenschaftliche Zusammenarbeit, kulturellen Austausch, einen erweiterten Austausch von Informationen, der zum Teil schon stattfindet, und auch größere Möglichkeiten zu menschlichen Begegnungen. Wir regen weitere Förderungen der Programme von Austausch, Besuchen und Aufbaulagern für unsere Kirchen, besonders unter der Jugend an. Friedliche Koexistenz ist das Ende des kalten Krieges. Wir beschreiten entschlossen diesen Weg der Koexistenz; darüber hinaus wissen wir uns zur Proexistenz allen Menschen gegenüber gerufen. Wir wollen eine Avantgarde auf diesem Wege sein und rufen alle Menschen guten Willens auf, mit uns zu gehen.

Unser Engagement für die Welt

Unsere Fürbitte gründet im Bund Gottes, der uns Leben und Frieden als Gabe und Aufgabe schenkt und uns von Haß und Furcht befreit. Sie gilt allen Staatsmännern und Regierungen. Dazu rufen wir (mit 1 Tim 2, 1-2) die ganze Christenheit auf. Wir bitten Gott, er möge den Mächtigen dieser Welt Geduld und Weisheit geben, damit sie die Probleme friedlich lösen können, die heute von Krisenherden geschaffen werden, be-

sonders in Süd-Ost-Asien, in Zypern, Palästina und im Karibischen Meer. Wir bitten, alles zu tun, damit die Volksrepublik China durch Eintritt in die UNO endlich als vollberechtigtes Mitglied in der Gemeinschaft der Völker mitwirken kann. Unsere Fürbitte gilt allen, die sich geduldig um die Entspannung und Normalisierung der Lage zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik und um eine Lösung des Westberliner Problems auf dem Wege von Verhandlungen bemühen. Wir rufen alle Brüder und Schwestern in den Gemeinden auf, sich unserer Fürbitte zu verbinden und in persönlichem Engagement dazu beizutragen, eine Atmosphäre der Verhandlungsbereitschaft herzustellen, in der die Staatsmänner Fortschritte und Erfolge erzielen können.

Wir empfehlen den Gemeinden und allen Christen das Studium des gesamten Materials der II. Allchristlichen Friedensversammlung. Darin sind praktische Aufgaben der Christen für den Frieden auf der Erde genannt. Wir bitten alle Brüder und Schwestern, den Gemeinden, Synoden und der breiten Öffentlichkeit unsere Botschaft und das Material der II. Allchristlichen Friedensversammlung mit Hilfe aller verfügbaren Publikationsmöglichkeiten zu vermitteln. Wir beten für die ganze Christenheit in der ganzen Welt, daß sie dem Friedefürsten Jesus Christus nachfolge.

Die Frucht aber der Gerechtigkeit wird gesät im Frieden denen, die den Frieden halten (Jak 3, 18).

AUFRUF AN DIE REGIERUNGEN, PARLAMENTE UND MASSGEBENDEN PERSÖNLICHKEITEN DER WELT

Wir, Geistliche, Theologen und Laien aus Kirchen vieler Länder in allen Kontinenten, die vom 28. Juni bis 3. Juli 1964 zur II. Allchristlichen Friedensversammlung in Prag zusammengekommen sind unter der Losung: „Gottes Bund ist Leben und Frieden“, wenden uns an alle Regierungen der Völker: Wir sind dafür dankbar, daß in den vergangenen Jahren immer mehr Menschen in allen Völkern ihre Verantwortung für den Frieden erkannt und wahrgenommen und daß viele Regierungen durch ihre Maßnahmen akute Kriegsgefahren vermindert haben. Weil wir helfen möchten, daß die Menschheit auf diesem Wege weiter voranschreitet, treten wir an die Seite derer, denen es um den Frieden zwischen Menschen und Völkern geht.

Weil eine Förderung des Wohlstandes der Völker ohne Frieden und Sicherheit undenkbar ist, rufen wir die Regierungen aller Länder auf, die Bemühungen darum zur Grundlage ihrer Politik zu machen. Wir sind der Meinung, daß vor allem folgende grundsätzlichen Probleme zu lösen sind: die friedliche Koexistenz, die totale kontrollierte Abrüstung, die Erreichung der Unabhängigkeit aller Völker, die Beseitigung des Hungers.

Unserer Überzeugung nach ist die friedliche Koexistenz ein dynamischer Zustand zwischen Staaten verschiedener Gesellschaftsordnung, in dem wirtschaftlicher Wettbewerb, wissenschaftliche Zusammenarbeit, menschliche Begegnungen sowie kultureller Austausch und Informationsaustausch dem Fortschritt dienen. So ist Koexistenz in der gegenwärtigen Situation die einzig vernünftige Form der internationalen Beziehungen und bietet alle Voraussetzungen für einen gemeinsamen Weg in die friedliche Zukunft der Menschheit. Wir würden es als ersten wichtigen Schritt auf diesem Wege begrüßen, wenn alle Staaten der Welt sich verpflichten, Grenzstreitigkeiten und andere zwischenstaatliche Probleme durch friedliche Verhandlungen zu lösen. In Europa zum Beispiel würde der Abschluß eines Friedensvertrages mit der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik, der eine Lösung des Westberlinproblems einschließt, einer Stabilisierung der Koexistenz dienen. Hierin mitzuwirken, besteht die Verantwortlichkeit der Großmächte im Sinne des Potsdamer Abkommens. In Asien sollten der chinesisch-indische Grenzstreit und auch die Kämpfe in Süd-Ost-Asien auf dem Wege friedlicher Verhandlungen ohne Anwendung von Gewalt gelöst werden. Dasselbe gilt für den Konflikt zwischen den USA und Kuba.

Die Notwendigkeit einer allgemeinen, totalen und kontrollierten Abrüstung ist in der ganzen Welt erkannt. Wir appellieren an Sie, die Anstrengungen der Genfer 18-Staaten-Abrüstungskonferenz zu forcieren, damit ihre Arbeit zu baldigen weiteren Ergebnissen führt. Schon jetzt wären nach unserer Auffassung folgende Abrüstungsschritte möglich: Stop des Rüstungswettlaufs, weitere Verminderung der Militäretats, Einfrierung der Kernwaffenvorräte, Einstellung auch der unterirdischen Kernwaffenversuche, Schaffung atomwaffenfreier Zonen, Verzicht auf militärische Stützpunkte auf fremden Gebieten und noch andere, bei denen die Initiative der Regierungen notwendig ist. Wir bitten Sie auch, dafür Sorge zu tragen, daß die UNO für ihre Verpflichtungen, die sie im Sinne der Charta der Vereinten Nationen wahrnimmt, die erforderliche Unterstützung erfährt.

Für die Erreichung der Unabhängigkeit aller Völker ist die Beseitigung der Reste des Kolonialismus (in Angola, Mozambique, Portugiesisch-Guinea usw.) erforderlich. Aber zugleich verweisen wir auf die Gefahren, die durch neue Formen politischer Unterdrückung, wirtschaftlicher Ausbeutung und kultureller Abhängigkeit (Neokolonialismus) besonders in Afrika, Asien und Lateinamerika entstehen. Wir erlauben uns, Ihrer besonderen Aufmerksamkeit die geplante Konferenz der Regierungschefs afrikanischer und anderer blockfreier Staaten zu empfehlen. Wir erhoffen vom Erfolg dieser Konferenz die Milderung internationaler Spannungen, die Festigung eines dauerhaften Friedens in der ganzen Welt und die Förderung der friedlichen Koexistenz zwischen allen Staaten. Die Beseitigung des Hungers in der Welt bedarf der Kräfte, der Phantasie und der Anstrengungen aller Völker und Menschen. Die Einsparungen aus den Ausgaben für Rüstungszwecke können einen entscheidenden Beitrag für die Beseitigung des Hungers darstellen. Wir finden, daß nach der Weltwirtschaftskonferenz in Genf schon heute bessere Methoden zur Verteilung der Güter der Erde organisiert werden könnten. Im Zusammenhang mit diesen grundsätzlichen Problemen, die dringend einer Lösung bedürfen, gibt es immer noch Krisenherde und Krisensituationen, die den Frieden aktuell bedrohen. Das dringendste Beispiel von Rassendiskriminierung, das eine Bedrohung des Weltfriedens darstellt, besteht in Südafrika, und wir bitten alle Regierungen in Ost und West dringend, der Apartheid keine Unterstützung – insbesondere durch fortgesetzte Waffenlieferungen an die Südafrikanische Republik – zu gewähren.

Unsere Fülle gilt den Regierungen aller Völker und Länder, daß sie dem Frieden im Geiste gegenseitiger Zusammenarbeit, Achtung und Menschlichkeit dienen.

Die II. ACFV war vor allem durch drei Merkmale gekennzeichnet: a) durch das stärkere Interesse an den Problemen des Hungers, der Unabhängigkeitsbestrebungen der afrikanischen und asiatischen Völker, des Neokolonialismus und der Rassendiskriminierung, während die Deutschlandfrage nicht mehr den bisherigen beherrschenden Rang einnahm; b) durch eine völlige Wandlung in der Haltung der CFK gegenüber Rom, die vor allem durch die Enzyklika Papst Johannes' XXIII. „Pacem in terris“ ausgelöst ist (siehe obige „Botschaft“). In dem Bericht der Arbeitsgruppe „Friede und Katholizismus“, der unter anderem eine Reihe von praktischen Vorschlägen für eine engere Zusammenarbeit enthält, entschuldigt man sich sogar, daß „wir ... der erneuernden Kraft des Heiligen Geistes in der römisch-katholischen Kirche so wenig zugetraut haben“ (Dokumente S. 145); c) durch Aufbau, Konzentration und Vertiefung einer planmäßigen Studienarbeit, die möglicherweise in einem eigenen Institut ihren Mittelpunkt finden soll.

Prof. Josef L. Hromadka als Präsident und Pfarrer J. Ondra als Generalsekretär der CFK wurden von der II. ACFV in ihren Ämtern bestätigt.

Unter den christlichen Fachverbänden auf Weltebene ist der aus dem „World Committee for Christian Broadcasting“ hervorgegangene *Weltverband für christliche Rundfunk- und Fernseharbeit* zu nennen, der sich im Mai 1963 in Limuru bei Kenia offiziell konstituierte und zu seinem Vorsitzenden den Bischof von Stavanger, Fridtjov S. Birkeli, wählte. Aufgabe des Verbandes ist der zweckmäßige Einsatz von Rundfunk und Fernsehen für die christliche Verkündigung in der modernen Massengesellschaft. Durch den Rundfunkbeauftragten des ÖRK, Pfarrer Michael de Vries, besteht eine unmittelbare Verbindung zur Genfer Zentrale des ÖRK.

Ein anderer Fachverband, der zumindest seiner Zusammensetzung nach als ökumenisch angesprochen werden kann, ist die Vereinigung der Diakonissengemeinschaften „*Diakonia*“, die vom 27. Juni bis 3. Juli 1963 in Berlin unter dem Thema „Die weibliche Diakonie in der Ökumene“ zusammentrat.

Zu einer internationalen Konferenz hatten im Juni 1964 die *Vereinigten Bibelgesellschaften* 120 Vertreter der verschiedensten kirchlichen Traditionen und Bekenntnisse nach Driebergen (Holland) eingeladen. Der Präsident der Vereinigten Bibelgesellschaften, Dr. Donald D. Coggan, Erzbischof von York, wertete die Konferenz als ein „kirchengeschichtliches Ereignis“, weil es hier zum ersten Male möglich geworden sei, „im gemeinsamen Dienst für die Bibel die Vertreter der ökumenisch gesinnten Kirchen mit jenen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften ins Gespräch zu bringen, die der ökumenischen Bewegung kritisch oder ablehnend gegenüberstehen“ (öpd Nr. 25 vom 2. 7. 1964). Einer ähnlichen Zielsetzung hatte schon im Jahre zuvor (27. bis 29. Mai 1963) eine Begegnung zwischen Vertretern der *Europäischen Evangelischen Allianz* und maßgebenden Persönlichkeiten des ÖRK in der Nähe von Genf gedient. Offensichtlich ist der ÖRK darum bemüht, gegenüber dem intensivierten Dialog mit Rom und der Orthodoxie auch die Kontakte mit den sogenannten „Evangelikalen“ nicht zu vernachlässigen.

VI. REGIONALE ENTWICKLUNGEN

Es ist eine ebenso typische wie gesunde Tendenz gegenwärtiger ökumenischer Entwicklungen, zwischenkirchliche Aufgaben und Verantwortlichkeiten in einem freien Gegenüber zur Genfer Zentrale des ÖRK auf regionaler Ebene wahrzunehmen. Der älteste und am weitesten gediehene Versuch dieser Art ist die – nach längerer Vorgeschichte – 1959 ins Leben gerufene *Ostasiatische Christliche Konferenz* (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 313; 1961, S. 333 f.; 1959, S. 319 f.; 1958, S. 345 ff.), die in theologischer und praktischer Zusammenarbeit die asiatischen Kirchen für ein gemeinsames Zeugnis in ihrer nichtchristlichen Umwelt zuzurüsten sucht. Zu ihrer 2. Vollversammlung trat die Ostasiatische Christliche Konferenz vom 25. Februar bis 5. März 1964 in Bangkok unter Beteiligung von etwa 150 Delegierten asiatischer Kirchen und 50 Beobachtern und Beratern, darunter auch vom ÖRK, zusammen. Daß dort insbesondere die Fragen konfessioneller Bindungen zur Debatte standen, wurde im vorigen Kapitel bereits erwähnt (s. o. S. 383 f.). Daneben zog man aber auch aus dem neuen Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche die Folgerungen für die asiatischen Kirchen: „Diese

neue Situation sollte ein Echo bei uns finden dadurch, ... daß wir unsere römisch-katholischen Brüder einladen, uns in der ökumenischen Gemeinschaft, die wir unter uns selbst bereits erleben, die Hand zu reichen“, fügte jedoch hinzu, „daß die meisten Glieder unserer Kirchen schlecht auf diese neue Situation vorbereitet sind“.

Weitere Verhandlungsgegenstände der Bangkok-Konferenz waren die Errichtung eines Fonds für asiatische Missionshilfe sowie eine Überprüfung bzw. Neuordnung der gesamten Missionsarbeit, eine Intensivierung der Laienverantwortung und der Aufbau einer Familienberatung im Dienst verantwortlicher Elternschaft. An die Regierungen Indonesiens, Malaysias und der Philippinen richtete die Konferenz einen Appell, die abgebrochenen Verhandlungen wiederaufzunehmen und eine friedliche Beilegung der Konflikte anzustreben. Darüber hinaus forderte die Konferenz von den asiatischen Kirchen eine größere Aufgeschlossenheit für ihre politische Verantwortung.

Neuer Vorsitzender der Ostasiatischen Christlichen Konferenz wurde Dr. D. G. Moses (Indien), einer der sechs Präsidenten des ÖRK. Auch diese Wahl kann als Beweis dafür gelten, wie eng solche regionalen Zusammenschlüsse sich dem ÖRK verbunden und zugeordnet wissen (vgl. öpd Nr. 9 und 10 vom 5. bzw. 12. 3. 1964).

Dem Beispiel der Ostasiatischen Christlichen Konferenz folgte – gleichfalls nach einer längeren Vorgeschichte (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 313; 1959, S. 322) – die Konstituierung der *Gesamtafrikanischen Kirchenkonferenz*, die Ende April 1963 in Kampala (Uganda) vor sich ging und an der 350 Delegierte aus 100 afrikanischen Kirchen neben zahlreichen Gästen aus anderen Teilen der Welt, darunter der Generalsekretär des ÖRK, Dr. Visser 't Hooft, teilnahmen. Die Konferenz, die sich zur Basis des ÖRK bekennt, will alle vier Jahre zusammentreten, während in der Zwischenzeit alljährlich ein Generalausschuß als Leitungsgremium fungiert. Die Leitung der Konferenz liegt in Händen eines vierköpfigen Präsidiums, in das Sir Francis Ibiam (Nigeria), einer der Präsidenten des ÖRK, Kirchenpräsident Titus Rasendrasasina (Madagaskar), Erzbischof Theophilus (Äthiopien) und Bischof Stefano Reuben Mushi (Tanganjika) gewählt wurden. In einer ausführlichen „Botschaft“ appellierte die Gesamtafrikanische Kirchenkonferenz an die Kirchen in Afrika, „mit ganzem Herzen an der Entwicklung der afrikanischen Nation mitzuwirken“ (vgl. öpd Nr. 15–17 vom 26. 4., 3. 5. und 10. 5. 1963).

Auch von den Kirchen im *Pazifischen Raum* wird eine zunehmend engere Zusammenarbeit berichtet, die auf einen regionalen Zusammenschluß hinzielt (öpd Nr. 19 vom 24. 5. 1963).

Im Nahen Osten bildete sich im Frühjahr 1964 der „*Kirchenrat des Nahen Ostens*“, der unmittelbarer Nachfolger des früheren Nahöstlichen Christenrates ist, nur daß ihm im Gegensatz zu jenem keine Missionsverbände, sondern ausschließlich Kirchen angehören (öpd Nr. 15 vom 23. 4. 1964).

Für die Kirchen Europas hat mehr und mehr die *Konferenz Europäischer Kirchen* (KEK) an Bedeutung gewonnen, die ihre vierte Tagung als „Nyborg IV“ vom 5. bis 9. Oktober 1964 auf dem dänischen Motorschiff „Bornholm“ im Kattegatt abhalten mußte, um die für die 15 Teilnehmer aus der DDR bestehenden Visaschwierigkeiten zu umgehen. Zu Beginn der Konferenz, die unter

dem Thema „Zusammen leben“ stand, hielt Generalsekretär Dr. Vissert 't Hooft vor den 200 Teilnehmern (darunter auch römisch-katholischen Beobachtern) einen bemerkenswerten Vortrag über die Aufgaben der europäischen Kirchen, der hier im Wortlaut wiedergegeben sei:

Väter und Brüder,

ich bin sehr froh, daß ich, ich könnte sagen „endlich“ auf diesem ökumenischen Schiff bin. Ich sage „endlich“, weil es nun 25 Jahre her ist, daß wir zur Zeit des Vorbereitungsausschusses für den in Bildung begriffenen Ökumenischen Rat der Kirchen das Symbol wählten. Aber wir hätten niemals für möglich gehalten, daß es mehr als ein Symbol, nämlich Wirklichkeit werden würde. Ich danke der Konferenz Europäischer Kirchen dafür, daß sie es Wirklichkeit werden ließ, denn das öffnet uns weite Perspektiven für die Zukunft der Ökumenischen Bewegung.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, das nicht vielen unter Ihnen bekannt sein dürfte, daß in Europa innerhalb einer Woche zwei Konferenzen abgehalten werden, die die Beziehungen Europas zur übrigen Welt zum Gegenstand haben. Ich komme gerade von einer Konferenz „Europa und die Welt“ in Basel. Sie war einberufen vom Europäischen Institut für Kultur (dessen Direktor Denis de Rougemont ist) in Zusammenarbeit mit der Schweizer Regierung unter Beteiligung europäischer Verbände und anderer Organisationen. Sie war eine Zusammenkunft von Wirtschaftlern, Historikern, Soziologen, Wissenschaftlern, Technikern, Philosophen – aber ich kann kaum hinzufügen Theologen, weil lediglich zwei oder drei, unter denen ich, dort waren. Ungefähr 150 Leute waren eingeladen. Obwohl es eine etwas chaotische Angelegenheit war, stellte es sich für einen Kirchenmann als eine äußerst erzieherische Sache heraus, für einen Kirchenmann, der – wie die meisten von Ihnen – gewöhnt ist, seine Zeit in Kirchenkonferenzen der einen oder anderen Art zu verbringen, der sich plötzlich in der Minorität eines einzelnen in einer Konferenz von Laien befindet. Ich halte das für eine sehr nützliche Erfahrung. Wenn nur Laien zu Wort kommen, können wir nachfühlen, wie Laien sich in einer Konferenz wie dieser fühlen müssen. Viel wichtiger war jedoch, daß man deutlich fühlte, daß wir ganz wenige Christen in einer Welt säkularisierter Menschen waren. Als ich über jene Konferenz nachdachte, auch darüber, was sie für mich bedeutete, meinte ich, ich sollte eine Verbindung zwischen jener und dieser Konferenz herstellen und mit Ihnen einige Fragen besprechen, die ich im Sinn habe, seitdem ich von jener Konferenz gekommen bin, die gewissermaßen die Welt repräsentiert, zu dieser Konferenz, die die Kirche in Europa repräsentiert.

Zunächst möchte ich feststellen, daß es die Konferenz „Europa und die Welt“ äußerst klar machte, daß für die europäische „Elite“ das Christentum ein entscheidender historischer Faktor bei der Schaffung der europäischen Kultur war, aber keine Kraft mehr ist, die eine entscheidende Rolle bei der Gestaltung der europäischen Zukunft oder im Dialog zwischen europäischer Kultur und anderen Kulturen spielte. Ich führe hier zwei Personen an, wovon eine Professor in Belgien, die zweite, eine jüdische Dame, Philosoph in Genf ist. Beide brachten sehr interessante Beiträge. In einem hieß es: „Ich bin absoluter Agnostiker, aber ich möchte klar sagen, daß ich glaube, daß der Anteil des Christentums an der europäischen Kultur sehr wesentlich und entscheidend war.“ Das wurde weiter entwickelt, aber die Frage, ob das Christentum auch weiterhin der europäischen Entwicklung noch etwas zu geben hätte, blieb offen. In dieser Perspektive wird Europa als der Kontinent angesehen, auf dem die dynamischen Kräfte, die sich auf die ganze Welt auswirkten, ihren Ursprung haben. Diese, der jüdisch-christlichen und der griechisch-römischen Welt entspringenden Kräfte, sind – so wurde gesagt – nun unabhängig geworden, haben eigenes Leben. Das gilt besonders für Wissenschaft und Technik, die gewissermaßen Kinder der europäischen christlichen Tradition sind, die aber jetzt absolut

selbständig bestehen und (ihrerseits) die kulturelle Entwicklung beherrschen. Es ist besonders interessant, Wissenschaftler zur Geschichte der Wissenschaft sprechen zu hören. Obwohl Wissenschaft natürlich ihrem Wesen nach als eine neue Tätigkeit menschlichen Geistes eine vollkommen unabhängige Sache ist, verstehen es die meisten, die diesem Gegenstand nachgegangen sind, so, daß es gewissermaßen kein Zufall ist, daß Wissenschaft und Technik in europäischem Klima und auf der Grundlage jüdisch-christlicher Kultur gewachsen sind. Sie zeigen auf, daß es genau diese Art rationalen Denkens, diese Art der Einstellung zur Welt, diese Art des Glaubens an den dynamischen Charakter der Geschichte ist, die das Entstehen der Wissenschaft und gewiß die ungewöhnliche Entwicklung von Wissenschaft und Technik in Europa erklären.

Gibt es nun Menschen, die glauben, daß Wissenschaft und Technik aus sich selbst heraus die Welt umbilden können und wollen? Ja, dabei handelt es sich um Menschen, in denen wir die Repräsentanten des reinen, in sich geschlossenen, positivistischen und wissenschaftlichen Systems sehen. Ich glaube, man darf sagen, daß die meisten Teilnehmer der Konferenz wußten, daß Wissenschaft und Technik zur Erfüllung ihrer Aufgabe der Hilfestellung geistiger, moralischer und kultureller Werte, die Europa hervorgebracht hat, bedürfen. Wissenschaftliche und technische Fachkenntnisse in die asiatische oder afrikanische Gesellschaft zu bringen, ohne eine Beziehung zu den anderen Faktoren dieser Gesellschaft herzustellen, bedeutet Unglück und Katastrophe, wie es in Europa selbst der Fall gewesen ist, als Wissenschaft und Technik in barbarischer Absicht mißbraucht worden sind. Dabei beziehe ich mich besonders auf den Nationalsozialismus. Aber wenn gleiches sonstwo geschähe, so würden gleicherweise schlimme und vielleicht schlimmere Ergebnisse die Folge sein. Europa muß daher nicht nur seine technischen Erkenntnisse beitragen, sondern auch sein Verständnis vom Sinn der Arbeit, von der Menschenwürde, vom Sinn der Geschichte und anderer Werte, wenn es heute seine technische Hilfe der Welt anbietet. Experten technischer Hilfe waren in Basel in großer Zahl anwesend, und wir haben im Ökumenischen Rat der Kirchen hinreichend mit ihnen durch die Zwischenkirchliche Hilfe zu tun. Ihr Urteil lautet: „Eine reine Übertragung unserer Technik ohne Beziehung zu den Grundwerten hat entweder eine katastrophale Wirkung oder bedeutet, daß solcher Export von Wissenschaft und Technik absolut unwirksam ist und zu nichts führt.“

Wir dürfen deshalb sagen, daß die Konzeption Europas, mit der wir in steigendem Maße konfrontiert werden, folgende Charakteristika hat:

1. Europa ist der Kontinent, der als ein Ex-Corpus-Christianum bezeichnet werden kann. Es ist nicht nötig, in dieser Konferenz diesen Punkt weiter auszuführen, weil wir alle mit der Frage des Endes der Konstantinischen Ära und dem Zusammenbruch der alten Synthese von Christentum und Zivilisation zu tun gehabt haben. Es ist die Frage, ob das nicht allgemein die westliche Welt angeht. Selbstverständlich betrifft es die USA nicht in derselben Weise, weil die Vereinigten Staaten entstanden, als das Corpus Christianum schon zerfiel und daher niemals eine Gesellschaft gekannt hat, in der die Kultur vollkommen von der Kirche beherrscht wurde und in der die Kirche eine privilegierte Machtposition innehatte. Das bringt Europa in eine Sonderstellung.

2. Wie wir schon gesehen haben, ist Europa der Kontinent, der die Explosivkräfte produziert, die nun alle Teile der Welt verwandeln. Die meisten der Kräfte, die die Vereinigten Staaten beisteuern, sind Kräfte, die von Europa nach Amerika herüberkamen und durch Amerika hindurch in andere Teile der Welt gehen. Mit Bezug darauf ist es – denke ich – sehr wichtig, zu sagen, daß kein grundlegender Unterschied zwischen Ost- und Westeuropa besteht. Wir in Europa sind uns dieses Unterschiedes sehr bewußt – und das mit gutem Grund –, aber diejenigen, die in Asien und Afrika gereist sind, wissen, daß aus der Perspektive anderer Teile der Welt zuerst Europa kommt und Ost- und Westeuropa nur Unterabteilungen dieses Europa sind, und nicht zwei verschiedene Gesellschaften in zwei verschiedenen Kontinenten. Beide repräsentieren säkularisierte

christliche Kultur und beide erscheinen – aus asiatischer und afrikanischer Perspektive – als Exporteure von Ideen, Werten und Techniken, die auf radikalen und schnellen sozialen und kulturellen Wechsel zielen.

Es scheint mir so, als hätten die Kirchen als Ganzes sich dieser Situation noch nicht gestellt. Das ist wahrscheinlich der Grund, warum wir nicht in größerer Zahl als Partner zu einer Diskussion wie der in Basel eingeladen worden sind. Menschen, die in den Begriffen der neuen, aber nicht der kommenden Welt denken, fühlen, daß die Kirchen viel zu sehr der Vergangenheit zugewandt sind und keine neuen Gedanken haben. Die Kirchen sind immer noch weitgehend damit beschäftigt, die Reste der alten christlichen Kultur zu konservieren. Wir kennen das Heimweh nach dem alten christlichen Europa. Aber es scheint so, als werde jetzt das Finale der Symphonie der Beziehung zwischen Christentum und europäischer Kultur gespielt. Wir müssen uns dem neuen Europa und der neuen Welt stellen – Bonhoeffer nannte sie die „mündige Welt“, eine Welt, die ihre eigene Verantwortung auf sich nimmt und unabhängig von der Kirche besteht.

Hier muß ich den Namen van Leeuwen nennen – der zwar unter uns ist, aber nicht zuzuhören braucht, weil ich ein bißchen Propaganda für sein kürzlich erschienenen Buch „Christianity and world history“ machen möchte. In diesem Buch ist das ganze Problem der Beziehung zwischen Europa und der modernen Zivilisation und Säkularisation in umfangreicher historischer Sicht und so großer Klarheit behandelt, daß ich es für uns alle für außerordentlich hilfreich halte („Christianity in world history“, von van Leeuwen, Verlag: Edinburgh House Press). Ich tue das nicht oft für ein Buch, aber in diesem Falle meine ich, es müßte getan werden, obwohl der Autor auch Holländer ist. Säkularismus ist darin (und in anderen Werken) nicht einfach als vorübergehende Phase aufgezeigt. Haben nicht die Väter auf der Missionskonferenz in Jerusalem so gedacht? Die Welle des Säkularismus würde kommen, und danach dürften wir hübsch wieder in die religiöse Welt zurückkehren! Wir wissen, daß wir das nicht erwarten können. Die Kirche wird mit einer säkularen Welt zusammen leben müssen, denn Säkularismus ist das Ergebnis eines ungeheueren Prozesses, in dem alle Kulturen darum ringen, den Bruch mit den überkommenen religiösen Formen zu vollziehen – ein Prozeß, der in Israel begann, der dann hauptsächlich in Europa wirksam wurde und nun überall im Gange ist. Dabei begegnet uns ein Wort, das viele nicht kennen werden. Ich weiß noch nicht einmal, ob es van Leeuwen oder jemand anders ist, der es erfunden hat. Das Wort heißt „ontokratisch“. Ich halte es für ein außerordentlich brauchbares Wort, weil „ontokratisch“ diese Welt meint, die alte Welt, die primitive Welt, die Welt, die Israel umgab, von der wir heute morgen beim Bibelstudium hörten, die Welt, in der die Natur geheiligt, in der die kosmische Harmonie angebetet wird. Sie ist daher grundsätzlich eine statische Welt. In diese Welt kam die prophetische Botschaft von Israel und später die des Christentums und erklärte, daß die Natur nicht heilig ist. Natur ist nur der Raum, wohin uns der Gott der Geschichte setzt. Deshalb leben wir in der Geschichte. Wir leben in einem Prozeß, der seinen Anfang in der Schöpfung und sein Ende in den eschatologischen Absichten Gottes hat, ob wir es wollen oder nicht. Durch Agnostiker und Atheisten ebenso wie durch Christen ist die Welt entheiligt worden. Das wird offenbar, wenn moderne europäische Zivilisation in Asien und Afrika eindringt und bestehende Gesellschaftsformen überall weggespült werden. Der Mensch muß die Verantwortung für sein Leben selbst tragen. Er muß sich als der Herr seines eigenen Geschicks verstehen.

In dieser Situation müssen die Kirchen gewiß alle noch verbliebenen Träume von Privilegien und Macht aufgeben. Es gibt keinen Weg zum Corpus Christianum zurück. Während ich das sage, kommt mir die Erinnerung an eine andere äußerst wichtige Sache, die dieser Tage geschieht, nämlich an die Diskussion um Religionsfreiheit im Zweiten Vatikanischen Konzil. Wir können das nicht nur unter dem Gesichtspunkt sehen, ob sich die Gesetze in gewissen Ländern, Spanien oder Kolumbien zum Beispiel, etwas ändern. Es ist sehr wichtig, und ich bin sehr dankbar dafür, daß die Dinge in diesem

Zusammenhang und in der ganzen Entwicklung in der rechten Richtung gehen. Meiner Meinung nach steht dort aber etwas viel Wichtigeres auf dem Spiele, nämlich die Frage des Weges, den die römisch-katholische Kirche in bezug auf die Welt einschlägt. Im Vatikanischen Konzil gibt es natürlich immer noch eine große Zahl Corpus-Christianum-Verteidiger, aber sie sind nicht in der Majorität, und wir haben guten Grund zu glauben, daß das Schema Religionsfreiheit als ein ursprünglich vom Sekretariat für die Einheit entworfenes, positiv zu bewertendes Schema mit geringfügigen Änderungen angenommen werden wird. Das wird ein großer Tag in der Geschichte der Beziehungen zwischen Kirche und Welt sein, weil damit die römisch-katholische Kirche zum Ausdruck gebracht haben wird: „Wir glauben nicht mehr an die alte Idee der Kirche, die sich der Welt als eine weltliche Macht zuordnet.“ Das würde bedeuten, daß die römisch-katholische Kirche als Kirche nicht mehr länger auf die alte Beziehung zur Welt Wert legen, sondern die neue Welt annehmen wird, die die protestantischen und die orthodoxen Kirchen in gewissem Ausmaße grundsätzlich, jedoch auf keinen Fall ausreichend, angenommen haben. Mit Bezug darauf scheint es ungeheuer wichtig, daß es alle unsere Kirchen in Europa – so gut wie sonst irgendwo auf der Welt – ganz klar machen sollten, daß wir nicht länger nach irgendwelchen Privilegien fragen. Wenn wir jedoch unseren Verzicht auf alle Privilegien erklären, dann haben wir andererseits das Recht, volle Handlungs- und Zeugnisfreiheit zu fordern! In diesem Zusammenhang halte ich es für ein hoffnungsvolles Zeichen, daß führende kommunistische Denker wie Palmiro Togliatti in seinem kürzlich in Italien erschienenen politischen Testament und Robert Garaudy in Frankreich der Meinung Ausdruck gegeben haben, daß ein auf christliche Kirchen von offizieller antichristlicher Propaganda (und ich füge hinzu: mittels Verwaltungsmaßnahmen) ausgeübter Druck nicht einmal von wirklichem Interesse für die kommunistische Bewegung selbst ist (und ich füge hinzu: auch nicht von wirklichem Interesse für internationale Verständigung und Weltfrieden). Was sind nun aber auf der Basis dessen, was wir zu sagen versuchten, heute die Hauptaufgaben der christlichen Kirchen?

Europa lebt von entwurzelten christlichen Werten. Welche moralischen oder kulturellen Werte wir jedoch nehmen: Sinn der Geschichte, Menschenwürde, Gewissensfreiheit, Arbeitsethos, Demokratie, soziale Gerechtigkeit, Frieden und internationales Recht – sobald wir irgendeinen dieser Werte ansehen und wirklich zu den Anfängen zurückgehen, finden wir ihren christlichen Ursprung. Sie sind nicht immer ausschließlich christlich – und ich meine natürlich jüdisch-christlich – und sie sind nicht einmal ausschließlich jüdisch-christlich, denn der griechisch-römische Anteil kann unmöglich übersehen werden, aber in fast jedem Falle würden sie nicht die bestehende Form angenommen haben, wenn sie nicht bestimmte Wurzeln in der Offenbarung gehabt hätten. Können die Früchte ohne den Baum weiterleben? Sehen wir nicht in Literatur und Kunst, in allen Arten von nihilistischen Elementen, die in der heutigen westeuropäischen Kunst so traurig in Erscheinung treten, daß diese Werte verwelken, wenn sie nicht durch lebendige Wurzeln Nahrung erhalten?

Man soll sich nicht beklagen und Menschen einfach in die Vergangenheit zurückführen! Abraham und nicht Lots Weib soll uns leiten! Unsere Aufgabe ist viel größer als die Konservierung von Resten traditionellen Christentums oder die Bekehrung von ein paar einzelnen heraus aus der Welt hinein in die Kirche! Ich beziehe mich hier auf einen gewissen Typus der Evangelisation, der seinen Wert in sich selbst haben mag, der aber nicht die angemessene Antwort der Kirchen auf die gegenwärtige europäische Situation sein kann. Unsere Aufgabe ist es, europäische Kultur mit den grundsätzlichen Fragen zu konfrontieren, denen sie entgegensetzen muß, wenn sie eine Zukunft haben soll. Unsere Evangelisation darf daher ihr Zentrum nicht in der Kirche haben. Sie sollte das Wesentliche europäischer Existenz im Lichte christlichen Glaubens zur Diskussion stellen. Wir können das vielleicht eine sokratische Evangelisation nennen, in Erinnerung an die Mäeutik des Sokrates, seine Hebammen-Methode! Wenn man zu unseren säkularisierten

Zeitgenossen über die Überzeugung spricht, daß Gott in Jesus Christus die Welt mit sich selbst versöhnt hat und daß wir diese Botschaft in alle Teile der Welt bringen müssen, so wird man als antiquierter Sonderling angesehen. Aber wenn man mit ihnen über die Grundlage moralischer Werte zu sprechen beginnt, die, in andere Teile der Welt zu bringen, sie als ihr Ziel ansehen, und darüber, wie solche moralischen Werte sogar in Europa in den kommenden Jahren weiterleben sollen, dann findet man wenigstens den Anfang zu Antwort und Gespräch. Wir müssen den Wissenschaftler fragen, ob er weiß, wohin er geht, den Techniker, ob die Welt, die er baut, Lebensraum für freie verantwortliche Menschen gibt, den Wirtschaftler, ob das Leben in seinem Wohlfahrtsstaat nicht jede Selbstverantwortung, auf die der moderne Mensch so stolz ist, töten wird. Und wir müssen überall die Frage nach dem Sinn der Geschichte erheben. Denn ist es nicht ein großes Paradoxon, daß Europa, das der ganzen weiten Welt die Botschaft brachte, daß Geschichte einen Sinn hat, auch der Kontinent ist, wo der Sinn der Geschichte aufs schärfste in Frage gestellt wird? Ich weiß, daß es in Asien und Afrika Menschen gibt, die darüber in höchster Verzweiflung sind. Sie erwarten, von Europa über den Sinn der Geschichte etwas zu lernen, und sie empfangen tatsächlich neue Philosophien und Bücher und Theorien von Europa, die darin gipfeln, daß Geschichte schließlich keinen Sinn hat. Sind nicht die Europäer Verräter an den Gaben, die sie von Gott empfangen haben?

Aber diese Aufgabe innerhalb Europas ist nicht unsere einzige Aufgabe. Jede christliche Kirche hat Anteil an dem weltweiten Missionsruf der ganzen Kirche, und von daher betrachtet haben die europäischen Kirchen allen historischen Grund, einen größeren Teil der ganzen Missionsaufgabe zu übernehmen. Grundsätzlich hat jede Kirche in Asien und Afrika denselben missionarischen Auftrag wie wir, aber die europäischen Kirchen tragen eine besondere Verantwortung, die aus der Situation, die wir zu bedenken versucht haben, entsteht. Die Kultur, die wir exportierten, ist der säkularisierte Ausdruck unseres Christentums. Von Weizsäcker hat gesagt: „Heute unterwirft die moderne Zivilisation die nicht-christliche Welt, die die Missionen nicht haben unterwerfen können. Augenscheinlich ist der Schritt auf ihren säkularisierten und isolierten Inhalt zu leichter (getan) als die vollständige Weitergabe des Christentums.“ Natürlich ist es so. Die Weitergabe des christlichen Glaubens selbst hat nur bei einer kleinen Zahl von Gliedern Erfolg gehabt, aber die Weitergabe der vom Christentum hergeleiteten Werte ist ein großer Erfolg gewesen, ein gefährlicher Erfolg. Mit anderen Worten, Europa hat den Nichtchristen einerseits den christlichen Glauben angeboten, und nicht sehr viele haben ihn angenommen. Andererseits hat Europa vom christlichen Glauben abgeleitete und heute davon gelöste Konzepte und Werte angeboten, und das ist, daß wir heute (und sicherlich nicht ohne Grund!) kritisiert und manchmal im Namen der Werte, die wir exportiert haben, verdammt werden. 75 ärmere Nationen kamen kürzlich in Genf zur Welthandelskonferenz zusammen. Es war ein historischer Augenblick, als sich diese 75 gegen die reicheren Nationen zusammentaten und soziale Gerechtigkeit verlangten, nicht im Namen irgendeiner Moral, die Tradition in Asien oder Afrika ist, sondern im Namen der Moral, die zusammen mit der modernen Zivilisation – und das heißt mit der modernen Zivilisation Europas – zu ihnen kam.

Jetzt haben die europäischen Christen hier ihre doppelte Aufgabe: Zuerst darauf zu bestehen, daß Europa den „Tiers-monde“, den ärmeren Nationen gegenüber, nach den Prinzipien handelt, die es selbst in diese Länder gebracht hat. Das heißt, daß wir verlangen, daß die Güter der Welt ehrlich geteilt werden (nicht als Hilfeleistung, besonders nicht in der Weise, wie wir es heute haben, die die Situation wirklich nicht auf nachhaltige Art ändert, und die deshalb äußerst unangemessen ist!). Das heißt natürlich auch, sich – aus Gründen der Übereinstimmung mit unserem eigenen Glauben und unserer eigenen Überzeugung – der Forderung der nationalen Unabhängigkeit und der Rassen-gleichberechtigung zu stellen. Es ist sehr alarmierend, daß man sogar heute noch in

gewissen europäischen Ländern Leute findet, die den Status quo der Länder, die die Rassendiskriminierung praktizieren, verteidigen, und sogar Leute, die zu meinen scheinen, daß man an die Zukunft als an eine Zukunft denken müsse, in der die Politik nach rassischen Richtlinien ausgerichtet ist. Das ist eine der schlimmsten Formen des Verrats an unserer eigenen europäischen Tradition und heißt gleichermaßen auf die unverantwortlichste Weise mit dem Feuer spielen. So schlug vor einiger Zeit ein europäischer Professor vor, die westlichen Nationen sollten eine Verteidigungslinie am Flusse Zambesi in Südafrika errichten, so daß alles, was sich südlich dieser Linie befindet, unter westlicher Herrschaft bleiben könnte. Das läuft tatsächlich auf den Vorschlag hinaus, einen weltweiten Rassenkrieg anzufangen, der der schlimmstmögliche Krieg sein würde. Wir sollten im Gegenteil unter den ersten sein, die sagen: Der Prozeß der Entkolonisierung ist noch nicht abgeschlossen, es gibt immer noch einige 25 Millionen Menschen in Südafrika, die über ihr eigenes Schicksal und das ihrer Kinder nichts zu sagen haben.

Aber es gibt eine noch schwierigere und ernstere Aufgabe. In Europa leben die entwurzelten Werte in ihrer eigenen Umgebung, in Asien und Afrika leben sie in einer Welt, die vollständig andere religiöse Voraussetzungen und Bräuche hat. So schaffen unsere europäischen Werte, sobald sie Seite an Seite mit unseren technischen Kenntnissen exportiert werden, in Asien und Afrika tiefgehende Umbrüche und ernste religiöse Krisen. Hier müssen wir vor allem bereit sein zu helfen. Weizsäcker schließt den Absatz, den ich gerade angeführt habe, folgendermaßen: „Wenn die beiden, christlicher Glaube und die abgeleiteten Werte, zusammengehen, so werden die Folgen des Säkularismus uns zwangsläufig mit der christlichen Frage konfrontieren.“ Das ist nicht von einem Prediger, sondern von einem Physiker gesagt. Das heißt, daß wir eine ungeheure geistliche Verantwortung zu tragen haben in dieser unvorstellbar gefährlichen geistlichen Krise, in die wir Asien und Afrika selbst hineingetrieben haben. Unsere Hilfe wird in den meisten Fällen darin bestehen, daß wir den jüngeren Kirchen in Asien und Afrika beistehen, wenn sie sich einer Situation gegenüber finden, auf die sie gewiß nicht vorbereitet sind. Es kann sein, daß wir neue Wege finden müssen, um ihnen zu helfen. Tatsächlich versuchen wir das jetzt schon. Manche Leute sagen, daß das Ende der christlichen Missionen gekommen ist. Aber das ist genau die Verkehrung der Wahrheit: Wir sind gerade im Anfang der Zeit, in der wir unsere große Aufgabe in Asien und Afrika als christliche Kirchen in Angriff nehmen.

Ich muß mich dafür entschuldigen, daß ich mancherlei Fragen berührt habe, ohne wahrhaft darauf eingegangen zu sein. Ich habe auch wenig über die inneren Angelegenheiten europäischer Christenheit gesagt. Aber dafür entschuldige ich mich nicht. Denn es scheint mir so, daß wir in einer Zeit leben, in der für uns alle die Frage unserer gemeinsamen Beziehungen zu dieser neuen europäischen säkularen Welt und zur Welt außerhalb Europas so wichtig ist, daß diese Frage zu allererst kommt. Wir haben schon zuviel Zeit auf unsere Familienstreitigkeiten verwandt. Wir sind noch heute in unserer Theologie und unserem kirchlichen Leben viel zuwenig mit dem großen Problem, unseren Glauben in die und zu der säkularen Welt unserer Zeit zu bringen, befaßt. Es mag jedoch eine Beziehung zwischen dieser Tatsache und der ganzen Frage unserer kirchlichen Einheit in Europa bestehen. Wenn wir diese größere Aufgabe zusammen auf uns nehmen, werden wir dann nicht finden, daß unsere inneren Angelegenheiten nicht ganz so wichtig sind, wie wir dachten, und daß die Kirchen leben und handeln müssen als die eine Kirche, als das Volk, das in seiner ganzen Existenz die Botschaft der Versöhnung zwischen Gott und dem Menschen darstellt?

Über Verlauf und Probleme der Konferenz, die sich erstmalig nun auch organisatorisch eine festere Form gab, schrieb Gerhard Brennecke (Berlin) in der „Ökumenischen Rundschau“, 1965, Heft 1:

*Die vierte Konferenz europäischer Kirchen, Oktober 1964**Alle in einem Boot*

Als sich vor 16 Jahren die Teilnehmer der ersten Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Amsterdam voneinander verabschiedeten, wurden ihnen zur Erinnerung Delfter Kacheln überreicht, die das Symbol der Ökumene, das Schiff auf dem Meer, darstellten. Viele von uns haben es sicher noch heute in ihrem Arbeitszimmer an der Wand hängen. Damals ahnten wir nicht, daß dieses Symbol einmal zur Wirklichkeit werden würde. Zum erstenmal fand eine ökumenische Konferenz auf einem Schiff statt, auf dem 5000 BRT großen dänischen Touristenschiff „Bornholm“. Warum dies geschah, braucht hier nicht wiederholt zu werden. Die fünfzehn Teilnehmer aus der DDR werden es weder dem leitenden Sekretär der Konferenz, Dr. Glen Garfield Williams, noch dem dänischen Kirchenminister, Frau Bodil Koch, vergessen, daß ihnen durch diese Entscheidung die Teilnahme an der Konferenz möglich wurde. Es war schön, daß beiden auch persönlich auf dem Schiff der Dank ausgesprochen werden konnte.

Das Kirchenschiff auf dem Kattégatt, auf dem sich etwa 230 Abgesandte – Delegierte, Berater, Gäste, Beobachter – aus 21 europäischen Ländern versammelt hatten und vier Tage beieinander blieben, war mehr als nur ein Symbol. Es kennzeichnete die Wirklichkeit. Diese Kirchen – orthodoxe, anglikanische, evangelische, alt-katholische – vom nördlichen Eismeer bis zur Küste des Mittelmeeres, vom Ural bis an den Atlantik, gehören zusammen. Und es ist gut, einmal so beieinander sein zu können, daß man sich nicht auszuweichen vermag. Niemand konnte eigene Wege gehen, jeder begegnete dem anderen – immer wieder.

Es gibt kaum einen Kontinent, der in einem solchen Spannungsverhältnis steht wie dieses mit vielen Erinnerungen und geschichtlichen Entwicklungen, mit viel Schuld und Versagen und doch auch mit einem reichen Erbe beladene alte Europa. Und es waren gewiß nicht nur politische und soziale Spannungen, die in der Fülle der Gespräche, im einzelnen und in Gruppen, sichtbar werden mußten. Auch der breite kirchliche Spannungsgürtel von der orthodoxen Tradition bis hin zur Heilsarmee, den Quäkern und Baptisten ließ sich nicht beiseite tun.

Und dennoch: alle in einem Boot. Und dennoch: alle unter dem gleichen Herrn. Die Bibelarbeit des Prager Professors Souček von der Evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder schloß die Teilnehmer genauso fest zusammen wie die liturgischen Abendandachten des Bruders Robert Giscard aus Taizé. Die beiden Predigten, am Anfang von Präses D. Wilm aus Bielefeld, der gerade von einer Südamerikareise zurückgekehrt war, und am Schluß von Bischof Emilianos von Meloa, gaben dem Schiff die Kursrichtung.

Es ging nicht um eine *billige* Koexistenz. Die Verschiedenheiten im Politischen und im Geistlichen wie Theologischen wurden nicht verschwiegen oder überspielt. Aber jeder wußte: Wenn wir als Kirche Jesu Christi wirklich im gleichen Boot sind, dann kann – um Christi willen – niemand ausbrechen. Das heißt nicht, daß jeder alles guthieß. Das heißt aber, daß es zu einer wirklichen Begegnung kam, zu einem Aufeinanderhören, zu einer brüderlichen Gemeinschaft, ausgerichtet auf die gleiche Aufgabe der Bezeugung des Evangeliums in Europa. Die Mahnung von Dr. Visser 't Hooft, endlich unsere „Familienstreitigkeiten“ beiseite zu legen und uns der Frage der gemeinsamen Beziehungen zu Europa und zur Welt zu stellen, fand offene Ohren. Daß dieses Aufeinanderhören und das Miteinander im gleichen Boot sich auch im politischen Raum auswirken müßte und alle Kirchen unermüdlich und mit allen Mitteln dazu beitragen möchten, die Anfänge zu gegenseitiger Verständigung und Zusammenarbeit zwischen den Völkern und Staaten weiterzuentwickeln, betonte der russisch-orthodoxe Erzbischof Alexej von Tallinn und Estland in einer besonderen Erklärung am ersten Verhandlungstag.

Die Konferenz Europäischer Kirchen war zum vierten Male zusammengetreten; 1959, 1960, 1962 waren die Jahre der vorhergehenden Treffen in Nyborg. Die Anfänge liegen sogar noch etwas weiter zurück. 1957 kam es in Liselund, auch in Dänemark gelegen, zu einer ersten Beratung, die damals vor allem von den Bruderräten der verschiedensten europäischen Kirchen getragen worden war. Stellt man einmal die Themen der drei vorhergehenden Nyborg-Konferenzen zusammen, so merkt man, wie stark die Besinnung dieser Tagungen sich auf die Welt ausgerichtet haben, auf die Welt, in der wir heute leben. 1959: Die europäische Christenheit in der heutigen säkularisierten Welt. 1960: Der Dienst der Kirche in einer sich verändernden Welt. 1962: Die Kirche in Europa und die Krise des modernen Menschen.

Aber in allen vorhergehenden Konferenzen war man trotz intensiver Arbeit an den eben genannten Themen und einer immer sichtbarer werdenden Zusammenarbeit doch sehr zurückhaltend, dieser europäischen Kirchengemeinschaft eine festere Form zu geben. Man begnügte sich damit, die Kirchen einzuladen. Man stellte nur nebenamtliche Kräfte in den Dienst, zuerst den jetzigen Hamburger Senior D. Harms, dann Dr. Williams. Man hatte noch nicht einmal ein eigenes Büro. Nun aber hielten Präsidium und Beratender Ausschuß die Zeit für gekommen, dieser Europäischen Kirchenkonferenz klarere Konturen zu verleihen. Nyborg IV wird in die Geschichte als der Beginn einer eigenständigen und verfassungsmäßig organisierten Kirchenkonferenz eingehen. In den drei offiziellen Konferenzsprachen Deutsch, Französisch und Englisch (für die praktische Durchführung der Konferenz hat sich als vierte notwendige Sprache Russisch ergeben) ist die erste Satzung der Konferenz Europäischer Kirchen angenommen und diese Konferenz damit offiziell konstituiert worden. Sie wird in dieser Satzung beschrieben als *„eine ökumenische Gemeinschaft von Kirchen Europas, die den Herrn Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“* (Art. 1 a). Damit hat die Konferenz die gleiche Basis angenommen, die seit Neu-Delhi auch die Basis des Ökumenischen Rates der Kirchen ist, und zeigt auf diese Weise ihre enge Verbundenheit zur gesamten Ökumene, obwohl sie selbständig ist. In der Satzung heißt es: *„Die Konferenz ist selbständig; sie steht jedoch in enger Verbindung mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen in dem gemeinsamen Bestreben, christliche Einheit und christlichen Dienst zu fördern“* (Art. 1 c).

Als Zweck ihrer Arbeit wurde festgelegt: *„Bei regelmäßigen Zusammenkünften Fragen, die die Kirchen in Europa angehen, zu erörtern und sich gegenseitig zu fördern in dem allen Kirchen aufgetragenen Dienst in der gegenwärtigen europäischen Situation“* (Art. 1 b). Mitglieder sind nur Kirchen. Das Präsidium kann jedoch zusammen mit dem Beratenden Ausschuß Vertreter christlicher Bewegungen und Organisationen einladen, in beratender Eigenschaft an der Vorbereitung und Arbeit der Vollversammlung teilzunehmen (vgl. Art. 4 b). Die Vollversammlung soll normalerweise alle zwei Jahre einberufen werden. Die Organe der Konferenz sind die eben erwähnte Vollversammlung, das Präsidium mit mindestens fünf und nicht mehr als sieben Mitgliedern, der Beratende Ausschuß mit mindestens 15 und nicht mehr als 21 Mitgliedern und das Sekretariat. Im Anschluß an die Annahme der Satzung wurden das Präsidium und der Beratende Ausschuß gewählt. Damit ist ein entscheidender Schritt getan. Neben die schon bestehende *Ostasiatische Christliche Konferenz, die Gesamtafrikanische Kirchenkonferenz* und die Zusammenarbeit der Kirchen im Nahen Osten tritt nun die Konferenz Europäischer Kirchen. Wenn man sich vor Augen hält, daß außerdem schon seit längerer Zeit eine enge Zusammenarbeit der Kirchen im *nordamerikanischen* Raum besteht und vor kurzem eine solche „kontinentale“ Verbindung auch im *südpazifischen* Raum hergestellt worden ist (es fehlt bisher nur eine engere Verbindung der Kirchen in Lateinamerika), darf man sicher sagen,

daß jetzt der Zeitpunkt gekommen war, auch die Kirchen in Europa zu einem gemeinsamen Handeln zusammenzuschließen. Alle diese regionalen Konferenzen sind keine offiziellen Untergliederungen des Ökumenischen Rates. Aber sie haben, wenn auch in verschiedener Weise, sehr engen Kontakt mit dem Ökumenischen Rat, der mehrfach zum Ausdruck gebracht hat, daß er diesen regionalen Zusammenschlüssen volle Freiheit gibt. Man wird nicht fehlgehen, wenn man feststellt, daß damit der Gesamtarbeit des Ökumenischen Rates ein bedeutender Dienst getan wird. Es gibt eine Fülle von Fragen, die die einzelnen Kontinente angehen, die aber auf gesamtökumenischen Beratungen nicht genügend diskutiert werden können. Hier können und werden die kontinentalen Zusammenschlüsse einspringen. Hinzu kommt, daß damit neben eine gewisse *konfessionelle* Aufgliederung der Ökumene die *kontinentale* tritt. Beide werden sich ergänzen und zugleich dafür sorgen, daß weder die kontinentalen noch die konfessionellen Gesichtspunkte einseitig im Vordergrund stehen.

Verpflichtung gegenüber anderen Kontinenten

So sehr auch das Zusammenleben im europäischen Kontinent der Konferenz das Gepräge gab, so wenig wollte man jedoch dabei stehenbleiben. Gewiß hatte Visser 't Hooft in seinem Eröffnungsvortrag darauf hingewiesen, daß es unsere Aufgabe sei, „die europäische Kultur mit denjenigen Grundfragen zu konfrontieren, denen sie sich stellen muß, wenn sie eine Zukunft haben soll“. Dabei dürfe unsere Evangelisation „nicht eine auf die Kirche ausgerichtete Evangelisation sein. Sie sollte die Fragen der Existenz Europas aufwerfen, und zwar im Lichte des christlichen Evangeliums“. Aber im Grunde genommen gilt das gleiche auch für die übrige Welt. „Diese Aufgabe innerhalb Europas ist nicht unsere einzige Aufgabe. Jede christliche Kirche hat Anteil an der weltweiten missionarischen Berufung der ganzen Kirche“ (Visser 't Hooft). Um diese Aufgabe ging es in der Arbeitsgruppe 1, die ein vorbereitendes Dokument vorlegte. Außerdem sprach Professor M. Joubert von der Universität Bordeaux zu der gleichen Frage. Es muß gleich vorweggenommen werden, daß weder dieses Thema noch das des Zusammenlebens als Generationen in Nyborg IV schon eine abschließende Behandlung erfahren hat. Beide Arbeitsausschüsse sind von der Konferenz aufgefordert worden, weiterzuarbeiten und den Ertrag der Diskussion der Vorträge und eventuell noch neuer Stellungnahmen zu verarbeiten und wieder vorzulegen.

Die Arbeitsgruppe hatte festgestellt, daß das ökumenische Bewußtsein den ganzen Menschen in all seinen Aktivitäten erfassen müsse. *Ökumenisch* ausgerichtete Diakonie, Mission, Theologie seien die Stichworte einer neuen Epoche der Kirchengeschichte. Von diesem Faktum her ist vieles in Frage zu stellen: „Die bisherige *Diasporaarbeit* europäischer Kirchen in Übersee, insofern sie vorbehaltlos Volk und Kirche verbindet; der *missionarische Auftrag*, sofern er nicht in seiner ganzen Weite, sondern allein als Sendung einer bestimmten Kirche oder Missionsgesellschaft gesehen wird; die *theologische Arbeit*, insofern sie ihren abendländischen, manchmal sehr introvertierten Charakter zum Maß alles theologischen Denkens macht; die *Konfessionsbestimmtheit*, insofern sie nur Erbe europäischen Kirchengeschichte ist.“

In den Beratungen über die Verpflichtung gegenüber anderen Kontinenten zeichnen sich neue Konturen des Auslandsdienstes der Kirchen ab. Es wird immer deutlicher, daß ökumenischer und missionarischer Dienst in eins zu sehen sind, daß ökumenische Diakonie mit dazugehört und daß in den Kirchen Europas auch die Folgerungen für diese Zusammenschau der Aufgaben gezogen werden müssen. Das bedeutet, daß wir sowohl in den Kirchen als auch in den Missionsorganisationen zu Strukturänderungen kommen werden, die sich zum Teil schon abzeichnen. Dabei wird es in Zukunft nicht nur um die Konfrontierung einzelner Menschen mit der Botschaft des Evangeliums gehen können. In der neuen pluralistischen Gesellschaft muß das Evangelium auch den Menschen in

ihren Gruppierungen und Lebensbereichen bezeugt werden. Groß ist auch die Aufgabe an den Menschen anderer Kontinente, die jetzt in Europa Dienst tun.

Der Vollversammlung wurde vorgeschlagen, eine kleine ständige *Kommission* der Konferenz Europäischer Kirchen einzusetzen, um die Aufgaben europäischer Kirchen in der Welt klar herauszustellen, den eigenen Kirchen in diesen Fragen zu helfen und mit den entsprechenden Organen der Kirchen in anderen Kontinenten Verbindung aufzunehmen und zu halten.

Verantwortliche Zusammenarbeit der Generationen

Erfahrungen aus 60 Kirchen in den verschiedensten Teilen Europas sind in dem Vorbereitungsdocument der Arbeitsgruppe 4 über das *Zusammenleben als Generationen* verarbeitet worden.

Wir stehen in einer Krisis der Autorität. Unter dem Druck des komplexen gegenwärtigen Lebens ist die ältere Generation – so wird dort ausgeführt – nicht in der Lage gewesen, „eine gültige Form für ein verantwortliches Leben zu entwickeln“. Die junge Generation hat vergeblich nach einer „Ersatz-Autorität“ gesucht. Für das Verhältnis der Generationen zueinander wird als neue Form die *Partnerschaft*, die Kameradschaft oder die Bruderschaft in den Vordergrund gestellt. Aber diese Formen müssen von beiden Seiten bejaht werden. Im allgemeinen kann man sie heute kaum schon entdecken. Was in erster Linie notwendig ist, ist ein von *beiden* Seiten ehrlich gewollter Kontakt und eine echte Aufgeschlossenheit für die andere Generation, die es ermöglicht, die Gründe der gegenwärtigen Entfremdung zu begreifen.

Professor Dr. von Oppen stellte in seinem ausführlichen Referat zum gleichen Thema den Wechsel der Generationen als ein notwendiges und wichtiges Glied des Gesellschaftsprozesses dar, der immer seinen eigenen Charakter hat und aus dem sich die Aufgabe ergibt, die die beiden Generationen mit- und gegeneinander zu bewältigen haben. Der heutige Generationswechsel ist von einer besonderen Bedeutung in der Geschichte. Früher war die beherrschende Gestalt für den Generationswechsel der „Vater“. Als Sprecher und Vertreter der unantastbaren überkommenen Ordnungen forderte und fand er Gehorsam. Seine Autorität ermöglichte der jungen Generation ein schlichtes Hineinwachsen. Dagegen erhoben sich im 19. und 20. Jahrhundert große Bewegungen, Aufstände gegen die „Väter“ mit ihren verhärteten patriarchalischen Ansprüchen. Von Oppen forderte von der Kirche, daß sie sich neu auf ihr prophetisches Amt besinnen müsse, das heißt, daß sie eine Kirche der Erwartung und Hoffnung ist. Prophetisch reden heiße nüchterne Aussagen machen, die Gegenwart von der Zukunft her durchleuchten und in diesem Licht die Zeichen der Zeit deuten. Nur dann sind die Widersprüche unserer Zeit und auch die Widersprüche des Generationswechsels zu überwinden.

Die Diskussionsgruppe hat dann der Konferenz bestimmte Empfehlungen vorgelegt, die für die Weiterarbeit beachtet werden sollen.

Die nächsten Schritte

„Konferenz“ ist sicher noch ein unzureichender Ausdruck für das, was im Blick auf die Zusammenarbeit der Kirchen in Europa not tut. Trotzdem wird man noch eine geraume Zeit bei diesem Ausdruck bleiben müssen, der allerdings jetzt weit mehr Verbindlichkeit einschließt, als das bisher der Fall gewesen ist. Trotz großartiger Leistungen bei der Vorbereitung dieser Zusammenkunft, die sich vor völlig neue Fragen gestellt sah, seitdem die Verlegung auf das Schiff beschlossen werden mußte, wird man von Nyborg IV nicht als von einer „perfekten“ Konferenz sprechen. Glücklicherweise nicht. Das „Zusammenleben“, auch und vielleicht gerade, wenn es auf einem solchen begrenzten Raum geschieht wie auf einem Schiff, muß praktiziert werden. Dabei ist manches auszuprobieren. Dabei

werden auch Fehler gemacht. Aber wo ginge es im Zusammenleben der Menschen – auch der Christen – ohne Mängel zu?

Die Konferenz war entschieden zu kurz. Sie konnte vor allem die Themen der Arbeitsgruppen nicht zu Ende diskutieren und kam daher nicht zu Ergebnissen, die schon „druckreif“ gewesen wären. Auch die Auswertung oder besser Nichtauswertung der vorbereitenden Arbeit rief berechtigte Kritik hervor. Wir brauchen sie hier nicht im einzelnen darzustellen. Es gibt wohl keine große Konferenz, an deren Methodik nicht eine gewisse Kritik geübt wird. Wir bedauern auch nicht, daß es noch nicht zu abschließenden Ergebnissen kam. Trotzdem enttäuschte die auf der „Bornholm“ geleistete thematische Arbeit. Sie konnte einfach nicht zum Zuge kommen. In Zukunft wird wohl sehr viel sorgfältiger darauf geachtet werden müssen, daß es einige Zeit braucht, bis man auf ökumenischen Konferenzen „warm“ geworden ist. Wenn praktisch nur *ein* Tag für die Debatte der Ausschüsse zur Verfügung steht, kann es nicht zu sinnvollen Ergebnissen kommen. Wenn wirklich eine solche große Konferenz nur vier Tage dauern darf, muß man im wesentlichen auf Vorträge verzichten (die im übrigen dann doch nicht ausgewertet werden können), darf auch keine Fragen der Ordnungen oder Verfassungen zu klären haben, sondern muß sich ganz auf die Gruppenarbeit konzentrieren. Oder man muß einer solchen Konferenz von vornherein mehr Zeit geben.

Leidenschaftlich wurde der beinahe im letzten Augenblick vorgelegte Vorschlag für die Zusammensetzung des Präsidiums und des Beratenden Ausschusses kritisiert. Man wird zugeben müssen, daß der Nominierungsausschuß sich in einem gewissen Dilemma befand. Er ging davon aus (was freilich in der Verfassung nicht klar definiert worden ist), daß nur die ordentlichen Delegierten, die auf der Konferenz anwesend sind, in diese beiden Gremien gewählt werden können. Das heißt, daß von etwa 75 offiziellen Delegierten jeder dritte in die beiden Leitungsgremien zu wählen war. Diese Auswahl ist sicher zu gering. Ergebnis: keine Laien, keine Frau, keine jugendlicheren Delegierten. Das verdirbt nicht nur die Optik, sondern widerspricht geradezu den in den letzten Jahren immer wieder verkündeten ökumenischen Prinzipien. Hier muß Wandel geschaffen werden. Es wird an den Mitgliedskirchen liegen, bei der nächsten Tagung entsprechende Delegierte zu ernennen. Oder man muß den Grundsatz fallenlassen, diese Gremien nur aus der Zahl der anwesenden Delegierten zu besetzen. Es wäre auch gut, einen Vertreter der nicht zum Ökumenischen Rat gehörenden Gruppen, die bei der Konferenz Europäischer Kirchen mitarbeiten, in den Beratenden Ausschuß zu berufen.

Ganz unverständlich ist der Beschluß, die Zahl der Präsidenten auf sieben zu erhöhen. Schon die Zahl fünf schien reichlich groß zu sein. Wir meinen, man täte gut daran, *einen* Präsidenten und *einen* stellvertretenden Präsidenten zu haben, und lieber in diesen Ämtern häufiger einen Wechsel vorzunehmen. Ein Präsidium von sieben Mitgliedern, die alle gleichberechtigt sind, kann eine solche Konferenz nicht leiten. Man wird auf den Ökumenischen Rat verweisen, der bekanntlich sechs Präsidenten hat. Aber dort ist zu berücksichtigen, daß der Ökumenische Rat Kirchen in sechs verschiedenen Kontinenten zusammenfaßt und daß nahezu alle großen Konfessionen neben vielen kleineren vertreten sind. Vor allem aber liegt die eigentliche Leitung des Ökumenischen Rates beim Zentralausschuß, der bekanntlich nur einen Vorsitzenden und einen Stellvertreter des Vorsitzenden wählt. Damit ist eine Garantie gegeben, daß dieses weltweite Gremium handlungsfähig ist. Viele von uns haben die Konferenz auf der „Bornholm“ mit der Überzeugung verlassen, daß es zu einer anderen Struktur der Leitung der Konferenz Europäischer Kirchen kommen muß. Entweder wird man einen der sieben Präsidenten zum Vorsitzenden des Präsidiums oder zum „geschäftsführenden Präsidenten“ wählen müssen. Oder man muß sich, wie oben schon gesagt, entschließen, einen einzelnen Präsidenten herauszustellen, der dann das Gegenüber zum Generalsekretär wäre.

Man konnte sich leider auch noch nicht dazu entschließen, einen hauptamtlichen Generalsekretär zu berufen. Dr. Williams soll diesen Dienst in Zukunft mit 80 Prozent

seiner Zeit tun. Aber Nyborg V wird sicher die Einrichtung eines vollen Generalsekretariats beschließen müssen, wenn die großen Aufgaben bewältigt werden sollen. Es wäre auch gut, einen Vertreter der nicht zum Ökumenischen Rat gehörenden Gruppen in den Beratenden Ausschuß zu berufen.

Besonders bedauerlich war es für eine europäische Konferenz in unserer Zeit, daß keine Asiaten, Afrikaner und Lateinamerikaner als Beobachter anwesend waren. Dies ist nicht Schuld der Konferenzleitung. Widrige Umstände hatten es im letzten Augenblick verhindert. Soll es zu einem Gespräch mit den übrigen kontinentalen Konferenzen kommen, muß für eine ausreichende Repräsentation (*ein Mann genügt nicht!*) gesorgt werden. Dankbar wurde die Anwesenheit zweier profilierter katholischer Beobachter begrüßt.

Wir bedauern auch, daß die Konferenz in diesem entscheidenden Augenblick keine Botschaft an die Mitgliedskirchen verabschiedete. Natürlich stehen wir alle etwas kritisch zu solchen „Worten“. Trotzdem haben die Kirchen und haben vor allem die Gemeinden ein Recht, auch unmittelbar in einem solchen Augenblick angesprochen zu werden. Ist es wirklich unmöglich, ein so kurzes Wort zu sagen, daß es tatsächlich von den Kanzeln verlesen wird?

Und damit kommen wir an das Kernproblem, das natürlich auch diese Konferenz zunächst lösen konnte. Was kann geschehen, damit die *Gemeinden* miteinbezogen werden in den Vorgang des Zusammenwachsens der europäischen Kirchen? Dies gilt in gleicher Weise für die große Ökumene. Ist es möglich, daß heute ein kirchliches Bewußtsein des europäischen Menschen erwächst? Dies kann gewiß nicht nur in Führungsgremien geschehen. Die nur in Zwischenberichten zur Kenntnis genommenen bisherigen Arbeitsergebnisse der Sektionen 2 und 3 werden vielleicht dazu helfen, daß wir den unmittelbaren europäischen Fragen noch näherkommen. Die Versammlung hat sich zwar noch nicht entschlossen, die Themen „Kirche und Staat im Europa der Gegenwart“ und „Die Kirchen und der gegenwärtige soziale Wandel“ als die zentralen Themen der nächsten Konferenz festzulegen. Eine Menge Widerstände waren spürbar. Aber wahrscheinlich wird man versuchen, aus diesen beiden Arbeitsgruppen eine einzige zu schaffen, die der Konferenz einen vorbereitenden Bericht über den Dienst europäischer Kirchen im Pluralismus der gesellschaftlichen und politischen Strukturen unseres Kontinentes vorlegt. Damit würde die nächste Nyborger Konferenz und auch ihre Vorbereitung mitten in die brennenden aktuellen Fragen hineingreifen.

Noch einmal, dies darf nicht nur auf der „oberen Ebene“ geschehen. Es ist ein heißes Thema. Aber es ist das Thema, das jeden wachen Christen in seiner Gesellschaft – sei es Ost oder West – unmittelbar angeht. Dankbar hat die Konferenz die Pläne zur Kenntnis genommen, eventuell ein Konferenzzentrum in einem alten Schloß in Österreich auszubauen. Dies könnte zu einer entscheidenden Hilfe für ein Zusammenwachsen der europäischen Kirchen auf Gemeindeebene und besonders in der Jugend werden.

Die Thematik von Nyborg IV über das *zusammen leben* bleibt also das Hauptthema der Konferenz Europäischer Kirchen. Dazu können wir nur ein volles Ja sagen. Denn es ist nicht nur *das Thema unseres* Kontinentes. Es ist das Thema der *Welt* im ausgehenden 20. Jahrhundert. Europa und damit die Kirchen in Europa haben dabei eine besondere Verantwortung. Von dieser Verantwortung spürten wir etwas auf der „Bornholm“ – in den Debatten und noch mehr vielleicht in den vielen Gesprächen auf den Planken dieses Schiffes. Von neuem wurde spürbar, daß eine solche Verantwortung nur in Christus wahrgenommen werden kann. Wir wollen einander helfen, Christus zu begegnen – so sagte jemand am Schluß der Konferenz. Und von daher erwächst die Hilfe für das gemeinsame Leben – in Europa und in der Welt.

Aus diesem Bericht werden die inneren und äußeren Schwierigkeiten deutlich, die sich einer Gemeinschaft der europäischen Kirchen in der KEK immer noch

entgegenstellen, aber auch die gemeinsamen Aufgaben, denen sich die europäische Christenheit in Ost und West weniger denn je entziehen kann. Ob die KEK eine tragfähige Basis dafür bietet, muß die Zukunft erweisen.

Mit westeuropäischen Problemen, insbesondere der EWG-Krise, beschäftigte sich Anfang Juni 1963 in Genf der Arbeitsausschuß *Christliche Verantwortung für europäische Zusammenarbeit*, ein Zusammenschluß führender christlicher Laien unter dem Vorsitz des holländischen Parlamentsabgeordneten Dr. C. L. Patijn (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 313; 1961, S. 381; 1958, S. 349). Ein Jahr später hielt die gleiche Gruppe eine weitere Tagung in Genf ab, auf der sie davor warnte, den Gemeinsamen Markt als Ersatz für ein Europaparlament anzusehen, das zur Förderung und Konsolidierung der Demokratie auf dem Kontinent notwendig sei (öpd Nr. 21 vom 7. 6. 1963 und Nr. 23 vom 18. 6. 1964).

Ebenfalls westeuropäischen Problemen galt eine Konferenz vom 12. bis 15. Juni 1963 in Arnoldshain, die auf Einladung des ÖRK kirchliche Beauftragte aus 11 europäischen Ländern zusammenführte, um durch die industrielle Wanderbewegung entstandene Fragen *ausländischer Arbeitnehmer in Westeuropa* zu erörtern. Eine weitere Konferenz dieser Art folgte im November 1964 in Dortmund. Hier hat sich ein ganz neues Feld ökumenischer Verantwortung aufgetan, auf dem deutscherseits das Außenamt der EKD führend mitarbeitet. Der Schauplatz einer *Europakonferenz des Weltverbandes für christliche Rundfunk- und Fernseharbeit* im Mai 1964, die von etwa 100 Experten aus zehn europäischen Ländern besucht wurde, war wiederum Arnoldshain.

Die *europäischen protestantischen Minderheitskirchen in den romanischen Ländern*, die erstmalig 1950 und dann wieder 1958 tagten (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1958, S. 350), hielten Anfang Oktober 1963 in Leysin (Schweiz) eine weitere Konferenz ab, auf der allgemein – als eine Folge des Konzils – eine Besserung der Beziehungen zur römisch-katholischen Kirche festgestellt wurde.

Abschließend sei noch auf eine Begegnung von gesamteuropäischer Bedeutung hingewiesen: die seit 1956 bestehende *Konsultation zwischen lutherischen und reformierten Theologen Europas* (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1958, S. 328), die gemeinsam vom Referat für Glauben und Kirchenverfassung, dem Lutherischen und dem Reformierten Weltbund getragen wird (ähnliche Konferenzen finden seit 1962 in Nordamerika statt). Im April 1964 in Bad Schauenberg bei Basel, wo 20 lutherische und reformierte Theologen aus zehn europäischen Ländern über „Das Wort Gottes und die Gegenwart Gottes“ miteinander sprachen, kam man zu dem Ergebnis, daß die Formulierung eines Konsensus über bisher kirchentrennende Lehrfragen wünschenswert erscheine. Auch für die praktische Zusammenarbeit zwischen den Gemeinden der beiden Bekenntnisse sollten Vorschläge ausgearbeitet werden (öpd Nr. 16 vom 30. 4. 1964).

VII. KIRCHENUNIONEN

Das Sekretariat für Glauben und Kirchenverfassung hat wiederum einen „Überblick über Kirchenunionsverhandlungen“ veröffentlicht, der die Jahre 1961 bis 1963 umfaßt und in „The Ecumenical Review“ Nr. 4, Juli 1964, veröffentlicht

worden ist (deutsch durch die Ökumenische Centrale). Demnach laufen zur Zeit 39 Unionsverhandlungen und 15 Unionsgespräche zwischen nahezu 100 Kirchen in 29 Ländern. Bei weitem an der Spitze sind die Anglikaner, Presbyterianer, Methodisten und Kongregationalisten an solchen Unionsbemühungen beteiligt, während bei den Lutheranern die innerkonfessionellen Einheitsbestrebungen überwiegen. Indes betreffen nur 11 der insgesamt 54 Unionsvorgänge ein und dieselbe Konfession.

Es liegt auf der Hand, daß an dieser Stelle nur insoweit auf diese Fragen eingegangen werden kann, wie sie wichtige oder wenigstens typische Ereignisse in den Jahren 1963/64 betreffen.

In den *USA* gewannen die Unionsgespräche, die auf eine Initiative des Generalsekretärs der Vereinigten Presbyterianischen Kirche, Dr. Eugene C. Blake, zurückgehen, dadurch eine noch breitere Basis, daß jetzt auch die Evangelische Vereinigte Brüderkirche und der Internationale Konvent Christlicher Kirchen (Disciples of Christ) an diesen Verhandlungen teilnehmen (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1961, S. 379; 1962, S. 322). Die bisherigen Gesprächspartner waren die Vereinigte Presbyterianische Kirche, die Methodistische Kirche, die Vereinigte Kirche Christi und die Protestantische Bischöfliche Kirche. Als Hauptthemen kristallisierten sich Amt, Taufe und Abendmahl heraus, doch ergab sich bisher kein tragfähiger Konsensus. Kompliziert werden die Verhandlungen dadurch, daß vier der beteiligten Kirchen ihrerseits noch wieder in zweiseitigen Unionsgesprächen stehen. Von diesen wird auf die deutschen Verhältnisse die geplante Union zwischen der Methodistischen Kirche und der Evangelischen Vereinigten Brüderkirche (in Deutschland: Evangelische Gemeinschaft) ihre Auswirkungen haben.

Für *Südamerika* sei hier wenigstens auf die 1964 begonnenen Unionsgespräche zwischen den Methodisten, den Jüngern Christi (Disciples of Christ) und den Waldensern in Argentinien und Uruguay hingewiesen.

In *Afrika* machten in der Berichtszeit zahlreiche Unionsverhandlungen zwischen Kirchen gleicher oder verschiedener Bekenntnisse nicht unerhebliche Fortschritte, so in Ostafrika, Ghana, Nigeria, Madagaskar, Nordrhodesien und Südafrika. Aus sieben lutherischen Kirchen entstand 1963 die „Evangelisch-Lutherische Kirche in Tanganjika“.

In *Ceylon* versuchte man, durch 28 Abänderungsvorschläge den vorläufig stagnierenden Unionsplan zwischen der Kirche von Indien, Pakistan, Burma und Ceylon, den Methodisten, Baptisten, Presbyterianern und Anglikanern (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1961, S. 378) noch zu retten, was aber die Union selbst erst für frühestens 1967 in den Bereich der Möglichkeit rückt. Auch die Unionsverhandlungen in *Nordindien/Pakistan* sind trotz entmutigender Erfahrungen (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 321) noch nicht aufgegeben worden. In den Gesprächen zwischen der Kirche von Südindien und dem Bund der Evangelisch-Lutherischen Kirchen ist man wie vorgesehen zu der Erörterung von Verfassungsentwürfen vorangeschritten.

In *Japan* wurde 1963 die Gründungsversammlung der aus acht lutherischen Gruppen gebildeten „Japanischen Evangelisch-Lutherischen Kirche“ abgehalten.

Die 1963 veröffentlichten Unionspläne in *Australien* zwischen Kongregationalisten, Methodisten und Presbyterianern sind deswegen bemerkenswert, weil in

der vereinigten Kirche die Kontinuität mit dem historischen Episkopat hergestellt und ein dreifaches geistliches Amt (Bischöfe, Presbyter und Diakone) eingerichtet werden soll, obwohl keine der beteiligten Kirchen bischöflich verfaßt ist. Man sieht darin aber ein Zeichen der Ökumenizität und will darauf gerüstet sein, an einer noch weiteren Kirchengemeinschaft teilzuhaben.

Was *Europa* anbetrifft, so stehen hier die Kirchen *Großbritanniens* an der Spitze. Erstaunlich weit sind die 1956 begonnenen Gespräche zwischen der *Kirche von England* und der *Methodistischen Kirche* gediehen, über die 1963 ein Abschlußbericht vorgelegt wurde, dem allerdings nur 8 der 12 methodistischen Gesprächsteilnehmer ihre Zustimmung geben konnten. Bedenken richteten sich – auch in weiteren Kreisen der Methodisten – vor allem gegen die Form der Ämtervereinigung in einem sogenannten „Versöhnungsgottesdienst“. Aber auch warnende Stimmen aus der anglikanischen Kirche wurden laut (vgl. Günther Gassmann: *Methodisten und Anglikaner auf dem Wege zur Einheit*, in: *Ökumenische Rundschau*, 1964, Heft 2). – Die 1959 einstweilen zum Stillstand gekommenen Unionsverhandlungen zwischen *Anglikanern* und *Presbyterianern* sind 1963 in vier regionalen Gruppen wiederaufgenommen worden. Auch zwischen *Kongregationalisten* und *Presbyterianern* in England sind beachtliche Fortschritte im Blick auf eine Union erzielt worden. Ebenfalls haben in Wales zwischen Kongregationalisten, Presbyterianern, Methodisten und Baptisten, in Schottland zwischen Kongregationalisten und Presbyterianern und in Irland zwischen Presbyterianern, Kongregationalisten und Methodisten weitere Unionsgespräche stattgefunden.

Auf diesem Hintergrund muß die im September 1964 vom Britischen Rat der Kirchen veranstaltete erste Faith and Order-Konferenz gesehen werden, die etwa 500 Delegierte und Beobachter der britischen Kirchen in Nottingham vereinigte und die „Einheitsformel von Neu-Delhi“ auf die kirchlichen Verhältnisse Großbritanniens anzuwenden suchte. In fünf Resolutionen wurden die Mitgliedskirchen des Britischen Rates der Kirchen gebeten,

1. anzuerkennen, daß die noch ungelösten theologischen Fragen, die noch zwischen den Kirchen stehen, eine längere Trennung nicht rechtfertigen und besser innerhalb einer vereinigten Kirche gelöst werden können;
2. kühne und gut vorbereitete Experimente im Blick auf gemeinsame Gottesdienste auf Ortsebene zu unternehmen;
3. in Zusammenarbeit mit der Sonntagsschulunion und anderen Jugendorganisationen dem Britischen Rat der Kirchen die gesamte Obergangsaufsicht über die Jugendarbeit der Kirchen bis zum Alter von 15 Jahren zu übergeben;
4. sofort eine ökumenische Ausbildung der Pastoren in die Wege zu leiten, wobei der Errichtung eines ökumenischen Seminars besondere Aufmerksamkeit zu widmen ist;
5. gemeinsam für die Einheit der Kirchen zu arbeiten und diese möglichst bis Ostern 1980 zu verwirklichen.

Der letzte Punkt erregte verständlicherweise ebensoviel Aufsehen wie Kritik, weswegen die Resolution im Wortlaut wiedergegeben sei:

A.

1. Vereinigt in unserem sehnlichen Wunsch nach „*Einer Kirche, erneuert zur Mission*“, lädt diese Konferenz die Mitgliedskirchen des Britischen Rates der Kirchen ein, in an-

gemessenen Gruppierungen, wie zum Beispiel Nationen, sich zu verbinden und für eine auf einen bestimmten Zeitpunkt festgesetzte Union zu arbeiten und zu beten.

2. Wir wagen zu hoffen, daß dieser Zeitpunkt nicht später als Ostern 1980 liegen sollte. Wir glauben, daß wir durch eine solche weitreichende Verpflichtung Gott gehorsam sein sollen.

3. Wir empfehlen nachdrücklich, daß alle Unionsverhandlungen, die zur Zeit zwischen einzelnen Kirchen geführt werden, als Schritte zu diesem Ziel angesehen werden.

4. Sollte irgendeine Kirche sich nicht in der Lage sehen, in eine solche Verpflichtung einzutreten, so hoffen wir, daß sie die Bedingungen darlegen wird, unter denen es ihr möglich sein würde.

5. Weil Einheit, Mission und Erneuerung untrennbar miteinander verbunden sind, laden wir die Mitgliedskirchen ein, gemeinsam zu planen, so daß fortan alle an jedem Ort durch ihr gemeinsames Zeugnis und ihren gemeinsamen Dienst an der Welt handeln.

B.

Da wir erkannt haben, daß sichtbare Einheit nur in dem Maße verwirklicht wird, wie wir es lernen, sowohl als einzelne wie als Gemeinden, Dinge gemeinsam zu tun, läßt diese Konferenz die Mitgliedskirchen des Britischen Rates der Kirchen ein, den Aufruf von Lund zu erfüllen und in allen Dingen gemeinsam zu handeln, abgesehen von solchen, in denen tiefe Unterschiede der Überzeugung sie zwingen, für sich allein zu handeln. Im besonderen werden sie aufgefordert:

1. alle Anstrengungen zu unternehmen, um die gemeinsame Benützung kirchlicher Gebäude zu fördern und die dafür benötigte Organisation einzurichten;

2. zu erklären, daß die folgenden Aktivitäten gemeinsam oder (wo dies aus tiefen Gewissensgründen nicht möglich sein sollte) koordiniert durchgeführt werden sollen, nämlich: ökumenische Studienarbeit, Ausbildung der Laien, Jugendarbeit, Kinderarbeit, Männer- und Frauenarbeit, örtliche kirchliche Publikationen, Innere Mission, Besuchsprogramme und alle Anliegen, die dem Leben und Wohl der örtlichen und überörtlichen Gemeinschaft dienen;

3. auf Anforderung örtlicher Gemeinden oder in neuen Städten und Wohngebieten bestimmte Gebiete als ökumenische Experimentierfelder zu benennen. In solchen Gebieten sollten Modellfälle ökumenischer Gruppenarbeit, in der gemeinsamen Benützung von Gebäuden und anderem Material sowie in der Entwicklung missionarischer Unternehmungen, entwickelt werden.

(Zum Ganzen vgl. Ludwig Rott: „Nottingham 1964“, in: „Ökumenische Rundschau“, 1965, Heft 1.)

In *Frankreich* werden im Rahmen des Französischen Protestantischen Kirchenbundes theologische Arbeiten fortgesetzt, die die ihm angehörenden Kirchen näher zueinanderführen sollen. So wurden 1963 Untersuchungen über die Autorität der Schrift und das Heilige Abendmahl herausgegeben. Hier wie auch sonst ist die Frage schwer zu beantworten, ob aus solcher theologischen oder auch praktischen Zusammenarbeit konkrete Unionsprojekte erwachsen.

VIII. ÖKUMENE ZU HAUSE

Daß Ökumene zu Hause anfangen und der bestimmende Faktor des Gemeindelebens werden muß, ist eine Erkenntnis, die sich in den deutschen Kirchen nur zögernd durchsetzt. Immer noch wird „Ökumene“ mit dem gesamtkirchlichen

Geschehen auf Weltebene gleichgesetzt, wie es sich etwa in den Vollversammlungen des ÖRK oder der konfessionellen Weltbünde manifestiert; nur selten werden aber die Linien in den Bereich der heimatlichen Kirchen und Gemeinden hinein ausgezogen, ja wird überhaupt beachtet und der Presseberichterstattung für wert befunden, was an „Ökumene im eigenen Land“ vor sich geht. So ist es beispielsweise bis heute nicht gelungen, von einem solchen Instrument zwischenkirchlicher Verständigung, wie es sich den deutschen Landes- und Freikirchen in der seit 1948 bestehenden „Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Deutschland“ anbietet, für die Entwicklung eines ökumenischen Bewußtseins und die Inangriffnahme bzw. Koordination gemeinsamer ökumenischer Aufgaben den rechten Gebrauch zu machen. Diese verhältnismäßige Bedeutungslosigkeit des – wenigstens vergleichbaren – deutschen „National Council“ hat nicht zuletzt darin seinen Grund, daß im Gegensatz zu angelsächsischen Ländern der Unterbau in Gestalt von örtlichen oder regionalen „Arbeitsgemeinschaften christlicher Kirchen“ weithin immer noch fehlt. Vereinzelt wurde diesem Mangel abgeholfen, so zum Beispiel in Hamburg, wo im Frühjahr 1964 eine Arbeitsgemeinschaft landes- und freikirchlicher Gemeinden entstand, deren Vorsitz Senior Hauptpastor D. Harms übernahm. Vielfach überdeckt gegenwärtig auch der sicherlich unumgänglich notwendige Dialog mit der römisch-katholischen Kirche die Dringlichkeit des Gesprächs und der Zusammenarbeit mit den benachbarten, allerdings weit weniger ins Auge fallenden Freikirchen. Daß hier keine kaum wieder gutzumachenden Versäumnisse entstehen, wird eine der Hauptaufgaben der innerdeutschen Ökumene in den nächsten Jahren sein müssen. Die ökumenische Aufgeschlossenheit in den deutschen Freikirchen ist in den letzten Jahren, vor allem in der jüngeren Generation, erfreulich gewachsen, sollte aber auch seitens der „Großkirchen“ nicht unbeantwortet bleiben. Als Symptom dieser Entwicklungen in den Freikirchen darf die Berufung eines eigenen ökumenischen Ausschusses durch die „Vereinigung Evangelischer Freikirchen in Deutschland“ im Frühjahr 1964 registriert werden, der die zwischenkirchlichen Beziehungen in Deutschland beobachten, der Vereinigung geeignete Vorschläge unterbreiten und die ökumenische Arbeit der Freikirchen koordinieren soll. (Zur „Vereinigung Evangelischer Kirchen in Deutschland“ gehören der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (Baptisten), die Methodisten, die Evangelische Gemeinschaft und der Bund Freier Evangelischer Gemeinden.)

Als Antwort eines – wenn auch nur langsam – wachsenden ökumenischen Bewußtseins in den Gemeinden darf die *Ökumenische Gebetswoche* gewertet werden, die seit 1961 in den meisten deutschen Kirchen und Gemeinden in der Woche vor Pfingsten gehalten wird, um eine Konkurrenz mit der weitverbreiteten Allianz-Gebetswoche zu vermeiden. Die Zahl der abgesetzten Gebetshandreichungen stieg von 43 000 (1962) über 58 000 (1963) auf 80 000 (1964). Die letztgenannte Zahl gilt freilich für den gesamten deutschsprachigen Raum, also einschließlich der Kirchen in Österreich und der Schweiz. Andererseits muß beachtet werden, daß die Verbreitung der Ökumenischen Gebetswoche nicht allein an der Zahl der verkauften Handreichungen abgelesen werden kann. In der DDR ist die Auflagenhöhe mit etwa 5000 äußerst begrenzt, aber gerade in den dortigen Kirchen wird die Ökumenische Gebetswoche weit mehr gehalten als im Westen, wobei dann oft die Texte vervielfältigt oder mündlich angesagt werden

müssen. Auch in den Kirchen der Bundesrepublik werden die von Genf angebotenen und einem deutschen Ausschuß überarbeiteten Gebetshandreichungen häufig den örtlichen Gegebenheiten angepaßt und gesondert gedruckt.

Bemerkenswert ist die in der Vorbereitung der deutschen Gebetshandreichungen seit 1963 bestehende Zusammenarbeit einerseits mit den evangelischen Kirchen Österreichs und der Schweiz, andererseits aber auch mit der römisch-katholischen Kirche in den deutschsprachigen Ländern, die ihre „Gebetswoche für die Einheit der Christen“ jedoch nach wie vor vom 18. bis 25. Januar hält. Hierbei hat sich im Ablauf wie im Wortlaut des Gebetsgottesdienstes eine weitgehende Übereinstimmung erreichen lassen. Allerdings war der Absatz der Handreichungen im römisch-katholischen Raum von Anfang an weit größer: 1964 waren es 306 000 Exemplare, davon entfielen 250 000 auf die Bundesrepublik. (Im übrigen vgl. zum Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche den betreffenden Abschnitt im Jahresbericht über die Evangelische Kirche in Deutschland.) – In den deutschen Landes- und Freikirchen kann die Ökumenische Gebetswoche seit 1963 mit dem Aufruf zu einem „ökumenischen Opfer“ verbunden werden, das für vordringliche Projekte in den „Jungen Kirchen“ bestimmt ist. (Zum Ganzen vgl. Ludwig Rott: „Wo das Wagnis der Ökumene Gestalt gewinnt. Ein Bericht über die ökumenische Gebetswoche in Deutschland“, in: „Ökumenische Rundschau“, 1964, Heft 4.)

Für eine Vertiefung der ökumenischen Studienarbeit in den deutschen Kirchen wirken auch die *ökumenischen Institute und Seminare*, die in der Mehrzahl in Verbindung mit den Theologischen Fakultäten und Kirchlichen Hochschulen, zum Teil auch mit besonderem Auftrag selbständig arbeiten. Der *Deutsche Ökumenische Studienausschuß*, eine Einrichtung der „Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Deutschland“, hat im Frühjahr 1963 erstmals versucht, auch mit diesen Institutionen in Verbindung zu treten und ihre Mithilfe bei ökumenischen Studienprojekten zu erreichen. Eine Umfrage ermittelte – auf evangelischer Seite – nachstehend aufgeführte ökumenische Institute und Seminare (vgl. „Ökumenische Rundschau“, 1965, Heft 1 und 2):

1. Ökumenisches Institut der Universität Heidelberg.
2. Ökumenisches Seminar der Theologischen Fakultät der Philipps-Universität Marburg (Lahn).
3. Institut für ökumenische Theologie der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster (Westf.).
4. Institut für Missionswissenschaft und Ökumenische Theologie der Universität Tübingen.
5. Ökumenisches Seminar der Universität Hamburg.
6. Ökumenisches Institut der Evang.-Theologischen Fakultät Bonn.
7. Ökumenisches Seminar der Kirchlichen Hochschule Berlin.
8. Ökumenische Centrale Frankfurt/Main (im Auftrage der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Deutschland).
9. Konfessionskundliches Institut Bensheim (im Auftrage des Evangelischen Bundes).
10. Ökumenisches Archiv in Soest/Westf. (verbunden mit der Universität Münster/Westf.).
11. Ökumenisches Institut in Ostberlin (im Auftrage des Ökumenisch-Missionarischen Amtes).

Aber auch auf der römisch-katholischen Seite ist in den letzten Jahren eine beachtliche Zahl ökumenischer Institute und Seminare ins Leben gerufen worden:

1. Katholisch-Ökumenisches Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster (Westf.).
2. Institut für ökumenische Forschung der Universität Tübingen.
3. Institut für Ökumenische Theologie der Universität München.
4. Institut für Europäische Geschichte, Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte, in Mainz (auf paritätischer Grundlage).
5. Johann-Adam-Möhler-Institut zu Paderborn.
6. Ökumenisches Institut der Abtei Niederaltaich (Zentrum der UNA-SANCTA-Arbeit).

An aktiver Mitarbeit in Ausschüssen des ÖRK haben es die deutschen Kirchen auch in den vergangenen Jahren nicht fehlen lassen. Die Liste der deutschen Mitglieder in Kommissionen des ÖRK weist nach dem neuesten Stand (1965) folgende Namen auf:

Präsidium: Kirchenpräsident i. R. D. Martin Niemöller, Wiesbaden.

Zentralausschuß: Intendant D. Klaus von Bismarck, Köln; Missionsdirektor D. Gerhard Brenneke, Berlin; Hauptpastor D. Hans Heinrich Harms, Hamburg; Landesbischof D. Hanns Lilje, Hannover; Prof. D. Wilhelm Niesel, Schöller b. Dornap/Rh.; Landesbischof D. Gottfried Noth, Dresden.

Exekutivausschuß: Landesbischof D. Hanns Lilje, Hannover.

Ausschuß für Strukturfragen: Dr. Walter Bauer, Fulda; Intendant D. Klaus von Bismarck, Köln.

Kommission für Weltmission und Evangelisation: Missionsdirektor D. Gerhard Brenneke, Berlin; Landesbischof D. Erich Eichele, Stuttgart; Hauptpastor D. Hans Heinrich Harms, Hamburg; Landesbischof D. Heinrich Meyer, Lübeck (inzwischen ausgeschieden); Kirchenpräsident i. R. D. Martin Niemöller, Wiesbaden; Vizepräsident D. Hans Thimme, Bielefeld; Prof. D. Georg Vicedom, Neuendettelsau.

Ausschüsse der Abteilung für Weltmission und Evangelisation:

Abteilungsausschuß: Bischof D. Heinrich Meyer, Lübeck.

Ausschuß „Kirche und Judentum“: Pfarrer Dr. Adolf Freudenberg, Bad Vilbel; Professor D. Karl-Heinrich Rengstorff, Münster.

Christlicher Literaturfonds: Kirchenrat Robert Geisendörfer, München; Dr. Arndt Ruprecht, Göttingen.

Theologischer Ausbildungsfonds: Hauptpastor D. Hans Heinrich Harms, Hamburg.

Kommission für Glauben und Kirchenverfassung: Pfarrer Johannes Hamel, Naumburg/Saale; Hauptpastor D. Hans Heinrich Harms, Hamburg; Generalsuperintendent D. Günter Jacob, Cottbus; Prof. D. Wilfried Joest, Erlangen; Studiendirektor Dr. Werner Krusche, Lückendorf; Prof. D. Wilhelm Niesel, Schöller b. Dornap/Rh.; Studienleiter Dr. Heinz Renkewitz, Arnoldshain/Ts.; Prof. D. Edmund Schlink, Heidelberg; Prof. Dr. Jürgen Winterhager, Berlin.

Arbeitsausschuß der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung:

Generalsuperintendent D. Günter Jacob, Cottbus; Prof. D. Edmund Schlink, Heidelberg.

Ausschüsse der Studienabteilung:

Abteilungsausschuß: Landesbischof D. Gottfried Noth, Dresden (stellv. Vorsitzender); Oberkirchenrat Dr. Hanfried Krüger, Frankfurt am Main.

Kirche und Gesellschaft: Prof. D. Heinz-Dietrich Wendland, Münster.

Evangelisation: Pfarrer Johannes Hamel, Naumburg/Saale

(Ausschuß „Der Gebrauch der Bibel in der Evangelisation“):

Vizepräsident D. Hans Thimme, Bielefeld; Studienleiter Dr. Heinz Renkewitz, Arnoldshain/Ts.

Missionarische Studien: Prof. Dr. Theodor Müller-Krüger, Hamburg.

Ausschüsse der Abteilung für Ökumenische Aktivität:

Abteilungsausschuß: Intendant D. Klaus von Bismarck, Köln; Vizepräsident D. Hans Thimme, Bielefeld;

Laien: Intendant D. Klaus von Bismarck, Köln (Vorsitzender); Generalsekretär Dr. Hans-Hermann Walz, Fulda.

Zusammenarbeit von Mann und Frau in Kirche, Familie und Gesellschaft:

Vizepräsident D. Hans Thimme, Bielefeld; Liselotte Nold, Stein über Nürnberg.

Kuratorium des Ökumenischen Instituts: Prof. Dr. Walter Schulte, Tübingen.

Kuratorium der Hochschule für Ökumenische Studien: Prof. D. Edmund Schlink, Heidelberg.

Gemeinsamer Ausschuß für Erziehungsfragen des Ökumenischen Rates der Kirchen und des Weltrats für Christliche Erziehung und Sonntagsschulvereinigung: Prof. Dr. Dietrich Goldschmidt, Berlin.

Ausschüsse der Abteilung für Zwischenkirchliche Hilfe, Flüchtlings- und Weltdienst:

Abteilungsausschuß: Abteilungsdirektor Pastor H. J. Diehl, Stuttgart.

Ausschuß für Sonderhilfe zur Unterstützung von Sozialprojekten:

Bundesminister a. D. Dr. Etzel; Dr. Martin Scheel, Tübingen.

Sonstige Ausschüsse

Finanzausschuß: Kirchenpräsident i. R. D. Martin Niemöller, Wiesbaden (Vorsitzender).

Informationsreferat: Präsident D. Adolf Wischmann, Frankfurt am Main.

Verbindung zu den Nationalräten: Missionsdirektor D. Gerhard Brennecke, Berlin.

Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten:

Prof. D. Constantin von Dietze, Freiburg i. Br.; Oberkirchenrat Dr. Heinz Kloppenburg, DD, Dortmund; Bischof D. Friedrich Wilhelm Krummacker, Greifswald; Prof. Dr. Ulrich Scheuner, Bad Godesberg.

Ausschuß der Kirchen für Fragen der ausländischen Arbeitnehmer in Westeuropa:

Vizepräsident Gerhard Stratenwerth, Frankfurt am Main; Dr. Peter Heyde, Villigst.

Daß die deutschen Kirchen sich auch darüber hinaus wie bisher aktiv an Studienprojekten und anderen Aufgaben des ÖRK beteiligten, machen die oben auf S.267ff. abgedruckten Stellungnahmen der leitenden Organe der EKD, der VELKD und der EKU deutlich. Was hier an ökumenischer Mitarbeit beispielhaft sichtbar wird, vollzog sich ständig in mehr oder weniger starker Intensität aus ähnlichen Anlässen zwischen ökumenischen Studienkreisen in Deutschland, von denen es insgesamt über 80 gibt, und den einzelnen Abteilungen des ÖRK, wobei die Ökumenische Centrale wie üblich als Vermittlungsstelle fungierte.

Der Vorbereitung der deutschen Teilnehmer auf die 4. Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung (s. oben S. 237 ff.) diente eine vom Kirchlichen Außenamt der EKD einberufene Konferenz vom 22. bis 24. April 1963 in Arnoldshain, während für die vorgesehenen Teilnehmer aus der DDR – nur

zwei von fünf konnten später nach Montreal kommen – anschließend ein gesondertes Treffen in Ostberlin abgehalten wurde.

Im Mittelpunkt der jährlichen *Tagung der landeskirchlichen Referenten für ökumenische Aufgaben* vom 14. bis 17. Oktober 1963 in Arnoldshain stand – neben der Nacharbeit von Montreal – eine vom Rat der EKD veranstaltete Feier für Dr. W. A. Visser 't Hooft anlässlich seines 25jährigen Dienstjubiläums als Generalsekretär des ÖRK. Die entsprechende Tagung des Jahres 1964 (12. bis 15. Oktober), wiederum in Arnoldshain, beschäftigte sich mit dem gerade in den deutschen Kirchen spannungsreichen Verhältnis von Allianz und Ökumene, wobei Landesbischof D. Eichele und Pfarrer Dr. Gerhard Bergmann die Grundsatzreferate hielten (Wortlaut der Vorträge in: *Ökumenische Rundschau*, 1965, Heft 1). Der Vor- und Nacharbeit der großen ökumenischen Konferenzen im ganzen wie auch ökumenischer Fragestellungen im einzelnen widmeten sich auch weiterhin die im Auftrage der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Deutschland von der Ökumenischen Centrale veranstalteten Regionaltagungen (1963 in Mülheim/Ruhr, Bad Boll, Loccum, Herrenalb; 1964 in Hofgeismar, Loccum, Arnoldshain, Tutzing). Für die Kirchen in der DDR hält insbesondere die EKU von Zeit zu Zeit ökumenische Studientagungen in Ostberlin ab. Ökumenischer Zurüstung dienen auch die alljährlichen Kurse des *Ökumenischen Instituts in Bossey* (deutsche Teilnehmerquote etwa 30–35), die für die DDR zusätzlich in Ostberlin veranstaltet werden, und des *Stipendiatenprogramms des ÖRK* (deutsche Teilnehmerquote etwa 25–30).

Die erste vom ÖRK (Referat für Fragen der Verkündigung) in der DDR veranstaltete Studientagung, in deren Mittelpunkt die Frage nach der Erneuerung der Gemeinde stand, führte Anfang November 1963 in Cottbus Teilnehmer aus Großbritannien, Holland, der Schweiz und den USA mit etwa 30 Pfarrern und Mitgliedern von Kirchenleitungen in der DDR zusammen. Daß auch die Bundesrepublik Schauplatz mehrerer bedeutsamer ökumenischer Tagungen wie zum Beispiel des Exekutivausschusses des ÖRK in Tutzing und der 19. Generalversammlung des Reformierten Weltbundes in Frankfurt am Main war, wurde oben jeweils erwähnt.

Auch äußerlich hat die EKD umfassender als früher ihre ökumenischen Verpflichtungen zu erfüllen versucht. Der Beitrag der EKD zum Haushalt des ÖRK betrug 1963 185 000 DM und erhöhte sich 1964 auf 400 000 DM. Außerdem wurde noch eine größere Anzahl ökumenischer Projekte aus Mitteln der EKD oder einzelner Landeskirchen unterstützt, zum Beispiel der Bau einer Bibliothek des Ökumenischen Instituts in Bossey und anderes mehr. Auf die Leistungen der *Ökumenischen Diakonie* einzugehen würde den Rahmen dieses Berichtes überschreiten und muß einer besonderen Darstellung vorbehalten bleiben.

Schließlich sei noch erwähnt, daß ein Kreis interessierter Presse-, Rundfunk- und Fernsehvertreter um eine intensivere ökumenische Berichterstattung bemüht ist und daher die Informationsabteilung des ÖRK um einen regelmäßigen Gedenkenaustausch bat, der vom Kirchlichen Außenamt der EKD vermittelt wurde. Die erste Zusammenkunft dieser Art fand am 12. Oktober 1964 in Frankfurt am Main statt. –

Neben den zentralen Beziehungen zum ÖRK wurden auch ökumenische Kontakte mit einzelnen Kirchen gepflegt. Über die theologischen Gespräche zwischen

der EKD und der Russischen Orthodoxen Kirche wurde oben bereits berichtet (vgl. S. 348). Hierher gehören auch die früher unregelmäßig geführten, jetzt aber auf offizielle Ebene gehobenen Gespräche zwischen Vertretern der EKD und der *Kirche von England*, die vom 6. bis 10. April 1964 in Oxford begannen und im Abstand von je zwei Jahren fortgesetzt werden sollen. Die Delegationen waren vom Rat der EKD bzw. vom Erzbischof von Canterbury ernannt und autorisiert. Die deutsche Delegation bestand aus den Professoren D. Wolfgang Schweitzer (Bethel), D. Ernst Kinder (Münster), D. Heinrich Greeven (Bochum), D. Ernst Käsemann (Tübingen) und D. Martin Schmidt (Mainz). Gegenstand des Gesprächs war das Verständnis der „Autorität“. Das Protokoll der Konferenz erschien unter dem Titel „Autorität und geistliche Vollmacht“ als Beiheft zur „Ökumenischen Rundschau“ im Evang. Missionsverlag, Stuttgart.

Mit diesen Gesprächen scheint ein neuer Abschnitt der ökumenischen Beziehungen zwischen der EKD und der Kirche von England einen verheißungsvollen Anfang genommen zu haben, der durch einen dreitägigen Besuch des Erzbischofs von Canterbury in der Bundesrepublik im November 1964 unterstrichen wurde.

Von den ständigen zwischenkirchlichen Gesprächsgremien sind an dieser Stelle noch der *Nordisch-Deutsche Kirchenkonvent* und der *Deutsch-Französische Bruderrat* zu nennen. Der Nordisch-Deutsche Kirchenkonvent setzte auch 1963/64 seine üblichen Tagungen fort und pflegte dabei traditionsgemäß besonders die Verbindungen zu den Kirchen in der DDR. Der Konvent traf sich vom 13. bis 17. Mai 1963 in Greifswald (Thema: „Das tägliche Leben unter dem Wort“), vom 27. April bis 1. Mai 1964 in Bad Saarow (Thema: „Was bedeutet heute die Gegenwart Christi?“) und vom 16. bis 22. September 1964 in Rättvik/Schweden (Thema: „Volkskirche und die Kirche Jesu Christi“).

Der Deutsch-Französische Bruderrat hielt in der Berichtszeit Tagungen vom 16. bis 20. Mai 1963 in Speyer (Thema: „Erfordert die Aufgabe des Christen heute einen Strukturwandel der Kirche?“) und vom 5. bis 7. Juni 1964 bei Lyon (Thema: „Seelsorge in Großsiedlungen“) ab. Der Bruderrat wird nach einer sich über anderthalb Jahrzehnte erstreckenden Tätigkeit im Dienste deutsch-französischer Verständigung seine Begegnungen vorerst einstellen, da die französischen Mitglieder der Überzeugung sind, daß der Bruderrat seine Aufgabe im wesentlichen erfüllt habe.

Man wird den Bericht über „Ökumene zu Hause“ nicht schließen dürfen, ohne wenigstens auf eine den deutschen Kirchen in diesen Jahren neu erwachsene ökumenische Aufgabe hingewiesen zu haben: die *Betreuung der ausländischen Gastarbeiter in der Bundesrepublik* (vgl. Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 327). Diese erhielt für die in Westdeutschland lebenden orthodoxen Griechen durch die Errichtung der „Metropole von Deutschland“, die im Februar 1963 von der Hl. Synode des Ökumenischen Patriarchats Konstantinopel beschlossen wurde, ihr besonderes Gepräge. Als erster Metropolit wurde im März 1964 Polyuktos berufen, der seinen Dienstsitz zuerst in Bonn, später in Düsseldorf nahm. Die EKD hat über ihre amtlichen Stellen nicht nur dienstlich mit ihm zu tun, sondern durch die Konstituierung einer griechisch-orthodoxen Kirche in Deutschland einen neuen ökumenischen Partner in ihrer Mitte.

IX. VON PERSONEN

Es ist mehr als eine Formalität, wenn diese Übersicht über den Fortgang der ökumenischen Bewegung regelmäßig mit Nachrichten aus dem weltweiten Kreis der Mitarbeiter abgeschlossen zu werden pflegt. Die ökumenische Bewegung ist durch persönliche Initiativen entstanden, von einzelnen, geisterfüllten Menschen getragen und gefördert und auch heute nach ihrer Institutionalisierung im ÖRK weit entscheidender von den in ihr tätigen Männern und Frauen abhängig und bestimmt als andere kirchliche Arbeitszweige oder Organisationen.

Zu Beginn der Berichtszeit verlor die ökumenische Bewegung einen ihrer ältesten, tatkräftigsten und bekanntesten Pioniere: Am 8. 2. 1963 starb in Los Angeles im Alter von 91 Jahren der Schweizer Theologe Prof. D. *Adolf Keller*. Er begründete nach dem Ersten Weltkrieg die „Europäische Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen“, die Vorläuferin der Abteilung für Zwischenkirchliche Hilfe, Flüchtlings- und Weltdienst des ÖRK. Auf ihn geht auch das „Internationale Sozialwissenschaftliche Institut“ (seit 1928) zurück, das die Grundlage für die Studienabteilung des ÖRK bildete. Ebenso diente das von Prof. Adolf Keller geleitete „Ökumenische Seminar“ (seit 1933) dem heutigen Ökumenischen Institut in Bossey und die von ihm herausgegebene erste offizielle ökumenische Zeitschrift „Stockholm“ (1928–1931) der späteren „Ecumenical Review“ zum Vorbild. Auch als Autor zahlreicher Publikationen ist der Verstorbene hervorgetreten.

Auch der am 12. 3. 1963 im Alter von 71 Jahren verstorbene methodistische Bischof *G. Bromley Oxnam* hat sich um die ökumenische Bewegung in den USA und weit darüber hinaus große Verdienste erworben. Von 1948–1954 war er einer der Präsidenten des ÖRK. Am 25. 11. 1963 wurde einer der führenden Sprecher der Orthodoxen Kirche von Griechenland, Prof. *Basil Ioannidis* (Athen), im Alter von 67 Jahren heimgerufen.

In der innerdeutschen Ökumene war aktiv wie auch literarisch Pfarrer *Rudolf Schneider* (Bernburg) hervorgetreten, der am 21. 1. 1964 im Alter von 64 Jahren starb. Ein schwerer Verlust für die „ökumenische Diakonie“ in Deutschland war der plötzliche Tod des Direktors dieser Abteilung in der Hauptgeschäftsstelle von Innere Mission und Hilfswerk, des 58jährigen Superintendenten *Rudolf Wolkenhaar* (Stuttgart) am 18. 2. 1964.

Aus der Zusammenarbeit der National Councils und zuletzt von der organisatorischen Durchführung der 4. Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung in Montreal her war vielen der Generalsekretär des kanadischen Kirchenrates, Dr. *William J. Gallagher*, bekannt, der am 3. 4. 1964 im Alter von 70 Jahren starb. Größte Teilnahme gerade in den deutschen Kirchen löste der unerwartete Heimgang von Prof. *Leon Zander* aus, der am 17. 12. 1964 auf der Rückreise von Heidelberg, wo er Vorträge gehalten hatte, nach seinem Wohnsitz in Paris im Alter von 71 Jahren abberufen wurde. Prof. Zander, der am St.-Sergius-Institut in Paris lehrte, gehörte zu den Vorkämpfern der ökumenischen Bewegung in den orthodoxen Kirchen. Durch seine Bücher und vor allem seine zahlreichen Vorträge hat er vielen Kenntnis und Verständnis orthodoxer Frömmigkeit erschlossen.

Auch eine Anzahl Jubiläen fielen in die Berichtszeit: Der durch seine ökume-

nische Hilfstätigkeit während der Nachkriegszeit in den deutschen Kirchen bekannt gewordene und geschätzte dänische Bischof *Halfdan R. Høgsbro* vollendete am 27. 3. 1964 sein 70. Lebensjahr. Prof. *Josef L. Hromadka* (Prag), ökumenischer Pionier und Präsident der Prager „Christlichen Friedenskonferenz“, beging am 8. 6. 1964 seinen 75. Geburtstag. Daß Landesbischof *D. Hanns Lilje*, der seit vier Jahrzehnten zu den deutschen Mitarbeitern in der Ökumene gehört und gegenwärtig deutsches Mitglied im Exekutivausschuß des ÖRK ist, am 20. 8. 1964 seinen 65. Geburtstag feierte, darf auch in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben. 70 Jahre alt wurde am 25. 8. 1964 Bischof i. R. *Ernst Hornig* (Bad Vilbel), der sich unter anderem durch sein Buch „Der Weg der Weltchristenheit“ um die Förderung des ökumenischen Gedankens in den deutschen Kirchen verdient gemacht hat. Bischof *D. Heinrich Meyer* (Lübeck), einer der erfahrensten deutschen Vertreter in Mission und Ökumene, ist am 16. 10. 1964 60 Jahre alt geworden. Schließlich sei noch eines Mannes gedacht, der gleichfalls seit Jahrzehnten in der ökumenischen Bewegung bekannt ist und seit zwei Jahrzehnten unter schwierigen Verhältnissen das Bischofsamt in seiner Kirche versieht: Bischof *D. Friedrich Müller* (Hermannstadt/Sibiu), Oberhaupt der lutherischen Kirche in Siebenbürgen, konnte am 20. 10. 1964 seinen 80. Geburtstag begehen.

Aus den personellen Veränderungen im ökumenischen Arbeitsbereich seien wenigstens einige herausgegriffen, zunächst im ÖRK selbst: Als Nachfolger von *Dr. Norman Goodall*, der Ende 1963 in den Ruhestand trat, wurde der methodistische Pfarrer *Dr. Roland W. Scott* (USA) zum Stellvertretenden Generalsekretär des ÖRK ernannt. Der Leiter der Studienabteilung und Beigeordnete Generalsekretär des ÖRK, *Dr. Robert S. Bilheimer*, gab seinen Posten Ende 1963 auf, um ein Pfarramt in Rochester, N. Y., zu übernehmen, ohne daß für ihn bisher ein Nachfolger ernannt wurde. In das Referat für Glauben und Kirchenverfassung beim ÖRK trat 1963 der amerikanische Pfarrer *Meredith B. Handspicker* ein. *Mr. Henry Makulu*, seit 1960 Beigeordneter Direktor des Ökumenischen Instituts in Bossey, kehrte im August 1964 nach Afrika zurück, um sich ökumenischen Aufgaben der afrikanischen Kirchen zu widmen. Anfang 1963 ernannte das Moskauer Patriarchat Bischof *Vladimir Kotliarov* zu seinem ständigen Vertreter beim ÖRK in Genf, nachdem Erzpriester *Vitali Borovoj* dieses Amt seit 1962 vorläufig wahrgenommen hatte. Ein Jahr später löste Erzpriester *Borovoj* jedoch Bischof *Vladimir* bereits wieder ab, da diesem ein Bistum in der UdSSR übertragen worden war. Mit *Dr. Roswell P. Barnes*, der am 1. 10. 1963 aus Altersgründen sein Amt als Exekutivsekretär des New Yorker Büros des ÖRK niederlegte, schied eine der aktivsten und bekanntesten Persönlichkeiten der gegenwärtigen ökumenischen Bewegung aus. Zu seinem Nachfolger berief der Exekutivausschuß des ÖRK im folgenden Jahre *Dr. Eugene L. Smith*, bisher Generalsekretär des Amtes für Äußere Mission der Methodistenkirche in den USA.

In den Genfer Arbeitsstab des Lutherischen Weltbundes trat 1963 als Stellvertretender Generalsekretär der amerikanische Pfarrer *Carl H. Mau* ein, der von seiner Tätigkeit in Hannover her (1950–1957) in den lutherischen Kirchen Deutschlands wohlbekannt ist. Der Leiter der Theologischen Abteilung des Lutherischen Weltbundes, *Dr. Vilmos Vajta*, übernahm am 1. 9. 1964 die Leitung der neugegründeten „Lutherischen Stiftung für ökumenische Forschung“ in Straßburg.

Der Christliche Studenten-Weltbund hat 1964 erneut Pfarrer *Philip Potter* zum Vorsitzenden und Pfarrer *Valdo Galland* zum Generalsekretär gewählt.

In Deutschland wurde im Sommer 1964 Erzbischof *Sergius* als Exarch des Moskauer Patriarchats für Mitteleuropa durch Erzbischof *Kyprian*, den bisherigen Leiter der Patriarchatskanzlei, ersetzt.

Die Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Deutschland wählte im Oktober 1963 den Hamburger Seminardirektor Dr. Dr. *Hans Luckey* (Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden) für weitere zwei Jahre zum Vorsitzenden. Sein Stellvertreter blieb der reformierte Landessuperintendent und Mitglied des Rates der EKD, D. *Udo Smidt* (Detmold). Die Geschäftsführung der Arbeitsgemeinschaft ging im Januar 1963 von Oberkirchenrat *Otto von Harling* (Hannover) an Oberkirchenrat Dr. *Hanfried Krüger* (Frankfurt a. M.) über.

Kirchliche Statistik

I. Gliederung, Pfarrstellen und geistliche Kräfte in den evangelischen Landeskirchen im Bereich der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin (West) (Stand 31. 12. 1964)*

Von Paul Zieger

Die tabellarischen Übersichten nach dem Stand vom 31. 12. 1964 sind für den Berichtstag erweitert worden durch die Angaben für Berlin (West), die im Vorjahr nur nachrichtlich im Text gegeben wurden. Dadurch ist die Vergleichbarkeit mit dem Stand vom 31. 12. 1960 insofern beeinträchtigt, als Berlin (West) als Teil der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg damals bei den östlichen Gliedkirchen der EKD aufgeführt war. Nachträglich lassen sich die Zahlen für Berlin (West) nicht mehr trennen.

Trotz dieser Einschränkung bleibt die Tendenz der Entwicklung erkennbar. Die Zahl der Kirchengemeinden hat sich weiterhin vergrößert, weil im Zuge der Bevölkerungsentwicklung in neuen Siedlungsgebieten Kirchengemeinden errichtet werden müssen. Der auffällige Rückgang in Hessen und Nassau erklärt sich aus Zähl Differenzen.

Auch bei den Stellen für das geistliche Amt ist im allgemeinen eine Zunahme festzustellen. Dabei enthält Tabelle 2 insofern eine Unsicherheit, als es nur ausnahmsweise vorkommt, daß Pfarrstellen weiblichen Stelleninhabern vorbehalten sind. Die starke Aufgliederung der Tabellen 2 und 3 beeinträchtigt etwas die Übersichtlichkeit, sie ist aber angesichts der Vielgestaltigkeit des geistlichen Dienstes nicht zu vermeiden.

Es ist wiederholt angeregt worden, in den Tabellen 2 und 3 Vergleichszahlen zu bringen. In früheren Jahren wurde gelegentlich die Seelenzahl je geistliche Stelle oder je tätige geistliche Kraft berechnet. Eine Berechnung für den 31. 12. 1964 verbot sich deshalb, weil die Seelenzahlen der Landeskirchen seit dem Zeitpunkt

* Allgemeine Vorbemerkungen zu den Tabellen:

Wenn in den einzelnen Tabellenfeldern keine Zahlen eingetragen sind, so bedeutet:

– der Zahlenwert ist genau gleich Null,

o der Zahlenwert ist von Null verschieden, aber kleiner als die Hälfte der verwendeten Zahleneinheit und daher nicht ausdrückbar,

. der Zahlenwert ist unbekannt bzw. aus technischen Gründen nicht feststellbar,

x eine Angabe kann aus sachlichen Gründen nicht gemacht werden.

Abweichungen in den Summen (bei Prozentziffern) entstehen durch das Runden der einzelnen Zahlen.

Bei Untergliederungen bedeutet:

davon – Summe der Einzelpositionen ergibt Gesamtsumme.

darunter – nur ausgewählte Einzelpositionen, die nicht Gesamtsumme ergeben.

der letzten Volkszählung am 6. 6. 1961 bisher noch nicht fortgeschrieben werden konnten. Da sich die Seelenzahlen im Laufe von dreieinhalb Jahren teilweise erheblich verändert haben, bemüht sich das Kirchenstatistische Amt der EKD darum, die Fortschreibung auf den 31. 12. 1963 mit Hilfe von Angaben der amtlichen Statistik der natürlichen Bevölkerungsbewegung und der Wanderungen sowie der kirchlichen Erhebung über Äußerungen des kirchlichen Lebens zu berechnen. Die Berechnungen konnten bis zur Drucklegung dieser Darstellung noch nicht abgeschlossen werden, da das statistische Material noch nicht vollständig vorlag.

Dieser Mangel ist zwar bedauerlich, aber für den Aussagewert der Zahlen nicht entscheidend. Denn die rechtlichen und tatsächlichen Verhältnisse in den einzelnen Landeskirchen sind so verschieden, daß eine volle Vergleichbarkeit der Durchschnittszahlen nicht gegeben ist.

Unter den gemeldeten Pfarrern befanden sich 1147 Ostpfarrer, die fest angestellt waren, ferner 43 mit einem Beschäftigungsauftrag und 390 emeritierte.

Tabelle 1: Gliederung der Landeskirchen (Stand: 31. 12. 1964)

Landeskirche	Sprengel, Generalsuper- intendenturen, Kreisdekanate, Visitations- bezirke u. dgl.	Kirchenkreise, Superinten- denturen, Dekanate, Propsteien u. dgl.	Rechtlich selbständige Kirchengemeinden				Parochial- verbände, Gesamt- verbände u. dgl.
			mit	ohne	ins- gesamt	mehr (+) oder weniger (—) gegen den 31. 12. 1963	
			Sitz eines† Pfarramts				
	1	2	3	4	5	6	7

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin-Brandenburg							
— nur Berlin (West) —	1	13	140	1	141	+ 4	1
Westfalen	—	33	573	—	573	+ 18	15
Rheinland	—	47	703	120	823	+ 34	16

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	6	56	963	141	1104	+ 16	10
Kurhessen-Waldeck	6	27	523	447	970	+ 5	5
Baden	2	27	420	119	539	± 0	8
Pfalz	—	20	289	160	449	± 0	4
Bremen	—	—	57	1	58	+ 5	1

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	10	88	1207	445	1652	+ 23	12
Bayern	5	72	1201 ²	69	1270	+ 19	19
Schleswig-Holstein	4	22	458	15	473	+ 4	13
Hamburg	—	7 ³	75	—	75	+ 5	—
Braunschweig	—	17	283	141	424	+ 5	4
Lübeck	—	—	29	—	29	± 0	—
Schaumburg-Lippe	—	2	21	—	21	± 0	—

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	4	50	1035	226	1261	+ 5	23
Oldenburg	—	13	99	8	107	± 0	—
Eutin	—	—	17	—	17	± 0	1

Reformierte Landeskirchen

Lippe	—	6 ⁴	67	—	67	± 0	—
Nordwestdeutschland	—	10	123	6	129	+ 1	—

Zusammen	38	510	8283	1899	10182	+ 144	132
----------	----	-----	------	------	-------	-------	-----

dagegen am 31. 12. 1960

westliche Glied- kirchen der EKD	37	483	7658	2027	9685	+ 90 ⁶	108
östliche Glied- kirchen der EKD ⁵	27	279	4824	3218	8042	+ 185 ⁶	36

Ev. Landeskirchen

Insgesamt	64	762	12482	5245	17727	+ 275 ⁶	144
-----------	----	-----	-------	------	-------	--------------------	-----

1. in Spalte 3 sind alle Kirchengemeinden mit Sitz mindestens eines Pfarramts gezählt (die Zahl der Stellen ist in Tabelle 2, Spalte 1 nachgewiesen)

2. einschließlich exponierte Vikariate

3. Kirchenkreise (keine Aufsichts- bzw. Verwaltungsbezirke i. e. S.)

4. darunter eine „lutherische Klasse“

5. einschließlich Berlin-Brandenburg

6. gegen den 31. 12. 1959

Tabelle 2: Die Stellen für das geistliche Amt (Stand: 31. 12. 1964)

Landeskirche	Stellen für hauptamtlich im kirchlichen Dienst angestellte Pfarrer (Volltheologen)													gemeindliche Stellen für Hilfspfarrer		Stellen für geistliche Kräfte ohne theologisches Vollstudium	Geistliche Stellen	
	festgegründete gemeindliche Pfarrstellen für				in der zentralen Verwaltung der Landeskirche	im allgemeinen landeskirchlichen Dienst		in Anstalten der Inneren Mission mit Parochialrechten		in Landes- und Kommunalanstalten	für Religionslehre	insgesamt (Spalten 1, 2, 4 bis 10)	für männl. Stelleninhaber	für weibl. Stelleninhaber				
	männl.	weibl.	mehr (+) oder weniger (—) gegen den 31. 12. 1963	Stelleninhaber		m.*	w.*	m.*	w.*									
															1	2	3	4	5	6	7	8
Gliederkirchen der Evangelischen Kirche der Union																		
Berlin-Brandenburg — nur Berlin (West) —	385	21	+ 16	7	49	15	1	1	9	8	496	—	—	—	7	503	40	
Westfalen	1226	—	+ 35	11	99	15	56	1	—	3	1411	—	9	81	1501	25		
Rheinland	1384	10	+ 36	10	38	4	14	—	9	58	1527	—	—	42	1569	22		
Übrige unierte Landeskirchen																		
Hessen und Nassau	989	1	— 31	11	42	—	12	—	24	—	1079	83	—	—	—	1162	1	
Kurhessen-Waldeck	628	—	+ 6	7	16	8	—	—	—	—	659	14	—	—	—	673	8	
Baden	574	—	+ 7	8	24	6	—	—	15	30	657	165 ³	—	36	858	13		
Pfalz	324	2	+ 1	6	9	—	—	—	3	7	351	42	—	—	393	2		
Bremen	112	—	+ 11	—	4	—	3	—	4	—	123	—	—	—	123	—		

Gliederkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin-Brandenburg - nur Berlin (West) -	385	21	+	16	7				49	15	1	1	8	496	—	—	7	503	40
Westfalen	1226	—	+	35	11				99	15	56	1	3	1411	—	9	81	1501	25
Rheinland	1384	10	+	36	10				38	4	14	—	58	1527	—	—	42	1569	22

Hamburg	164	—	± 0	3	38	3	1	—	19	—	228	—	—	228	10
Braunschweig	339	—	+ 10	3	7	—	—	—	3	—	352	—	—	352	—
Lübeck	58	—	+ 2	4	1	—	—	—	2	4	69	—	—	69	—
Schaumburg-Lippe	25	—	± 0	—	—	—	—	—	—	—	25	—	—	25	—

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	1266	21	+ 18	16	30	—	29	—	7	32	1401	94 ⁸	—	—	1495	24
Oldenburg	174	—	+ 1	3	7	—	2	—	6	5	197	—	—	—	197	—
Eutin	27	—	± 0	—	—	—	—	—	—	—	27	—	—	—	27	—

Reformierte Landeskirchen

Lippe	103	—	+ 2	1	—	—	2	—	2	2	110	—	—	—	110	1
Nordwestdeutschland	121	—	+ 1	2	3	—	—	—	—	—	126	2	—	—	128	—
Zusammen	11698	64	+ 202	128	529	55	153	2	110	151	12890	636	9	213	13748	159

dagegen am 31. 12. 1960

westliche Glied-																
kirchen der EKD	10497	.	+ 176 ⁸	113	334	.	108	.	63	101	11216	763	7	56	12042	.
östliche Glied-																
kirchen der EKD ⁷	6422	.	— 6 ⁸	53	98	.	41	.	66	1	6681	121	.	142	(6944)	.

Ev. Landeskirchen

Insgesamt	16919	.	+ 170 ⁸	166	432	.	149	.	129	102	17897	884	(7)	198	(18986)	.
-----------	-------	---	--------------------	-----	-----	---	-----	---	-----	-----	-------	-----	-----	-----	---------	---

* m. = Zahl der Stellen für männliche Stelleninhaber; w. = Zahl der Stellen für weibliche Stelleninhaber

1. soweit die Stellen mit Amtsträgern der Kirche von der Kirche besetzt werden

2. im landeskirchlichen Dienst (bzw. im kreiskirchlichen Dienst bei Rheinland)

3. einschl. weibl. Stelleninhaber

4. einschl. 21 Stellen in exponierten Vikariaten

5. einschl. Stellen für Vikarinnen

6. außerdem 10 Stifts- und Seminarrepetentenstellen

7. einschl. Berlin-Brandenburg

8. gegen den 31. 12. 1959

Hamburg	152	—	+	8	3	37	2	1	18	—	213	—	6	15	—	—	234	8
Braunschweig	255	—	—	13	3	6	—	—	2	—	266	9	—	7	1	—	12	295
Lübeck	52	2	+	2	4	1	—	—	—	4	63	—	1	5	—	7	76	5
Schaumburg-Lippe	23	—	±	0	—	—	—	—	—	—	23	—	—	—	—	—	1	24

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	1163	19	±	0	16	30	—	29	5	28	1290	69	—	52	3	204	80	1698	36
Oldenburg	146	—	±	0	3	7	—	2	5	5	168	1	2	4	4	—	10	189	4
Eutin	21	—	+	1	—	—	—	—	—	—	21	—	1	2	—	—	1	25	—

Reformierte Landeskirchen

Lippe	89	—	+	3	1	—	—	2	—	2	94	—	—	3	1	—	4	102	2
Nordwestdeutschland	97	—	+	1	2	3	—	—	—	—	102	1	—	—	—	—	11	114	—
Zusammen	10016	77	+	34	125	473	85	(135)	90	130	11117	233	36	751	51	328	573	13089	252

dagegen am 31. 12. 1960

westliche Gliedkirchen

der EKD 9365

östliche Gliedkirchen

der EKD⁴ 4003

Ev. Landeskirchen

Insgesamt

	13368	·	+	69 ⁵	158	413	·	135	106	95	14275	288	40	1049	305	261	928	17146	·
--	-------	---	---	-----------------	-----	-----	---	-----	-----	----	-------	-----	----	------	-----	-----	-----	-------	---

1. soweit Amtsträger der Kirche und von der Kirche berufen
2. im landeskirchlichen Dienst (bzw. im kreiskirchlichen Dienst bei Rheinland)
3. vom Staat im Einvernehmen mit der Kirche angestellt
4. einschl. Berlin-Brandenburg
5. gegen den 31. 12. 1959

Tabelle 4: Emeritierte Pfarrer und Pfarrverwalter, beurlaubte¹ Pfarrer und Pfarrer im Wartestand (Stand: 31. 12. 1964)

Landeskirche	Pfarrer im Ruhestand ²	Pfarrverwalter im Ruhestand	Zu anderweitiger Dienstleistung beurlaubte Pfarrer ³	Pfarrer im Wartestand
	1	2	3	4
Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union				
Berlin-Brandenburg				
– nur Berlin (West) –	202	3	—	1
Westfalen	214	6	15	7
Rheinland	231	—	17	10
Übrige unierte Landeskirchen				
Hessen und Nassau	223	5	80	2
Kurhessen-Waldeck	166	1	15	—
Baden	146	—	90	—
Pfalz	82	1	44	2
Bremen	19	—	—	—
Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands				
Hannover	374	1	37	4
Bayern	346	8	221	3
Schleswig-Holstein	158	1	15	1
Hamburg	45	—	9	—
Braunschweig	77	2	11	—
Lübeck	13	—	3	1
Schaumburg-Lippe	5	—	1	1
Übrige lutherische Landeskirchen				
Württemberg	299	—	73	6
Oldenburg	26	—	14	1
Eutin	7	—	2	—
Reformierte Landeskirchen				
Lippe	19	—	2	1
Nordwestdeutschland	26	—	2	—
Zusammen	2678	28	651	40
<i>dagegen am 31. 12. 1960</i>				
westliche Glied- kirchen der EKD	2267	13	430	45
östliche Glied- kirchen der EKD ⁴	865	22	20	17
Ev. Landeskirchen				
Insgesamt	3132	35	450	62

1. Pfarrer, die zu anderweitiger Dienstleistung aus dem unmittelbaren kirchlichen Dienst mit dem Recht des Rücktritts entlassen oder für mindestens ein Jahr beurlaubt sind

2. darunter je 2 Frauen bei Berlin-Brandenburg, Rheinland, Baden, Pfalz, Schleswig-Holstein, Hamburg, 6 bei Westfalen, 3 bei Hannover, 1 bei Hessen und Nassau, Württemberg

3. darunter je 1 Frau bei Hannover, Württemberg, 3 bei Hessen und Nassau, 2 bei Kurhessen-Waldeck, 5 bei Pfalz, 10 bei Baden

4. einschl. Berlin-Brandenburg

Tabelle 5: Lebensalter der im Jahre 1964 emeritierten Pfarrer und Pfarrverwalter und der im aktiven kirchlichen Dienst verstorbenen Pfarrer

Landeskirche	im Jahr 1964 emeritierte Pfarrer und Pfarr- verwalter	deren Lebensalter im Zeitpunkt der Emeritierung			im Jahr 1964 im aktiven kirchlichen Dienst verstorbene Pfarrer ¹	deren Lebensalter im Zeitpunkt des Todes		
		unter 60 Jahre	60 bis unter 70 Jahre	minde- stens 70 Jahre		unter 40 Jahre	40 bis unter 60 Jahre	minde- stens 60 Jahre
		1	2	3		4	5	6

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin-Brandenburg	11	3	6	2	1	—	—	1
— nur Berlin (West) —	38	6	30	2	2	—	—	2
Westfalen	15	1	12	2	8	1	4	3

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	20	4	12	4	3	—	1	2
Kurhessen-Waldeck	9	2	4	3	1	—	1	—
Baden	9	3	4	2	4	—	1	3
Pfalz	1	—	1	—	4	1	2	1
Bremen	1	—	—	1	—	—	—	—

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	28	1	22	5	6	—	6	—
Bayern	34	3	28	3	6	1	4	1
Schleswig-Holstein	7	1	6	—	5	—	5	—
Hamburg	7	—	6	1	—	—	—	—
Braunschweig	4	—	3	1	3	—	3	—
Lübeck	1	—	1	—	—	—	—	—
Schaumburg-Lippe	—	—	—	—	—	—	—	—

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	38	4	34	—	3	—	1	2
Oldenburg	2	—	1	1	1	—	1	—
Eutin	—	—	—	—	—	—	—	—

Reformierte Landeskirchen

Lippe	—	—	—	—	—	—	—	—
Nordwestdeutschland	3	—	—	3	1	—	—	1
Zusammen	228	28	170	30	48	3	29	16

dagegen am 31. 12. 1960

westliche Glied- kirchen der EKD	204	16	146	42	69	5	40	24
östliche Glied- kirchen der EKD ²	109	10	66	33	32	1	11	20
Ev. Landeskirchen Insgesamt	313	26	212	75	101	6	51	44

1. Pfarrer, die im unmittelbaren kirchlichen Dienst fest angestellt waren (vgl. Tabelle 3, Spalte 10)
2. einschl. Berlin-Brandenburg

II. Äußerungen des kirchlichen Lebens 1963 in den westlichen Gliedkirchen der EKD

Von Paul Zieger

Die Darstellung der Ergebnisse der Erhebungen über Äußerungen des kirchlichen Lebens enthält für 1963 innerhalb der Tabellen auch die Zahlen für Berlin (West). Durch die Einbeziehung dieses Teilergebnisses für Berlin-Brandenburg sind nunmehr die Übersichten vollständig für die Landeskirchen im Bereich der Bundesrepublik Deutschland und von Berlin (West); die zu den Landeskirchen gehörenden Gebietsteile in der Deutschen Demokratischen Republik sind in den Zahlen nicht enthalten. Die den hier veröffentlichten Prozentzahlen zugrunde liegenden absoluten Zahlen sind in der Statistischen Beilage Nr. 26 zum Amtsblatt der EKD vom 15. 9. 1965 in dem Statistischen Bericht Nr. 221 veröffentlicht.

Auch in diesem Jahr konnten leider einige Zahlen nur unvollständig angegeben werden. Soweit das der Fall ist, erscheinen die Ergebnisse in Klammern. Diese Lücken beeinträchtigen aber die Gesamtdarstellung nicht. Die Tabellen sind in ihrer Gliederung denen der Vorjahre angeglichen.

Beim Vergleich mit dem Vorjahr ist zu berücksichtigen, daß in den Tabellen für 1962 Berlin (West) noch nicht enthalten war, so daß die Ergebnisse den Gesamtdurchschnitt unter Umständen beeinflussen. Das zeigt sich zum Beispiel besonders deutlich in den Tabellen 2 und 6, in denen die Taufen bzw. Trauungen zu den Zahlen der amtlichen Bevölkerungsstatistik über die Geburten und Eheschließungen in Beziehung gesetzt sind. Berlin hat danach die niedrigste Taufziffer unter allen Landeskirchen. Es ist bemerkenswert, daß jedes fünfte Kind aus rein evangelischen Ehen in Berlin nicht mehr getauft wird und daß sogar etwas mehr als die Hälfte aller Eheschließungen unter Evangelischen ungetraut bleibt. Trotz allem werden die Durchschnitte dadurch nicht wesentlich beeinträchtigt, weil die Taufziffer in einzelnen Landeskirchen etwas gestiegen ist und die Trauziffer keine starken Rückgänge zeigt.

Wir weisen auch in diesem Jahr wieder darauf hin, daß Prozentzahlen über 100 bei den Kindertaufen und bei den Bestattungen auf die unterschiedliche Zählweise der amtlichen und kirchlichen Statistik sowie bei den Taufen auf zeitliche Verschiebungen zurückzuführen sind.

Die Abendmahlsziffer hat sich insgesamt nicht verändert, vor allem wohl deshalb, weil Berlin hier zwar erheblich unter dem Durchschnitt, aber doch über den Abendmahlsziffern anderer Landeskirchen liegt.

Die Übertritte sind selbst unter Einbeziehung von Berlin (West) zahlenmäßig niedriger als im Vorjahr, während die Zahl der Austritte fast genauso hoch war wie im Vorjahr.

Tabelle 1: Taufen im Jahre 1963

Landeskirche	Getaufte Kinder		davon (in % von Spalte 1)					Nachrichtlich	
	ins- gesamt	darunter nach- träglich getauft	Kinder aus			unehe- liche Kinder evang. Mütter	Kinder sonst. Eltern und Mütter	Tauf- ver- sagun- gen	Getaufte Erwachsene
			evan- gelischen Ehen	Mischehen					
				ins- gesamt	darunter aus evang.- kath. Ehen				
1	2	3	4	5	6	7	8	9	

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin-Brandenburg – nur Berlin (West) –	16163	5138	79,2	14,4	7,9	6,2	0,1	4	491
Westfalen	58292	3701	79,2	17,8	15,8	2,8	0,2	43	474
Rheinland	59589	4376	68,4	27,9	24,8	3,3	0,4	55	672

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	37562	1631	74,8	21,7	19,0	3,1	0,4	6	203
Kurhessen-Waldeck	19118	445	84,7	12,2	10,7	2,9	0,2	2	86
Baden	23193	1207	67,7	27,0	24,5	4,7	0,5	4	116
Pfalz	12965	336	73,5	22,5	20,6	3,7	0,3	18	27
Bremen	7799	1033	85,1	11,8	8,6	2,9	0,1	—	233

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	69406	3854	88,9	7,8	6,6	3,1	0,2	13	542
Bayern	41871	1161	67,9	25,6	23,6	6,0	0,5	7	172
Schleswig-Holstein	39326	5230	89,1	7,5	4,6	3,1	0,3	19	955
Hamburg	9300	2716	81,6	13,1	6,8	4,2	1,1	10	269
Braunschweig	10237	1166	82,1	13,1	10,8	4,4	0,4	5	191
Lübeck	3143	171	89,6	5,9	5,4	4,4	0,1	—	21
Schaumburg-Lippe	1248	7	90,0	7,9	6,7	2,2	—	—	8

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	46225	1856	75,6	20,7	17,9	3,4	0,3	24	253
Oldenburg	10788	761	87,9	9,3	7,4	2,6	0,2	1	99
Eutin	1545	199	88,5	6,9	4,5	4,3	0,3	—	10

Reformierte Landeskirchen

Lippe	4266	140	90,3	6,9	6,0	2,7	0,1	—	30
Nordwestdeutschland	3547	134	92,2	5,9	4,8	1,9	0,0	1	23

Westliche Glied- kirchen zusammen	475583	35262	78,6	17,5	15,0	3,6	0,3	212	4875
--------------------------------------	--------	-------	------	------	------	-----	-----	-----	------

Tabelle 2: Kindertaufen in % der Geburten des Jahres 1963 (Taufziffern)
(Nur für Kinder mit mindestens einem evangelischen Elternteil in der BRD)

Landeskirche	Getaufte Kinder in % der Lebendgeborenen des gleichen Jahres		
	aus evangelischen Ehen	aus evang.-katholischen Ehen	uneheliche von evang. Müttern
	1	2	3
Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union			
Berlin-Brandenburg	81	39	42
– nur Berlin (West) –			
Westfalen	98	38	61
Rheinland	93	36	54
Übrige unierte Landeskirchen			
Hessen und Nassau	99	45	57
Kurhessen-Waldeck	98	48	68
Baden	98	41	64
Pfalz	97	45	63
Bremen	92	55	48
Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands			
Hannover	99	43	65
Bayern	100	38	72
Schleswig-Holstein	91	50	55
Hamburg	86	56	44
Braunschweig	96	48	67
Lübeck	96	45	48
Schaumburg-Lippe	103	51	87
Übrige lutherische Landeskirchen			
Württemberg	97	46	64
Oldenburg	100	43	63
Eutin	100	47	65
Reformierte Landeskirchen			
Lippe	106	40	64
Nordwestdeutschland	100	44	67
Westliche Gliedkirchen zusammen			
	96	41	60

Tabelle 3: Kindertaufen nach dem Ort der Taufe im Jahre 1963

Landeskirche	Von je 100 im Jahre getauften Kindern unter 14 Jahren wurden getauft			
	während des Gemeinde-gottesdienstes oder im Kindergottesdienst	außerhalb des Gemeindegottesdienstes		
		in kirchlichen Räumen einschl. des Pfarrhauses	in der Haus-gemeinschaft (Haustaufen)	in Kliniken u. ähnlichen Anstalten
	1	2	3	4

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin-Brandenburg – nur Berlin (West) –	29,8	60,3	0,6	9,2
Westfalen	66,7	29,9	1,3	2,1
Rheinland	73,4	23,5	1,2	1,9

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	64,8	24,8	8,0	2,4
Kurhessen-Waldeck	61,2	21,3	15,2	2,3
Baden	70,5	24,1	2,0	3,4
Pfalz	72,3	13,5	4,5	9,7
Bremen	34,2	62,1	2,3	1,4

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	39,2	54,7	4,9	1,1
Bayern	21,4	53,8	2,9	21,9
Schleswig-Holstein	29,2	61,2	8,8	0,7
Hamburg	16,1	81,2	1,4	1,3
Braunschweig	30,3	68,5	0,5	0,7
Lübeck	23,5	74,1	0,3	2,0
Schaumburg-Lippe	59,3	40,1	0,3	0,2

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	82,1	12,6	2,3	3,1
Oldenburg	36,0	59,5	3,5	1,0
Eutin	33,1	60,6	5,9	0,3

Reformierte Landeskirchen

Lippe	86,3	10,2	2,3	1,2
Nordwestdeutschland	74,1	7,9	17,5	0,5

Westliche Glied- kirchen zusammen	53,5	38,4	4,0	4,1
--------------------------------------	------	------	-----	-----

Tabelle 4: Konfirmationen im Jahre 1963

Landeskirche	Konfirmierte Kinder		davon (in % von Spalte 1)					Nachrichtlich	
	insgesamt	darunter später als üblich konfirmiert	Kinder aus			unehe- liche Kinder evang. Mütter	Kinder sonstiger Eltern und Mütter	Konfir- mations- versa- gungen	im Jahre 1963 konfir- mierte Erwach- sene ¹
			evange- lischen Ehen	Mischehen					
				ins- gesamt	darunter aus evang.- kath. Ehen				
1	2	3	4	5	6	7	8	9	

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin-Brandenbg.	14321	83	75,9	19,3	8,9	4,6	0,1	20	179
– nur Berlin (West) –									
Westfalen	47573	128	81,7	16,1	12,7	1,8	0,4	64	431
Rheinland	50379	89	72,4	24,5	19,2	2,1	1,0	84	158

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen u. Nassau	31662	101	78,8	18,4	14,7	2,2	0,6	30	48
Kurhess.-Waldeck	18254	27	88,0	9,5	7,8	2,2	0,3	12	19
Baden	17979	12	73,3	22,6	19,9	3,3	0,8	17	12
Pfalz	9703	3	76,3	20,8	18,9	2,5	0,4	9	1
Bremen	6268	4	83,7	13,0	8,8	2,6	0,7	7	12

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	51397	116	88,2	8,4	6,3	3,1	0,4	54	218
Bayern	33679	56	74,8	20,9	18,3	3,8	0,6	32	54
Schleswig-Holst.	30101	78	85,6	9,6	5,4	3,8	1,0	46	474
Hamburg	8795	64	78,5	16,5	7,6	2,9	2,0	30	189
Braunschweig	8308	26	80,3	14,5	9,3	3,5	1,6	8	93
Lübeck	2511	5	91,9	6,7	5,8	1,2	0,2	—	12
Schaumbg.-Lippe	905	1	91,9	5,7	4,8	2,2	0,1	1	5

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	31787	39	79,7	16,9	13,4	2,4	0,9	15	.
Oldenburg	7552	36	88,3	8,6	5,5	2,8	0,3	5	64
Eutin	1098	—	90,8	4,2	2,9	4,6	0,4	—	8

Reformierte Landeskirchen

Lippe	3167	2	93,1	5,0	4,0	1,7	0,2	1	22
Nordwestdeutschld.	2467	4	94,3	3,8	3,0	1,8	0,1	3	17
Westliche Glied- kirchen zus.	377906	874	80,5	16,1	12,3	2,7	0,7	438	(2016)

¹. über 21 Jahre alt

Tabelle 5: Trauungen im Jahre 1963

Landeskirche	Getraute Paare		davon (in % von Spalte 1)				Nachricht- lich Trau- versagun- gen
	ins- gesamt	darunter nachträg- lich getraut ¹	evangelische Ehepaare	konfessionell gemischte Ehepaare		sonstige Ehe- paare	
				insgesamt	darunter evang.-kath. Ehepaare		
			1	2	3	4		5	6	7

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin-Brandenburg – nur Berlin (West) –	7135	362	90,8	9,2	8,0	—	16
Westfalen	26209	2146	80,4	19,6	18,8	0,1	130
Rheinland	25929	1825	69,8	30,2	28,9	0,0	192

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	15735	620	76,0	23,8	22,1	0,2	23
Kurhessen-Waldeck	8322	202	85,3	14,7	14,0	—	22
Baden	9618	267	70,0	29,8	27,7	0,2	32
Pfalz	5164	95	75,0	24,9	22,9	0,1	2
Bremen	3360	170	89,1	10,8	8,4	0,1	2

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	30920	1410	91,8	8,2	7,5	0,0	177
Bayern	16725	399	68,6	31,3	29,6	0,1	147
Schleswig-Holstein	16802	440	94,3	5,6	4,9	0,1	47
Hamburg	3814	117	92,7	7,1	5,4	0,2	28
Braunschweig	4851	252	86,9	13,0	12,1	0,1	24
Lübeck	1550	51	95,8	4,2	3,6	—	—
Schaumburg-Lippe	608	13	89,6	10,4	9,4	—	4

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	18300	1733	77,4	22,6	20,3	.	59
Oldenburg	4625	162	90,9	8,9	8,4	0,2	3
Eutin	750	30	95,2	4,7	4,3	0,1	—

Reformierte Landeskirchen

Lippe	1942	72	91,5	8,5	8,1	0,1	13
Nordwestdeutschland	1532	44	92,2	7,6	6,4	0,2	2

Westliche Glied- kirchen zus.	203891	10410	81,4	18,5	17,2	(0,1)	923
--	---------------	--------------	-------------	-------------	-------------	--------------	------------

¹ im allgemeinen später als 1 Jahr, in Württemberg später als 1 Monat nach der standesamtlichen Eheschließung

Tabelle 6: Trauungen in % der Eheschließungen des Jahres 1963 (Trauziffern)

Landeskirche	Trauungen in % der Eheschließungen					
	evangelische Ehepaare	konfessionell gemischte Ehepaare				
		insgesamt	davon			
			evangelisch-katholische	evangelisch-anders-christliche	evangelisch-jüdische	evangelisch-sonstige
	1	2	3	4	5	6

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin-Brandenburg – nur Berlin (West) –	49	10	17	11	—	1
Westfalen	97	30	32	20	—	4
Rheinland	88	27	29	30	—	3

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	90	32	36	21	—	9
Kurhessen-Waldeck	94	40	45	20	—	—
Baden	90	31	32	21	—	18
Pfalz	90	39	39	50	—	31
Bremen	73	33	37	36	—	21

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	93	30	37	27	—	2
Bayern	88	27	28	24	11	12
Schleswig-Holstein	77	20	32	29	—	1
Hamburg	58	11	19	24	—	1
Braunschweig	87	30	37	25	—	3
Lübeck	83	17	19	38	—	—
Schaumburg-Lippe	100	52	56	56	—	10

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	89	35	37	26	—	23
Oldenburg	93	30	36	19	—	2
Eutin	94	33	41	100	—	—

Reformierte Landeskirchen

Lippe	100	37	42	20	—	—
Nordwestdeutschland	93	35	39	31	—	9

Westliche Glied- kirchen zusammen	85	29	32	24	1	5
--------------------------------------	----	----	----	----	---	---

Tabelle 7: Trauungen von geschiedenen Eheleuten im Jahre 1963

Landeskirche	Trauungen von Ehepaaren, bei denen geschieden waren:		
	nur der Mann	nur die Frau	beide
	1	2	3

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin-Brandenburg	357	166	58
– nur Berlin (West) –			
Westfalen	639	504	101
Rheinland	764	478	132

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	450	356	78
Kurhessen-Waldeck	154	120	31
Baden	350	226	74
Pfalz	201	132	43
Bremen	31	48	9

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	590	450	103
Bayern	292	241	42
Schleswig-Holstein	217	142	46
Hamburg	28 ¹	26 ¹	6 ¹
Braunschweig	70	95	21
Lübeck	28	17	2
Schaumburg-Lippe	8	3	2

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	511	198	.
Oldenburg	66	49	12
Eutin	9	12	3

Reformierte Landeskirchen

Lippe	25	13	7
Nordwestdeutschland	22	9	2
Westliche Glied- kirchen zusammen	(4812)	(3285)	(772)

1. Teilergebnis

Tabelle 8: Kirchliche Bestattungen im Jahre 1963

Landeskirche	Bestattete			davon			
	Erd- bestat- tete	Einge- äscherte und in Urnen Bei- gesetzte ¹	ins- gesamt	evangelische Bestattete		sonstige Bestattete	
				Anzahl	in % der verstorbenen Evangelischen	Anzahl	in % aller Bestatteten (Spalte 3)
	1	2	3	4	5	6	7

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin-Brandenburg	16265	7994	24259	23304	84	955	3,9
– nur Berlin (West) –							
Westfalen	37868	1278	39146	38787	96	359	0,9
Rheinland	41823	1078	42901	41962	94	939	2,2

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	22925	3630	26555	25841	97	714	2,7
Kurhessen-Waldeck	12121	597	12718	12630	96	88	0,7
Baden	13654	1850	15504	15115	97	389	2,5
Pfalz	8107	572	8679	8461	98	218	2,5
Bremen	3461	1958	5419	5312	88	107	2,0

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	42065	2638	44703	44372	97	331	0,7
Bayern	24629	5877	30506	29891	99	615	2,0
Schleswig-Holstein	23417	2722	26139	25854	90	285	1,1
Hamburg	5282	3908	9190	9062	85	128	1,4
Braunschweig	5895	1380	7275	7215	92	60	0,8
Lübeck	2090	360	2450	2435	93	15	0,6
Schaumburg-Lippe	887	17	904	901	103	3	0,3

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	(23834) ²	(2646) ²	(26480) ²	26480	97	.	.
Oldenburg	5830	461	6291	6137	100	154	2,4
Eutin	1087	27	1114	1096	107	18	1,6

Reformierte Landeskirchen

Lippe	2714	38	2752	2736	97	16	0,6
Nordwestdeutschland	1951	69	2020	1981	108	39	1,9

Westliche Glied- kirchen zusammen	(295905)	(39100)	(335005)	329572	94	(5433)	(1,6)
--	-----------------	----------------	-----------------	---------------	-----------	---------------	--------------

1. Urnenbeisetzungen nur gezählt, wenn Einäscherung ohne kirchliche Mitwirkung

2. nur Evangelische

Tabelle 9: Kirchliche Bestattungen von Selbstmördern im Jahre 1963

Landeskirche	Bestattete insgesamt	davon		
		evangelisch-landeskirchliche	röm.-katholische	sonstige ¹
	1	2	3	4

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin-Brandenburg – nur Berlin (West) –	290	285	5	
Westfalen	382	373	5	4
Rheinland	372	365	6	1

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	196	176	20	
Kurhessen-Waldeck	134	131	3	—
Baden	191	185	5	1
Pfalz	110	109	—	1
Bremen	35	32	1	2

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	539	535	3	1
Bayern	359	354	5	—
Schleswig-Holstein	281	281	—	—
Hamburg	57	56	—	1
Braunschweig	67	66	1	—
Lübeck	2	2	—	—
Schaumburg-Lippe	11	11	—	—

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	.	.	.	.
Oldenburg	62	62	—	—
Eutin	12	12	—	—

Reformierte Landeskirchen

Lippe	35	35	—	—
Nordwestdeutschland	20	20	—	—

Westliche Gliedkirchen zusammen	(3155)	(3090)	(29)	25	(11)
--	---------------	---------------	-------------	-----------	-------------

1. „sonstige“ = ev.-freikirchlich, anders christlich, jüdisch, sonstige Religion, freireligiös, Weltanschauungsgemeinschaften, gemeinschaftslos und ohne Angabe

Tabelle 10: Heiliges Abendmahl im Jahre 1963

Landeskirche	Abendmahlsfeiern					Abendmahlsgäste				
	im Gotteshaus					Privat-				
	insgesamt	je Kirchengemeinde ¹				Privat- kommunionen	im Gotteshaus			Privatkommunionen
		alle Kirchen- gemeinden ²	Gemeinden mit Sitz mindestens eines Pfarramtes				insgesamt	je Feier	insgesamt je Feier	
	1	2	3	4	5	6	7	8		

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin-Brandenburg - nur Berlin (West) -	6860	50	50	1460		914701	46	48005	3
Westfalen	19704	36	36	14424		802753	47	42892	4
Rheinland	17208	22	26	11538					
Übrige unierte Landeskirchen									
Hessen und Nassau	12577	12	13	8164		660031	52	28327	3
Kurhessen-Waldeck	6719	7	13	4886		391422	58	15953	3
Baden	9453	18	23	8608		451263	48	30403	4
Pfalz	3680	8	13	3601		211072	57	12244	3
Bremen	1212	23	23	361		55284	46	1128	3

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	24707	15	21	10747	965676	39	41086	4
Bayern	26581	21	22	15979	1169656	44	45737	3
Schleswig-Holstein	9637	21	21	2138	278134	29	7953	4
Hamburg	3567	51	51	672	113414	32	2106	3
Braunschweig	4161	10	15	989	136584	33	3949	4
Lübeck	831	29	29	212	25323	30	688	3
Schaumburg-Lippe	341	16	16	553	22971	67	2060	4

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	16355 ⁴	13	16	14262	746499 ⁵	46	55124	4
Oldenburg	2470	23	25	764	89895	36	2968	4
Eutin	239	14	14	82	9845	41	279	3

Reformierte Landeskirchen

Lippe	1224	18	18	651	48700	40	2631	4
Nordwestdeutschland	681	5	6	89	28726	42	315	4
Westliche Glied- kirchen zusammen	168207	17	21	100180	.	.	.	.
Spalten 5—8 ohne Berlin (West)					7121949	44	343848	3

1. nach dem Stand am Ende des Berichtsjahres
2. einschließlich rechtlich selbständiger Gemeinden ohne Sitz eines Pfarramts, Hilfspfarramts, exponierten Vikariats oder dergleichen
3. Abendmahlsgäste im Gotteshaus und bei Privatkommunionen insgesamt (= 261 594)
4. darunter 866 Feiern für Sondergruppen
5. darunter 36 546 Gäste bei Abendmahlsfeiern für Sondergruppen

Tabelle 11: Abendmahlsgäste des Jahres 1963

Landeskirche	Abendmahlsgäste							
	insgesamt		Männer in % von Spalte 1	bei Privat- kommunionen in % von Spalte 1	insgesamt	bei Feiern im Gotteshaus		
	Zahl	in % der Seelen (Abendmahls- ziffer)				innerhalb des Gottes- dienstes	davon in %	
							im Anschluß an einen Predigt- gottesdienst	im selbständigen Abendmahls- gottesdienst
1	2	3	4	5	6	7	8	
Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union								
Berlin-Brandenburg — nur Berlin (West) —	261594	16	27	•	•	•	•	•
Westfalen	962706	26	36	5	914701	38,1	45,6	16,4
Rheinland	845645	20	37	5	802753	33,2	51,9	14,9
Übrige unierte Landeskirchen								
Hessen und Nassau	688358	28	38	4	660031	15,4	70,8	13,8
Kurhessen-Waldeck	407375	36	43	4	391422	56,0	29,6	14,3
Baden	481666	35	35	6	451263	8,4	72,8	18,8
Pfalz	223316	30	36	5	211072	15,2	70,2	14,7
Bremen	56412	11	34	2	55284	27,2	48,6	24,2

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	1006762	24	38	4	965676	53,3	25,6	21,1
Bayern	1215393	45	39	4	1169656	19,3	40,8	39,9
Schleswig-Holstein	286087	12	35	3	278134	51,1	32,1	16,8
Hamburg	115520	16	34	2	113414	46,1	42,8	11,1
Braunschweig	140533	21	32	3	136584	65,9	23,6	10,5
Lübeck	26011	12	43	3	25323	13,7	80,3	6,0
Schaumburg-Lippe	25031	34	41	8	22971	13,5	38,7	47,8
Übrige lutherische Landeskirchen								
Württemberg	801623 ¹	30	35	7	746499 ¹	—	67,5	32,5
Oldenburg	92863	15	38	3	89895	52,5	32,0	15,4
Eutin	10124	10	35	3	9845	32,8	57,5	9,7
Reformierte Landeskirchen								
Lippe	51331	20	36	5	48700	14,4	68,1	17,5
Nordwestdeutschland	29041	15	40	1	28726	63,1	35,5	1,5
Westliche Glied- kirchen zusammen	7727391	25	37	•	•	•	•	•
Spalten 1, 4—8 ohne Berlin (West)	7465797			5	7121949	29,9	48,1	22,0

1. darunter 36 546 Gäste bei Abendmahlsfeiern für Sondergruppen = 4,9%

Tabelle 12: Kindergottesdienste sowie kirchliche Unterweisung der Jugend im Jahre 1963

Landeskirche	Zahl der regelmäßigen Teilnehmer:										
	Kindergottesdienst ¹				Vorkonfirmandenunterricht ²				Konfirmandenunterricht ²		Unter- weisung der konfirmierten Jugend
	ohne Gruppensystem		mit Gruppensystem		insgesamt	darunter Jungen in %	insgesamt	darunter Jungen in %			
	insgesamt	darunter Jungen in %	insgesamt	darunter Jungen in %							
1	2	3	4	5	6	7	8	9			

Gliederkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin-Brandenburg — nur Berlin (West) —	3	3	3	3	15676	49	15276	49	—
Westfalen	20932	44	90947	44	47515	51	47496	51	5210
Rheinland	32772	45	90276	44	50623	50	50878	51	2234

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	30207	45	29052	44	.	.	4	4	13660
Kurhessen-Waldeck	21159	46	15755	44	12124	50	16014	51	4386
Baden	34672	46	18817	45	—	—	18260	51	18174
Pfalz	10349	44	7084	44	10814	51	10917	52	1140
Bremen	2607	43	3183	43	5952	51	6079	50	1695

Gliederkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	34162	44	44763	44	54640	51	54399	51	5152
Bayern	35402	45	30477	46	22089	50	32065	50	9772
Schleswig-Holstein	9765	42	14286	40	30148	51	31299	51	447

Hamburg	1394	41	3491	38	7707	50	9607	50	—
Braunschweig	5446	42	3916	42	9273	52	9135	51	73
Lübeck	208	57	1001	37	2453	48	2656	51	—
Schaumburg-Lippe	569	44	1745	42	1003	52	946	49	119

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	30991	.	114167	.	.	.	.	.	29859
Oldenburg	3399	44	3331	41	7867	50	8393	51	143
Eutin	349	43	422	39	1237	50	1142	51	79

Reformierte Landeskirchen

Lippe	1598	44	5472	42	3183	50	3345	53	28
Nordwestdeutschland	2338	42	5225	44	3134	51	2863	52	87

Westliche Glied- kirchen zusammen	(278319)	.	(483410)	.	(285438)	.	(320770)	.	(90732)
--------------------------------------	----------	---	----------	---	----------	---	----------	---	---------

Spalten 1—4 ohne
Berlin (West) und
ohne Württemberg

247328 45 369243 44

Spalten 5—8 ohne
Hessen und Nassau
u. ohne Württemberg

285438 50 320770 51

1. darin in einzelnen Gliedkirchen veranlagt Kinderlehre enthalten
2. Stichtag 31. 12. 1963
3. Gesamtzahl der Teilnehmer beider Systeme = 10 640, darunter Jungen 40 %
4. Vorkonfirmandenunterricht und Konfirmandenunterricht insgesamt = 39411, darunter Jungen 51 %
5. Teilergebnis
6. außerdem Vorkatechumenen zusammen 3190, Jungen 1686 = 53 %

Tabelle 13: Übertritte (Eintritte) zu den Landeskirchen im Jahre 1963

Landeskirche	Übergetretene				Religions- unmündige ²
	Erwachsene				
	insgesamt	darunter			
		Männer		Wieder- eingetretene ¹	
		Anzahl	in %		
1	2	3	4	5	

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin-Brandenburg – nur Berlin (West) –	1542	679	44,0	930	.
Westfalen	5785	2987	51,6	1738	219
Rheinland	5753	2822	49,1	2102	214

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	2937	1380	47,0	627	145
Kurhessen-Waldeck	1088	524	48,2	275	37
Baden	1449	658	45,4	343	269
Pfalz	783	393	50,2	142	125
Bremen	719	348	48,4	241	35

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	3352	1653	49,3	1084	140
Bayern	3256	1388	42,6	531	361
Schleswig-Holstein	2486	1254	50,4	1113	35
Hamburg	721	323	44,8	317	5
Braunschweig	885	432	48,8	306	11
Lübeck	126	68	54,0	60	—
Schaumburg-Lippe	69	36		6	4

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	2348	.	.	884	196
Oldenburg	46	25	49,1	19	1
Eutin	589	289		233	8

Reformierte Landeskirchen

Lippe	220	93	42,3	52	4
Nordwestdeutschland	164	80	48,8	21	1

Westliche Glied- kirchen zusammen	34318	.	.	11024	(1810)
--------------------------------------	-------	---	---	-------	--------

Spalten 1—3

ohne Württemberg	31970	15432	48,3		
------------------	-------	-------	------	--	--

1. einschließlich Rücktritte

2. nur Kinder, die getauft waren

Tabelle 14: Kirchenaustritte im Jahre 1963

Landeskirche	Ausgetretene			Religions- unmündige
	Erwachsene			
	insgesamt	darunter Männer		
		Anzahl	in ‰	
		1	2		3
4				

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin-Brandenburg – nur Berlin (West) –	4235	2117	50,0	48
Westfalen	3605	1713	47,5	218
Rheinland	5866	2986	50,9	446

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	2372	1245	52,5	135
Kurhessen-Waldeck	663	351	52,9	34
Baden	1198	566	47,2	142
Pfalz	510	256	50,2	69
Bremen	634	328	51,7	20

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	3481	1809	52,0	140
Bayern	2411	1035	42,9	705
Schleswig-Holstein	3253	1699	52,2	75
Hamburg	3315	1723	52,0	19
Braunschweig	953	511	53,6	17
Lübeck	152	84	55,3	4
Schaumburg-Lippe	42	17		5

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	1840	.	.	241
Oldenburg	752	428	56,9	23
Eutin	32	15		—

Reformierte Landeskirchen

Lippe	79	33		7
Nordwestdeutschland	95	40		7
Westliche Glied- kirchen zusammen	35488	.	.	2355
Spalten 1—3 ohne Württemberg	33648	16956	50,4	

III. Studierende der evangelischen Theologie im Wintersemester 1963/64

Von Paul Zieger

Die Zunahme der Zahl der Theologiestudenten hat auch im Wintersemester 1963/64 angehalten. Dabei ist auffällig, daß die Kirchlichen Hochschulen einen leichten Rückgang zeigen, während an den Universitäten mit Ausnahme von Erlangen und Mainz Zugänge zu verzeichnen sind. An erster Stelle liegt wieder Heidelberg, an zweiter und dritter folgen Tübingen und Göttingen, während im Vorjahr Göttingen mehr Studenten hatte als Tübingen (Tabelle 1).

Bei der Übersicht über die Besetzung der einzelnen Fachsemester zeigt sich deutlich, daß die Zunahme entscheidend von der Verlängerung des Studiums beeinflußt wird, denn der Anteil der 1. Semester hat sich verringert und der der zweiten nur unwesentlich verändert. Dagegen stehen mehr als ein Fünftel aller Studierenden der Theologie im zehnten oder einem höheren Semester (Tabelle 2).

An den Universitäten sind mehrfach die 1. und 2. Semester nur schwach besetzt, während sie einen leichten Anstieg an den Kirchlichen Hochschulen aufweisen. Auffällig ist der Rückgang in Bethel, dem ein Zugang an den anderen Kirchlichen Hochschulen gegenübersteht (Tabelle 3).

Die in Tabelle 4 gegebenen Vergleichszahlen für fünf Semester zeigen, daß der Anteil der Theologiestudenten, die aus Pfarrhäusern kommen, an der Gesamtzahl stetig gesunken ist. Auch sonst scheinen sich Veränderungen abzuzeichnen, die aber insgesamt bisher keine größere Bedeutung haben.

Im Jahre 1963 gab es nach Angabe des Statistischen Jahrbuchs der DDR für 1964 insgesamt 592 Theologiestudierende. Die völlig andere Verteilung auf die Semester ist aufschlußreich; es standen

im 1. Semester	137
im 2. Semester	146
im 3. Semester	115
im 4. Semester	91
im 5. Semester	94.

Studienverlängerung hatten 9. Weitere Einzelheiten werden nicht veröffentlicht. In den Zahlen zeigt sich die Zunahme des Theologiestudiums im Bereich der DDR.

Tabelle 1: Die deutschen Studierenden der evangelischen Theologie¹ an den einzelnen Universitäten und Kirchlichen Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin (West) in den Wintersemestern 1962/63 und 1963/64

Universität Hochschule	Zahl der Studierenden der Theologie								Zunahme (+) bzw. Abnahme (—) gegenüber Vorjahr	
	Wintersemester 1962/63				Wintersemester 1963/64				1962/63	1963/64
	männ- lich	weib- lich	insge- samt	in %	männ- lich	weib- lich	insge- samt	in %		
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
Bonn	182	35	217	5,7	190	23	213	5,3	+ 13	— 4
Erlangen	261	27	288	7,5	245	41	286	7,1	+ 1	— 2
Göttingen	466	104	570 ²	14,9	475	96	571 ²	14,1	+ 82	+ 1
Hamburg	209	52	261	6,8	229	43	272 ²	6,7	— 1	+ 11
Heidelberg	503	100	603 ²	15,8	596	111	707 ²	17,5	+ 44	+104
Kiel	73	18	91 ²	2,4	105	29	134 ²	3,3	— 29	+ 43
Mainz	169	11	180	4,7	143	20	163	4,0	— 18	— 17
Marburg	225	36	261	6,8	253	31	284	7,0	— 12	+ 23
Münster	150	15	165	4,3	163	15	178	4,4	— 8	+ 13
Tübingen	462	79	541 ²	14,1	508	108	616 ²	15,3	— 4	+ 75
Saarbrücken	x	x	x	x	6	1	7	0,2	x	+ 7
Universi- täten	2700	477	3177	83,1	2913	518	3431	84,9	+ 68	+254
Berlin- Zehlendorf	182	59	241	6,3	200	58	258	6,4	+ 51	+ 17
Bethel	156	20	176	4,6	121	14	135	3,3	+ 24	— 41
Neuen- dettelsau	108	11	119	3,1	96	10	106	2,6	+ 7	— 13
Wuppertal	105	7	112	2,9	102	7	109	2,7	+ 13	— 3
Kirchl. Hochschulen	551	97	648	16,9	519	89	608	15,1	+ 95	— 40
Insgesamt	3251	574	3825	100	3432	607	4039	100	+163	+214

1. ohne Beurlaubte und Gasthörer

2. einschl. Studenten für Ev. Religionslehre:

1962/63: Göttingen 54, Heidelberg 35, Kiel 16, Tübingen 68, Hamburg —

1963/64: Göttingen 38, Heidelberg 50, Kiel 28, Tübingen 87, Hamburg 24

Tabelle 2: Die Studierenden der evangelischen Theologie nach Fachsemestern in % (Universitäten und Kirchliche Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin [West])

Fachsemester	Von je 100 Studierenden standen im vorbezeichneten Fachsemester				
	Wintersemester				
	1959/60	1960/61	1961/62	1962/63	1963/64 ¹
1.	7,2	6,2	6,7	6,7	5,8
2.	16,6	15,3	14,6	14,1	14,3
3.	6,9	7,2	6,1	6,4	6,5
4.	13,0	15,5	14,4	13,3	12,1
5.	5,7	5,9	6,1	5,9	5,7
6.	14,4	11,6	13,7	13,7	11,8
7.	6,4	5,4	5,5	5,9	5,5
8.	12,8	12,7	11,0	11,8	12,4
9.	3,9	5,4	4,8	4,9	5,4
10. und weiteres	13,1	14,8	17,1	17,3	20,5
Ohne Angabe	—	0,0	0,1	0,1	0,1
Insgesamt	100	100	100	100	100
Anzahl insges.	3393	3565	3662	3825	4039

1. erstmals einschl. Saarbrücken

Tabelle 3: Theologiestudierende im 1. und 2. Fachsemester (Studienanfänger) in der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin (West)

Universität Hochschule	Studienanfänger des 1. und 2. Semesters im Wintersemester				
	1959/60	1960/61	1961/62	1962/63	1963/64
Bonn	.	24	18	22	14
Erlangen	61	53	59	59	51
Göttingen	39	38	45	76	79
Hamburg	59	58	42	52	45
Heidelberg	77	57	70	54	67
Kiel	21	23	29	19	30
Mainz	19	25	28	36	16
Marburg	49	59	46	43	47
Münster	.	27	30	26	13
Tübingen	137	118	123	100	120
Saarbrücken	x	x	x	x	2
Universitäten	.	482	490	487	484

Universität Hochschule	Studienanfänger des 1. und 2. Semesters im Wintersemester				
	1959/60	1960/61	1961/62	1962/63	1963/64
Berlin-Zehlendorf	69	58	53	62	96
Bethel	.	103	107	123	96
Neuendettelsau	71	61	75	67	64
Wuppertal	.	62	56	58	72
Kirchliche Hochschulen	.	284	291	310	328
Bonn, Münster, Bethel, Wuppertal ¹	207				
Insgesamt	809	766	781	797	812

1. 1959/60 nicht aufteilbar; in „Insgesamt“ enthalten

Tabelle 4: Die Theologiestudierenden nach dem Beruf des Vaters

Ausbildung und Beruf des Vaters	Von je 100 Theologiestudierenden stammten von Vätern mit vorstehendem Beruf im Wintersemester				
	1959/60	1960/61	1961/62 ¹	1962/63 ¹	1963/64 ¹
A. Akademiker					
1. <i>Beamter</i>					
Hochschullehrer	1,4	1,2	1,4	1,3	1,4
Lehrer	4,4	4,5	4,7	5,4	4,9
Geistlicher	22,4	22,2	21,4	20,3	19,9
Richter, Staatsanwalt	1,2	1,5	1,4	1,2	1,1
Höherer Medizinalbeamter	0,4	0,4	0,5	0,8	0,6
Sonstiger Beamter	4,6	4,6	4,4	4,5	4,5
2. <i>Angestellter</i>					
Lehrer	0,1	0,1	0,2	0,3	0,3
Jurist	0,1	0,2	0,2	0,3	0,2
Arzt, Zahnarzt, Tierarzt	0,3	0,4	0,2	0,1	0,2
Apotheker	0,2	0,1	0,2	0,1	0,2
Ingenieur, Architekt, Wirtschaftsprüfer	1,9	2,1	1,8	2,2	1,8
Sonstiger Angestellter und ohne genaue Berufsangabe	1,8	2,0	2,5	2,1	2,7
3. <i>Freier Beruf</i>					
Rechtsanwalt, Notar	1,1	0,7	1,0	0,8	0,6
Arzt, Zahnarzt, Tierarzt	1,5	1,4	1,9	2,0	1,7

1. ohne Kiel

Ausbildung und Beruf des Vaters	Von je 100 Theologiestudierenden stammten von Vätern mit vorstehendem Beruf im Wintersemester				
	1959/60	1960/61	1961/62 ¹	1962/63 ¹	1963/64 ¹
Apotheker	0,2	0,2	0,3	0,3	0,4
Selbständiger Ingenieur, Architekt, Wirtschaftsprüfer	0,5	0,8	0,8	0,7	0,6
Sonstiger freier Beruf	0,6	0,4	0,6	0,4	1,0
4. <i>Selbständiger Landwirt</i>	0,2	0,2	0,2	0,4	0,4
5. <i>Handel- und Gewerbetreibender</i>	0,6	0,6	0,5	0,3	0,2
6. <i>Akademiker ohne Beruf oder ohne genaue Berufsangabe</i>	0,0	—	0,0	0,1	0,2
Akademiker zusammen	43,6	43,8	44,2	43,8	42,8
B. Nichtakademiker					
1. <i>Beamter</i>					
Offizier, Wehrmachtsbeamter	1,0	1,3	1,6	1,9	2,1
Lehrer	3,7	4,0	2,9	2,9	2,6
Sonstiger höherer Beamter	0,4	0,5	0,7	0,6	0,6
Beamter im gehobenen Dienst	6,2	6,6	5,5	5,6	5,6
Beamter im mittleren bzw. einfachen Dienst	4,3	3,8	4,0	3,6	4,5
2. <i>Angestellter</i>					
Leitender Angestellter	6,0	7,8	9,1	8,6	8,8
Sonstiger Angestellter	12,6	11,1	11,2	11,6	11,2
Werkmeister	1,0	1,0	1,1	0,9	1,1
3. <i>Arbeiter</i>	5,9	6,0	5,6	5,5	6,2
4. <i>Freier Beruf</i>	1,4	1,7	1,4	1,2	1,6
5. <i>Selbständiger Landwirt, Bauer</i>	3,5	2,7	3,1	3,5	2,7
6. <i>Handel- und Gewerbetreibender</i>					
Selbständiger Handwerker	3,8	3,5	3,6	3,1	3,2
Kaufmann, sonstiger selbständiger Handel- und Gewerbetreibender	6,6	6,1	5,8	6,4	6,0
7. <i>Nichtakademiker ohne Beruf oder ohne genaue Berufsangabe</i>	0,1	0,1	0,1	0,2	0,2
Nichtakademiker zusammen	56,4	56,1	55,8	55,7	56,2
C. Ohne Angabe	0,1	0,1	0,1	0,5	1,0
Insgesamt	100	100	100	100	100

1. ohne Kiel

Diecke

SD42

31226

Mc

48-

25.3.66

PTAK

K58

1964

BX

8020

A2

K5

v.91

31226

Kirchliches Jahrbuch
1964

DATE DUE

BORROWER'S NAME

Kirchliches Jahrbuch
1964

THEOLOGY LIBRARY
SCHOOL OF THEOLOGY AT CLAREMONT
CLAREMONT, CALIFORNIA



PRINTED IN U.S.A.

